Miss Ellen Terry as Lady Macbeth
Photo by Window & Grove, Baker Street, W.

Soc 4853.6

Harvard College Library

FROM THE BEQUEST OF

HENRY CLARKE WARREN
(Class of 1879)

OF CAMBRIDGE

Received Feb. 18, 1901

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Das Frauenleben der Erde.

Digitized by Google

808.
19

Das

Frauenleben der Erde.

Geschildert

von

Amand Freiherr v. Schweiger-Lerchenfeld.

Mit 200 Original-Zeichnungen von A. Wanjura.

Wien. Pest. Leipzig.
A. Hartleben's Verlag.
1881.

(Alle Rechte vorbehalten.)

Digitized by Google

Soc 4853.6

Harvard College Library
Feb. 18, 1901
From the Bequest of
HENRY C. WARREN.

Druck von Friedrich Jasper in Wien.

Digitized by Google

Vorwort.

Bei Entwurf des Planes zu dem vorliegenden Werke glaubte der Verfasser seine Aufgabe derart erfassen zu sollen, daß er alle jene Erscheinungen auf ethnographischem Gebiete, welche ausschließlich den weiblichen Theil der Bewohner unseres Planeten betreffen, zum Grundthema seiner Schilderungen wählte. Da es keine eigentlichen Compendien der Völkerkunde giebt, die vorhandenen, meist vorzüglichen Lehr- und Handbücher aber, ihrer mehr oder weniger streng wissenschaftlichen Anlage und Durchführung halber, das Völkerleben in allen Zonen nur in seiner Gesammtheit oder innerhalb seiner jeweiligen räumlichen Begrenzung schildern, so begreift man leicht, daß die erdrückende Fülle des Materials, welches sich auf die weiblichen Bewohner der Erde bezieht, dortselbst nur beschränkten Raum finden konnte.... Dieses Material sollte nun in diesem Werke in einen weiteren Rahmen gefügt werden, indem es auf ethnographischer Grundlage das »Frauenleben der Erde« schildert. Der Autor gab sich hinsichtlich der Schwierigkeiten der zu lösenden Aufgabe keiner Täuschung hin, da ihm wohl bewußt war, wie verschiedenartig dieselbe seitens des intelligenten Theiles des Publikums aufgefaßt werden würde. Mancher mag hinter dem anlockenden Kleide einen Inhalt voll sinnen-reizender Pikanterien, Andere wieder lebendige historische Bilder, wieder Andere die reizendsten Seiten der Culturgeschichte aller Zeiten in dem verklärenden Schimmer des Frauenlebens gesucht haben.

In diesem Sinne mögen viele Leser, ich gebe es zu, von dieser Arbeit nicht ganz befriedigt gewesen sein. Dieselbe ist nach Plan und Aus-

Digitized by Google

führung, soweit die außereuropäischen Völker in Betracht kommen, streng ethnographisch. Die einzelnen Abschnitte sollten das jeweilige Bild von der materiellen Existenz, des sittlichen Werthes und der socialen Stellung des Weibes bei den einzelnen Völkern liefern, um dann in geschlossener Kette belehrende und, soweit dies bei einem wenig umfangreichen Werke möglich ist, erschöpfende Orientirung über einen Gegenstand zu geben, der tiefer als irgend sonst einer in das Völkerleben einschneidet. Ausgeschlossen waren von vornher Schablone oder ermüdende Systematik einerseits, sowie andererseits geschichtliche und culturgeschichtliche Erweiterungen des Themas, zu deren Bewältigung eben nicht eine, sondern ein Dutzend erprobter Federn nöthig gewesen wären.

Gleichwohl lag das Heranziehen von culturgeschichtlichen Factoren bei einigen Völkern zu nahe, um sie schlankweg übergehen zu können, so bei den Arabern, bei den Indern, den Chinesen und Japanern. Rückblicke dieser Art in eine zum Theile glänzende Vergangenheit waren vollkommen geeignet, das Axiom zur Geltung kommen zu lassen: »ein Volk sinkt und steigt mit dem Weibe« .... Erst wenn man beispielsweise die blendende Frauengallerie kennen gelernt hat, über welche die arabische Khalifenzeit verfügte, begreift man den ungeheueren Unterschied von Einst und Jetzt, die Kluft, welche mit dem Erlöschen einer einst glanzreichen Cultur und mit dem Fortschreiten tiefgreifender Entsittlichung sich zwischen dem Frauenzauber der Bagdader Märchenwelt und der erbärmlichen Gegenwart aufthat.

Aehnliche Reminiscenzen wird der freundliche Leser bei genauer Prüfung der Erscheinungen des indischen Frauenlebens wachrufen. Er wird die Wahrnehmung machen, daß in altvedischer Zeit, also damals, als die Inder ihre poetische und literarische Glanzepoche durchmachten und die eigenartige Cultur derselben zur vollen blüthenreichen Entfaltung gelangte, die Stellung des Weibes eine wesentlich freiere, würdigere war, als von dem Zeitpunkte ab, da das Brahmanenthum mit seiner Kastenabsonderung zum Durchbruche gelangte. Die Barbarei der Witwen-Verbrennung steht im grellsten Widerspruche zu dem Geiste des vedischen Zeitalters und zu der damaligen Bestattungsart, die keine Feuerbestattung war. Auch konnte in altvedischer Zeit die Witwe sich anstandslos wieder

Digitized by Google

verheiraten, während das Brahmanenthum die gräßliche Selbstopferung der Frau nach dem Tode ihres Mannes decretirte u. dergl. m.

Culturgeschichtliches Material ist, weil es kaum zu vermeiden war, auch in die Abschnitte über China und Japan in reichlichem Maße eingeflochten, zumal dort, wo das Bild eigenartiger civilisatorischer Strebungen seines Spiegels bedurfte, den eben das Weib in seiner Werthschätzung, in seiner individuellen sittlichen Bedeutung abgiebt .... Wo die höhere Gesittung der Racen oder Völker, wie in Amerika und Europa, eine farbigere und reizvollere Ausschmückung der behandelten Fragen zuließ, setzten wir an Stelle der ethnographischen Schilderung das fesselndere Cultur- und Sittenbild, um der Phantasie des Lesers mehr Anregung zuzuführen und ihn für die wenig günstigen Eindrücke, die er von dem Leben und Treiben der Naturvölker empfangen mußte, zu entschädigen ....

Diese Bilder wird der Leser leicht in zwei Gruppen trennen können, von denen die eine die zum Theile höchst bizarren und abschreckenden Erscheinungen in sich begreift, wie sie eine mit autochthoner Barbarei reichlich versetzte After-Cultur hervorbringt — wir meinen das sociale Leben in den südamerikanischen Freistaaten — während die andere Gruppe, die abwechslungsreichen Bilder aus dem Leben der europäischen Culturvölker, uns unser eigenes Thun und Treiben im Rahmen der Alles verfeinernden Civilisation vorführt, an der freilich nicht Alles sittlich sein mag, was die Sitte mit ihrem gleißenden Schilde zu decken beliebt. Wo Höhen ragen, gähnen auch Tiefen — wo Licht, ist Schatten .... Wer indeß an dem europäischen Frauenleben zu viel dieses Lichtes und zu wenig des Schattens erblicken wollte, dem gestehen wir ohne Rückhalt, daß bei Verfassung eines Buches, das vorwiegend für das weibliche Publikum bestimmt ist, Gründe vorwalteten, die den Verfasser zwangen, die bare Wirklichkeit nicht allerorts über die in diesem Falle unerläßliche Courtoisie zu setzen.

Was die illustrative Ausstattung des Werkes betrifft, wäre zu bemerken, daß dieselbe von der Hand eines Zeichners herrührt, der zwar der vollen künstlerischen Durchbildung entbehrt, diesen Mangel aber in nicht zu unterschätzendem Grade durch autoptische Kenntniß von vier

Digitized by Google

Erdtheilen, in anderer Richtnng erſetzt. Nur dieſer Kenntniß, ſowie ſeinen reichhaltigen Sammlungen von Originalſkizzen, Schmuckſachen und Toilette-Gegenſtänden iſt es zu danken, daß die größere Mehrheit der dem Buche beigegebenen Abbildungen als naturgetreue Reproductionen gelten können. Der ethnographiſch gebildete Leſer, der die Neuheit und Originalität dieſer Illuſtrationen zu würdigen wiſſen wird, bedarf eines ſolchen Winkes wohl kaum, den Nicht-Fachmann dürfte aber dieſe Aufklärung dem Werke gegenüber gewiß noch freundlicher ſtimmen.

Schließlich erachte ich es als eine Pflicht, meinem geehrten Herrn Verleger, der ſowohl dem illuſtrativen Schmuck, wie überhaupt der gediegenen Ausſtattung des Werkes große Sorgfalt zuwendete, ſowie allen Jenen, welche ſich an deſſen techniſcher Herſtellung in liebevoller Weiſe betheiligten, an dieſer Stelle beſonderen Dank auszuſprechen.

Der Verfaſſer.

Digitized by

Im Kaukasus.

Sie ſitzen müßig auf den Schwellen,
Die Söhne dort des Kaukaſus,
Und plaudern viel von Ueberfällen,
Von ſchauria ſchönem Kampfgenuß;
Von edlen Roſſen, kühnen Ritten,
Und Aſiens wilden Liebesſitten ....
Puſchkin.

I. Georgien – Mingrelien – Gurien.

Vorbemerkung. Die letzte georgiſche Königin. Tiflis, das Paradies Transkaukaſiens. Die Georgierinnen. Die transkaukaſiſchen Volksſtämme. Georgiſches Leben auf dem Lande. Liebe zu Tanz und Geſang. Die „Erschinka". Kachetiſcher Wein. Georgiſche Sklavinnen. Die Frauen Mingreliens und Guriens.

Seit Mirza-Schaffy-Bodenſtedt's liebliche Verſe das kaukaſiſche Leben poetiſch verklärt haben, iſt unſere Phantaſie nicht müde geworden, ſich in jene Welt anheimelnden Zaubers zu verſenken. In dieſen ſchöngeiſtigen Kundgebungen boten ſich, greifbarer als bändereiche Schilderungen vermocht hätten, die Anknüpfungspunkte zwiſchen dem farbigen Oſten mit ſeiner warmpulſenden Daſeinsfreude und unſerer abendländiſchen, durch Bildung und Sitte geklärten Lebensanſchauung. Freilich mußte man hierbei manche Illuſion

mit in den Kauf nehmen; denn auch in den paradiesischen Landschaften Transkaukasiens ist beileibe nicht alles Gold, was im Sonnenlichte funkelt. Man weiß, was Tiflis, das vielgepriesene Paradies Georgiens, vor dem Erscheinen der Russen jenseits der kaukasischen Alpenketten war. Ein unentwirrbarer Knäuel enger, schmutziger Gassen und dumpfer Lehmhütten drängte sich an dem hohen Ufer der schmutziggelben Kura zusammen. Die alten Bauten grusinischer Fürsten lagen längst in Ruinen, denn das uralte christliche Königsgeschlecht der Bagratiden hatte seit Jahrhunderten dem Anstürmen islamitischer Völker auf allen Seiten abzuwehren. Und was hatte der Glanz der persischen Safiden-Könige, welche zu Isfahan geboten, dem georgischen Fürstensitze gebracht? War nicht Schah Abbas, den die Geschichte den »Großen« nennt, sengend und plündernd in die gesegneten Fluren Kachetiens, Georgiens und Mingreliens eingebrochen, um die lebenslustigen Völker, die nur beim Weine und ihren Liedern aufgewachsen waren, unter die moslimischen Krummsäbel zu beugen?

Das Ende der vor-russischen Herrlichkeit in Georgien entbehrt indeß keineswegs eines gewissen tragischen Beigeschmackes.... Es war im Jahre 1801, als der schwache König Georg XIII. sein Land, das unglückliche Theilungen schon seit geraumer Zeit geschwächt und zerrüttet hatten, dem Czaren in aller Form als Erbschaft hinterließ. Dagegen verwahrten sich nun die Mitglieder der Familie, freilich ohne jedweden Erfolg, trotzdem sich zuletzt auch die Königin-Witwe an die Spitze der Opponenten stellte. Diese energische Frau trug unverkennbar den Stempel georgischen Heldenmuthes an der Stirne, der so viele Königinnen des transkaukasischen Frauenparadieses in der Geschichte berühmt gemacht hatte. Als von Seite des mächtigen Beherrschers Rußlands an sie die Einladung erging, sich nach St. Petersburg zu verfügen und dort mit allen königlichen Ehren ihre weiteren Lebenstage zu verbringen, weigerte sie sich kurz und bündig, diesem Lockrufe Folge zu leisten. Die Weigerung sollte ihr verhängnißvoll werden. Eines Tages erschien ein grusinischer Fürst als Abgesandter des Czaren bei der hartnäckigen Witwe und erneuerte die Einladung seines neuen Gebieters, diesmal allerdings mit Aufbietung von Drohungen. Umsonst! Draußen harrten die russischen Generale, ungeduldig über die

Digitized by Google

langwierigen Verhandlungen. Sie drangen energisch in den Sendboten, und so ließ sich dieser verleiten, die Königin an der Hand zu ergreifen und sie leise mit sich zu ziehen. Da zuckte der lange, im weiten Gewande verborgene Dolch (Kindschal) und mit dem Worte: »Verräther!« durchbohrte die unglückliche Witwe ihren früheren Vasallen. Ruhig ließ sie sich dann mit ihren beiden Söhnen gefangen nehmen, um für immer zu verschwinden. Man hat nie erfahren, was aus der Königswitwe geworden. Nur so viel verlautete, daß man sie lange Zeit in einer russischen Stadt gefangen hielt; Jahr und Tag ihres Endes aber sind unbekannt geblieben ....

Man weiß allgemein, daß Tiflis auch in den weiteren Jahrzehnten sich aus seinen elenden Verhältnissen nicht herauszureißen vermochte. Als endlich ein leidlicher Frieden in den durchwühlten transkaukasischen Ländern einzog, entwickelte sich auch das sociale Leben rascher, als man russischerseits erwartet hatte. Die Natur und die Menschen waren ja wie geschaffen zu heiterem Lebensgenusse, und der Alpdruck der früheren Verhältnisse wich der Macht uralter Gewohnheiten, die nur zeitweilig eingeschlummert waren. So entwickelte sich in den letzten drei Jahrzehnten jenes Tiflis, dessen Leben abendländische Poeten und Schriftsteller uns so verlockend zu schildern wußten. Sie haben auf der herrlichen Tapete, welche von Licht und Duft erfüllt und von Rebenkränzen durchflochten ist, jene vollkräftigen Gestalten hingemalt, deren typische Erscheinung der leichtlebige, schöne Georgier und die noch leichtlebigere, prächtige Georgierin ist. Wer würde sich nicht bezaubert fühlen, wenn er unvermittelt diesem morgenländischen Frauenbilde entgegenträte, das Anmuth und Adel in jeder Hinsicht verräth! Das blauschwarze Haar und das lichtblaue Auge mit einer wunderbaren Mischung von Sinnlichkeit und kindlicher Unbefangenheit im Blicke, — der blendend weiße Teint, die hohe Stirne, an der kostbares Geschmeide funkelt, und die schlankhüftige Gestalt, die die weiße Umhüllung, die »Tschadra«, neidisch dem Blicke des Beobachters entzieht!.... Wenn die Frühlingsbrisen über die Kura hinweggleiten und die Bergsilhouetten im blauen Abendschatten liegen, dann schlüpfen die Tifliser Schönen aus ihren duftschwülen Verstecken. Die Häuserterrassen und Altane bevölkern sich mit wispernden oder lachenden

Gruppen, und man genießt dann jenes liebliche Bild, das Bodenstedt so plastisch schön gezeichnet hat.

Viel luftige Balkone
Und Gallerien winden sich
Um deiner Häuser Reihen;
Auf den Balkonen finden sich
Allabendlich beim Mondenschein
Viel schmucke, schlanke Mädchen ein.

Die lehnen über die Ränder,
Im Antlitz Huld und Süße —
Es flattern die bunten Gewänder,
Es zucken die kleinen Füße —
Der dunklen Augen Feuer
Blitzt durch die hellen Schleier.

Was die Georgierin ganz unverkennbar zur Orientalin stempelt, das ist ihre große Sorglosigkeit und ihr Mangel an häuslichem Sinn. Wenn die eine oder andere Schöne von Tiflis ihre Zeit gerade nicht beim Becher feurigen Kachetiers oder im Kreise musicirender Mädchen verbringt, dann ist sie sicher in den Bädern zu finden, welche im Tataren-Viertel der Stadt liegen. Damit ist auch eine von der europäischen Sitte wesentlich abweichende Gepflogenheit verbunden, die nämlich, daß Damen höchst selten, oder eigentlich nie, in ihrem Heim Frauenbesuche empfangen. Man macht sich gegenseitig die Einladung, den einen oder anderen Tag im Bade zu verbringen, und daß es sich dann hierbei nicht blos um das erquickende Bad einzig und allein handelt, liegt wohl sehr nahe. Man medisirt hier so kunstgerecht und virtuos wie nur in irgend einem abendländischen Boudoir, giebt sich bei stärkender Mahlzeit tollem Zeitvertreibe hin und schmückt und putzt sich von einer Stunde zur anderen. Da ist das breite, mit Gold- und Perlenstickereien gezierte Stirnband, das durch die Haare geschlungen wird, wenn dieselben durch Färbung den gehörigen Glanz erhalten haben. Dann kommt das Geschmeide an die Reihe, das färbige Untergewand, schließlich die schneeweiße Tschadra, die wie eine Schneewehe den elastischen Körper umwogt. Natürlich fehlt es bei solchem Zeitvertreib auch nicht an Musik und Gesang. In einem an den Baderaum, oder das gemeinschaftliche Toilettenzimmer, stoßenden Saal finden sich die grusinischen Troubadoure, an denen es in Transkaukasien nicht mangelt, ein, und tragen ihre Lieder zu den Tönen der Schiamori (Guitarre) und der Thari (Violine) vor — meist Producte von ureigenem poetischen Reize.

Damit ist aber auch die ganze Herrlichkeit der Tisliser Bade-Reunionen erschöpft. Nicht jede Europäerin würde sich in dieses Treiben finden. Ganz abgesehen von der Einförmigkeit und dem Mangel an

Digitized by Google

Anregung, der an dieser vielgesuchten Zerstreuung und Belustigung haftet, läßt auch der in den Bädern herrschende, höchst ungenügende Comfort, sowie die Reinlichkeit der Locale manches zu wünschen übrig. In östlichen Ländern stellt man eben an derlei Dinge keine zu großen Ansprüche, und den transkaukasischen Schönen genügt es, sich in der schwefeldunstigen Atmosphäre der Thermalquellen die Zeit nach altem Brauche zu vertreiben .... Natürlich fehlt es auch in Tiflis nicht an fashionablen Gesellschaften, wie ja solche durch die anwesenden Familien hoher russischer Beamten oder Militärs, der großfürstlichen Hofhaltung gar nicht zu gedenken, sich von selbst ergeben müssen ....

In Tiflis besteht seit uralter Zeit ein Brauch, der auf Originalität Anspruch erheben darf. Im Bereiche der Stadt erhebt sich der »heilige Berg« (Mtazminda), von der Kirche des heiligen David gekrönt. Er ist ein echter und richtiger Frauenpatron und die Georgierinnen halten große Stücke auf ihn. Wenn die Jungfrau in Liebe entbrennt, dann pilgert sie den steilen Hang hinan, ergreift einen Stein und schleudert ihn auf die Zinnenmauer; bleibt er oben liegen, dann ist sie ihres Liebsten sicher, fällt er herab, so muß sie geduldig — eine ganze Woche harren, denn nur an Donnerstagen darf dieses primitive Orakelspiel getrieben werden. Ebenso verfährt die Frau, der es an dem nöthigen Eheglück gebricht, oder die kinderlose Gattin, die von dem Sanctus Mutterfreuden erfleht. Und der heilige David hat Recht, die vielen Wünsche der Frauen und schönen Pilgerinnen zu gewähren, denn es waren seine glühendsten Verehrerinnen, die ihm den kleinen Tempel auf der Scheitelhöhe des Mtazminda errichtet haben. Als nämlich einst die Gemeinde den Bau dieser Kirche betrieb, erlangte sie wohl die nöthigen Materialien, ihren Transport nach der Höhe konnte sie aber nimmer bestreiten. Da waren die Orakelschwestern rasch bei der Hand und jede beeilte sich, dem georgischen Spruche: »Der Glaube hebt Steine« gerecht zu werden. Sie schleppten, was ihre kleinen Hände zu schleppen vermochten, die Höhe hinan, und als der Bau vollendet war, da erübrigten noch große Massen Steine, die man heute noch dort liegen sieht, und welche als Vorrath zu den seltsamen Orakelwürfen benützt werden.

So wandeln sie, hauptsächlich am Tage des Patrons, am achten Donnerstag nach Ostern, in sommerlich duftigen Gewändern dort hinauf.

Digitized by Google

Es ſind gewiß die Schönſten, die da vor den Augen des Beobachters vorüber wandeln. Vielleicht iſt auch ein Freier darunter, der aus ſeinem Verſtecke hervorbricht, nachdem er ſein Lieb auf dem Pilgerſteige überraſcht hat.

„Schlag' die Tſchadra zurück! Was verhüllſt du dich?
Verhüllt auch die Blume des Gartens ſich?
Und hat dich nicht Gott, wie der Blumen Pracht
Der Erde zur Zierde, zur Schönheit gemacht?
Schuf er all' dieſen Glanz, dieſe Herrlichkeit,
Zu verblühen in dumpfer Verborgenheit?

Georgierinnen

Schlag' die Tſchadra zurück! Laſſ' alle Welt ſeh'n,
Daß auf Erden, wie du, Kind, kein Mädchen ſo ſchön!
Laſſ' die Augen herzzündende Funken ſprüh'n,
Laſſ' die Lippen im roſigen Lächeln glüh'n.
Daß dich, Holde, kein anderer Schleier umſchwebt,
Als mit dem dich das Dunkel der Nächte umwebt!

Schlag' die Tſchadra zurück! Solch' ein Antlitz ſah
Nie zu Stambul der Harem des Padiſchah —
Nie ſäumte zwei Augen ſo groß und klar
Der langen Wimpern ſeidenes Haar —
D'rum erhebe den Blick, ſchlag' die Tſchadra zurück!
Dir ſelbſt zum Triumphe, den Menſchen zum Glück!" . . .

Digitized by Google

Le jeu des cinq cailloux, ou de la fossette, ou de la grenouille. Deux petites filles s'amusent ensemble, une de la fossette, l'autre de la grenouille.

Le jeu de la fossette. Une petite fille, accroupie, tient dans sa main droite cinq cailloux, qu'elle jette successivement en l'air, et qu'elle reçoit dans le dos de la main gauche, pour les faire retomber dans la fossette qu'elle a creusée devant elle.

Le jeu de la grenouille. Une petite fille, debout, tient dans sa main droite cinq cailloux, qu'elle jette successivement en l'air, et qu'elle reçoit dans le dos de la main gauche, pour les faire retomber dans la fossette qu'elle a creusée devant elle.

ungeheueren Steppengebiete und ihre primitiven Bewohner haben einfach ihre Herren gewechselt, sonst blieb Alles beim Alten, ausgenommen die nothwendigsten politischen Einrichtungen und verschiedene politische Maßnahmen zur Erleichterung des Verkehrs, Straßenbauten, Errichtung von Telegraphenlinien, Poststationen und befestigte Militärposten — letztere wahre Exile auf den weitläufigen Steppen der aralo-kaspischen Niederung.

Anders geartet waren die geographischen Verhältnisse an der anderen europäisch-asiatischen Grenzscheide, im Süden, wo der mächtige Gebirgswall des Kaukasus gleich einer unübersteiglichen Schranke jeder Invasion von Norden her im Wege lag. Auch gewann diese natürliche Barrière noch wesentlich an Bedeutung, weil sie nicht blos ein physisches Hinderniß an sich war, sondern in ihren Thälern und auf ihren Höhen eine Musterkarte von Völkern barg, deren kriegerische Eigenschaften, Heimatsliebe und ganze ethnische Organisation keineswegs darnach angethan waren, um in diesem Gebiete auf die einfachste Art Tabula rasa zu machen. Schloß aber der Kaukasus den Begriff der Wildheit und Urwüchsigkeit in sich, so galt dies keineswegs von dem südlich gelegenen Vorlande — dem eigentlichen Transkaukasien — wo einst mächtige selbständige Reiche bei relativ sehr entwickelten Culturverhältnissen blühten, und uralte christliche Dynastien das Scepter der Herrschaft führten.

Diese Länderzone südlich des Kaukasus, mit ihrem herrlichen Klima, der urwaldartigen Vegetation im Westen und lieblichen Ortschaften in dem paradiesischen Georgien, zu welchem das nordkaukasische Tiefland, das weitläufige Steppengebiet mit seiner wenig fortgeschrittenen, nomadischen Bevölkerung einen grellen Gegensatz bildet — diese südliche Länderzone hätte, so sollte man wenigstens glauben, durch die russische Eroberung kaum etwas zu gewinnen vermocht .... Und dennoch ist dem anders, denn die letzten Beherrscher von Mingrelien, Imerethien, namentlich aber von Georgien, wo der Glanz der älteren Bagratiden-Könige längst erloschen war, wurden von der islamitischen Fluth bedrängt, ja theilweise niedergeworfen, und in dem lieblichen Tiflis geboten die Satrapen der iranischen Großkönige. Was die Perser auf die Dauer aus Transkaukasien gemacht haben würden, das ist unschwer zu errathen, wenn man den schrecklichen

Digitized by Google

Verfall kennt, der im letzten Jahrhundert in den einst glanzreichen Emporien Isfahan, Hamadan und Schiras platzgriff.

Wie es in der Natur der Sache liegt, traf das russische Schwert auch viel härter die Bergvölker, als jene Transkaukasiens. Dort gab es überall heftigen, ja verzweifelten Widerstand, und erst nach Jahrzehnte langem Ringen gelang es, Stamm für Stamm zu bezwingen und sozusagen jedem Einzelnen die Waffen zu entwinden. Der Kaukasus bildete eben seit jeher eine Völkerscheide, an der sich die anrollende Fluth entweder brach, oder in deren Inneres einzelne Ströme eindrangen, um im besten Falle darin eine Stauung zu erfahren, zu stagniren, sich mühsam zu erhalten, um schließlich von den einheimischen Elementen aufgesogen zu werden. Daher das bunte Gemisch von Völkern und Stämmen, wie Lesghier, Abchasen, Adighe, Kabardiner, Osseten, Swanen, Scheffuren, Tschetschenzen und tutti quanti der Bergvölker von oft grundverschiedenen Stammbäumen. Ihre Religion ist bald die mohammedanische, bald ein Gemisch von Mohammedanismus und Christenthum, oder mit überwiegend altheidnischen Cultusformen durchtränkt. Am Glauben war übrigens den Bergvölkern nie viel gelegen, trotz der zahlreichen wandernden Apostel (der fanatischen Imame) und der von außen genährten heftigen islamitischen Propaganda. Ihre Sache war die der Freiheit, der Liebe zur Unabhängigkeit, wie es ja hinlänglich bekannt ist, daß viele Stämme die Emigration und die bittere Existenz im Exil der russischen Herrschaft vorgezogen haben, eine sonst unerhörte Erscheinung im Völkerleben, namentlich im Hinblicke auf die Dimensionen, die diese Emigration in den letzten Jahrzehnten angenommen hatte.

Das interessanteste Volk des transkaukasischen Gebietes sind unstreitig die Georgier. Sowohl typisch, wie in ihren Charakter-Eigenschaften gleichen sie beiweitem mehr den Bergbewohnern als ihren südlichen Nachbarn, den Armeniern. Sie sprechen ihre eigene Sprache (das Kartli), ein schwer zu erlernendes und schwer verständliches Idiom, das übrigens in mehrere Dialecte zerfällt. Das ethnographische Gebiet der Georgier umfaßt indeß nicht blos das eigentliche Georgien (oder Grusien) mit Tiflis, sondern auch noch Kachetien im Osten — die Heimat jenes weitberühmten feurigen Weines von der Qualität des Burgunder; — ferner Imerethien,

Mingrelien und Gurien im Westen. Die beiden letzteren Bezirke bilden das transkaukasische Küstenland am Schwarzen Meere.

Verschiedenartig wie der Naturtypus dieser Länder-Abschnitte sind auch die Bewohner. Der Mingrelier, schön von Gestalt und Antlitz, kümmert sich wenig um die Arbeit, da ja das milde Klima seiner Heimat dieselbe allenthalben entbehrlich macht. Er wandelt im Schatten riesiger Nuß- und Kastanienbäume, und die pontische Riesentraube, die oft schenkeldick die höchsten Baumwipfel erklimmt, liefert ihm Früchte in Ueberfluß. Alle Mingrelier sind arm, und das Gemeinwesen ist bei ihnen sehr unentwickelt, da sich Jeder auf den lieben Gott verläßt und unter der südlich warmen Sonne vollends in behagliches Nichtsthun verfällt.

Von diesem Extreme giebt es zwei Uebergänge: der eine zu der meist armen und bedürfnißlosen Bevölkerung Guriens mit dem Hauptorte Batum, das auch das Handelscentrum der pontischen Lasen ist; der andere nach den höher gelegenen Gebirgslandschaften Imerethiens. Hier lebt die Bevölkerung noch nicht so dicht beisammen, sondern meistens weithin zerstreut in den reizenden Bergdistricten Gleichwohl gruppirt sich hier die Gemeinde um einzelne kleine Culturcentren, indeß im mingrelischen Tieflande, wo geschlossene Dörfer der Ackerbauer fast ganz fehlen, nur Einzelwirthschaften existiren .... Auch die Hausgeräthe und Alles, was im weitesten Sinne zu denselben zählt, sind höchst primitiv, wie beispielsweise die Wagen, welche roh gezimmert, auf schweren Blockrädern ruhen und von Büffeln — dem einzigen Hausthiere des Mingreliers und Guriers — gezogen werden. Zu solcher Primitivität der nothwendigsten Geräthschaften will die äußere Erscheinung der Bewohner keineswegs passen. Sie sind zumeist hoch und schön von Wuchs, mit meist edel geschnittenen Gesichtszügen, frei in der Haltung, geschmeidig in jeder Bewegung — geborene Dandies .... Dabei oft blondhaarig und blauäugig in dem einen Gebiete, dunkelhaarig und gluthäugig in dem anderen, doch jederzeit von jenen physischen Vorzügen, die man gemeinhin mit dem Begriffe der »kaukasischen« Race verbindet ....

Wenn wir von der kolchischen Küste gegen das innere Georgien oder gegen die nordöstlich ansteigenden Gebirgslandschaften ein mäliches Wachsen der Arbeitslust, der Bedürfnisse, geistiger Regsamkeit und größerer Beweg-

Digitized by Google

lichkeit in allen Lebensäußerungen wahrnehmen, so ist dies wieder wesentlich anders, sobald man die östliche Hälfte des transkaukasischen Isthmus betritt. Es sind die Repräsentanten anderer Völker, die uns da entgegentreten — schroff und unvermittelt, wie die Natur des Landes, welches sie einnehmen. Die Südabhänge des Kaukasus fallen stufenförmig zur Kura ab und gehen schließlich in Steppenlandschaften über mit tatarischen Nomaden, die kein ständiges Heim, kein Centrum des Gemeinwesens kennen und acht Monate des Jahres auf den Hochweiden des Karabagh zubringen. Der Naturtypus dieser östlichen Hälfte des Isthmus ist von der westlichen (Georgien) eine völlig verschiedener; keine Spur von Productenreichthum, von Vegetationsfülle, oder den Gaben des großen pontischen Obstgartens. Zudem sind es Mohammedaner, die hauptsächlich dieses Territorium einnehmen, bis zum petroleumdunstigen Baku hinab, wo sich die Tempel der Guebern über dem »heiligen Feuer« erheben .... Neben den sunnitischen Tataren und den Feuerdienern giebt es hier indeß auch Schiiten in großer Zahl; begreiflich, wenn man erwägt, daß ihr heutiger Hauptsitz Schuscha einst, als noch die Perser Herren bis zum Südhange des Kaukasus waren, eine berühmte Stadt war. Wer demnach den kaukasischen Isthmus von seinem pontischen Gestade bis zu den Ufern des Caspi-See durchwandert, der durchzieht nicht nur Landschaften jeden Charakters: sandige Dünenwüsten und sumpfigen Urwald, Gartenland und Fruchtgärten, Weinhänge und luftige Waldhöhen, dürre Steppen, nackte Gebirgszüge und zuletzt wieder Sumpfland mit nordwärts vorliegendem Culturgürtel — sondern er macht auch die Bekanntschaft einer wahren Völkermusterkarte, von theils autochthonen, theils eingewanderten Stämmen, wie: blonde Mingrelier und brünette Georgier; fieberkranke Gurier und von Gesundheit strotzende Kachetier; unstete tatarische Nomaden, armenische Troglodyten, fanatische Schiiten, schmächtige Parsis — gelben Antlitzes, gleich der ewigen Flamme, der sie es zuwenden — finsterblickende Daghestaner; dann Kosaken und unweit Tiflis sogar ganz ansehnliche Colonien deutscher Einwanderer (Württemberger), die sich bei ihrer strengen Abgeschlossenheit typisch vollkommen conservirt haben ....

Das Leben der Georgierinnen, als den Typus der karthalinischen Frauen, hat seine mannigfachen Licht- und Schattenseiten. Das Leben

Digitized by Google

in Tiflis haben wir flüchtig kennen gelernt. Es ist nicht von großer Abwechslung, nicht von besonderem Reize. Dennoch gilt die Capitale von Grusien als eine Art von transkaukasischem Paris und die zahllosen kleinen und kleinsten grusinischen »Fürstinnen« (der Schöpfer hat sie dicht wie Sterne auf den Himmel gesäet!) schwärmen von dem reizenden »Tbilisi« und seinen Freuden. In den kleinen Ortschaften entbehren die Familien so ziemlich allen Comfort. Die Häuser sind zwar zumeist einstöckig und besitzen eine mit Schnitzwerk verzierte hölzerne Gallerie, der Innenraum aber ist meist sehr beschränkt. Vollends erbärmlich sind die sogenannten »Sakly«, die halb unterirdischen Stein- und Lehmhütten der Landbevölkerung. In der nassen Jahreszeit sind diese Troglodytenlöcher unausgesetzten Einstürzen ausgesetzt, und dennoch findet es der Georgier nicht der Mühe werth, diesem Uebelstande ein- für allemal abzuhelfen. Kommt aber die schöne Jahreszeit, dann erwacht unter dem heiteren Himmel Grusiens auch im armseligsten Sakly freudige Bewegung und die angeborene Lebenslust kommt allenthalben zum Durchbruche. Die Frauen theilen mit den Männern die Sucht nach Putz, schönen Kleidern, nach Tanz, Gesang, nach geselligen Zusammenkünften und Lustbarkeiten aller Art. Auch dem Spiele und nicht zuletzt dem — Trunke sind sie ergeben. Daß dabei Sitte und Moral sonderlich gewännen, wird man wohl kaum behaupten können, und so mag wohl einige Wahrheit an dem üblen Rufe hängen, den die Georgierinnen meistentheils genießen.

Der Tanz, dem die kaukasischen Frauen sammt und sonders mit großer Vorliebe obliegen, ist die »Lesghinka«. Er besitzt nichts bemerkenswerthes und beschränkt sich darauf, den Körper, der sich kaum von der Stelle rührt, in allen möglichen Beugungen und Windungen und wohl auch in Gliederverrenkungen zu zeigen, in welche gymnastische Uebungen noch einige Pantomimen eingeführt werden. Wenn die Georgierin im Kreise ihrer Freundinnen tanzt, dann fingirt sie wohl auch die Anwesenheit eines Geliebten oder Verehrers, dem sie ihre größere oder geringere Zuneigung durch mehr oder minder leidenschaftlichere Körper- und Armbewegungen interpretirt. Ist ein Dschigit (Tänzer) vorhanden, dann gewinnt natürlich eine solche Scene an dramatischer Plastik, aber viel Kunst ist nicht dabei. In den Pausen ist ein Trunk feurigen Kachetiers

Digitized by Google

oder ein jauchzender Freudengesang beliebt. Bei der üppigen Vegetation und ziemlich ansehnlichen Gartencultur findet sich zu derlei Belustigungen leicht ein passender landschaftlicher Hintergrund, meistens Gärten, die in früherer Zeit häufig von hohen pallisadenartigen Zäunen eingeschlossen waren, zumal dort, wo man den Ueberfall tollkühner Bergstämme zu befürchten hatte ....

Findet sich ein Gast ein, dann wird er — bezeichnend genug — gewöhnlich im Kelterhause untergebracht. Es ist dies ein besonders ehrenvoller Platz, der gewissermaßen die Hausfreuden andeutet, denen man nun entgegensieht. Der Wein wird nicht allein hier gekeltert und bereitet, sondern es finden sich da auch jederzeit gewaltige Weinurnen (Kuptschinen), die namentlich in Gurien ganz unglaubliche Dimensionen besitzen. Bei so bequemer Einrichtung ist es ganz begreiflich, daß die Zechfreuden oft gar keine Grenzen finden und Frauen wie Männer zu tollen Ausschreitungen verleitet werden ....

Was die Freuden der Tafel anbetrifft, so stehen sie den übrigen entschieden nach. Vornehme Familien auf dem Lande versammeln sich in schöner Jahreszeit unter großen schattigen Bäumen um einen großen runden Tisch, an dem man mit untergeschlagenen Beinen Platz nimmt. Ein großes buntes Tuch ersetzt die Tischdecke. Ein georgisches Menu würde sich beiläufig in Folgendem zusammenstellen lassen: guten aber sehr porösen Käse, rohe Gurken, Hühner-Ragout, Hammelfleisch und Fische, verschiedene Braten. Als Zwischenspeisen: Pras (wilder Lauch), Kagwi (Allium fistulosum), Neachuli (Sellerie), Kondari (Bohnenkraut), Neowanti (Wassermünze), Bidna (grüne Münze). Das Brot (Schodi) ist meist sehr dünn gebacken, doch nimmt ein Fladen oft einen Raum von zwei Fuß Länge und einen halben Fuß Breite ein.

Gleich den Tscherkessinnen, auf die wir weiter unten zu sprechen kommen werden, haben auch die georgischen Mädchen seit jeher eine große Rolle auf den türkischen Sklavenmärkten gespielt. Die Zahl solcher Unglücklichen — wie man bei uns sagen würde — betrug in früherer Zeit oft mehr als Tausend in einem Jahre. Ganz Transkaukasien und Armenien, sowie Lasistan lieferten diese lebende Waare. Die betriebsamsten Händler waren jederzeit die Lesghier, welche zu diesem Zwecke mitten durch

Digitized by Google

Georgien ihre Schleichwege hatten, und die man gemeinhin die »Lesghier-Straßen« nannte. Aus ihren Bergen ſelbſt brachten jene übrigens keine Mädchen zum Verkauf, ſondern ſie ſtiegen zu dieſem Ende allemal in die Ebenen hinab und raubten in den georgiſchen und armeniſchen Dörfern. Noch in den Vierziger-Jahren war ſogar Tiflis nicht ſelten der Schauplatz ſolcher Raubzüge. Früher ſchon legten die Ruſſen dem ſaubern Geſchäftsbetrieb alle möglichen Schwierigkeiten in den Weg; als aber durch den Frieden von Adrianopel (1829) auch ein Theil von Dſchurdſchiſtan (Türkiſch-

Kaukaſiſcher Frauenwagen.

Georgien) an Rußland fiel, hatten die Händler ihren Hauptſtapelplatz, Achalzich, eingebüßt und dadurch einen empfindlichen Schlag erhalten.

Die georgiſchen Mädchen, welche als Sklavinnen verkauft wurden, waren übrigens keineswegs ſo unglücklich, als man bei uns gemeinhin glaubt. Genoſſen ſie daheim in ihren erddumpfen Saklys beſondere Freuden? Klopften nicht oft Hunger und Entbehrung an die Thüren? In der That war der Wechſel in der Regel ein glänzender, betäubender. Weit intelligenter als die Tſcherkeſſinnen, herrſchſüchtig und intriguant, wußten die

Digitized by Google

Tſcherkeſſin.

Digitized by Google

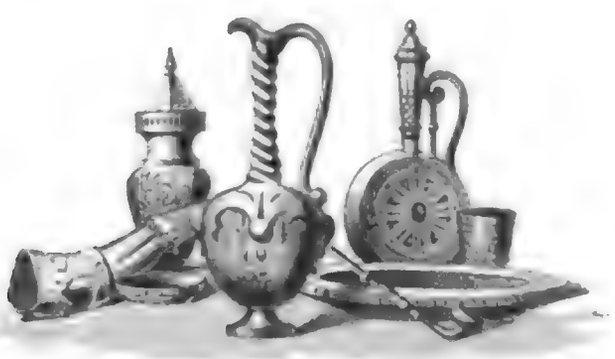
Georgierinnen sich nicht nur sehr rasch in die neue Lage zu finden, sondern sie verstanden es auch, in den Frauengemächern mohammedanischer Großen entschieden zu dominiren. So war die Mutter des Sultans Abdul Medschid früher eine georgische Sklavin, und so manches Weib, das den einen oder den anderen der letzten osmanischen Sultane bis zu oft verhängnißvoller Tragweite beherrschte, hat ihre Kinderjahre freudlos in einem elenden Sakly Kachetiens oder Karthlis verbracht.

Georgisches Landleben.

Werfen wir nun noch einen Blick auf die Küstenprovinzen. Wir haben da der gurischen, mingrelischen und lasischen Frauen zu gedenken, die sich typisch nur wenig von einander unterscheiden. Die Gurierinnen besitzen wie die Mingrelierinnen ein volles, rundes Gesicht, große Augen und leider zumeist auch große Nasen; die Lasierinnen hingegen sind von schlanker Gestalt und besitzen ein ovales Gesicht mit regelmäßigen, sehr anziehenden Zügen. Die länglich geschlitzten Augen sind nicht groß; die Nase besitzt die richtige Proportion. Natürlicherweise sieht man von

Gesicht und Gestalt außer dem Hause so viel wie nichts, denn die baumwollene Tschadra, welche mit großer Geschicklichkeit über Kopf und Körper so geschlungen wird, daß sie im Gehen nicht hindert, verdeckt die ganze Gestalt vom Scheitel bis zur Sohle. Gewöhnlich ist die Tschadra von weißer Farbe; man liebt aber auch bunte und namentlich blaue Tücher.

Gurien ist ein Weinland par excellence. Den oben erwähnten Kuptschinen oder Riesenkrügen giebt man hier oft sechs oder mehr Fuß Höhe; sie werden in den Boden versenkt, angefüllt und dann mit flachen Schiefersteinen zugedeckt. Wo es das Gestein zuläßt (z. B. Sandstein) werden diese Kuptschinen gleich in den Felsen gehauen; sonst formt man die riesigen Krüge aus Thon, und zwar erfolgt die Herstellung in drei Stücken, da man keine Oefen von so großem Innenraum besitzt, um diese Kolosse auf einmal zu brennen.... Gurischer Wein wird am Erzeugungsorte selbst in ungeheueren Mengen consumirt. Alles ergiebt sich dem Trunke, Alt und Jung, Frau und Mann. Sogar neugeborenen Kindern wird eine Stunde nach der Geburt ein Löffel dieses starken und herben Weines eingegossen, und gurische Mütter oder Ammen vergessen nie, die Stillung hin und wieder auch durch kleine Rationen Wein zu bewirken. Im gurischen Sumpfland ist übrigens dieser Weinüberfluß eine große Wohlthat und das Leben der Bewohner würde sich noch viel elender gestalten, wenn sie desselben entbehren müßten.... Und nun nach den Höhen des Kaukasus!



Kaukasische Gefäße.

Digitized by Google

2. Bei den Bergvölkern.

Ethnographischer Ueberblick. Tscherkessische Frauen und Mädchen. Trachten. Das Heim. Entführung und Braut-Ritt. Tscherkessische Sklavinnen. Bei den Tschetschenzen. Verlobungs- und Hochzeitsgebräuche. Scheidung. Leichenklage der Frau eines Verstorbenen. „Der Gefangene im Kaukasus" Unter den Tataren. Frauenwagen der Nomaden. In einem tatarischen Salon.

Schon vorher haben wir den Leser auf das Mosaik von Stämmen und Clanen, von Typen und Gestalten — meist einander fremd durch Abstammung, Sprache oder Sitte — wie es im Kaukasus herrscht, aufmerksam gemacht. Obwohl es dem Programme dieses Werkes ferne liegt, eingehende ethnographische Schilderungen zu entrollen, so dünkte es uns gleichwohl unerläßlich, dem Leser vor Allem Orientirung über das kaukasische Völkergemengsel zu verschaffen.

Die Gaue und Hochgebirgsthäler der nördlichen Gebirgsvorlagen zunächst des Kuban-Territoriums, ja stellenweise noch in dasselbe hineinreichend, nahmen vor der russischen Eroberung die eigentlichen Tscherkessen-Stämme oder Adige ein. Da von den Dünenküsten oder Kuban-Haffe der Hauptrücken des Kaukasus erst mälich sich aufzubauen beginnt, so sind die localen Eigenthümlichkeiten dieses ureigentlichen Tscherkessen-Territoriums keine wesentlich anderen, als wie sie jedem anderen

Mittelgebirge eigen zu sein pflegen. Auch räumlich ist die äußerste Nordwestspitze des Gebirgssystems nur unbedeutend. Aber schon wenige Meilen von der Kuban-Mündung entfernt, geht vom Hauptkamm ein zweiter, mehr östlich streichender Gebirgszug ab, und so entsteht gegen Osten ein Zwischenland von zunehmender Ausdehnung, voll wilder Thäler und romantischer Schlupfwinkel längs schwer passirbarer Pfade, die nach den hohen Sätteln der centralen Gebirgskette führen.

Wir verbleiben indeß an den nördlichen Abdachungen, wo bis zu den Quellen der Kama, die durch's Steppenland der nogaischen Tataren dem Caspi-Meere zuströmt, noch immer Tscherkessen-Territorium sich erstreckt. Heute ist dieses Gebiet gänzlich entvölkert .... Dort wo sich das Flußthal des Kuban der Quelle zu, also nach Süden wendet und zu dem Hochgebirgsstocke des Elbrus ansteigt, beginnt das Land der Kabardiner. Es ist in die große und kleine Kabarda eingetheilt, und es war, seiner verhältnißmäßig leichten Zugänglichkeit halber, eines der ersten Gebiete, in welchem sich die Russen festgesetzt hatten .... An die Kabarda schließt die Tschetschna, das Land der Tschetschenzen, mit seinen dunklen Waldbergen, die vom Hauptkamme des Andischen Gebirges zum Terekflusse abfallen. Obwohl im nächsten Bereiche der russischen Operationsbasis gelegen, hat dennoch gerade die Tschetschna den denkbar energischesten Widerstand geleistet, und es gelang ihrem, von der Gloriole seltenen Heldenmuthes umwobenen Fürsten Schamyl, sogar das Wunder, sonst einander feindlich gesinnte Stämme unter ein gemeinsames Banner zu vereinen .... An die Tschetschna grenzt, als caspisches Küstengebiet, Daghestan, in welchem zahlreiche Stämme unter dem Collectivnamen »Daghestaner« hausten und noch hausen. Mit ihnen ist die Reihe der nördlichen Bergvölker abgeschlossen.

Zu den Stämmen der centralen Zone zählten vordem im äußersten Westen auch noch die Tscherkessen-Clane der Abadse, die südlich und südöstlich der Adige wohnten. Hieran schlossen die Abasen, in der äußerst wilden Quellregion des Kuban bis zu den Gletscherzinnen des Elbrus hinauf. Jenseit der Elbrus-Gruppe liegt auf hohem Plateau des Ingur-Quelllaufes das Gebiet der blondhaarigen Swanetier, welche wie die Georgier von karthalinischer Abkunft sind; östlich von ihnen und südlich der Kabarda siedeln die arischen Ossethen. Die Nachbarn dieser letzteren sind Schewsuren,

Digitized by Google

deren Gaue hart an die dagheſtaniſchen Avarier ſtoßen, mit welchen die Reihe jener Völkerſtämme ſchließt, welche ſich unter der Bezeichnung »centrale Völkerzone« zuſammenfaſſen laſſen.

Nicht minder vielgeſtaltet ſind endlich jene Stämme, welche die Landſtriche der ſüdlichen kaukaſiſchen Gebirgsabdachungen einſt bevölkerten, oder noch immer bevölkern, denn hier hat die Emigration die größten Lücken geriſſen. Zunächſt ſind es wieder die Tſcherkeſſenſtämme, und zwar die Natuchaizen, im äußerſten Nordweſtwinkel des kubaniſchen Kaukaſus; dann die Schapſuchen, bereits am Geſtadeland des Schwarzen Meeres, und dann der Reihe nach die Ubychen, Saſchen und Abchaſen. Nördlich von Georgien ſiedelt der Stamm der Pſchaven und im Oſten, bis zur Ebene der Kura herab, dehnt ſich das Gebiet der vielgenannten Lesghier....

Von allen Bergſtämmen haben im Abendlande eigentlich nur die Tſcherkeſſen und die Tſchetſchenzen, hin und wieder die Lesghier die allgemeine Aufmerkſamkeit erregt. Von den erſteren iſt dies um ſo begreiflicher, als nicht nur ihre Kämpfe gegen die Ruſſen einen etwas ungerechtfertigten Enthuſiasmus hervorriefen, ſondern auch ihre Frauen und Mädchen ſeit jeher den Ruf genoſſen, zu den blendendſten Schönheiten der Erde zu zählen. In der That unterſcheiden ſich die Tſcherkeſſen vor jedem anderen Volke des Kaukaſus durch einen gewiſſen kriegeriſchen Ausdruck, durch Ebenmaß in der Geſtalt und durch andere Körpervorzüge. Es iſt ferner merkwürdig, daß, wo auch immer dieſes Volk ſich mit irgend einem andern vermiſcht hat, ſei es mit Tataren, Türken oder Koſaken, der Einfluß des kaukaſiſchen Blutes ſich allenthalben bei dieſen letzteren dadurch geltend gemacht hat, als es Geſtalt und Geſichtszüge auffallend veredelte.

Die äußeren, körperlichen Vorzüge, welche die Tſcherkeſſen auszeichnet, müſſen uns ganz beſonders in Bezug auf die Frauen intereſſiren. Die Schönheit der Tſcherkeſſinnen hat ſeit Jahrzehnten unzählige loberfüllte Federn in Bewegung geſetzt. Sollen wir in den allgemeinen Chorus einſtimmen und dieſem Schönheits-Ideale neuen Weihrauch ſtreuen?.... Die Tſcherkeſſin iſt meiſt von kleiner, aber höchſt zierlicher Geſtalt; ihr Haar iſt tiefſchwarz, ihr Auge leuchtend und ſeelenvoll; jede Körperbewegung verräth Lebhaftigkeit mit unnachahmlicher Grazie gepaart. Der Teint iſt zarter und weißer als bei allen übrigen kaukaſiſchen Frauen, und da es nicht

durchwegs Sitte ist, das Gesicht zu verschleiern, so konnte vordem der Reisende im Kaukasus öfter, als er zu vermuthen gewagt hätte, diesem Meisterstücke Gottes in das blendend schöne Angesicht blicken.... Was die Kleidung der Tscherkessin anbetrifft, so ist blaue Seide, mit Gold und Silber durchwirkt, besonders beliebt; ein ebenso verzierter Gürtel, den eine massive Gold- oder Silberspange zusammenhält, zieht sich über die Hüften herum. Ein leichter Shawl von meist heller Farbe wird entweder zu einem Turban gewunden, oder fällt in graziösem Arrangement über Nacken und Schultern. Soll die Gestalt verhüllt werden, dann bedient man sich eines ziemlich durchsichtigen Mousselin-Schleiers.

Es ist begreiflich, daß der Anblick einer solchen Erscheinung — vielleicht mitten in einem romantischen Walde — einen ganz außergewöhnlichen Reiz bietet. Wenn der Tscherkessen-Jüngling eine solche Begegnung hat, dann weiß er auch sofort, mit wem er es zu thun hat, denn die Farbe der Beinkleider verräth ihm, ob die Trägerin Mädchen, Frau oder Witwe ist. Weiße werden von den jungen Mädchen, rothe von den verehelichten, blaue endlich von den verwitweten Tscherkessinnen getragen. Sonst ist die Kleidung in allen Stücken gleich; nur das Haar der Mädchen ist in dicken Flechten, welche an ihren Enden mit Silberdraht zusammengehalten werden, nach hinten geordnet, während es bei Frauen lose über Nacken und Schultern fällt.

So schön die Tscherkessin ist, so elend ist ihre Existenz im Familienkreise. Man begreift daher leicht, daß ihre gewöhnliche Bestimmung — in das Harem irgend eines türkischen Großen zu wandern — für diese Geschöpfe durchaus keine beklagenswerthe ist. Wir werden auf diesen Gegenstand noch zurückkommen und wollen augenblicklich nur noch einige andere Punkte berühren.... Für den Tscherkessen ist die Frau nicht mehr und nicht weniger als die Magd, die ihm bei jeder Gelegenheit zu Willen sein, alle Arbeiten verrichten und seine Ausrüstung in Stand halten muß. Diese Existenz fristet, bei allem äußeren Glanze, der den Tscherkessen beiderlei Geschlechts unleugbar anhaftet, die Frau in einer elenden Lehmhütte, oder in einem sogenannten »Hause« von Flechtwerk, das mit Lehm verkleidet ist.

Auch sonst ist das Betragen der Männer gegenüber ihren Frauen nichts weniger als ritterlich. Die Romantik dauert nur so lange, als die

Digitized by Google

Schöne in ihren weißen Beinkleidern steckt, und endet, wenn sie in die rothen schlüpft. Ein Stück ureigener, kaukasischer Romantik haftet an dem Braut-Ritt, der wie folgt stattfindet .... Will ein Tscherkessen-Jüngling freien und hat er gleichzeitig auch schon seine Wahl getroffen, dann verständigt er das betreffende Mädchen ganz im Geheimen davon, daß er es an diesem oder jenem Abend aus seiner Wohnung entführen werde. So will es die Sitte, und sie hat, wie wir sogleich sehen werden, ihre ganz besonderen Unannehmlichkeiten .... Der Aul (Dorf), in welchem sich die Tscherkessen-Braut befindet, ist nämlich jederzeit bereit, diese Entführung zu verhindern, und so erfordert dieselbe, um glücklich durchgeführt zu werden, viel Gewandtheit und Schlauheit. Ist es dem Bräutigam gelungen, seine Braut zu erhaschen, dann schwingt er sich mit ihr in den Sattel und jagt im rasenden Laufe davon. Nach Zurücklegung einer bestimmten Distanz ist der Entführer verpflichtet, seinen ganzen Patronenvorrath zu verknallen, um die Bewohner des Auls von dem Vorgefallenen zu benachrichten .... Das giebt einen wilden, phantastischen Tumult und alsbald jagen die wehrfähigen Männer dem Fliehenden nach. Wird derselbe eingeholt, dann erhält er in der Regel arge Schläge; man beraubt ihn seiner Waffen, seines Pferdes und natürlich auch seiner Braut, die er dann für immer verliert. Bleibt er dagegen in diesem Wettritte Sieger, so sperrt er die Entführte in ein eigens für sie hergerichtetes Gemach (oder Hütte) ein und erst nach Wochen, bis er den Kallym (Kaufpreis) für den Vater des Mädchens aufgetrieben und hinterlegt hat, finden die eigentlichen Hochzeits-Feierlichkeiten statt. Sie sind übrigens ohne Interesse und beschränken sich auf die herkömmlichen Förmlichkeiten bei mohammedanischen Ehen ....

Schließlich mag bemerkt werden, daß die echten Tscherkessen sich nie mit Frauen eines anderen Volkes verheiraten, ein Hauptgrund, daß sich der Racen-Typus bis auf den Tag unvermischt erhalten hat .... Nicht minder streng halten die Tscherkessen auf Zucht und Sitte im Eheleben und es werden Fehltritte der Frauen mit den strengsten Strafen belegt. Gewöhnlich wird eine Frau, die sich gegen die Ehre ihres Gatten versündigt hat, als Sklavin verkauft, doch muß sie vorher in ihr elterliches Haus zurückkehren, was diesfalls als ganz besondere Schande gilt. Ganz gleich

Digitized by Google

wird mit dem Mädchen verfahren. Dagegen ſteht auf die eheliche Untreue einer Häuptlingsfrau der Tod und dasſelbe Schickſal trifft den Buhlen ....

Wir haben vorher erwähnt, daß die Tſcherkeſſinnen ihr Schickſal, in die Sklaverei zu wandern, keineswegs beklagen. Gleich den Georgierinnen erblicken jene kaukaſiſchen Schönen darin ihre Erlöſung von den unleidlichen heimatlichen Verhältniſſen, ganz abgeſehen, daß Ehrgeiz und hochfliegende Pläne ihre Phantaſie, und zwar mehr als der Realiſirbarkeit ſolcher Träumereien zuträglich ſein dürfte, unausgeſetzt beſchäftigen. In den moslimiſchen Harems iſt die Tſcherkeſſin ein hochgeſchätzter Artikel, denn neben ihrer blendenden äußeren Erſcheinung geſtattet ihr auch das mohammedaniſche Geſetz gewiſſe Freiheiten im Verkehr mit ihrem Gebieter, und zwar in der Eigenſchaft als »Sklavin«, die bei der legitimen Gattin verpönt ſind. Es iſt daher eine mißliche Sache, von der Aufhebung der Sklaverei im moslimiſchen Oſten zu ſprechen, denn ohne Sklavinnen iſt ein mohammedaniſcher Hausſtand undenkbar. Wir werden auf dieſe ſociale Frage in einem ſpäteren Capitel zurückkommen.

Kaukaſiſches Mädchen in Männerkleidung.

So lange die Kaukaſier an den Pontusküſten mit der Außenwelt frei verkehren konnten, ſtand der Mädchenhandel in vollſter Blüthe. Das

Rolling on their feet and arms, Ambrosius avoids the first and Uther the second. Ambrosius rises and Uther, who has not yet risen, lies on his back. Ambrosius, with his left knee on Uther's chest, holds him down with his left hand, and with his right hand, which is armed with a dagger, he is about to stab him.

Uther, however, seizes Ambrosius' right hand with his own left hand, and with his right hand he grasps Ambrosius' throat, and thus prevents him from stabbing him.

derselben einen derart dämonischen und überirdischen Reiz verleiht, daß der Käufer die höchsten verlangten Summen stillschweigend erlegt.

Der gewöhnliche Vorgang bei diesem Handel ist der nachfolgende. So oft eine Sendung von Mädchen in Stambul, dem Centralsitze des Verkaufsgeschäftes, anlangt, wandert die Waare entweder aus erster Hand, also aus der der Agenten, die meistens selbst Tscherkessen sind, in das Harem des Bestellers oder Käufers, oder es wird die Vermittlung von hochgestellten Damen der türkischen »Gesellschaft« angestrebt. Im letzteren Falle läuft der Handel ganz und gar auf ein Privatgeschäft der betreffenden Käuferin hinaus. Sie pflegt und erzieht das junge Mädchen, bildet es allenfalls durch Erlernung des Pianospieles und fremder Sprachen, namentlich des Französischen, aus, und nach einigen Jahren werden alle Hebel in Bewegung gesetzt, um die heiratsfähige Sklavin entweder an den Mann (als legitime Gattin) zu bringen, oder sie einem reichen Liebhaber solcher lebender Waare weiter zu verkaufen .... Gelegenheit zur Annäherung findet sich leicht, wenn man sie sucht. Gewöhnlich besucht die Vermittlerin (und Eigenthümerin) des Mädchens öffentliche Belustigungsorte, oder sie fährt im offenen Wagen durch die belebtesten Straßen Stambuls. Der dünne Schleier der auf ihrem Sitze ziemlich exponirten Schönen gestattet dann ganz vorzüglich deren Reize auszunehmen. Viele solcher Vermittlerinnen haben sich auf diesem Wege ein ansehnliches Vermögen erworben, und von einer derselben, Namens Atidsche Chanum, ist eine förmliche Preisliste bekannt geworden. Aus derselben entnimmt man, daß beispielsweise eine gewisse Dschemalifa um den Preis von 1000 Pfd. St. an Hamil Pascha verkauft wurde; eine Andere, Anifer, erstand ein aegyptischer Großer um den Betrag von 750 Pfd. St.; Andelib wurde an Rifaat Pascha um 650 Pfd. St. verkauft und Afitab an Mahmud Pascha von Tunis um 600 Pfd. St. Mindere Preise erzielten Frenkissu und Dilber mit 170 und 190 Pfd. St .... Erwähnen möchten wir noch, daß diese Liste aus den ersten Sechziger Jahren datirt.

Nicht alle Tscherkessinnen erreichen das ihnen von Jugend auf vorgeschwebte glänzende Ziel. Manche freilich bringen es nicht nur dahin, dem großherrlichen Harem einverleibt zu werden, sondern sie werden sogar Kadinen oder »Sultans-Genossinnen«. Andere wieder erlangen Macht

Digitized by Google

und Einfluß, oder sie werden die Gattinnen hochgestellter Würdenträger der Pforte. Auch kommt es vor, daß eine solche Sklavin mehrmals ihren Gebieter wechselt, bis sie die erträumte Macht erreicht, während Andere wieder sang- und klanglos verschollen gehen. Es ist begreiflich, daß die Tscherkessinnen in Folge ihrer Schönheit von Seite der legitimen Harems-Insassinnen Eifersüchteleien und andere Schikanen zu erdulden haben. Auch grobe Mißhandlungen kommen vor, und manches kaukasische Mädchen, das in seiner Jugend der Traum beherrschte, einst einen Sultan in seine Netze zu verstricken, ist früh verblüht und dahin gesiecht oder der Schwindsucht erlegen, welch' letzterer viele der Bergbewohnerinnen verfallen, wenn sie in die heißen Länder, wie Aegypten oder Tunis wandern .... Ein alter, uns Abendländern gewaltig abstoßender Brauch, der namentlich am Stambuler Chalifenhofe im Schwange ist, besteht darin, daß mißliebig gewordene oder gealterte Tscherkessinnen dem Hofe nahestehenden Persönlichkeiten zu Gattinnen gegeben werden. Dieselben sind dann höchst unverträglich, hochmüthig und intriguant — wahre Teufel für den Begnadeten. Das ist eine der Wahrheiten von der Haremsherrlichkeit, welch' letztere wir übrigens in einem anderen Abschnitte noch gebührend beleuchten werden ....

Das zweite der im Abendlande besser bekannten kaukasischen Bergvölker sind die Tschetschenzen .... Es ist nicht unsere Aufgabe, über diesen wilden und kriegerischen Stamm ausführliche Mittheilungen zu machen. Die Schamyl'sche Legende ist schon seit Langem verblaßt, und heute ist's in den Kosaken-Stanitzen am Terek so stille, als hätten sie nie nächtliche Ueberfälle und grausige Massacres erlebt. Was wir hier vorbringen möchten, das sind einige Züge aus dem Frauen- und Familienleben, die so ziemlich ein Bild von den Sitten und Gebräuchen geben, wie sie bei allen mohammedanischen Bergstämmen, unwesentliche Abweichungen abgerechnet, gang und gäbe sind.

Die Tschetschenzin kennt, so gut wie ihre Schwestern im übrigen Kaukasus, keine persönliche Freiheit, keinen eigenen Willen. Wenn ihr Vater sie Jemandem zum Weibe bestimmt hat, so erhält sie einfach Mittheilung hiervon, und die Heirat ist beschlossene Sache. Natürlich handelt es sich bei dem zärtlichen Vater hauptsächlich um die Höhe des Kauf

Digitized by Google

preises, des »Kallym«, der entweder von ihm bestimmt, oder mit dem Auserwählten vereinbart wird. Noch barbarischer ist die Sitte, daß es zwar dem Bräutigam freisteht (bei Einbüßung des Kallym), seine Braut zu verlassen, nicht aber umgekehrt. Es ist daher nichts Seltenes, daß die Tschetschenzin trotz des stattgehabten Verlobungsactes ihrer Partie nichts weniger als sicher ist, und da ein neuer Freier abermals die stipulirte Kaufsumme zu entrichten hat, so läßt sich denken, daß auch das väterliche Herz durch den Rücktritt eines Bräutigams nicht allzu schwer bedrückt wird.

Die Competenz in Ehe-Angelegenheiten erleidet indessen bei den Tschetschenzen dennoch eine eigenthümliche Erweiterung. Es ist nämlich dem Bruder gestattet, seiner Schwester jeden beliebigen Stammesgenossen zum Gatten zu geben. Häufig fallen solche Entscheidungen bei Zechgelagen (!) und es genügt, daß der Bruder auf das Wohl seiner Schwester in Gegenwart des betreffenden Heiratscandidaten trinkt, um den Pact unabänderlich zu besiegeln.

Auch die nachfolgenden Gepflogenheiten werden zur Genüge darthun, daß eine tschetschenzische Braut keineswegs Zeit zu glückesheiterer Beschaulichkeit hat. Ist nämlich der Bund definitiv beschlossen und die Hochzeits-Feierlichkeit vor der Thür, dann wird vier Tage vor derselben die Braut in Begleitung einer Matrone und eines Dutzend wohlberittener junger Männer nach dem Hause eines Verwandten des Bräutigams geführt; der Einlaß in dieses Heim ist etwas umständlich; vor dem Hause johlt, tobt und verknallt eine aufgeregte Menge ihr Pulver, bis sie vom männlichen Cortège der Braut vertrieben wird und der fragliche Verwandte an der Hausschwelle erscheint. Er gewährt erst dann den Einlaß, wenn er irgend ein Geschenk aus der Hand des Mädchens erhalten hat. Im Innern der Hütte aber spielt sich eine andere, noch eigenthümlichere Scene ab. Eine Anzahl Frauen, meist die ganze weibliche Verwandtschaft, empfängt die Braut mit wildem Toben und bewirft sie mit Steck-, Nähnadeln und Scheeren, während der Begleitung förmlich die Kleider vom Leibe gerissen werden. Ist auch dieser etwas zweifelhafte Freudenausbruch vorüber, dann endlich erfolgt die Bewirthung, nach welcher die Braut wieder nach Hause begleitet wird .... Kurz hierauf wiederholt sich derselbe Spectakel bei einem zweiten Verwandten, in dessen Hütte die Braut bis zum

Digitized by Google

eigentlichen Hochzeitstage — also drei Tage und drei Nächte — zu verbleiben hat.

Sind alle Umständlichkeiten überwunden und die Ehe geschlossen, dann gehört sich das Paar noch keineswegs einander an. Sechs Tage der Enthaltsamkeit von jedem intimeren Verkehre sind geboten, und die Getrauten dürfen sich nur heimlich sprechen, was nicht so leicht ist, da eine Entdeckung bei solchem Stelldichein durch unberufene Dritte als — entehrend gilt. Ist der sechste und letzte Tag angebrochen, dann nimmt die junge Gattin eine Anzahl dünner Eierkuchen und einen Krug und schreitet unter Begleitung vieler Frauen an den nächstbesten Bach. In diesen wirft sie jeden der vorher mittelst einer Nadel durchbohrten Kuchen und füllt dann den Krug mit dem Bachwasser, um ebenso ceremoniös wieder heim zu schreiten. Damit finden die Förmlichkeiten ihr Ende.

War's all' die Mühen werth, um nun ein Leben zu führen, das dem einer Sklavin auf ein Haar gleicht? Von der Wiege bis zum Grabe kennt die Tschetschenzin, und überhaupt die Kaukasierin, keine Unabhängigkeit, keine Freiheit und würdevolle Behandlung; so empfindet sie auch ihr Schicksal nicht, das uns nach abendländischen Begriffen ganz und gar als unerträglich erscheint .... Nur eine Freiheit genießt sie, die der Scheidung von einem ungeliebten Manne. Sie verliert aber hierbei ihr gesammtes Hab und Gut und hat auch keinerlei Recht, die geringste Entschädigung zu beanspruchen. Nur wenn die Scheidung vom Gatten ausgeht, verbleibt der Geschiedenen ihr Eigenthum.

Wenn sich die Tschetschenzin in ihr eheliches Schicksal fügt, was natürlich die Regel ist, dann fällt auch bei noch so reichlichem Kindersegen kein erwärmender Lichtstrahl in die Familie. Die Kinder wachsen, soweit sie männlichen Geschlechtes sind, wild auf, gehorchen nur dem Vater und auch ihm nur bis zu dem Zeitpunkte, wo sie waffenfähig werden und sodann selbst die Herren und Helden spielen dürfen. Auf die Mädchen wieder legt der Vater Beschlag, indem er sie, seinen Entschließungen gemäß, an die Männer seiner Wahl kettet, oder unter der Zahl der Freier nach Lust und Laune sich für diesen oder jenen entscheidet ....

Seltsam ist die Leichenklage, wie sie in der Tschetschna in Uebung ist. Da es natürlich für so ruppige Krieger wie die Tschetschenzen unwürdig

Digitized by Google

wäre, für den dahingeſchiedenen Genoſſen Schmerz oder Trauer zu bezeugen, ſo obliegt den Weibern die Pflicht, den Heimgegangenen zu beklagen. Es geſchieht dies keineswegs auf feierliche oder ergreifende Weiſe, wie bei anderen urwüchſigen Völkern, ſondern durch Executirung eines wilden Geheuls. Dabei zauſen ſie ſich die Haare und reißen ſie ſich die Kleider vom Leibe.... Dann tritt die Frau des Verſtorbenen an die Bahre und ſpricht:

„O! mein Mann, du biſt geſtorben, o! wie gern ſtürb' ich mit dir!
Da ſie mit dir nicht leben kann, was ſoll deine Wirthin hier?
Zwar ſag' ich nicht, daß die Wege, die zu uns geführt den Gaſt,
Verſchwinden und verwachſen werden, weil du mich verlaſſen haſt.
Auch ſag' ich nicht, daß die Veſte, die du geerbt von deinem Ahn,
Nun übergeht in fremde Hände, oder unterliege durch der Zeiten Zahn.
Auch ſag' ich nicht, daß die Flinte, die ſo ſtolz trug deine Hand,
Von nun an ſtaubbedeckt wird roſten an der Wand.
Auch dein Gurt, beſetzt mit Silber, der deinen Leib geziert,
Fällt nicht in fremde Hände, da deinen Kindern er gebührt!
Auch ſag' ich nicht, daß dein Säbel, einſt geführt von deiner Hand,
Nun roſten wird in ſeiner Scheide, verlaſſen an der Wand.
O, mein Gebieter! o, mein Mann! der du dich nicht mehr rührſt,
Nur du warſt würdig an dem Herd zu ſein mein Fürſt.
So lang' dein Haupt du ſtolz getragen und der Schatten von ihm fiel,
Fand Schutz ich mit den Kindern, ward nicht des Schickſals Spiel.
Jetzt muß ich trauern und weinen,
Wer wird verſorgen die Kleinen?
Wer wird in Zukunft ſie ernähren,
Die Waffen führen ſie lehren?"

Wenn die Witwe dieſen Trauergeſang beendet hat, ſtimmen die anderen anweſenden Frauen in Lobhymnen über die Tugenden und Heldenthaten des Heimgegangenen ein, worauf die Leichenfeier ihr Ende findet. Ein zweirädriger Karren bringt den Verſtorbenen nach einem ſtillen Plätzchen, wo man ihn unter Bäumen da oder dort beerdigt.

Seit Jahren iſt es in der Tſchetſchna und in Tſcherkeſſien ſtille geworden. Nur Erinnerungen an einſtige Kämpfe, in denen Kaukaſiens Söhne ihre Freiheitsliebe zu bethätigen ſuchten, bilden den Zeitvertreib in den entvölkerten Auls. Verwaiſte Mädchen ſingen Klagelieder, oder es berichten finſtere Männer von jener Zeit, »da tief in Blut mit kühner Stirne der feurige Zizianow ſchritt, und Kotlarèwski Thal und Firne, die Geißel in der Hand, durchritt« ...

Digitized by Google

„Ja, wie ein drohendes Gewitter,
Wie Pest kamst du daher geweht,
Und hast, ein furchtbar blut'ger Schnitter,
Die tapfer'n Stämme hingemäht."

So singt Alexander Puschkin in seinem prächtigen, an landschaftlichen Schildereien, wie an seelischen Stimmungen gleich ergreifenden Poem: »Der Gefangene im Kaukasus«.... Auf kühner Streifung hat ein Tscherkessen-Trupp einen Russen gefangen und in den Aul geschleppt — an der Schlinge, wie ein gefangenes Wild. Hier hört er nicht der Feinde Geschrei, nicht ihren Hohn, denn zu Tode ermattet sinkt er auf den ungastlichen Boden. Spät erst, als die Sonne wieder hoch steht, erwacht er, wie aus langem Todesschlafe, und als er sich gefesselt sieht, bebt das Wort »Sklave« auf seinen blutleeren Lippen.

„Dort, wo um ihre Hütten her
Von Cactusblättern die Tscherkessen
Die Hecke flochten, kauert er,
Sie sind im Feld, er liegt vergessen."

Und wie ihn die Sehnsucht nach der fernen Heimat verzehrt, träuft die herrliche Natur, der Silberquell, die leuchtenden Wolkenschleier auf des Elbrus' Höhen und der schimmernden Felsen Pracht mildes Labsal in seine Seele.... Es ist eine schmerzgebeugte Seele, denn er selbst bekennt, daß er diese Welt mit ihrer Klatschsucht, ihren süßen Mienen, ihrem Liebesspiel voll Trug und Schein satt habe.... Dann beruhigt sich der Gefangene, und wie das Mondenlicht heraufsteigt, verfällt er in süßes Träumen.

„Ein Traum ist's, der mein Loos versüßt,
Ein Trug der Sinne — weiter nichts."
— — — — — Der Russ' erwacht
Und sieht ein Mädchen der Tscherkessen,
Die stumm und freundlich ihn begrüßt.
Wie labt ihr Blick! Das zarte Knie,
Und sacht an seiner Lippe Rand
Bringt kühlen Kumys ihre Hand.
Er aber sieht die Labe nicht,
Der dunklen Augen sanftes Licht;
Der süßen Worte Zauberwein
Schlürft er mit gier'ger Seele ein.
Zwar was sie sagt, versteht er nicht;
Allein der Blick, der Wange Gluth,
Der Stimme sanftes Tönen spricht:
„O lebe!"

Digitized by Google

the front wheel is driven by pedals, the rear wheel by the front wheel through belts, chains, or the like. The rear wheel is provided with a ratchet and pawl, so that the pedals may be stopped while the machine is in motion.

Fig. 1.—Ordinary Bicycle.

The ordinary bicycle (Fig. 1) has a large front wheel, and a small rear wheel. The front wheel is driven by pedals, which are attached to the hub. The rear wheel is provided with a ratchet and pawl, so that the pedals may be stopped while the machine is in motion.

Ne fut-ce pas une
Ne fut-ce pas une
Ne fut-ce pas une
Ne fut-ce pas une
Ne fut-ce pas une

Le Mans (Sarthe), 15,000 hab. Ancienne capitale du Maine. Cathédrale de Saint-Julien, remarquable par son chœur et ses chapelles du XIIIe siècle. Tombeau de Bérengère de Navarre, femme de Richard Cœur-de-Lion.

Und wieder vergehen bange Tage, an denen die Tscherkessen zu wildem Strauße ausrücken. Der Aul ist vereinsamt, und nur die Dorfmädchen singen alte Lieder von Kriegs- und Liebeslust.

„Da hört er plötzlich flücht'ge Schritte,
Ein Schleier blinkt im Abendwind,
Und sieh'! mit schwankem, leisem Tritte
Naht ihm das arme blasse Kind.
Die süße Lippe sucht nach Tönen,
Die Augen sind von Gram geschwellt,
Wie nächtigschwarze Wellen fällt
Das Haar auf Brust und Hals der Schönen.
Die Feile glänzt in ihrer Hand:
„Entfliehe, frei ist nun die Bahn.
Auf keine Feinde wirst du stoßen."

Und nachdem das Mädchen die Ketten des Gefangenen durchsägt hat, da greift noch einmal der Gott in seine Seele, und berauscht fällt er seiner Retterin an die Brust. »Komm', reich' mir deine Hand und lass' uns dies Schreckensland verlassen!« .... Umsonst. Ihre Hoffnungen sind erloschen und von den kurzen Liebesfreuden ist jede Spur dahin. Ein verzehrendes Feuer durchwühlt ihre zarte Brust, dann reicht sie ihm die Hand zum Abschied.

„Er breitete nach ihr die Arme,
Und fiebrisch zuckte Mund auf Mund.
So schloß in namenlosem Harme
Nach kurzer Lust ihr Liebesbund.
Dann gingen traurig Hand in Hand
Sie nach des Ufers stillem Rand.
Schon schwimmt er in dem tiefen Flusse
Und schlägt zum Schaum die dunkle Fluth,
Schon naht dem Uferfels der Russe,
Schon faßt er ihn mit keckem Muth.
Da plötzlich klascht das Wasser schwer,
Ein murmelnd Stöhnen trifft sein Ohr.
Am Strande klimmt er rasch empor
Und schaut zurück. — Dort ist es leer!
Den Rand bespült der weiße Schaum,
Sie aber konnt' er nicht bemerken.
Am Ufer nicht, nicht an den Bergen.
Todt, Alles todt! — Man hörte kaum
Wie am entschlummerten Gestade
Ein Lüftchen leis' vorüberflog,
Indeß die Spur von einem Rade
Im Strom allmälich sich verzog."

Mit diesen poetisch-romantischen Bildern einer kaukasischen Liebes-Episode verlassen wir die Berge, um noch einmal in Transkaukasien einzukehren. Es ist der östliche Theil, dort, wo die beiden Flüsse Kura und Araxes, theils weite Sand- und Steinsteppen, theils rauhe Hochländer (den District Karabagh), umschließen, denen diesmal unser Besuch gilt. Hier hausen die schiitischen Tataren. Sie sind Nomaden und verbringen den Sommer mit ihren Heerden auf den Bergen, um in der schlechten Jahreszeit wieder in die Steppe hinabzusteigen und ihre Winter-Weide-

Digitized by Google

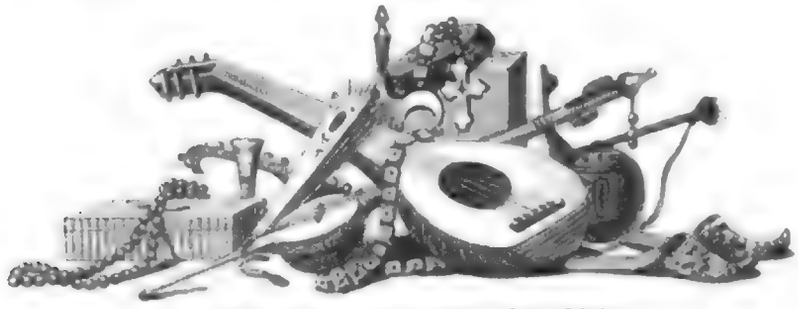
plätze aufzusuchen. Ein solcher Nomadenzug ist von typischem Reize und gestattet den besten Einblick in Brauch und Sitte. Wenn die Uebersiedlung stattfindet, dann werden die besten Kleider angelegt, und alles Volk ist fröhlicher Dinge. Voraus gehen meistens die Pferde und dann folgen die Edelleute mit ihren Söhnen, hierauf die Frauen und Töchter. Die Reiterinnen tragen dichte Schleier und sie sitzen rittlings wie die Männer, wobei die Bügel sehr hoch hinaufgeschnallt sind. Gewöhnlich ist der Sattel mit Seide, das Gezäume und Lederwerk mit Gold oder Silber gestickt.

Die eigentliche Volksmenge wandert natürlich zu Fuß, und da bedient man sich eigener Wagen (Arben), mit buntgestreiften Decken behangen, hinter welchen die Frauen und Mädchen kauern. Ihre Abgeschlossenheit scheint ihnen Vergnügen zu bereiten, denn sie lüften häufig die Teppichvorhänge und lächeln kokett heraus. In anderen Wagen sitzen ältere Frauen, denen das Gehen oder Reiten zu beschwerlich fallen würde. Bejahrte Frauen ziehen übrigens in der Regel das Reiten vor und sie pflegen sich dann häufig gar nicht zu verschleiern. Auch kommt es nicht selten vor, daß der Tatar seinerseits sich nicht mit seinen Waffen beschweren will und sie lieber seiner Ehehälfte aufbürdet, die dann häufig neben ihrem Kinde noch ein förmliches Arsenal zu schleppen hat.

Das Leben, wie es sich sonst bei Nomadenstämmen abzuspielen pflegt, werden wir bei dem Steppenvolke par excellence, den Turkmenen, ausführlicher berühren, und wir beschränken uns hier auf einige Streiflichter über die vornehmen, die städtischen Tataren, wenn man sie so nennen will .... Auf den ersten Blick fällt es schwer, das Haus eines Tataren von dem eines Armeniers zu unterscheiden; im Innern aber weiß man sofort, woran man ist. Die Armenier möbliren ihre Wohnungen so ziemlich nach europäischer Weise und dafür giebt Tiflis den Ton an, während für die Tataren die persische Einrichtung als Muster gilt. Gewöhnlich hat das Haus eines vornehmen und reichen Tataren zwei Geschosse: in dem unteren sind die Stallungen, die Küche und die Zimmer für die Dienerschaft; der obere Stock, in welchem in der Regel die Familie wohnt, hat zunächst einen großen Balkon, zu dem eine hölzerne Treppe hinaufführt. Hieran schließt das Vorzimmer, in welchem man vom Hausherrn empfangen wird. Dies gilt indeß nur für fremde Besucher; alte Bekannte des Hausherrn

ſteigen ohneweiters durch das große Fenſter ein, das vom Fußboden bis zur Decke reicht. Dies bildet immer die Hauptzierde des Hauſes und nimmt häufig eine ganze Wand für ſich in Anſpruch; die Scheiben beſtehen theilweiſe aus färbigem Glaſe, und das Schnitzwerk der Rahmen zeigt ebenſo geſchmackvolle Muſter, wie die übrige Ausſchmückung des Salons.

Leider hat dieſe unleugbare vornehme Eleganz auch ihre Kehrſeite. Die tatariſchen Familienzimmer ſind nämlich nichts weniger als comfortabel und der Schmutz in denſelben mahnt, mehr als alles andere, an — den Orient. Auch die Frauen befleißen ſich daheim nichts weniger als großer Nettigkeit, wobei ſie die Kinder zugleich völlig verwahrloſen laſſen. Auf der Straße iſt es anders. Da muß die Tatarin, ſo gut wie eine andere orientaliſche Schöne, tadellos toilettirt, ihr langer Ueberwurf aus geſtreifter oder gewürfelter koſtbarer Seide und ihr Schleier duftig und wolkig ſein .... Und dennoch, wer würde ſich von dieſen ſchönen Geſichtern, dieſen funkelnden Augen und die durch den dünnen Schleier leuchtenden Lippen bezaubern laſſen, ſobald er nur einigermaßen mit der übrigen Herrlichkeit der Tatarinnen vertraut iſt? Man höre nur, wie es mit dieſen Schönen beſtellt iſt. Weder ſie noch ihre Männer wiſſen, was — Leibwäſche iſt! Sie tragen ihre Kleider, und wären ſie noch ſo theuer, Tag und Nacht, und denken erſt dann daran, ſie zu wechſeln, wenn ſie vollſtändig abgenützt ſind .... Und mit dieſer phyſiſchen Verwahrloſung geht auch die geiſtige Hand in Hand. Von einer eigentlichen Erziehung iſt ſo wenig die Rede, wie von intellectueller Ausbildung. So bleibt die Tatarin ihr Leben lang ein abergläubiſches, klatſchſüchtiges und ſchwatzhaftes Geſchöpf — der grelle Gegenſatz zu der lebensluſtigen und intelligenten Georgierin oder zu der feurigen und ehrgeizigen Tſcherkeſſin ....



Kaukaſiſcher Schmuck und andere Gegenſtände.

Digitized by Google

Vorder-Asien.

Ueberblick.

Das Ländergebiet, welches wir in dem folgenden Abschnitte durchwandern werden, gehört nahezu ausschließlich dem Islam an. Wohl werden wir bei christlichen Völkern, wie Armeniern, Nestorianern und Maroniten einkehren; der Löwenantheil fällt aber jener bunten Völker-Musterkarte zu, die der Islam für sich beansprucht .... In drei Welttheilen siedeln seine compacten Massen, und viele seiner Völker bedecken die ausgedehntesten Erdräume. Durch diese Thatsache ergiebt sich nun von selbst, daß auch einzelne, in bestimmte politische Grenzen gebannte Reiche — wie die Osmanen-Herrschaft in Vorder-Asien — über eine Vielzahl von Volksstämmen und Völkern verfügen, die nirgends anderwo auf der Weltkugel ihresgleichen findet. Uebrigens wuchert selbst durch den Islam in seiner starren Compactheit ein unglaublich üppiges Sectirerthum: selbstständige Triebe eines längst verschollenen Heidenthums, die speciell aus jenem Boden wild emporranken, von dem die Lehre des Propheten ausgegangen ist.

Vorder-Asien, das Gebiet vom Ararat bis zum Sinai, vom Pontus bis zum Indischen Ocean, ist durchgängig durch die ältesten Culturländer der Geschichte repräsentirt. Wo das Scepter Osman's heute in Asien

Digitized by Google

gebietet, da lag das assyrische Weltreich, da blühte phönizische und hellenische Cultur; da gab es ein »goldenes Sardes«, die Städte-Mutter Babylon und das riesige Ninive. Mitten in Anatolien, wo heute unstete Nomadenhorden siedeln und auf endlosen Steppen düstere Melancholie waltet, erhoben sich die phrygischen Königspaläste, und in den Sepulkral-Kammern der Midas'schen Nekropole übernachten heute turkmenische Hirten. Noch heißt an der Grenze zwischen Kurdistan und Armenien ein Paßweg »die Königsstraße« — Schach-Jol — offenbar eine Reminiscenz an jenen älteren gleichnamigen Völkerweg, der einer längst verschollenen Cultur zur vermittelnden Lebensader diente. Nirgends auf unserer Erde giebt es eine solche Unmasse von Ruinen und Städte-Trümmern, wie auf dem Boden von Vorder-Asien. Es sind Ruinen, die ganz verschiedenen Cultur-Epochen angehören, und sie liegen entweder nebeneinander oder übereinander, gleich geologischen Schichten.

Und welche Völker siedeln nun heute auf diesem, durch die ältesten Traditionen geheiligten Boden? .... Wir finden da zunächst das türkische Volk der Osmanen als herrschende Race und gleichzeitig in einer dominirenden Majorität von gewiß fünf Millionen. Ihre Verwandten sind die Turkmenen und Yuruken Klein-Asiens, dann tatarische Stämme (Nogaier), welche als Emigranten aus Rußland eine neue Heimat im Osmanen-Reiche gefunden haben. Von semitischen Völkern haben wir die Araber und die arabisirten Syrer in Syrien und Palästina; ferner eigentliche Syrer, Maroniten, Chaldäer, Ueberreste des alten aramäischen Stammes in Syrien und Theilen von Kurdistan; schließlich Hebräer, hauptsächlich in Palästina. Die Zahl der Araber und arabisirten Syrer dürfte sich auf vier Millionen, die der zweiten Gruppe auf nicht ganz eine halbe Million, die der Hebräer auf 300.000 Seelen belaufen. — Vom pelasgischen Volksstamme siedeln circa eine Million sogenannter Hellenen (Griechen) auf asiatischem Territorium, insgesammt im westlichen und nördlichen Klein-Asien.

Viel bedeutender ist die Zahl der iranischen Völkerstämme, zu denen die Armenier, Kurden und Perser zu rechnen kommen. Erstere wären auf zwei Millionen, die Kurden auf eine Million zu veranschlagen; die Perser wohnen nirgends auf vorder-asiatischem Gebiete in compacten Massen,

Digitized by Google

wohl aber zu größeren Colonien vereinigt in den öſtlichen Grenzſtädten, zumal in und bei Bagdad, wo ſie das Städtchen Ghadim (mit ſeinem Mauſoleum des Imam Muſa) bewohnen, und weiters in den ſchiitiſchen Paſſionsſtädten Kerbela und Nedſchef am Weſtufer des Euphrat nächſt der Trümmerſtätte von Babylon.

Alle dieſe Volksſtämme und Völker gehören, wie wir ſchon bemerkten, keineswegs ſammt und ſonders dem Islam an. Die Mehrzahl iſt wohl moslimiſchen Glaubens (etwa 13 Millionen), doch iſt die Zahl der Nicht-Mohammedaner (Chriſten, Juden und Sectirer) verhältnißmäßig nicht unbeträchtlich. Im Allgemeinen herrſcht in religiöſer Hinſicht ein ähnliches Moſaik, wie in ethnographiſcher. Es giebt griechiſch-orthodoxe, armeniſch-orthodoxe oder gregorianiſche, unirte griechiſch-katholiſche, unirte armeniſch-katholiſche, maronitiſch-katholiſche, unirte chaldäiſche Chriſten, nebſt ihren Zweigen den Neſtorianern und Jacobiten. Ferner Iſraeliten, dann die moslimiſchen Secten der Druſen, der Naſarier und Ismaelier, der Kizylbaſchen in Kurdiſtan und der Jeziden oder »Teufelsanbeter« gleichfalls in Kurdiſtan; ferner ſchiitiſche Mutawillehs, reine Schiiten, dann Schemſchys (Sonnenanbeter) und Mandäer. Von dieſen Secten ſind die Druſen, Mutawillehs, Naſarier, Ismaelier und Mandäer (Johannis-Chriſten) arabiſchen, die Jeziden, Kizylbaſchen und Neſtorianer kurdiſchen Stammes; die Schemſchys theils kurdiſchen, theils arabiſchen Stammes, die Chaldäer desgleichen. Außerdem giebt es noch Zigeuner, dann Krypto-Chriſten unter den Laſen, Kurden und Arabern. Die Wanderſtämme Meſopotamiens und einzelner Gebiete der Halbinſel Arabien bekennen ſich zu einer Lehre, die ein Gemiſch von Islam und altem Heidenthum iſt.

Hinſichtlich der Heimſitze dieſer verſchiedenartigen Völker, herrſchen die denkbarſten Gegenſätze. Im Norden baut ſich von den colchiſch-pontiſchen Geſtaden das armeniſche Hochland mit weitläufigen Steppen-Plateaux und wilden Längsketten auf. Die Natur kargt hier mit ihren Gütern und die Bewohner friſten zum Theile eine harte Exiſtenz. Vom armeniſchen Hochlande, und zwar von dort ab, wo es vom Euphratſtrome im Weſten begrenzt wird, ſpringt die Halbinſel Klein-Aſien, oder Anatolien, weit gegen Weſten vor, auf drei Seiten: im Norden, Weſten und Süden, vom Meere beſpült. Dieſer ausgezeichneten maritimen Lage verdankt Anatolien die reichſte

Abwechslung in Klima und Bodenbeschaffenheit. Der Norden ist prächtiges Waldland, das Innere Steppe, der Westen — mit dem Centrum Smyrna — immergrünes Gartenland.

Im Süden von Armenien sehen wir die Gebirgsnatur wieder einen anderen Charakter annehmen, und dieses Gebiet mit dem lang entwickelten Tauruszug, den reichen Hochmatten und ertragsreichen Thalebenen ist Kurdistan. Damit schließt die bergige Region Vorder-Asiens. Wo sie aufhört, dort setzt das mesopotamische Tiefland an, die Heimat arabischer Stämme, und Araber sind es auch, die bis tief in das syrische Gestadeland hinein alles Steppen- und Wüstengebiet besiedeln ... Völlig verschieden von den eben skizzirten Länderräumen sind das syrische Gestadeland und die arabische Halbinsel. Namentlich ist es der Naturtypus der letzteren, der seinen Bewohnern die nomadische Lebensweise seit Jahrtausenden vorgezeichnet hat, abgerechnet die gesegneten Gestade des »glücklichen Arabien« und einen üppigen Landstrich im Innern der Halbinsel, Nieder-Kasim, das Paradies Central-Arabiens ....

Tataren-Mädchen aus dem östlichen Armenien.

Digitized by Google

Le transporteur Renault

Le transporteur Renault est un véhicule de 5 tonnes de charge utile. Il est équipé d'un moteur à 4 cylindres de 120 ch. Il peut tracter une remorque de 3 tonnes. Il a été conçu pour le transport de marchandises sur de longues distances.

der Armenier. Ihr Stammvater war Haik, ein Enkel Japhet's, und er war es, der über den Ararat herüberzog und mit seinem Geschlechte im Araxes-Lande als erster Städtegründer auftrat. Dann kamen zum Theile fabelhafte Könige, während gleichzeitig die eranische Sagenwelt in den ersten Culturkundgebungen des Volkes platzgriff. Greifbare historische Gestalten treten erst aus den Ereignissen hervor, welche die Epoche des zweiten assyrischen Weltreiches ausfüllen. Ein Jahrtausend hindurch hat dieses letztere gedauert und die Keil-Inschriften von Wan geben Kunde von Schemiram (Semiramis) und Xerxes.

Die Arsakiden haben lange Zeit die Armenier beherrscht; ebenso die Sasaniden, ihre grimmigsten Feinde. Besonderen Glanz brachte das georgische Herrschergeschlecht der Bagratiden über Land und Volk. Leider hatten die Völkerstürme des Mittelalters (Seldschuken, Mongolen, Tataren) gerade das armenische Gebiet als Passageland nach dem Westen benutzt, wodurch die gewaltigsten Umwälzungen hervorgerufen wurden. Gleichwohl hat das armenische Volk sich seine ethnische Individualität zu erhalten gewußt, einestheils in Folge ihres großen Gemeingeistes, Anhänglichkeit an ihr Volksthum und Liebe zum Vaterlande, andererseits durch eine gründliche Pflege einer sehr beachtenswerthen Literatur, welche uns durch die gelehrten Mechitharisten vermittelt wurde.

Was ganz speciell an den Armeniern interessant ist, das ist ihr patriarchalisches Familienleben. In der Hand des Familien-Oberhauptes liegt aller Wille und alle Gewalt. Die männlichen Glieder der Familie dürfen zwar selbstständig erwerben, das Erworbene selbst aber fließt dem Ganzen zu. Bei der großen Achtung und Verehrung, welche die Kinder den Eltern entgegenbringen, ist eine Verletzung dieser strammen Familien-Verfassung geradezu undenkbar; Fälle von grober Indisciplin sind so selten wie schwere Verbrechen. Stirbt das Oberhaupt, so tritt dessen ältester Sohn an die Spitze der Familie, häufig aber auch die Witwe, was auf eine ganz besonders freie Stellung des weiblichen Geschlechtes hindeutet.

Und diese Freiheit ist in der That eine solche, wie wir sie im gesammten übrigen Orient nirgends anderwo antreffen. Keine Spur von dem Töchterverkauf, wie er rings in den Ländern um Armenien im Schwange ist; keine Abgeschlossenheit der jungen Mädchen hinter Vorhang

Digitized by Google

oder Gitter. Die heiratsfähigen Jungfrauen gehen frei und unverſchleiert umher und man legt ihrem Verkehr mit jungen Männern, ſoweit derſelbe ſich in den Grenzen der Achtbarkeit und Sittſamkeit bewegt, keine Hinderniſſe in den Weg. Es darf daher nicht wundernehmen, daß gerade bei dem ſonſt ſo nüchternen, geſchäftseifrigen und mit großer Liebe am Gelde hängenden Volke der Armenier Liebesheiraten keineswegs zu den Seltenheiten gehören.

Die Mädchen treten meiſtens im zarteſten Alter in den Eheſtand. Bräute zwiſchen vierzehn und fünfzehn Jahren ſind nichts Seltenes; häufig zählen ſie gar nur zwölf Jahre, während die jungen Männer meiſtens ſchon im achtzehnten, längſtens im zwanzigſten Jahre daran denken, ſich Lebensgefährtinnen zu nehmen ... Ganz ohne allen orientaliſchen Beigeſchmack iſt übrigens auch die armeniſche Ehe nicht. Die junge Frau tritt mit ihrem Ehrentage förmlich aus dem Kreiſe der Familie; ſie muß Geſicht und Geſtalt umhüllen (auch im Hauſe), ſie darf ſelbſt mit Frauen — und wären ſie ihre eigenen Verwandten — keinen Umgang pflegen, und wo etwa häusliche Arbeiten oder andere Umſtände es erfordern, ſich nur durch Zeichen verſtändlich machen. Die junge armeniſche Frau bleibt nämlich ſo lange zur Stummheit verurtheilt, bis ſie das erſte Kind geboren hat. Bis dahin darf ſie nur mit dem eigenen Gatten ſprechen; nach der Erſtgeburt zunächſt mit ihrer Schwiegermutter, dann mit ihrer eigenen Mutter, ſpäter mit den Schweſtern des Gatten und dann nach und nach mit den übrigen Familiengliedern. Dieſe Uebergangs-Epoche währt bis zum Eintritte völliger perſönlicher Freiheit oft fünf oder mehr Jahre. Natürlich bleibt es für die verheiratete Armenierin auch fernerhin unſchicklich, mit fremden Männern zu ſprechen oder ſich unverſchleiert außer dem Hauſe zu zeigen. Tritt ein männlicher Gaſt in's Haus, dann hat ſie ſofort zu verſchwinden. Die männlichen Familienglieder nehmen übrigens niemals ihre Mahlzeiten gemeinſchaftlich mit den Frauen und Mädchen; die Hausfrau beſorgt einfach den Tiſch und zieht ſich dann hinter eine Art von Haremsgitter zurück, wo ſich die übrigen weiblichen Mitglieder der Familie an dem Treiben ihrer Verwandten und Gäſte ergötzen.

Daß dieſes neidiſche Gitterwerk oft die ſchönſten Geſichter dem Anblicke der Gäſte entzieht, iſt bei den großen äußeren Vorzügen, welche der Race

eigen ist, selbstverständlich. Die Armenierinnen habe große, dunkle, oft tiefliegende Augen, die einen äußerst bestrickenden, milden Schimmer von sich geben. Der Teint ist weiß, die Haut frisch und geschmeidig, wird aber mit vorrückendem Alter häufig röthlich und ledern. Besonders prächtig ist das Haar, dessen Farbe ein tiefes Blauschwarz ist. Zu der ganzen äußeren Erscheinung harmonirt die bunte Tracht recht sehr, obwohl sie ganz und gar nach orientalischem Schnitte ist. Rothe oder grell-bunte Stoffe sind die beliebtesten. Sie sind häufig sehr kostbar und nicht minder werthvoll sind die Stickereien, welche die Kleider zieren. Die Hauptstücke der Kleidung sind die rothen Pluderhosen, die Jacke und der talarartige Ueberrock, der häufig in eine lange Schleppe endet. Um nun diese nicht durch allen Unrath zu ziehen, wird die untere Hälfte des Ueberwurfes bis zür Hüfte emporgezogen und dann frei um dieselben in Form eines Shawlgürtels geschlungen, was der Gestalt ein originelles, dabei aber groteskes Aussehen giebt. Den Kopf bedeckt meist ein goldgesticktes Käppchen, um das der Schleier geschlungen wird .... Alle Armenierinnen schmücken sich mit großer Vorliebe. Der nationale Schmuck besteht aus den im ganzen näheren Oriente gebräuchlichen Münzenketten, die entweder durch's Haar geflochten, oder an die Mütze befestigt werden. Ist der Vorrath solchen Zierats besonders groß, dann werden auch Brust und Arme damit überladen. So im Sonnenlichte gleißend und funkelnd, mit scharlachrothen Beinkleidern, goldgestickter Jacke und buntprächtigem Ueberwurf, den durchschimmernden Schleier malerisch um das Gesicht geschlungen — bietet die Armenierin ein orientalisch-prächtiges Bild, wie man es sich schöner gar nicht wünschen kann.

Bei aller Putzsucht ist die Armenierin gleichwohl eine vorzügliche Hausfrau. Die Betriebsamkeit steckt eben dem ganzen Volke in den Gliedern; die Männer erwerben und sparen, die Frauen arbeiten, putzen und vervollständigen den Hausbedarf — ohne hierzu etwa angetrieben zu werden Ja, der bäuerische Armenier ist zärtlich genug, seine Ehehälfte von der Feldarbeit ferne zu halten, damit die Sonne sie nicht bräune .... Natürlich haben wir hier immer nur die National-Armenierin vor Augen, sie, die mit den für Orientalen im Allgemeinen so zweifelhaft werthvollen Gaben und Einrichtungen abendländischer Civilisation noch nicht bekannt geworden

Digitized by Google

ist. Hat sie von solchen Früchten einmal genascht, dann verwandelt sie sich — wie man an den Stambuler Armenierinnen ein abschreckendes Beispiel hat — in jenes unerquickliche Zwittergeschöpf, an dem die orientalische Halbcultur niemals ganz verwischt wird, die europäische Fashion aber als ganz plumpe Nachäfferei sich erweist.

Von den dritthalb Millionen Armeniern, die es angeblich geben soll, wohnt höchstens eine halbe Million in seiner engeren Heimat. Der andere Theil ist über drei Welttheile verbreitet und überall treiben sie, wie die Juden, das Handelsgeschäft, das ihnen ehestens große Reichthümer verschafft, die sie wieder mit großer Sorge für ihre Familien zu erhalten bestrebt sind. In Klein-Asien giebt es in allen Küstenstädten zahlreiche armenische Familien, namentlich in Trapezunt und Smyrna.

Hier hat das armenische Element einige Concurrenz mit einem andern christlichen Volke — mit den Griechen zu bestehen. Wir werden auf dieselben in unserer Schlußabhandlung über die abendländische Frauenwelt zurückkommen und möchten hier nur einige Bemerkungen unterlaufen lassen .... Zum großen Leidwesen der Armenier gelten an der anatolischen Westküste heute nicht sie, sondern die Griechen als Repräsentanten der Intelligenz und des civilisatorischen Verkehrs jeder Art. Freilich von unserem Gesichtspunkte darf man diese, von abendländischer Cultur nur mäßig, äußerlich überkleisterten Söhne und Töchter des einst glanzreichen Joniens nicht beurtheilen. Ihre Civilisation sind der Frack und französische Lackstiefletten und bei den Schönen etwas Pianogeklimper, mittelmäßiges Französisch und Pariser Schminke. Der Handelsgeist, der im griechischen und armenischen Volke so tief steckt, ertödtet jedes ideale Streben. Wie allen Orientalen, ist auch den anatolischen Griechen der Sauerteig des Culturlebens — die Arbeit — etwas Unwürdiges, wodurch das Geschäftsleben ein ganz eigenthümliches Gepräge erhält. Nur in einer Hinsicht haben die Armenier und anatolischen Griechen erhebliche Fortschritte gemacht: im Schul- und Unterrichtswesen. Der Drang nach Kenntnissen, nach Bekanntschaft mit der abendländischen Civilisation, führt zahlreiche wohlhabende Kaufmannssöhne in die abendländischen Cultur-Metropolen. Aber wie es nun einmal die Art der Orientalen ist, sie nehmen auch hier Alles vom Standpunkte der Aeußerlichkeit, der Unmittelbarkeit, ohne zu erwägen,

Digitized by Google

Machine, Electrical Machine, Electrical Motor, Electrical Motor, Electrical Motor

häuſern und jenen der Türken iſt ein ſehr auffallender. Sie ſind zwar nichts weniger als impoſant, ja, von den Façaden aus eigentlich unanſehnlich und von kahlſter Schmuckloſigkeit; die allerorts herrſchende Sauberkeit aber, der friſche blendend weiße Kalkanwurf und die zierlichen Balkone, von ſchlanken Eiſenſäulen getragen, geben im Ganzen ein vortheilhaftes Bild. Eine Merkwürdigkeit dieſer Wohnungen ſind die tiefen Hausfluren vom Hauptportale aus, wodurch die meiſten Wohnräume nicht gegen die Straße, ſondern zu beiden Seiten der Flur nach den Gärten, die zu den Häuſern gehören, zu liegen kommen. Dieſe Fluren an ſich ſind aber nicht verödet, oder unbenützt, ſie dienen vielmehr zum zeitweiligen Aufenthalt der Familien während der heißen Tagesſtunden, und um dieſen Aufenthalt zu verangenehmeren, ſind die Wände mit Blumen und Schlinggewächſen geſchmückt und an ihnen ſtehen elegante Möbel, Ruhebänke, ja ſelbſt Leſe- und Arbeitstiſchchen umher.

Wer ſonach das muntere Treiben der jüngeren Familienglieder beobachten will, der vermag dies unbehindert von der Straße aus. Nur ein Staket trennt den Beobachter von der meiſt zahlreichen Hausgeſellſchaft .... Die Mädchen und die jungen Frauen, denen es daran gelegen iſt, einen möglichſt anheimelnden, beſtrickenden Anblick ihren männlichen Bekannten zu bereiten, nehmen nicht ſelten zwiſchen Blumen, Mandelblüthen und Oleanderzweigen an den Fenſtern der Gaſſenfront ihren Standpunkt ein. Hier werden denn auch in der Regel jene erotiſchen Kleinigkeiten abgekartet, die ihrem Weſen nach auf dem ganzen Erdballe immer die gleichen ſind. Bedenkt man nun, daß die Smyrniotinnen ſehr ſchön ſind, ja, daß ſie im Ruf ganz außergewöhnlicher Anmuth ſtehen — welch' letzteres man für gewöhnlich von Armenierinnen und Griechinnen gerade nicht behaupten kann — ſo wird es halbwegs begreiflich, wie der nüchterne Touriſt, ja ſelbſt der junge Gelehrte, für den Smyrna nur eine Etappe iſt, und der ſein Trachten und Sinnen mehr nach Epheſus, Milet, Halikarnaß, Magneſia und Sardes zieht, temporär ſich von dieſem Bilde angezogen fühlt.

Aber wie die Perotin, Syriotin und Athenienſerin, ſo iſt auch die Smyrniotin nur eine Lilie auf dem Felde, die weder ſpinnt noch ſonſt arbeitet und doch vom Herrn mit allen Reizen bedacht worden iſt. Indeß hat man in Smyrna mit der orientaliſchen Sitte des »Spazierenſitzens«

bereits halb und halb gebrochen, und Frauen, die ſich durch äußere Vorzüge auszeichnen, oder ihren Toiletten-Reichthum zur Schau tragen wollen, verabſäumen nicht, ſich zur Promenadeſtunde, gleich den Damen der vornehmeren europäiſchen Coloniſten, auf dem Quai einzufinden. So wogt es denn hier, am Strande der »Perle Joniens« — des öſtlichen Neapels — gleich buntfärbig und lebensheiter auf und nieder, wie vor dem königlichen Schloſſe oder in der Hermesſtraße zu Athen, oder in der Grande Rue de Pera Conſtantinopels ....

Armeniſche Mädchen aus dem Anti-Tauris.

Digitized by Google

Toronto, the capital of Upper Canada, is a handsome city, and contains many fine buildings. The Parliament Buildings, the Government House, the Osgoode Hall, the Normal School, the Upper Canada College, the Trinity College, the Lunatic Asylum, the Magnetic Observatory, the Post Office, the Custom House, the Bank of Upper Canada, the Bank of Commerce, the Bank of Montreal, the Bank of British North America, the Bank of Toronto

Abendland die Länder des Oſtens bedacht hat, noch nicht herausgewachſen. Da wurzelt noch Alles feſt in uralten Traditionen. Dennoch darf man nicht vergeſſen, daß der häufige Verkehr europäiſcher Damen, zumal jener, welche durch die Stellung ihrer Gatten ſozuſagen der »Diplomatie« angehören, mit den Frauen türkiſcher Großen die erſten und wohl auch die beſten Aufklärungen über alle Vorgänge hinter den Haremsgittern brachten. In zweiter Linie fielen die Beobachtungen der europäiſchen Aerzte in's Gewicht. Der Arzt iſt nämlich auch heute noch das einzige, außerhalb des engeren moslimiſchen Familienkreiſes ſtehende männliche Individuum, dem die Gemächer der türkiſchen Frauen und Familien nicht verſchloſſen ſind. Die Beſchränkung liegt diesfalls nur darin, daß der ärztliche Beſuch ſich immer nur auf die betreffende Patientin erſtreckt und ein eigentlicher Verkehr mit Harems-Inſaſſinnen ſonach eigentlich nicht ſtattfindet. Kurz, die moslimiſchen Frauengemächer ſind zwar bei uns noch nicht aller übertriebenen romantiſchen Vorſtellungen entkleidet; auch gewiſſe intime Beziehungen ſind uns in ihrer Geſammtheit noch unbekannt — ein eigentliches Haremsgeheimniß aber exiſtirt nur mehr in den Köpfen der Romanſchriftſteller.

Sehen wir uns die moslimiſche Ehe etwas näher an. Die Inſtitution der Polygamie — und ſie iſt dem Koran gemäß eine ſtaatsrechtliche Inſtitution — wird bei uns zwar immer großes ſittliches Bedenken hervorrufen, dies ſchließt aber nicht aus, daß ſie im moslimiſchen Eheleben eigentlich nicht die erſte Rolle ſpielt. Man kann kühn behaupten, daß im moslimiſchen Orient höchſtens vier bis fünf Percent der verheirateten Männer in der Polygamie leben, wobei nicht ausgeſchloſſen iſt, daß die Zahl Jener, welche mehr als zwei Frauen beſitzen, eine noch bedeutend geringere, vielleicht ein Percent iſt. Dieſe Thatſache erklärt ſich dadurch, daß die Ehe, wie überall in der Welt, auch im Orient eine koſtſpielige Sache iſt, geregelt durch Geſetze religiöſer und materieller Natur, die Rechte und Pflichten in ſich begreifen, denen ſich weder Mann noch Weib entziehen kann noch darf.... Die moslimiſche Ehe iſt ihrem innerſten Weſen nach ein Contract. Der Imam, der das zu verbindende Paar »einſegnet«, handelt nicht eigentlich als Prieſter, wie bei der chriſtlichen ſacramentalen Ehe, ſondern als weltliche Behörde, wie etwa bei unſerer Civilehe. Schon die Vorbedingungen zur Ehe unterliegen geſetzlichen Beſtimmungen,

Digitized by Google

worüber beispielsweise die geistige und körperliche Reife und die individuelle Unabhängigkeit des Bräutigams eine Hauptrolle spielen. Auch im Orient ist dafür gesorgt, daß der Mann, der »Herr der Schöpfung«, nicht zwanglos seinem Willen und seiner Laune fröhnen könne! Wenn der moslimische Jüngling die Absicht hat, in den Ehestand zu treten, so wirbt er um das betreffende Mädchen, und zwar nicht persönlich, sondern auf dem Umwege eines Stellvertreters (Wekhil), welcher auch die Braut beizustellen hat. Nach unseren Begriffen befremdet nichts mehr, als die vollständige Ausschließung eines jeden Verkehrs der Brautleute mit einander. So kennt der Ehecandidat seine künftige Lebensgefährtin häufig nur dem Namen nach, seltener von der Straße oder einem öffentlichen Belustigungsorte her, auf denen die Frauen und Mädchen natürlich — wie es Sitte und Gesetz vorschreiben — tief verschleiert erscheinen. Nur selten wird in dieser Richtung von dem herkömmlichen Brauche abgewichen. Wo dies geschieht, tritt der sogenannte »Damendienst« (Aschyklyk) in seine Rechte, wobei den Ledigen beiderlei Geschlechtes eine sehr beschränkte Freiheit des Verkehrs gestattet wird. In manchen Gegenden des osmanischen Orients bedienen sich heiratslustige Männer auch sogenannter »Prüferinnen«, denen die Aufgabe zufällt, die Erkorene in den Harems oder Bädern aufzusuchen. Auf diesem Wege wird das Mädchen auf seinen Werber aufmerksam gemacht, es erhält einigen Einblick in dessen pecuniäre Verhältnisse, während für den jungen Mann einige Aufklärungen hinsichtlich der leiblichen und geistigen Eigenschaften seiner Erwählten abfallen. Das übrige ergiebt sich von selbst. Die Regel ist die, daß der Mohammedaner seine Lebensgefährtin durch geschäftliche Abmachungen von seinen zukünftigen Schwiegereltern erhält, wodurch sich das Ehebündniß wenig von einem gewöhnlichen Kaufgeschäfte unterscheidet.

Nachdem die äußeren Vorbereitungen überwunden sind, ist es Sache der Wekhils, alle Formalitäten zu erledigen. Dieselben werden natürlich von dem Imam zu Ende geführt. Die beiden Stellvertreter ergehen sich in alle möglichen Details, über die beiderseitigen Absichten, über die seitens des Bräutigams zu leistende Mitgift, über die Dauer und Modalitäten der Hochzeitsfeier u. dgl. m. Nachdem alle diese Angelegenheiten in's Reine gebracht sind, erfolgt unter Assistenz von je zwei Zeugen für die

Digitized by Google

beiden Wekhils die Unterfertigung des Ehecontractes, und der förmliche priesterliche Segen, der natürlich einiges Geld kostet, schließt die Ceremonie.

Dann beginnen die Hochzeits-Feierlichkeiten. Sie sind nicht auf einige Stunden wie bei uns beschränkt, sondern beanspruchen häufig eine ganze Woche für sich. Welche Last für die Ungeduldigen! Da ist der erste Tag, an dem die Verlobung und Trauung zu gleicher Zeit stattfindet; ein anderer ist der Completirung des Brautkorbes vorbehalten, in welchen der junge Gatte die gesammte Aussteuer zu legen hat, denn moslimische Mädchen erhalten keine solche von ihren Eltern. Der Brautkorb enthält mitunter wahrhafte Schätze, wenn es die Mittel des Mannes zulassen, und eben solch' kostspieligen Pomp entwickelt er am eigentlichen Vermälungstage, dem achten oder vierzehnten der Brautwoche. Es ist der Tag, wo die Erkorene, herrlich geschmückt und in einen goldig-flimmernden Schleier gehüllt, unter den Hochzeitsgästen erscheint, nachdem ihr Vater ihr den Brautgürtel angelegt hat. Noch sieht der Gatte nicht das Antlitz seiner Lebensgefährtin; nur das Auge leuchtet ihm verheißungsvoll entgegen .... Dann findet bei reichen Heiraten die feierliche Einholung der Verlobten statt, immer unter Entfaltung eines bunten Gepränges mit farbigem Cortège, reichgeschirrten Rossen und jauchzendem Trosse. Namentlich ist's der Brautkorb, welcher die Neugier der weiblichen Welt, die sich unter die Zuschauer mengt, herausfordert. Auch in dieser Richtung unterscheidet sich das Publikum im Osten wenig von dem unserigen.

Unterdessen erwartet der zukünftige Gatte die Erkorene an der Schwelle seines Hauses. Von hier führt er sie in das flimmernde Brautgemach, um sie sofort wieder zu verlassen. Draußen im Selamlik (den Herrengemächern) hat sich eine zahlreiche Gesellschaft eingefunden, welche bereits dem köstlichen Hochzeitsschmause ohne Zwang zuspricht, und der Hausherr empfängt unter dem Klange der Scherbetbecher und dem Gequieke primitiver Tafelmusik die Glückwünsche seiner Freunde und der übrigen Geladenen .... Auch in den Haremsgemächern hat unterdessen eine ähnliche Episode stattgefunden. Gesang und Tanz haben die harrende Braut nicht zu zerstreuen vermocht, und bald tritt der große Moment ein, wo sie sich ihrem Gatten zum erstenmale unverschleiert zeigen soll. Diese Schleierlüftung, eigentlich »der Anblick des Gesichtes« genannt, findet unter Assistenz einer

Digitized by Google

Vertrauensdame der Braut statt, welche kurz vor der Schlußceremonie die Hände Beider ineinanderlegt und Segenssprüche hermurmelt. Damit hat die Hochzeits-Feierlichkeit ihr Ende.

Das Haremsleben selbst bietet wenig Abwechslung. Gehören die Vermälten den niederen Ständen an, dann kehren Sorge und Plage, wie überall in der Welt, auch hier bald ein, und das Eheleben nimmt im Großen und Ganzen seinen denkbar normalsten Lauf. In den Harems der Vornehmen fehlt es natürlich nicht an Zerstreuung, wenn man Spiel und Gesang, Hausklatsch und etwas Staatspolitik — richtiger Intrigue — eine solche nennen darf. Neuestens sind die vornehmen Türkinnen, wenigstens jene Constantinopels, bemüht, es ihren abendländischen Schwestern in Einigem nachzuthun, denn sie obliegen Hausarbeiten, klimpern auf Pianos und lernen französisch oder englisch. Der größte Theil der Jahreszeit wird aber nach wie vor dem süßen Nichtsthun — dem berüchtigten orientalischen Kef — gewidmet, dabei fleißig geraucht, Mocha geschlürft und Süßigkeiten genascht. Auch sonst richten sich die inneren Herrlichkeiten des Harems, wie dies selbstverständlich, ganz und gar nach den pecuniären Verhältnissen des Gatten. Pracht und Luxus fehlen daher auch heute nicht in den Gemächern der Damen höheren Standes. Die Bezeichnung Haremlik (Harem) bezieht sich auf die gesammte Frauenabtheilung eines Hauses, im Gegensatze zu Selamlik, den Herrengemächern. Immer aber sind die Frauen getrennt untergebracht, mit eigener Dienerschaft und für sie separirten Gemächern, welche man Oda (Odalik, daher Odaliske = Frauenzimmer) nennt. Von der Außenwelt sind die Frauengemächer entweder gänzlich (durch hohe fensterlose Mauern) abgeschieden, oder es erhalten die auf die Straße blinkenden Fenster ein engmaschiges Gitterwerk (Muscherabi) — oft phantastische Muster und wahre Meisterwerke der Zier-Architektonik — das wohl den Blick nach außen gestattet, keineswegs aber umgekehrt. Hinter diesen vergitterten Haremsfenstern nun verbringen die Schönen gar manche schleichende Stunde, und ob solche Zerstreuung, trotz deren notorischen Ungefährlichkeit, dennoch immer zur Zufriedenheit der respectiven Gatten ausfallen, möchten wir dahin gestellt sein lassen.

Wir haben in dem Vorstehenden nur der einfachen Ehe gedacht. Das polygamische Verhältniß bildet ein anderes Capitel, in welchem

wir uns übrigens kürzer fassen können. Erlauben es einem Moslim die Mittel, sich um eine zweite Frau zu bewerben, dann steht einem solchen Wunsche nichts im Wege. Das Korangesetz erlaubt ja dem Rechtgläubigen vier legitime Frauen. Wie wenig indeß dieses doppelte oder mehrfache eheliche Glück unseren landläufigen Vorstellungen entspricht, geht schon aus dem arabischen Spruche hervor, der sich auf dasselbe bezieht und der da lautet: »Viel Frauen — viel Kosten und Aerger«. Die Mitgift, der Brautkorb, die langwierigen Hochzeits-Feierlichkeiten, dann die zu bestellende Bedienung für die neuen Genossinnen der ersten Frau, das Alles verdient kaum den Vergleich irdischer Paradiesesfreude. Auch der eheliche Friede wird dadurch nicht fester geknüpft, und obgleich der Koran die Bevorzugung einer Frau strenge verbietet und für solches Delict sogar eine Sure (strenge Strafe für die Ewigkeit enthaltend) aufgestellt wurde, hat das Favoritenthum gleichwohl in den türkischen Harems gefährlichere Blüthen getrieben, als bei irgend einem anderen moslimischen Volke.... Die Polygamie ist natürlich auch bei den moslimischen Frauen nichts weniger als populär, und in hochgestellten Familien kommt es nicht selten vor, daß der Gatte sich zur Monogamie contractlich verpflichten muß. Wem vollends die Gnade zu Theil wird, eine kaiserliche Prinzessin oder eine Verwandte des Chalifenhofes von Stambul zur Gattin zu erhalten, für den ist die Verzichtleistung auf eine vielköpfige Ehefreude eine selbstverständliche Verpflichtung. Dabei spielen solche Ehemänner mitunter eine Rolle, die sie kaum berechtigen dürfte, begründeten Anspruch auf den Titel »Herren der Schöpfung« zu machen. Auch in diesem Punkte hat unsere moderne Kenntniß von der Haremsherrlichkeit manche Illusion schonungslos zerstört....

Trotz so manchen ethischen Grundzuges in der moslimischen Ehe steht dieselbe dennoch im completen Gegensatze zu unseren modernen Culturbegriffen. So ist beispielsweise die Sklaverei von der Haremswirthschaft unzertrennlich. Sie ist im ganzen Oriente auf dem Papiere bekanntlich abgeschafft — thatsächlich aber besteht sie nach wie vor und sie muß bestehen, denn es ist eben die Harems-Institution, die sie bedingt. Die Korangesetze gestatten nur dem engsten Familienkreise den Anblick eines unverschleierten Gesichtes, sobald die Eignerin dieses letzteren eine Frei-

Digitized by Google

geborne ist. Diese Licenz beschränkt sich auf die Gatten, den Vater, den Schwiegervater, den Bruder (auch Milchbruder) und Neffen; ferner auf die eigenen Söhne und Stiefsöhne, nicht aber auf die Onkel und Vettern. Anders verhält es sich aber mit der Sklavin, die der Hausherr jederzeit unverschleiert sehen darf. Erwägt man nun, daß, die Verschnittenen abgerechnet, für die das »Geheimniß des Schleiers« gleichfalls volle Giltigkeit hat, sonst nur weibliche Dienstboten die dienstbaren Geister in einer moslimischen Hauswirthschaft sind, so kann man sich einigermaßen einen Begriff von den Umständlichkeiten machen, welche sofort platzgreifen müßten, wenn sich die Ammen, Kinderwärterinnen, Köchinnen, Kammermädchen, Wäscherinnen, Aufwärterinnen u. s. w. bei jeder Gelegenheit (so oft sie mit einem männlichen Mitgliede der Familie in Berührung kommen, also im Tage hundertmal und öfter!) den Schleier vor das Gesicht zu ziehen hätten .... Dagegen sträubt sich einfach die Vernunft und das praktische Bedürfniß, ganz abgesehen von den unumstößlichen koranischen Satzungen. Man darf indeß den Begriff »Sklavin« in diesem Falle keineswegs so streng nehmen. Die Sklavinnen der türkischen Harems erfahren im Allgemeinen eine viel bessere Behandlung als die europäischen Dienstboten, und ganz abgesehen davon, daß sie bei erprobter Anhänglichkeit und guter Aufführung, vorurtheilsfrei als Glieder der Familie angesehen werden, erwachsen ihnen auch andere Vortheile. So erhält die Sklavin, wenn sie ihren Herrn mit einem Kinde beschenkt hat, sofort die Freiheit, und der Sprößling wird rechtmäßig und erbfähig wie der der freigebornen Frau. Auch Ehen zwischen Sklavinnen und den männlichen Familiengliedern sind nicht selten.

Die Sklavenfrage ist es sonach nicht, welche hinsichtlich der moslimischen Ehe begründete Bedenken hervorruft. Diese sitzen viel tiefer. Wie die Familie, so ist bekanntlich auch die Gesellschaft geartet, und wie diese so der Staat. Der Schwerpunkt liegt somit schon in den sittlichen Grundsätzen, auf denen die Familiengemeinschaft aufgebaut ist, und da finden wir im Islam allerdings einen Mangel von Factoren, der um so berücksichtigenswerther ist, als es eben ein Mangel ist, der in den Lebensgesetzen des Orients begründet ist, und der ohne eine totale Umwälzung auf socialem und religiösem Gebiete nicht paralysirt zu werden vermag. Es ist bekanntlich die Gleichstellung des Weibes mit dem Manne, die

Digitized by Google

unter den chriſtlichen Völkern von der größten ſittlichen Bedeutung für die Entwicklung der Geſellſchaft wurde. Der Islamite anerkennt aber das Weib nicht als Seinesgleichen, und ſomit fehlt ihm das Hauptmittel zur inneren moraliſchen Feſtigung des Familienlebens und ſeiner Hauptaufgabe, der Kinder-Erziehung. Wohl iſt das moslimiſche Familienleben nicht ohne einigen moraliſchen Gehalt, und deuten auch verſchiedene Aeußerlichkeiten im Leben der Islamiten auf einen unleugbaren ethiſchen Grundzug hin; aber derlei hat doch nur untergeordneten Werth gegenüber den Hauptaufgaben, welche an das Leben geſtellt werden, und die in Anderem beſtehen, als in der einfachen Befriedigung individueller Gemüthsſtimmungen. Der Islam iſt ſeiner Hauptſache nach äußerlicher Natur, und ſo iſt es logiſch, daß auch im Familienleben die Innerlichkeit, die den Impuls zu idealen Zielen und die Kraft zu einer friſchen Entwickelung aus dem Schooße der Geſellſchaft giebt, abſolut fehlt. Das Weib des Mohammedaners (ſpeciell des Türken) iſt weniger deſſen Lebensgefährtin, als vielmehr das Individuum, welches in erſter Linie dazu da iſt, für nichtsſagende Zerſtreuung und für die banalſte Bequemlichkeit Sorge zu tragen. Da nur in dieſem Sinne Anſprüche an die künftige Ehegenoſſin geſtellt werden, ſo dreht ſich auch die Erziehung des Mädchens hauptſächlich um gewiſſe Aeußerlichkeiten, um Putz- und Gefallſucht, kokettes Intriguenſpiel, um die Erlangung einiger Fertigkeit in weiblichen Arbeiten. Die Güter, welche im Abendlande in Bezug auf die »beſſere Hälfte« ſo hohen Anwerth haben, und deren ſittliche Bedeutung

Türkiſche Frauen.

Digitized by Google

Fig. 8. Interior of the Church of the Holy Sepulchre, Jerusalem, 1839. Engraving by Louis Haghe after a drawing by David Roberts. Roberts's drawing was made during his visit to the Holy Land in 1839. Haghe's engraving was published in 1842 in Roberts's *Sketches in the Holy Land, Syria, Idumea, Arabia, Egypt and Nubia*. Roberts's drawing is in the collection of the Victoria and Albert Museum, London.

der bereits zweimal entlassenen Frau ist nur dann gestattet, wenn diese vorher mit einem anderen Manne eine mittlerweile wieder gelöste Ehe eingegangen hatte. Weiter müssen wir eines Korangesetzes gedenken, daß zwar die Zahl der legitimen Frauen beschränkt, aber gleichwohl dem Manne gestattet, in ein förmliches legitimes Verhältniß mit seinen Sklavinnen zu treten .... Die betreffende Koransure (Nr. 4: »Die Weiber«) lautet: »Gebet den Waisen ihr Vermögen nicht zum Vortheile des eurigen; fürchtet ihr, gegen Waisen nicht gerecht sein zu können, so nehmet nach Gutdünken nur eine, zwei, höchstens vier Frauen; fürchtet ihr aber auch so noch nicht gerecht sein zu können, so nehmt nur eine, oder lebt mit Sklavinnen, die ihr erworben« ... Nun ist aber die Zahl dieser letzteren eine durchaus unbeschränkte, da es dem Moslim freisteht, soweit es seine Mittel ihm gestatten, sich mit solch' lebender Waare zu versorgen. Da nun der Fall nicht selten eintritt, daß gerade die Sklavinnen ihren Gebieter mit Kindern beschenken, während die legitimen Frauen in dieser Hinsicht weniger vom Glücke begünstigt sind, so kann man sich einen oberflächlichen Begriff von dem ethischen Werthe des moslimischen Ehelebens machen, das auf großem Fuße eingerichtet ist ....

Wir haben uns etwas lange bei Förmlichkeiten aller Art aufgehalten, und unsere aufmerksame Leserin mag nun etwas ungeduldig nach Abwechslung lechzen .... Die können wir sofort haben, wenn wir uns in das laute Treiben einer großen türkischen Stadt — also etwa Constantinopel — stürzen. Es ist Freitag (der türkische »Sonntag«). Ob wir uns in einer der großen Straßen Peras bewegen, oder auf der schaukelnden Schiffbrücke des Goldenen Horns, oder nächst der Tramway-Linie, welche durch die Vorstädte Stambul, Galata, Tophana, Beschiktasch u. s. w. zieht, überall drängt sich uns ein lebhaftes farbiges Bild auf. Es sind Hunderte und Hunderte von Frauen in seidenen Ueberwürfen (Feredsche), die mehr oder weniger durchsichtigen Schleier (Jaschmak) um die Gesichter geschlungen, die sich im bunten Gewühle bewegen. Das ist die Freiheit des äußeren Verkehrs, die sie nun schon seit Jahren genießen. Sie bewegen sich theils zu Fuß in Gruppen, ohne lästige Aufsicht, oder sie rollen in modernen Equipagen vorüber, auf deren Kutschbocke der fezgeschmückte Lakaie neben dem Lenker des Gespanns thront. Wer von erklärlicher

Digitized by Google

Neugierde geplagt ist, dem bleibt es unbenommen — innerhalb der Grenzen des Anstandes und der Discretion — flüchtige Blicke in das Innere dieser interessanten Frauenkäfige zu werfen. Zumeist sind es etwas wohlbeleibte Schönheiten, denn das türkische Frauen-Ideal geht mehr »in's Gewicht«. Aber der dünne Schleier verräth mitunter zauberhaft schöne Gesichter, die dann freilich nicht Türkinnen zu Eignerinnen haben, denn vielmehr Tscherkessinnen und Georgierinnen. Während die dunklen Augen berückend aufleuchten, läßt das mehr als durchscheinende, duftartige Gewebe den Zug des Mundes, die korallenrothen Lippen und die feinen Nasenflügel in ihrer ganzen Vollkommenheit ahnen. Bei hohen Staatsfesten, wie am großen Beiramtage, ergiebt sich wohl auch Gelegenheit, eine oder die andere jener Frauenblüthen zu gewahren, die das heute mehr als je sorgenbeladene Leben des Chalifen zu versüßen bestimmt sind. Für den Chalifen (jetzt der Sultan der Osmanen) hat der Koran ein Privilegium geschaffen, indem er ihm statt der legitimen vier Frauen — sieben gestattet. Sie führen den Titel »Kadinen« (Sultans-Genossinnen), sind aber trotz des märchenhaften Glanzes, der sie umgiebt, eigentlich minder bevorzugt als ihre »bürgerlichen« Schwestern. Wenigstens hat die schleichende Intrigue, Verleumdung und Eifersucht in den kaiserlichen Palästen zu Stambul zahllose Opfer gefordert. Und dann steht die Kadine zu ihrem kaiserlichen Gebieter thatsächlich in einem sklavischen Verhältnisse, da beispielsweise bei ihr die Verstoßung ohne förmliche Scheidung stattfinden kann, wenn sie keinen Prinzen zur Welt gebracht hat. Andererseits ist die Zahl jener Sultansfrauen, welche nicht nur in den kaiserlichen Gemächern, sondern auch außerhalb derselben eine Rolle gespielt haben, keine geringe, wenngleich die türkischen Chroniken geflissentlich dem diesbezüglichen Materiale der osmanischen »Geschichte« aus dem Wege gehen .... Auch darf man nicht vergessen, daß die osmanische Lyrik — entgegen der aller anderen orientalischen Völker — die Frau niemals zum Gegenstande poetischer Verherrlichung oder gefühlsseligen Ergusses erwählt. So schweigen die Lieder über die echtesten und duftvollsten Frauenblüthen, und nur die vereinsamten Gräber erinnern an das glanzvolle Leben einzelner Sultana's ....

In einem der düstersten Viertel Stambuls stoßen wir auf ein solch' erlauchtes Frauengrab. In demselben schlummert Ailima, die Mutter

Digitized by Google

Sultan Mohammed's II., den die türkischen Geschichtsschreiber den Vater der Eroberung nennen. Ailima war die Gattin Murad's II. und man weiß heute im Volke nur so viel, daß sie einst eine hochgefeierte Frau war. Neben der Moschee Bajazid's II. liegt eine zweite, in den Traditionen der Türken eine Rolle spielende Frau, die Mutter des genannten Sultans, Gül-Bahar, d. i. »die Frühlingsrose«. Ein Dach überdeckt die Gebeine von Mutter und Sohn. Auch im Hofe der prächtigen, sechsthürmigen Moschee Sultan Selim's I. erhebt sich ein monumentaler Steinsarkophag über der Schlummerstätte einer großen Sultansfrau — über Hafißa. Sie hat Sulejman den »Prächtigen«, die glänzendste Erscheinung der Osmanengeschichte, geboren. Daneben freilich ziehen auch blutige Schatten herauf, und da wir gerade bei den Selimjeh verweilen, dürfen wir nicht der ränkesüchtigen Frau Sulejman's, der berüchtigten Charrem (besser bekannt unter dem Namen Roxolane) vergessen, welche unter den Platanen des genannten Moscheenhofes nun schon durch Jahrhunderte den ewigen Schlaf schläft. Und an ihrer Seite ruht eines ihrer unschuldigen Opfer, die unglückliche Kassebi, die eine Mitgesponsin der Charrem war.... In der modernen Geschichte ist besonders der Name der Sultana Esma berüchtigt geworden. Sie war eine Schwester Sultan Mahmud's II. und Gemal des Großadmirals Kutschuk Hussein, des tapferen Vertheidigers von St. Jean d'Acre im Jahre 1832. Noch steht der verödete sogenannte »Gelbe Palast«, in welchem einst Esma hauste, nächst Beschiktaschs am sonnigen Bospor-Ufer. Dort wird auch die Ausmündung eines Canals gezeigt, durch welchen die Opfer der zu gefährlichen Liebes-Aventuren jederzeit sehr geneigten Sultana bei herandämmerndem Morgen in die stille Bosporfluth hinaustrieben. Begraben liegt Esma in der Vorstadt Ejub, in Nachbarschaft der gleichnamigen Moschee. Hinter den Stacketen der Umfriedung blühen Rosen und Jasmin und ertönten die munteren Weisen zahlreicher Singvögel — ein Ruheplätzchen, wie es nur die Phantasie der Orientalen zu schaffen vermag.

An den Ufern des lieblichen Bospors entfalten sich auch heute noch jene morgenländischen Märchenbilder vor unseren Blicken, die man seit Langem verschollen wähnte. Dort erheben sich die schimmernden Sommerschlösser und Villen der vornehmen Stambuler, und über den

Digitized by Google

plätſchernden Wellen hängen die Altane der Harems wie niedliche Vogelkäfige. Die Gärten freilich mit ihrem exotiſchen Pflanzendickicht umſchließen hohe Mauern, hinter denen die Schönen luſtwandeln — gelangweilt und unbewußt des Zaubers, der ſie umgiebt. Wer gleichwohl das bunte Gewühl türkiſcher Frauen genießen will, der verfüge ſich in die Nähe der großen Friedhöfe, oder er wandle durch die Auen der »ſüßen Waſſer«, wo er unüberſehbare Gruppen plaudernder und kichernder Harems-Schönen antreffen wird. Auf dem ſaftigen Grün der Wieſen iſt dieſer Anblick von weiblichen Geſtalten in Kleiderhüllen von glänzenden und blendendſten Farben immerhin einer der erquickendſten, den uns das türkiſche Frauenleben darbietet .... Die Schleier der Schönen ſind von ſo dünnem Gewebe, daß ſie mehr Reize verrathen als verhüllen und unwillkürlich Goethe's ſchöne Verſe in der Erinnerung wachrufen:

Der Schleier iſt nur ein lieblicher Flor,
Er verdeckt mir zwar das Geſicht;
Aber das Mädchen verbirgt er nicht,
Weil das Schönſte, was es beſitzt,
Das Auge, mir in's Auge blitzt.

Türkiſches Mädchen aus Cilicien.

3. Kurdiſches Nomadenleben.

Die freiere Stellung der Frau bei den moslimiſchen Nomaden. Ueber die Kurden im Allgemeinen. Kurdiſche Helden- und Liebeslieder. Mädchen- und Kinderraub ſeitens der Türken. Eine Romanze. Die Amazone Kara-Fatma. Aeußere Erſcheinung der Kurdinnen. Ihr Typus, ihre Tracht und ihre Schmuckſachen. Leben im Zelte. Die Neſtorianerin. Die „Teufels-Anbeterinnen". Nächtliche religiöſe Feſte. Der „Tſchopi" oder Nationaltanz.

Das den anatoliſchen Türken räumlich zunächſt liegende mohammedaniſche Volk ſind die Kurden. Wenn es noch eines Beweiſes bedürfte, daß religiöſes und geſellſchaftliches Leben die Schablone nicht vertragen, ſondern jenes vielmehr durch klimatiſche Verhältniſſe, Landesnatur, Tradition und äußeren Verkehr immer wieder neue Formen annimmt, unſere Wanderung durch die Gebiete der islamitiſchen Völker würden vollauf Material zu ſolcher Beweisführung liefern. Wir haben bei den mohammedaniſchen Stämmen des Kaukaſus, bei den Osmanen und ſelbſt unter den chriſtlichen Armeniern Haus- und Familien-Einrichtungen kennen gelernt, die dem Weibe in Allem und Jedem eine hochgradige Beſchränkung ſeiner perſönlichen Freiheit aufzwingen. Dieſes unwürdige Verhältniß erhält ganz erhebliche Modificationen bei allen nomadiſirenden, oder ſonſt halb und halb unabhängig in ihrem wenig oder gar nicht zugänglichen Heimatsbezirken hauſenden Stämmen.

Um eine umfaſſende Vorſtellung vom kurdiſchen Leben und Treiben zu gewinnen, iſt es unerläßlich, uns mit der Heimat dieſes merkwürdigen Volkes ein wenig vertraut zu machen .... Wo das armeniſche Hochland im Süden ſeine natürliche Grenze findet, verſchwinden auch allmälich die armeniſchen Bevölkerungs-Elemente. Ein impoſanter Gebirgszug, der Taurus, der in ſeiner Fortſetzung von Cilicien her vorerſt eine bedeutende

Digitized by Google

Plateaumasse nach dem Euphrat hin vorschiebt, streicht nach dem zwanzig Meilen langen Stromdurchbruche — der Katarakten-Strecke zwischen Malatia und Samosat — im großen Bogen nach Osten. Dieser Tauruszug, auf dessen Scheitelhöhen die beiden Tigris-Quellen liegen, ist der eigentliche Grenzwall zwischen Armenien und Kurdistan. Er ist seiner Totalität nach wenig gegliedert, besitzt keine eigentlichen großen Querthäler, um so reicher aber entfaltet er wahre Naturwunder in zahllosen Detailbildern, in seinem Wechsel von Fels und Wald, von weichgeformten Thalmulden und düsterwilden Hochzinnen, von schauerlichen Abgründen und unzugänglichen Schlupfwinkeln .... Hinter natürlichen Schutzwällen suchten einst die freien Stämme Rettung, als die osmanischen Eroberer den Sonderstrebungen derselben mit großer Energie entgegentraten. Dabei liegen die üppigsten Weiden, wahre Paradiese für die Nomaden-Tribus unter den Felsstirnen des Hauptkammes, und von Thal zu Thal ziehen die fruchtbaren Culturstreifen der friedlichen Ackerbauer. Und daß der Kurde jene Gebirgs-Einsamkeiten liebt, davon giebt uns eines seiner sinnigen und anspruchslosen Lieder Kunde, in welchem es also heißt:

„Ueber Alles hoch und über Alles schön,
Und im Mund des Volkes vielgepriesen,
Sind die grünen Flecken auf den Bergeshöhen,
Sind die duftenden Nomadenwiesen.

Wo der Schnee die Berge bekleidet,
Wo der Kurden schwarze Zelte stehen;
Wo der Hirt' die fette Heerde weidet,
Kecke Bursche, schmucke Dirnen gehen:

Ueber Alles hoch und über Alles schön,
Und im Mund des Volkes vielgepriesen,
Sind die grünen Flecken auf den Bergeshöhen,
Sind die duftenden Nomadenwiesen."

Der Kurde hat ein Recht, seine Heimat begeistert zu lieben, denn er ist seit urdenklichen Zeiten Herr in diesem Gebiete. Roh und wild in seinen kriegerischen Kundgebungen, geht gleichwohl ein Zug von Ritterlichkeit durch sein ganzes Gebaren, wenn auch das stolze Selbstbewußtsein der Kriegerkaste mit ihren althergestammten Feudalherren an der Spitze ein Krebsschaden ist, der an dem gesammten Volke nagt. Die privilegirte

Stellung dieſer Kaſte (der Aſſiretti) bedingt nämlich nothwendigerweiſe eine Unterdrückung der mißachteten Guranen oder Ackerbauer, und thatſächlich ſind in dieſen letzteren kaum mehr der äußere Typus, oder die Charakter-Eigenſchaften des eigentlichen Kurden zu erblicken ....

Die Freiheit und Ungebundenheit der ganzen Lebensweiſe iſt bei den mohammedaniſchen Kurden, wie wir bereits hervorgehoben haben, nicht

Kurdinnen.

ohne Rückwirkung auf die Stellung des weiblichen Geſchlechtes geblieben. Von einer großartigen Natur umgeben, häufig aufgewachſen in wilder Stammesfehde, oft monatelang auf entlegenen Weidegründen ſich ganz ſelbſt überlaſſen, oder als Herrin in einer alten Felsburg hauſend, weiß die Kurdin nichts von der Haremsherrlichkeit der Türkin. Sie genießt allenthalben den Ruf großer Keuſchheit, heiteren Sinnes und beſonderer Fertigkeit in der ihr angewieſenen häuslichen Thätigkeit. Von Früh bis Abend macht ſie ſich innerhalb und außerhalb des Zeltes zu ſchaffen; ſie wartet die Kinder, bereitet die Speiſen, putzt wohl auch die Waffen oder das Lieblingspferd ihres Gebieters, und wenn dieſer zur Jagd oder Fehde ausreitet, flicht ſie farbige Bänder in die Mähne des klugäugigen Gebirgspferdes.

Digitized by Google

Where there is no trace of Egyptian art, however, the remains of Nineveh and Babylon are of the greatest interest. Of the latter city, the ruins of which

are now known as Mujelibe, Amran, Babil, and Hillah, little is left but the mounds of earth and brick which mark the site of the palaces and temples. Nineveh, on the other hand, has left behind it the remains of its palaces, which were discovered by Botta and Layard, and are now in the British Museum. The sculptures are in low relief, and are covered with inscriptions in the cuneiform character. The subjects represented are chiefly warlike, and the figures are in profile, with the exception of the eye, which is in front. The dress is long, and the hair and beard are curled. The sculptures are remarkable for the spirit and vigour of the drawing, and for the truthful representation of the animals, which are the best specimens of ancient art that we possess. The human figure is not so successful, and the proportions are bad. The sculptures are coloured, and the ornaments are very elaborate. The Assyrian palaces were built of sun-dried bricks, and the walls were lined with slabs of alabaster, on which the sculptures were carved. The roofs were supported by columns of wood, and the capitals were of the Egyptian type. The arch was known, but was rarely used. The Assyrians were skilful workers in metal, and their bronze gates, which were found at Balawat, are among the most interesting relics of ancient art.

gehüllt und die Köpfe entweder von Spitzhelmen oder großen bauſchigen Turbanen bedeckt. Dann präludirt ein Muſiker auf der Bitwar — einer primitiven Rohrflöte — und während ſich Frauen und Mädchen flüſternd zuſammendrängen, beginnt der Sänger mit ſeiner Romanze. Sein Vortrag iſt urſprünglich etwas melancholiſch angehaucht; der Sänger empfindet unbewußt etwas von jenem Schmerze, der die zunächſt Betroffenen mit grimmigem Haſſe gegen ihre Todfeinde erfüllt. Dann aber wird ſeine Stimme kräftiger, bis ſie roh und wild über ihren normalen Vollklang hinausbricht und die Lauſcher zu noch wilderem Chorgeſange begeiſtert.

„Der Löwe, ein Held in der Thiere Reich,
Nie ſtreitet er wie der Meuchler feig,
Er brüllt, ſobald den Feind er ſieht,
Er ſchont den Schwachen, der vor ihm flieht.
Der Chub-Khan ein ſolcher Löwe war!
Er ſuchte den Kampf, er ſuchte Gefahr.
Dem Feind er offen in's Auge ſchaut,
Noch eh' er den Khandſchar in's Herz ihm haut.

Der Türke ſchleicht wie der Uhu der Nacht,
Zum ſchlafenden Feind' ganz leiſe und ſacht;
Er ſchont nicht das Alter, er ſchont nicht das Weib,
Er würgt auch das Kind im Mutterleib. —
Die Taube dort in der Vögel Reich,
Mit gurrendem Ton, mit den Federn weich,
Ihr Schnabel den Jungen das Futter giebt,
Die Taube gar treu ihren Tauber liebt.

Die Khanun ein ſolches Täubchen war,
Sie ſchmückte das üppigſte Lockenhaar!
Jetzt iſt ſie geworden des Türken Beut', —
Der Khan iſt gefallen im blutigen Streit. —
Der Schakal ſcharrt ſich die Leichen aus,
Er hält auf den Gräbern nächtlichen Schmaus;
Doch das friſche Blut der Jugend er ſchont,
Nie kommt er, wo Leben und Liebe wohnt.

Der Türken-Paſcha, der wilde Barbar,
Er trinkt nur Blut, wie der grauſe Aar.
Kind, ſchau deines Vaters blutendes Haupt;
Dir, Jüngling, hat er das Liebchen geraubt.
Fluch Dem, der zwei liebende Herzen trennt,
Fluch dem Mörder, der kein Erbarmen kennt!
Das Grab giebt nimmer die Todten heraus,
Und unſeren Fluch erhöret Melek Taus! —

Digitized by Google

Von dem kriegerischen und aufgeweckten Sinne dieses urwüchsigen Bergvolkes zeugt auch, daß selbst Frauen sich an Fehden betheiligen, und in dieser Hinsicht hat beispielsweise die Kurden-Amazone Kara-Fatma (die schwarze Fatime) historische Berühmtheit erlangt. Sie stammte aus einem der wildesten Gebirgsgauen, aus Rowandiz, und schaarte bei Ausbruch des Krim-Krieges allerlei rauflustiges Volk um sich, mit der Absicht, sich dem Padischah zur Verfügung zu stellen. Ihr Auftreten in Constantinopel erregte begreiflicherweise Sensation. Sie war ganz männlich gekleidet und ritt ihren milchweißen Zelter mit der Gewandtheit eines entschlossenen Clan-Häuptlings. Schon von Jugend auf an das Kriegshandwerk gewöhnt, veränderte sich auch ihr Aeußeres zu einem vollkommen männlichen, wetterharten, und kein Mensch würde am Ende ihrer Lebenstage in dieser Erscheinung — ein Weib erkannt haben. Von jenem Zauber freilich, der das arabische Schlachtenpalladium, die »Hadijah«, umwebt, besaß sie nichts, und ebenso bot sie romantischen Ueberschwänglichkeiten keinen Stoff, denn sie hatte absolut nichts Weibliches an sich. Ihre Absicht, an den Kämpfen gegen Rußland theilzunehmen, verwirklichte sich nicht, und als sie später mit ihrem Gefolge wieder in die Heimat abzog, ging sie vollständig verschollen .... Vielleicht ragt irgendwo an schwindelndem Felssteige im Alpenlande von Rowandiz ein weißer Leichenstein, geziert mit eingemeißelten Dolchen, Streitäxten und Lanzenspitzen, wie sich's gebührt für ein echt kurdisches Kriegergrab.

Was die äußere Erscheinung der Kurdinnen anbelangt, so machen sie im Ganzen einen ganz vortheilhaften Eindruck. Zwar herrscht bei ihnen hin und wieder die Unsitte des Tättowirens, oder sie tragen, wie so viele andere asiatische Frauen, Knöpfe und Ringe im Nasenflügel; sonst aber zeigen die Gesichter dieser Nomaden-Schönen manchen Zug von Gutmüthigkeit und innerer Zufriedenheit. Die Kurdinnen sind in der Regel nicht schmächtig, sondern vielmehr kräftig gebaut, mit voll entwickelten, runden Formen und alle ihre Bewegungen verrathen Elasticität des Körpers und Ungezwungenheit. Es wäre indeß weit gefehlt hieraus auf ein vorlautes und aufdringliches Wesen zu schließen. Bei ihrer Keuschheit und Natürlichkeit hält die Kurdin auch streng auf Zucht und Sitte, und Fremden gegenüber geberdet sie sich häufig sogar zaghaft und schüchtern, immer

Digitized by Google

aber ernst und bescheiden .... Dem Gesichtsausdrucke nach zeigen die Kurdinnen zwei von einander abweichende Typen; die Frauen der Assiretti (Kriegerkaste) haben mehr runde Köpfe und breite starkknochige Gesichter, dabei meist dunkles Haar und ebensolche Augen. Die Weiber der Ackerbauer sind durchschnittlich schöner und man findet unter ihnen häufig blondes Haar und blaue milde Augen, wie auch der ganze Gesichtsschnitt bei dieser Kaste ein viel edlerer ist. Alle Kurdinnen schmücken gerne ihre Barets oder das Haar mit Münzensträhnen und sonstigem glitzernden Tand. Unförmliche Kopfaufputze kommen nur bei den anatolischen Kurdinnen vor. Die Tracht ist im Ganzen höchst kleidsam: rothe, bis an die Knöchel reichende Beinkleider, darüber ein talarartiges rothes oder weißes Oberkleid, das über einem reich verzierten Jäckchen (Glasperlen, Goldstickereien, Metallklammern, Münzen oder Ketten) offen bleibt. Der größte Theil der Kurden-Frauen geht unverschleiert; nur die Gattinnen sehr vornehmer Clan-Häupter machen dem Korangesetze die Concession, sich unter der Menge nicht ohne Gesichtsverhüllung zu zeigen ....

Wir haben erwähnt, daß die Kurdin namentlich in ihrem Heim von unermüdlicher Emsigkeit ist. Dieses Heim besteht bei den Nomaden aus einem schwarzen Filz-Zelte (Kara-Tschadyr), bei den Ansässigen in niederen Steinhäusern mit plattem Dache. Auf den sommerlichen Weiden, oder während des Winters in den geschützten Thaltriften, sieht man allenthalben lange Reihen oder dichte Gruppen dieser primitiven Behausungen. In denselben halten die vornehmen Häuptlinge Tafel, und die dampfenden Braten mit den Lieblingsgerichten »Kusda« und »Pilaw« werden von der Gattin auf den Teppich oder die Rohrmatte des Zeltbodens gesetzt. An dem Schmause selbst darf sie freilich keinen Antheil nehmen, und erst dann, wenn sich die männliche Gesellschaft gesättigt und entfernt hat, kommt an sie und überhaupt an die weiblichen Familienglieder die Reihe zu nachträglichem Mahle. Man sieht, es geht im asiatischen Frauenleben selbst unter den tolerantesten Stämmen nicht ohne die eine oder die andere Demüthigung für das weibliche Geschlecht ab, handelte es sich nun um Mohammedaner oder Christen.

Wir haben die etwas eigenthümlichen Sitten bei den Armeniern im Detail behandelt. Auch die südlichen Kurden haben christliche Nachbarn

Digitized by Google

— die Nestorianer — an deren Familienleben echt asiatische Lebensanschauung zum Ausdruck gelangt. So wundern sich die Nestorianerinnen, daß im Abendland ein Vater keinen Kaufpreis für seine zur Ehe begehrte Tochter bekäme, und daß Mädchen ihre Heiratsangelegenheiten meist selbst beschlössen. Auch bei den Nestorianern ist es den Frauen und Mädchen nicht gestattet, mit den männlichen Familiengliedern gemeinsam zu speisen. Im Uebrigen zeigen auch sie alle Vorzüge vorder-asiatischer Gebirgsfrauen. Sie sind ununterbrochen thätig und gehen stets mit der Spindel. Sie kleiden sich in Scharlach oder rothgestreiftes Wollenzeug, das an den bekannten Tartan der Bergschotten erinnert. Reinlich, bescheiden, keusch und ohne falsche Scham (man sieht oft die ganze Familie im Freien gemeinsam baden!), sich keineswegs vor dem Umgange mit Männern zurückziehend, macht das ganze Auftreten dieser Frauen einen sehr angenehmen Eindruck ....

Unter den Kurden giebt es eine Secte, welche man die »Teufelsanbeter« nennt, und über die wir noch Einiges mittheilen möchten. Sie selbst nennen sich Jeziden (von Azed, einem alten Gottesnamen) und ihr Glaube ist eigentlich ein Ultra-Schiitismus, indem sie an die Incarnation Gottes in einem Propheten festhalten, und in diesem Sinne ist ihr hochgehaltener Nationalpatron Scheich Adi ebensosehr ein Werkzeug Gottes, als Gott selbst. Nebstbei glauben sie an die einst zu erfolgende Rehabilitirung des »Gefallenen Engels«, was ihnen die Bezeichnung »Teufelsanbeter« und damit auch den Haß und die Verfolgungswuth der Andersgläubigen, namentlich der Mohammedaner, zugezogen hat. Unter solchen Verhältnissen leiden natürlich die Jezidinnen in allererster Linie. Eine Zeit lang wurde namentlich von Seite der Türken der Raub jezidinischer Frauen schwunghaft betrieben; da aber am Stambuler Markt für die Teufelsanbeterinnen nur schwache Nachfrage war, ging der saubere Geschäftsbetrieb wieder ein .... Die Jeziden haben auch ihre Nationalfeste und das wichtigste derselben, zu Ehren des Scheich Adi, soll von geradezu berauschendem Eindrucke sein. In weißen fliegenden Gewändern und dunklen Kopfhüllen führen Männer und Frauen im Thale, wo der Heilige begraben liegt, bei dem Klange der Rohrflöten ihre Tänze auf. Es ist dies der »Tschopi« oder Kreistanz. Die Tänzer schlagen reihenweise ihre Hände zusammen, bewegen ihren Körper hin und her, stampfen mit den Füßen und stoßen ein wildes

Geſchrei aus. Dann kommen die Weiber an die Reihe, in Seidenkleidern gehüllt und mit Goldſchnallen geſchmückt. Denkt man ſich dieſe ganze Scene unter gewaltige Nußbäume und Platanen verſetzt, bei nächtlichem Fackelſcheine, das Thal von dem Jubelgeſchrei der Weiber: »Tahlil! Tahlil!« durchhallt, ſo fehlt dieſem Bilde keineswegs der romantiſche Anſtrich. Freilich trifft es ſich, daß inmitten dieſer Feier Türken oder mohammedaniſche Kurden wie Wölfe in die Hürde brechen und die Jubelſtimmung in Thränen und Jammer erſticken ....

Vor einigen Jahrzehnten nahmen auch die Türken Anlaß, ſich an einer derartigen Razzia zu betheiligen, damals allerdings mit dem wohlbegründeten Vorwand, daß die Jeziden ihrer räuberiſchen Gewohnheiten wegen eine wahre Landplage für die Handelskarawanen ſeien. Es handelte ſich hier indeß nicht um die kurdiſchen Jeziden, ſondern um die meſopotamiſchen. In ihrem Heimſitze, dem Sindjar-Gebirge, haben die Truppen Hafiz Paſchas in den Dreißiger-Jahren furchtbar aufgeräumt. Die Männer wurden niedergemetzelt, die Frauen und Kinder aber in Abtheilungen von mehreren Hundert nach den Sklavenmärkten dirigirt ....

Digitized by Google

4. Die Araberin im Palaſt und Zelt.

Bilder aus dem Beduinenleben. Liebeslieder und Hochzeitsgebräuche. Die „Kadijah". Die arabiſche Städterin. Unerquickliche Verhältniſſe. Putzſucht. Trachten, äußere Erſcheinung. Die Frauen aus dem Oman und Nedſchd. Ein Cultur-Roman. Berühmte Frauen aus der arabiſchen Cultur-Epoche. Poeten und Minneſänger. Aus Süd-Arabien. Die ſyriſchen Chriſtinnen. Druſinnen. Seltſamer Verlobungsbrauch bei den Naſairiern.

Wenn wir bei den Kurden eine gewiſſe Urſprünglichkeit und Einförmigkeit in den Lebensbeziehungen, Sitten und Gebräuchen, inſofern ſich dieſe auf das weibliche Geſchlecht beziehen, kennen gelernt haben, ſo gewinnen wir bei den Arabern ein weſentlich anderes Bild. Zwar ſind die heutigen Zuſtände nichts weniger als befriedigend, denn der Rückſchritt aller Cultur und Sitte tritt gerade bei dieſer edlen Race greifbarer hervor als bei irgend einem anderen Volke, das ſich zum Islam bekennt; noch immer aber haftet der Glanz einſtiger Herrlichkeit an Allem, das ſich auf arabiſches Leben bezieht, trotzdem hierbei eine wohlbewußte Täuſchung unterläuft. Wenn man heute von Bagdad oder Damascus ſpricht, ſo ſind dieſe Städte räumlich unſerem Blicke viel zu ſehr entrückt, als daß wir uns nicht von herrlichen Erinnerungen gefangen nehmen ließen, obgleich dieſe alten Culturſtätten den denkbar traurigſten Anblick gewähren. Auch das arabiſche Volk von heute läßt ſich kaum in

ein günſtiges Licht ſtellen, ganz abgeſehen von der in die Augen ſpringenden Verſchiedenartigkeit in ethniſcher und cultureller Beziehung, welche uns die einzelnen Stämme und Gruppen (Nord-, Central- und Süd-Araber) verſchiedenwerthig auf die ſtets wechſelnde Bildfläche bringt.

Es fehlt uns natürlich der Raum, um den Culturwerth des arabiſchen Volkes, die ethniſchen Momente an demſelben und den geſammten Apparat, der mit ſolch' geographiſchen Studien in Verbindung ſteht, auch nur ſkizzenhaft hier zur Geltung kommen zu laſſen. Es iſt wieder nur das Weib,

Beduinen Familie

mit dem wir uns zu beſchäftigen haben, und auch in dieſer Richtung gäbe es mehr zu erzählen, als die wenigen Seiten unſerer Schilderung enthalten. Hat doch gerade das arabiſche Frauenleben von Anbeginn her die wunderbarſten Wandlungen gemacht. Eine reiche Typen-Sammlung taucht aus dem Strome der Zeiten, der über den glühenden Boden Arabiens meiſt mächtig gefluthet hat. Wir werden ſpäter einen Blick in dieſe blendende Gallerie von Schönheit, Glanz und Verſtandesſchärfe werfen, und begnügen uns im Augenblicke, einen Beſuch der modernen Araberin »im Palaſt und Zelte« abzuſtatten.

Digitized by Google

Bones, as well as soft parts, are liable to injury. The fracture of a bone is a solution of continuity in its substance, and is usually accompanied by more or less displacement. Fractures may be classified according to their direction, as transverse, oblique, longitudinal, or spiral; according to their extent, as complete or incomplete; according to their complexity, as simple, compound, or comminuted; and according to their cause, as direct or indirect. Fractures are also named after the bones in which they occur, as Colles's fracture of the radius, Pott's fracture of the fibula, etc.

Fig. 1.—SKELETON OF A MAN.

The bones of the skeleton are divided into the axial skeleton, consisting of the bones of the head, vertebral column, and thorax, and the appendicular skeleton, consisting of the bones of the limbs and girdles.

uralter Zeit, denn eines der ältesten arabischen Lieder aus der »Hamâsa«, dem zu Anfang des 9. Jahrhunderts von Abu Temmam gesammelten Liederbuche, giebt hierüber in höchst origineller Weise Kunde. Es ist eines jener Lieder, von denen schon Rückert so trefflich sagte:

„Die Poesie hat hier ein dürft'ges Leben
Bei durst'gen Heerden im entbrannten Sand,
Mit Blüthenschmuck und Schattenduft umgeben,
Mit Abendthau gelöscht den Mittagsbrand,
Versöhnt, versöhnt ein leidenschaftlich Streben,
Durch's Hochgefühl von Sprach- und Stammverband,
Und in das Schlachtengrauen Liebe selbst gewoben,
Die hier auch ist, wie überall, von oben....“

Das bewußte Liebeslied des Kriegers aber lautet:

„Dein gedacht ich, als die Lanzen
Zwischen uns im Schwunge bebten,
Und die g'raden braunen Schäfte
Unser Blut zu trinken strebten.

Wahrlich, nein, ich kann nicht sagen,
Was von dir mit solcher Stärke
Mich ergriffen; ist es Krankheit,
Oder sind es Zauberwerke?

Sind es deine Zauberwerke,
Werd' ich wohl Entschuld'gung finden;
Ist es aber sonst ein Uebel,
Muß ich dich der Schuld entbinden.“

Es darf indeß nicht vergessen werden, daß der poetische Furor der Beduinen sich lediglich auf das unverheiratete Mädchen, nicht aber auf die Frau erstreckt. Die Stellung dieser letzteren ist nämlich nichts weniger als günstig, denn sie unterliegt der gleichen unausgesetzten häuslichen Plage wie alle übrigen islamitischen Weiber. Der Nomade zeigt in der Regel weit mehr Liebe für sein — Pferd, als für seine legitime Gattin. Für jenes hat er zahllose Rosenamen; er herzt und schmückt es, plaudert mit ihm und singt ihm uralte Fehde-Lieder vor, und nach schwerem Ritte wendet er vorerst alle Sorgfalt für das edle Thier auf, während sein Weib erst in zweiter Linie bedacht wird.... Indeß läßt sich auch hinsichtlich der Mädchen bei den verschiedenen Stämmen nicht gleich Günstiges sagen. Bei den etwas nüchternen speculativen Schomeriten werden die heiratsfähigen Mädchen von ihren Müttern oft kurzweg dem Erwählten zugeführt und förmlich aufgedrungen. Als Heiratsabfertigung werden hierbei nur geringfügige Summen beansprucht, und wenn es dem so gewaltsam Getrauten einfällt, sein junges Weib innerhalb vierundzwanzig Stunden

Digitized by Google

wieder zu verlaſſen, ſo koſtet dies nicht eine einzige Thräne, denn die mehr berechnende als zärtliche Mutter weiß gar raſch einen zweiten, und wenn es nothwendig iſt, einen dritten und vierten Gatten aufzutreiben.

In der Regel nimmt eine Beduinen-Hochzeit folgenden Verlauf. Nach erfolgter Werbung, welche meiſtens von Seite eines Freundes bei dem Vater des betreffenden Mädchens ſtattfindet, wird der Tag der Vermälungsfeier -- gewöhnlich fünf bis ſechs Tage nach der Zuſage oder Verlobung (Talab) — feſtgeſetzt. Dann finden regelmäßige Polterabende ſtatt (Talilat), an denen ſich namentlich die Jugend ſtark betheiligt und welche damit angezeigt werden, daß man vor dem Zelte der Braut große Feuer anzündet und Musketen abfeuert. Alsbald heben die ſchrillen »El mutawahat«, die »weithin tönenden« Lieder der Frauen an, jede Strophe von der »Sagruta« -- einem eigenthümlichen Jubelrufe — begleitet .... Es iſt ein köſtliches Nachtbild, das ſich nun vor unſeren Blicken entfaltet. Das tremolirende li-li-li-li-li- der Sagruta trällert weithin über die Steppen und lockt, ſowie das flackernde Brautfeuer, ſelbſt die entfernteſten Zeltbewohner an. Dieſe geben überdies mit dem Rufe »zum Zug« (Isru!) die Botſchaft weiter, und bald umwogen ſingende Weiber, Männer und Kinder das Brautzelt, und das braune Wüſtenkind mag ſich ſtarker Nerven rühmen, wenn es das infernaliſche Musketengeknatter ohne Erregung auszuhalten vermag. Natürlich ſind zu ſolchem Zwecke eigene Lieder -- meiſt anmuthige Reimſpielerei — vorhanden, deren Rhythmus im friſchen Marſchtacte fließt. So ſingt ein Chor:

„Ich fürchte mich nicht und zieh' in der Nacht und fürchte mich nicht,
Ich verzichte nicht und begehr' mein Lieb und verzichte nicht:
Wie ein nächtlicher Dieb und komm' über ſie wie ein nächtlicher Dieb;
Der Gürtel ach, ihr geflochtener Gurt, und des Liebchens Flechten
ſo lang wie der Gurt."

Iſt die Schaar vor dem Zelte angekommen, dann ergötzen ſich die Alten bei Kaffee und Tabak, während die Jugend den Reigen ſchließt und die Frauen die ohrenerſchütternde Sagruta in die Nacht hinausträllern .... Der eigentliche Hochzeitstag wird bei manchen Beduinenſtämmen durch die etwas romantiſche Komödie ausgefüllt, daß die Braut von ihrem Freier gewaltſam aus ihrem Zelte entführt wird. Entweder erhaſcht er dieſelbe daheim, oder in einem anderen Zelte oder vollends - wie bei den Sinai-

Beduinen — im Gebirge, wo ſie ſich verborgen hält. Auch das Entlaufen aus dem Hauſe des Bräutigams gehört hin und wieder zum guten Tone, nicht minder aber das jungfräuliche Sträuben der Neuvermälten im Zelte ihres nunmehrigen Herrn und Gebieters. Im Uebrigen iſt den Beduinen-Mädchen der freie Entſchluß nach erfolgter Werbung ſeitens ihres Anbeters mehr gewahrt als den arabiſchen Städtlerinnen. Spröde Zurückhaltung oder Mangel jeder Zuneigung ſeitens der Wüſten-Schönen hat ſchon manchem behenden Delul-Reiter argen Kummer bereitet. Wir ſetzen an dieſer Stelle eines der ſchönſten Gedichte Bayard Taylors (aus ſeinen »Liedern des Orients«), das dieſer Seelenſtimmung beredten Ausdruck giebt .... Der Beduine ſpricht:

„Aus der Wüſte komm ich zu dir
Auf flammenhufigem Roß;
Es überholte den Wind
Die Sehnſucht, mein heißer Genoſſ'.
Ich ſteh' unter'm Fenſter dein
Und die Mitternacht hört mein Fleh'n:
Ich liebe dich, ich liebe nur dich,
Und nicht ſoll meine Liebe vergeh'n,
Bis die Sonne kalt,
Bis die Sterne alt
Und das Horn des Gerichtes die Welt durchhallt.

Blick' aus dem Fenſter und ſieh',
Wie mich Fieber und Schmerz durchloh'n;
Ich liege hier auf dem Sand,
Ich ertrage nicht deinen Hohn!
Es fächle der Wind deine Stirne
Mit der Gluth, die mich durchweht,
Daß dein Herz vernehme den Schwur
Einer Liebe, die nicht vergeht,
Bis die Sonne kalt,
Bis die Sterne alt,
Und das Horn des Gerichtes die Welt durchhallt.

Allnächtlich treibt's mich hierher
Mit ſtürmiſch pochender Bruſt,
Zu hören von dir das Wort,
Das Frieden mir ſchenkt und Luſt.
Oeffne des Herzens Thür
Und die Kammerthür in Haſt,
Daß mein Kuß deine Lippen lehr',
Eine Liebe, die nicht erblaß't,
Bis die Sonne kalt,
Bis die Sterne alt
Und das Horn des Gerichtes die Welt durchhallt."

Digitized by Google

Des Beduinen höchste Auszeichnung, die er einem Mädchen zukommen lassen kann, ist die, daß er es bei einem Kriegszuge zur »Hadijah« erwählt. Die Hadijah ist das Palladium eines Stammes und es begleitet denselben auf bunt aufgeputztem Kameele reitend, auf allen Kriegspfaden. Obwohl diese Auszeichnung, wie man sieht, nicht ganz ungefährlich ist, so würde ein Mädchen seine Wahl zur Hadijah niemals ausschlagen; mit einem stolzen Siegeslächeln geht sie freiwillig in den Tod. Gewöhnlich wird die schönste Tochter des Stamm-Scheichs auserwählt. Eine an Vergötterung gleichende Verehrung hebt sie hoch über das gewöhnliche irdische Gewürm, und wo der Beduine den Knauf des Palankins seiner Hadijah sieht, da wird aus dem zaghaftesten Streiter ein Heros. Ihr Verlust durch feindliches Geschoß oder ihre Gefangennahme bereitet stets Verwirrung und Panik unter den Kämpfenden. So manche Schlacht am »Strome der Araber« (Schat-el-Arab) oder in den Dattel-Landschaften des mittleren Euphrat ging für den einen oder den anderen Großstamm verloren, wenn das Flammenauge der schönen Scheichstochter brach oder wilde Arnauten sie als Siegesbeute in's Lager des türkischen Paschas schleppten.

Welch' ein schroffer Contrast tritt uns gegenüber dem ursprünglichen Beduinenleben in dem Augenblicke entgegen, wo wir das Familienheim des arabischen Städtlers betreten! .... Es ist auch in unserer Zeit noch viel von den Paradiesesfreuden des gartengeschmückten Damascus und der Romantik der palmengezierten Chalifenstadt am Tigris gefabelt worden, aber das ist Alles grobe Täuschung, absichtliches Hineinspintisiren farbigen Lebens in die prosaische Existenz des heutigen Bagdadiners und Damasceners. Was heute die Schönen in den vielgepriesenen Frauenkäfigen der Chalif-Epigonen für ein beneidenswerthes Leben führen, das wird man sofort begreifen, wenn man erfährt, daß der bagdadinische Eheherr sich als ein Geschöpf höherer Ordnung betrachtet und den weiblichen Theil der Familie selbst vor dem ungezogensten Buben bloßstellt. Wenn sich einer dieser letzteren an seiner eigenen Mutter vergreift, dann klatscht der Vater Beifall und ruft: »Aferin!« (Bravo!) Von Erziehung ist keine Spur. Die kaum den Kinderschuhen entwachsenen Knaben tummeln sich tagelang auf der Gasse umher, oder zeichnen sich durch rohe böswillige Streiche aus, die ihnen von den zärtlichen Vätern als außergewöhnliche Proben von Lebens-

Digitized by Google

freudigkeit ausgelegt werden. Die Frauen wieder, die früh, oft im Alter von zehn Jahren, heiraten und rasch verblühen, werden zwar von ihrem Gebieter eifersüchtig überwacht, doch genießen sie unter der Vermummung, die sie Jedem gegenüber unkenntlich macht, eine weit größere persönliche Freiheit, als den Herren der Schöpfung, welche am Tigrisgestade das große Wort führen, lieb sein dürfte. Von besserem Zeitvertreib in den Harems ist natürlich keine Rede. Die einstigen Dichter und Rhapsoden hat man vergessen, und keine der Frauen würde heute Auskunft über jene herrlichen Chalifen-Gefährtinnen zu geben vermögen, die vordem die poetischen Traditionen der Araber vom Persermeere bis zu den Taurus-Gipfeln hinauf ausfüllten. Gesang und Musik sind gleichfalls verstummt; es fällt uns schwer, die Körperverdrehungen weiblicher Sklavinnen und ihr heiseres Gemecker besonders hoch anzuschlagen. Daraus geht hervor, daß die noch immer verbreitete Fabel, als sängen die modernen Bagdadinerinnen wie einst in der Chalifenzeit zur Guitarre zarte Minnelieder, nichts weniger als Berechtigung hat.

Ist das Eheleben ohne Abwechslung, ohne Reiz, so läuft auch alles Uebrige, was demselben vorangeht oder mit demselben in Verbindung steht, so ziemlich nach der Schablone. Bei dem arabischen Städtler ist der Koran so gut maßgebend, wie bei den übrigen ansässigen islamitischen Völkern. Die bei Verlobungen und Hochzeiten in Uebung stehenden Gebräuche sind immer die gleichen, was bekanntlich in dem vielsprachigen Abendlande — trotz der Gemeinsamkeit in religiöser Beziehung — keineswegs der Fall ist.

Mehr als Alles gilt der Araberin von Stand der Putz. Es werden von Seite der Ehemänner oft die fabelhaftesten Summen aufgewendet, um den Ansprüchen ihrer Gattinnen zu genügen. Bei der immerwährenden Rivalität der Frauen in dieser Richtung wandert oft ein ganzes Vermögen, häufig auch das sauer Erworbene, in die Taschen der Juweliere, welche perlengeschmückte Arm- und Knöchelspangen, Ohrgehänge, Strähne, Diademe, blinkendes Lockengeschmeide, kostbare Amulette, Halscolliers und Gürtel in stets wechselnder Façon, immer aber von hohem Werthe, zu liefern haben. Natürlich bekommt man auf der Gasse diese Herrlichkeit nicht zu sehen, denn die Frauen sind, sobald sie in's Freie treten, bis zur Unkenntlichkeit vermummt. Diese Vermummung besteht zunächst in der Gesichtsmaske.

Digitized by Google

Sie ist aus Pferdehaaren geflochten, durchsichtig und bedeckt das Gesicht vollkommen. Durch diese Maske ist auch nicht ein Zug des Gesichtes zu erkennen. Den Körper hüllt der sogenannte Tschartschaf ein; es ist ein weites, aus zwei Theilen quer zusammengenähtes Stück Zeug, dessen einer Zipfel mittelst eines Gürtels an der Taille oder mittelst einer Agraffe an den Schultern befestigt wird. Dieser sackartige Mantel wird um den Körper und über den Kopf geschlagen und vorne so zusammengefaltet, daß nur die Gesichtsmaske frei bleibt. Auch die Hände müssen verborgen werden, denn es gilt als unanständig, dieselben zu zeigen.

Scharfe Beobachter und Reisende, die sich lange in den großen arabischen Städten aufgehalten haben, wollen die Wahrnehmung gemacht haben, daß diese Maskirung nichts weniger denn den beabsichtigten Zweck erfüllt. Eine Ueberwachung der ziemlich frei mit einander verkehrenden Frauen ist nämlich nicht möglich, und es braucht die eine oder andere nur den Tschartschaf mit dem einer guten Freundin zu vertauschen und weder Mann noch Vater erkennt sie, wenn er ihr auf der Straße begegnen sollte, wieder. Die vornehmen Damen gehen übrigens nur selten aus, und wenn sie ihr Heim verlassen, so reiten sie am liebsten auf weißen buntgeschmückten Eseln und lassen sich von zahlreichen Dienerinnen begleiten.

Die gewöhnliche Haustoilette der arabischen Städtlerin höheren Standes erfordert keine eingehende Beschreibung. Sie besteht der Hauptsache nach aus einem Hemd von rother, weißer oder blauer Seide und gleichen Pluderhosen, die bis zu den Knöcheln herabfallen und dort zugeschnürt werden. Darüber wird eine Art Talar aus sehr durchsichtigem Stoffe geworfen und derselbe mittelst eines meist sehr kostspieligen Gürtels zusammengehalten. Eine beliebte Zierde sind auch die Knöchelspangen, welche bei den Vornehmen aus einem massiven goldenen, bei den minder Bemittelten aus einem silbernen Ringe bestehen. Diese Ringe sind nicht ganz geschlossen, sondern besitzen eine ziemliche breite Oeffnung, um sie ausdehnen zu können. Als Ohrgehänge sind ferner schwere Triangel mit allerlei Anhängseln, als Halscolliers Perlenschnüre, beliebt. Die Frauen der ärmeren Classe und die Fellah-Weiber tragen als Halsschmuck Glaskorallen, und auch die Armringe bestehen aus solchen. Das stereotype Hauptkleid der Fellahin ist das blaue Hemd, welches überall, am Tigris,

Digitized by Google

im arabischen Hochlande, in den Steppen, zu Damascus, am Sinai und am Nil im Gebrauche steht. Beduinen-Frauen pflegen auch Nasenringe oder Nasenknöpfe anzulegen, und heiratsfähige Jungfrauen schlingen ein rothes Tuch um ihre blauschwarzen Locken.

Im Allgemeinen finden sich unter den Bagdadinerinnen viele Schönheiten; das Wohlleben verschafft ihnen aber frühzeitig eine gewisse Körperfülle, die den Schönen des Orients ebenso unwillkommen ist, wie den unserigen daheim. Die Beduinen-Frauen hingegen bleiben zumeist mager, ja schmächtig, was schon die Lebensweise, die angestrengte häusliche Thätigkeit und der ununterbrochene Aufenthalt im Freien mit sich bringen. Beduinische Schönheiten sind übrigens unter den Wanderstämmen nicht zu zahlreich gesäet; doch preist das Wüstenlied die »gazellenäugige braune Maid«, und manche Marabuts-Tochter im einsamen Oasen-Sanctuarium ist den modernen Rhapsoden als Modell gesessen. Die schönsten Frauen leben in Oman, dem bekannten Küstenreiche im äußersten Osten der arabischen Halbinsel. Dort genießen sie eine so weitgehende Freiheit, daß es Niemand tadeln wird, wenn die braunen Schönen der trans-akhdar'schen Oasen bis in's Zelt des europäischen Reisenden eindringen und mit demselben allerlei vorlaute Späße treiben. Dafür steht die Omanitin allerdings bei den übrigen Arabern in nichts weniger als tadellosem Rufe.

Eine ganz eigene Erscheinung bietet, wie der Stamm, dem sie angehört, die Wahabitin. Ein altes arabisches Sprichwort sagt: »Im Hochlande wohnen eherne Männer und keusche stille Frauen« .... Dieses Hochland ist das Nedschd (Central-Arabien) wo durch mehr als ein halbes Jahrhundert die Wahabiten-Könige Ibn Saud, Abdul Aziz, Saud der Große und Abdallah ein mächtiges, blühendes Reich regierten, bis die Janitscharen Ibrahim Paschas von Aegypten dem neuen Chalifenspuk ein Ende bereiteten. Zwar hatten die Wahabitinnen der strengen orthodoxen Strömung halber, die in dem Neuheiligen-Reiche platzgegriffen hatte, hinsichtlich ihrer persönlichen Freiheit nichts gewonnen; aber der Glanz des Nedschdäischen Königshofes zu Derajeh, sowie die feudale Herrlichkeit alter Emirs-Geschlechter verliehen auch den Frauen größeren Einfluß, wie nirgends anderswo in moslimischen Landen. Der phantasievolle Orientschilderer und langjährige Gast in ostarabischen Gebieten, Carl v. Vincenti, schildert uns

Digitized by Google

Digitized by Google

dies halb kriegerische, halb poetisch-beschauliche Leben der Wahabitinnen in seinem großen Cultur-Romane »Die Tempelstürmer Hoch-Arabiens«. Mag auch Vieles in diesen glänzenden Schilderungen und farbigen Lebensbildern dem »Romancier« zugute geschrieben werden und in Wirklichkeit den gezeichneten Vorbildern so Manches nachhinken: wer den arabischen Zauber noch einmal auf sich einwirken lassen will, dem sei die Lectüre dieses Werkes wärmstens anempfohlen.

Deutsche Colonistin in Syrien.

Er wird hierbei Frauengestalten kennen lernen, wie die keusche still-sittsame Marabuts-Tochter Nurmahal, die nachmalige Emirs-Frau; die schöne Abrahel, Ipsa, die ränkesüchtige abessynische Sklavin; dann Ethel, das fieberäugige Emirs-Kind, das des Vaters Tarsche durchbohrt, als Ibrahim's Janitscharen den Thurm von Derajeh stürmen. Weiters lernt der Leser an der Hand gründlicher Localstudien das bunte Völkergewühl in den ostarabischen Landen kennen, und die adelsstolzen schiitischen Kerbela-Pilgerinnen werden seine Phantasie ebenso gefangen nehmen wie die finsteren Harems-Intriguen im Konak des Türken-Gouverneurs zu Bagdad, das Stillleben in der nedschdäischen Königsburg und die phantastisch-großartige Brautnacht Abrama's, der Assyrinnen-Gattin. So leuchtet in diesem selten schönen Werke noch einmal der Zauber arabischer Herrlichkeit auf, der freilich wieder verblaßt ist, seitdem die Königsstadt Derajeh in Schutt und Asche gesunken und an die Stelle von Saud's Chalifen-Hoheit das Zelotenthum eines Fayssal und Abdallah Ibn Fayssal getreten ist ....

Digitized by Google

Wir wollen uns nun ein wenig mit dem Frauenleben aus Arabiens Vergangenheit beſchäftigen. Dasſelbe bietet höchſt bedeutſame Anknüpfungspunkte für die gleichzeitigen Culturzuſtände unter dieſem reichbegabten Volke. Bevor der Islam in Arabien Eingang gefunden hatte, da war die Frau dem Manne vollkommen gleichgeſtellt. Namentlich ſchätzte man die Geiſtesgaben dieſer braunen Schönen hoch, und obwohl anderthalb Jahrtauſende vorübergeſtrichen ſind, ſo hat man doch die Namen Sohr, Amrah und Hind nicht vergeſſen, Frauen, deren Geiſtesblitz und Weisheit im Wüſtenliede fortleben .... Mohammed hatte dann dem ſchönen Wettkampfe ein Ende bereitet und die durch Geiſtes- und Körpervorzüge dem rechtgläubigen Anhange ſo gefährlichen Heldinnen hinter den Zeltvorhang verbannt. Gleichwohl hatte der gottgeliebte Prophet den Umgang mit den arabiſchen Blumen nichts weniger als verſchmäht, und man weiß, daß derſelbe fünfzehn legitim angetraute Frauen beſeſſen hatte. Sie waren von ſehr verſchiedenem Alter und ebenſo verſchiedenen Vorzügen. Während Mohammed's erſte Frau, die reiche Witwe Kadidſcha, um Beträchtliches älter als er ſelbſt war, heiratete er Aiſcha ſozuſagen noch als Kind (im zehnten Lebensjahre), nachdem ſie ihm im ſiebenten Jahre (!) angelobt war. Von den übrigen Prophetenfrauen ſind die am meiſtgenannten: Zainab, Hafſa, Omm Salama, Dſchowaridſcha, dann die Jüdinnen Raihana und Safija aus Chaibar, die Koptin Miriem und Asma, die Kinditin .... Alle dieſe Frauen waren, als Mohammed ſie heimführte, entweder Witwen oder von ihren früheren Gatten geſchieden.

Eine beſonders prächtige Frauengallerie liefert uns die Chalifenzeit. Es iſt ein Thema, das die umfangreichſten Schilderungen vertragen würde, ohne zu ermüden. Wir aber müſſen uns kurz halten; nur ein flüchtiger Blick in jene ſchimmernden Frauengemächer ſoll uns geſtattet ſein, denen tauſendfacher Zauber anhaftet .... Wer hat beiſpielsweiſe nicht von Zobeida, der Gemalin Harun-al-Raſchid's, gehört? Iſt ſie nicht der glänzende Stern, der ununterbrochen in die Märchenwelt von »Tauſend und eine Nacht« hineinfunkelt? .... Freilich mag Vieles übertrieben ſein, was der ſchreibſelige Chroniſt Maſudi über die Prachtliebe und Verſchwendung dieſer Chalifenfrau zu berichten weiß. Neben Zobeida war es die Dichterin Oleja, welche den Tyrannen Harun zeitweilig zu zügeln wußte. Das

Vergnügen, ihre außergewöhnlich klangvolle und schöne Stimme zu hören, hatte der Chalif einmal etwas theuer bezahlt, denn er schüttete nach dem Vortrage eines ihrer schönsten, vom gesammten Harem im Chor begleiteten Lieder den ganzen Inhalt seines Schatzkästchens (sechs Millionen) über die Köpfe der Sängerinnen.

Bekanntlich gefiel es dem Chalifen Motassim in Bagdad nicht und sein Streben ging dahin, in den Palmengärten von Samarra am Tigris ein irdisches Paradies zu schaffen. Es sollte ihm dies gelingen, und es ward gleichzeitig ein Paradies der Frauen. Mit diesem Scenenwechsel hat es übrigens noch ein weiteres Bewandtniß. Im Laufe der Zeit hatte die freigeborne Frau bedeutend an Werth verloren, und die schönen Sklavinnen, die so fabelhafte Summen kosteten, traten an ihre Stelle. Besonders zu Samarra, wo die Revenuen einer Welt in Saus und Braus verjubelt wurden, trieb diese Liebesherrlichkeit die duftigsten, aber auch betäubendsten Blüthen. Man kennt zahlreiche Namen solch' illegitimer Herzenskönigginnen, wie die Salama, die Robeiha, die Sohaika u. m. A. Es hatte diese spät-abbassidische Zeit viel Aehnlichkeit mit dem früheren Damascener Minnehof und dem üppigen Leben in den heiligsten der arabischen Städte Mekka und Medina. Damals blühte in Medina eine Gesangsschule, aus der beispielsweise die gefeierte Dschemila hervorging, die sich jede Note ihrer Lieder ebenso theuer bezahlen ließ, wie etwa jene Sklavin-Sängerin aus Samarra, Salama, ihre heimlichen Küsse. Später ergaben sich die Chalifen-Frauen auch der Gelehrsamkeit, und eine derselben, Schohda, ist besonders berühmt geworden. Diese Art der Frauen, sich hervorzuthun, sticht schon wesentlich von jener früheren ab, die hauptsächlich darin bestand, äußerlich und sinnlich zu fesseln. Dies waren übrigens die letzten Strebungen der Araberinnen höheren und höchsten Standes. Als die Mongolen in Bagdad einbrachen und die Chalifenherrlichkeit mit ihren Brandfackeln zu Asche vergehen ließen, war's auf immer vorüber mit dem echten und wirklichen »Frauenzauber« im arabischen Osten ....

Hand in Hand mit dem Auf- und Niedergange des arabischen Weibes ging, wie dies in der Natur der Sache liegt, das Minnesängerthum. Auch hier hat das Beduinenleben den gänzlichen Verfall der nationalen Poesie erheblich gehemmt, und während in den Palästen und Häusern

Digitized by Google

der Vornehmen heute eigentlich nur mehr ein Abklatsch längst verblaßter und dem allgemeinen Verständnisse entrückter Dichtungen zum Besten gegeben wird, soll die Wüstenpoesie im letzten Jahrhundert sogar ihren Stoffkreis erweitert haben. Als Centralsitz des modernen Rhapsodenthums gilt die Oase Dschôf auf dem Wege zwischen Damascus und Hoch-Arabien. Berühmt sind die modernen Gesänge, welche man mit dem Namen »Asamer« belegt. Sie werden nur von den Frauen executirt und bestehen aus dreizeiligen Strophen, die nach einer höchst primitiven Melodie vorgetragen werden. Die beiden ersten Zeilen werden fünfmal, die letzten fünfzigmal wiederholt, und es läuft der ganze Vortrag sonach auf inarticulirte Triller hinaus.

Was die arabischen Sänger der Vorzeit von ihren Herzensdamen zu singen und zu sagen wußten, das kann man aus jeder morgenländischen Anthologie entnehmen. Niemand hat die Dichter Arabiens, namentlich jene, welche an den weltberühmten Preisgedichten Moallakât participiren, so trefflich gekennzeichnet wie Jones, der sich wie folgt vernehmen läßt: »Amralkais' Gedichte sind weich, froh, glänzend, zierlich, mannigfaltig und anmuthig; Tarafa's kühn, aufgeregt, aufspringend und doch mit einiger Fröhlichkeit durchwebt; das Gedicht von Zoheir scharf, ernst, keusch, voll moralischer Gebote und ernster Sprüche; Lebid's Dichtung ist leicht, verliebt, zierlich, zart -- sie erinnert an Virgil's zweite Ekloge: denn er beschwert sich über der Geliebten Stolz und Hochmuth, und nimmt daher Anlaß, seine Tugenden herzuzählen, den Ruhm seines Stammes in den Himmel zu heben. Das Lied Antar's zeigt sich stolz, drohend, treffend, prächtig, doch nicht ohne Schönheit der Beschreibungen und Bilder. Amru ist heftig, erhaben, ruhmredig; Hareth darauf voll Weisheit, Scharfsinn und Würde.«

Ferner sind am arabischen Dichterhimmel noch berühmt, und zwar aus der Wüstenschule: Alkama, Nabiga, Orwa, Aischa, Schanfara und viele Andere. Aus der Reihe der höfischen Minnesänger: Omar Ibn Abu Rabia, der mit Vorliebe nach verfänglichen Stoffen griff; ferner Waddah, der am Damascener Hof durch seine Beziehungen zur Gemalin Walid's I. und sein grausiges Ende (lebendig Begrabenwerden) berühmt war. Damascus war überhaupt das glänzendste Dichterheim während der arabischen Culturepoche und man braucht nur die Dioscuren Dscherir und

Digitized by Google

Farazdak zu nennen, um eine Reihe der glänzendſten morgenländiſchen Erinnerungen wachzurufen. Natürlich nahmen auch die Frauen hervorragenden Antheil an dieſem freudigen Dichten und Schaffen. Und wem ſind nicht die »berühmten Liebespaare« bekannt, welche Goethe im »Weſtöſtlichen Divan« als »Muſterbilder« hingeſtellt hat? .... Sie ſind freilich nicht allein arabiſchem Boden entwachſen, aber ein gut Theil derſelben gehört ihm an.

„Höre und bewahre
Sechs Liebespaare.
Wortbild entzündet, Liebe ſchürt zu:
Ruſtan und Rodawu.
Unbekannte ſind ſich nah:
Juſſuf und Sulejka.
Liebe, nicht Liebesgewinn:
Ferhad und Schirin.
Nur für einander da:
Medſchnun und Leila.
Liebend im Alter ſah:
Dſchemil auf Boteinah.
Süße Liebeslaune:
Salomo und die Braune!
Haſt du ſie wohl vermerkt,
Biſt im Lieben geſtärkt ....“

Wir verlaſſen nun den leichtlebigen und ſängerfreudigen Schwarm aus der Chalifenzeit und wollen nun unſere Mittheilungen über die Araber und Araberinnen beſchließen .... Beduinen, Nord- und Central-Araber haben wir kennen gelernt; es erübrigen ſonach die Süd-Araber und die arabiſchen Syrer. Erſtere theilen ſich in die hellhäutigen Sabäer und in die dunklen Himjaren. Die Sabäer repräſentirten bekanntlich in vor-islamitiſcher Zeit eine bedeutende, ganz eigenartige Cultur, von der nicht ein Schatten auf die nachgefolgten Geſchlechter übergegangen iſt. Man weiß beiſpielsweiſe von Balkis, der »Königin von Saba«, und den Großthaten Aſad Kamils, Raid's und Schemmers; alles Detail aber verſchwimmt in nebelhaftem Sagengewirre und nur wenige literariſche Fragmente geben Kunde aus jenen Tagen ſabäiſchen und himjariſchen Glanzes .... Heute iſt »der ſchwarze Held im ſilbernen Waffenſchmuck« das Ideal in allen ſüd-arabiſchen Kriegs- und Liebesliedern. Die Himjaren-Frauen ſind übrigens nichts weniger als ſchön, und erinnert die Geſtaltung ihrer Büſte gar ſehr an gewiſſe Negerſtämme, obgleich Miſchungen der Himjaren mit Negern von Kennern jenes Volkes (wie Maltzan) entſchieden beſtritten werden .... Eine beſondere ſüd-arabiſche Geſellſchaftsclaſſe oder Kaſte bilden die Sängerinnen, die zwar ſelbſt an Fürſtenhöfen ihre Künſte produciren, ſonſt aber derart verachtet ſind, daß Niemand mit ihnen Umgang

pflegt .... Sie sollen sich dafür in Aden (englischer Besitz) schadlos halten ....

In Syrien sind es weniger die Araber, als vielmehr die christlichen Syrer, welche unser Interesse in erster Linie beanspruchen. Es giebt unirte griechische, unirte syrische Christen, Maroniten und Jacobiten. Zu erwähnen wären auch noch die deutschen Colonisten in Palästina. Die Frauen zeichnen sich allesammt durch Schönheit, Anmuth und Sinn für das Familienleben aus, unterscheiden sich also sehr wesentlich von den levantinischen Griechinnen und Stambuler Armenierinnen, deren ganzes Streben sich in geist- und witzloser Nachahmung französischen »Chic's« erschöpft. Es ist übrigens beobachtet worden, daß überall in Syrien, wo die sogenannte europäische Fashion Eingang gefunden hat, die ursprünglichen guten Eigenschaften der syrischen Frauen rasch zu schwinden begannen. Intelligent und geistig sehr regsam, haben es die Christen zu einer Reihe vorzüglicher Bildungsanstalten gebracht, unter denen die Mädchenanstalten nicht zuletzt genannt werden dürfen. Auch wird für die Heranbildung weiblicher Erzieherinnen bestens gesorgt und der Schulung von Handarbeiten große Fürsorge zugewendet. Natürlich ist dieses Vorwärtsstreben lediglich auf äußere Einflüsse zurückzuführen. Der Hauptantheil an diesem Verdienste gebührt den Soeurs de Charité und den reichen Engländerinnen, namentlich der Mrs. Mott, welche ihr großes Vermögen der Errichtung von Mädchen-Pensionaten und allerlei humanitären Anstalten opferte.

Im Libanon haben seit den blutigen Ereignissen von 1860 auch die Maroniten einige Schritte nach vorwärts gemacht. Im Uebrigen haftet noch viel Orientalisches an ihnen. Die Frauen stecken in weiten Pluderhosen und verschleiern das Gesicht. Statt der Schuhe tragen sie Sandalen mit zwei hohen Holzstöckeln an jeder Sohle, so daß die libanesischen Schönen gleich den Gänsen einherwackeln. Den ganzen Tag über wird nichts Anderes getrieben als geplaudert und aus der Wasserpfeife geschmaucht — ein ewiges dolce far niente, das die Maronitinnen ihren Nachbarn, den Drusinnen, abgelauscht zu haben scheinen. Uebrigens sind diese noch viel leidenschaftlichere Raucherinnen, und wer einen Drusen-Emir besucht, wird sofort in den Familienkreis gezogen, wo Mann und Frau und Töchter gravitätisch ernst im Kreise sitzen und die Rauchwolken aus den

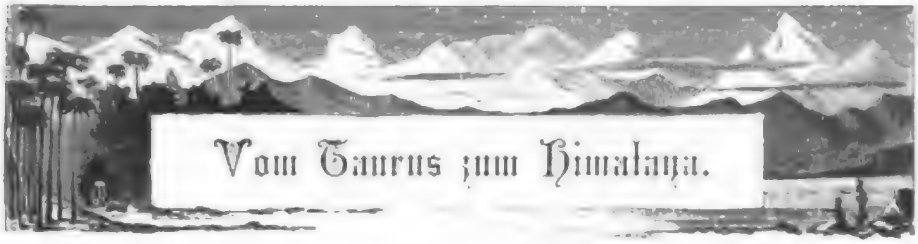
Digitized by

gurgelnden Nargilehs ſaugen .... Bei den Maronitinnen ſowohl wie bei den Druſinnen ſind hochtrabende Tauf-, beziehungsweiſe Perſonen-Namen (die Druſen ſind eine aus dem Islam hervorgegangene ultra-ſchiitiſche Secte) ſehr beliebt. So giebt es unter den erſteren eine »Erleuchtete« (Manira), eine »Allerſchönſte« (Batijah), eine »Deliciöſe« (Latiſeh). Andere Mädchen und Frauen nennen ſich Almas (Diamant), Smoro (Smaragd), Schems (Sonne), Malaki (Königin), oder Nasra (die Berühmte), Purpara (die Heilige).... Unter den Druſinnen kommen folgende Namen am häufigſten vor: Selma, Haiſchi, Saina, Suleima, Lanis, Raja, Ronſchus, Gurrha, Salna, Hamda, Schädrin, Fatme, Deſch, Hawaka u. ſ. w.

In den nord-ſyriſchen Bergen hätten wir noch die Secte der Naſarier (Nuſairi, Anſarijeh), deren Cultusgebräuche im ganzen Oriente verrufen ſind. Man hat nicht mit Unrecht in den myſtiſchen Tempelfeierlichkeiten derſelben einen Reſt des uralten Aſtarte-Dienſtes zu erkennen geglaubt, obgleich die Stammſecte, aus der die Naſarier hervorgegangen ſind, die der Karmaten war.... Die Naſarier, welche von Seite der Andersgläubigen ſeit jeher arge Verfolgungen zu erleiden hatten, haben höchſt ſeltſame Verlobungsgebräuche.... Wie bei den Mohammedanern wird die Frau vom Manne gekauft, indem dieſer dem Vater des zu ehelichenden Mädchens eine Summe von 100 bis 1000 Piaſter, oder eine Stute, eine Kuh oder einen Eſel zuſtellt. Dann muß er noch dem Dorfeigenthümer (Hirce) ein Abſtandsgeld (meiſt 500 Piaſter) geben, um die Erlaubniß zur Hochzeit zu erlangen. Iſt der Handel geſchloſſen, ſo beſteigen die Freunde des Bräutigams, mit Stöcken bewaffnet, das Hausdach der Braut, deren Freunde — ebenfalls mit Stöcken verſehen, ſo ſchnell als möglich in das Haus zu dringen ſuchen, um ſie vor — Schlägen zu ſchützen. (!) Gelangt aber der Bräutigam dennoch bis zu ihr, ſo ſchlägt er ſie, bis ſie ſo laut ſchreit, daß ſie von außen gehört wird. Dann zieht ſich Alles zurück und die Verlobung iſt vollzogen.... Die Hochzeitsfeier ſelbſt iſt einfach. Scheidungen ſind nicht erlaubt, dafür aber die Polygamie bis zu vier Frauen geſtattet.

Nach dem Tode hat die Seele der Naſarierin (wie die des Naſariers) allerlei Wandlungen durchzumachen. Auch wird rechtſchaffener Wandel nicht gleich belohnt; beſonders fromme Erdenwaller werden in — Sterne

verwandelt, während alle Jene, die ihre irdiſchen Pflichten nicht ganz erfüllt haben, dazu verurtheilt werden, ein neues Erdenleben zu beginnen. Höchſt ſeltſam klingt es, zu vernehmen, daß die Seelen böſer Naſarier — zu Juden, Chriſten und Moslemin werden. Wer ſchließlich vollends glaubenslos ſtarb, den trifft der Fluch, als Nutzthier ſeine zweite Erdenexiſtenz zu friſten .... Im Allgemeinen iſt man der Anſicht, daß die confuſen Satzungen des Koran viel Schuld an dem Glaubensunſinn der Naſarier tragen, und daß der Fanatismus ihrer Verfolger ſie ſelbſt erſt zu fanatiſchen Anhängern ihrer myſtiſchen Ketzereien gemacht hat.



Vom Taurus zum Himalaya.

1. Perſiſches Frauenleben.

Einleitende Bemerkungen. Die perſiſche Familie. Lebenslauf des Mädchens. Familien-Heiraten. „Ehe auf Zeit." Nekdi und Sighi. Eigenthümliche Scheidungs-Formalitäten. Verlobungs- und Hochzeits-Gebräuche. Behandlung der Frauen; Familienſinn und Kinder-Erziehung. Aeußere Erſcheinung der Perſerin. Intellectuelle Erziehung. Das Harem des Schah. Städtebilder. Die religiöſe Schwärmerin Gurret-ul-Ain.

Wenn man von den claſſiſchen Gefilden Meſopotamiens nach Oſten wandert, ſo entfaltet ſich nach einigen Tagereiſen vor dem Auge des Reiſenden ein wunderbares, höchſt pittoreskes Bild. Fern am Horizonte der glühend heißen und dunſtigen Tiefebene, durch die ſeit Jahrhunderten ausgetretene Karawanenwege ziehen, erheben ſich, im gelbröthlichen Nebel verſchwindend, mannigfach geformte Gebirgsmauern. Immer höher ſteigen ſie hinan, eine Kette die andere überragend, und dazwiſchen liegen von kurdiſchen Nomaden beſiedelte Thalterraſſen. Das iſt das ſüdöſtlichſte Ende des Tauruszuges, der das iraniſche Hochland im Weſten ſäumt. Ein mächtiges Gebirgsthor dient ſeit jeher als Eingangspforte vom rauheren Tafellande im Oſten und den brennenden, nun leider mit Schutt und Städtetrümmern bedeckten Ebenen des Euphrat-Tigris-Gebietes. Durch dieſe Pforten des Zagros- zog einſt eine Kunſtſtraße; heute iſt davon nichts mehr vorhanden und die Karawanen haben mitunter harte Arbeit, wenn ſie das Thal

des Fluſſes Holwan, längs dem der heutige Weg zieht, zurücklegen. Räuberiſche Bergvölker, die ſchon zur Zeit Alexander's des Großen hier ihr Unweſen trieben, lauern auf Beute. Zu Zeiten trifft es ſich wohl auch, daß eine endloſe Kameelreihe mit den ſterblichen Reſten frommer Schiiten die alte Verkehrslinie herabklettert. Das ſind die ſogenannten Todtenkarawanen, die nach den fernen Pilgerorten der Perſer, Kerbela und Meſchhed Ali, in die babyloniſchen Sumpf- und Sandniederungen ziehen, um dieſer geheiligten Erde, auf der der vierte Chalif Ali und ſein Sohn Hoſſein — beide Nationalheilige der Perſer — bluteten, die Leichen beſonders frommer Erdenwaller zurückzugeben .... Hinter der Zagros-Pforte, das iſt oſtwärts, ſteigen die Terraſſen und Gebirgsſtufen immer höher hinan und gehen ſchließlich in das central-iraniſche Plateau über.

Perſien, das einſtige Culturland, der Ausgangspunkt welterſchütternder hiſtoriſcher Ereigniſſe; das Land, dem Welt-Eroberer und mächtige Könige entſproſſen waren, und das ſpäterhin die Heimſtätte bedeutſamen poetiſchen Schaffens wurde — dieſe uralte Pflanzſtätte weſt-aſiatiſcher Cultur iſt heute ein armſeliges, verkommenes Land. Zwar fehlt es nicht an jenen Paradieſen, welche einſt die perſiſchen Dichter zu überſchwänglichem Lobe begeiſtert haben; ein großer Abſchnitt des Geſammtgebietes aber beſteht aus Sand- und Felsboden, aus Wüſten und Steppen, und mit der Cultur in den weſtlichen Bergdiſtricten, in denen auch alle größeren Städte (wie Hamadan, Tabris, Isfahan, Schiras, Kirmanſchah) liegen, iſt es nicht weit her. Auch die extremen klimatiſchen Unterſchiede — der Perſer ſelbſt ſagt von ſeinem Lande: »Iran häftäklim dared«, das iſt: »Iran hat ſieben Klimate« — ſind ein großer Uebelſtand. Wenn man menſchenleere Thäler durchwandert hat, oder Flüſſen, die im Steppenſande oder in der Sandwüſte ſich verlieren, gefolgt iſt, dann iſt's immer eine Art Erlöſung, die man mit dem Betreten jener Oaſen findet, wo ſich Saatfelder dehnen, Hyacinthen und Roſen blühen und die Nachtigall ſchlägt — Alles wie zu Hafiz' und Dſchami's Zeit.

Die modernen Perſer haben ſich ſeit vielen Jahrzehnten im civiliſatoriſchen Sinne als vollkommen ſteril erwieſen. Zwar behaupten gründliche Kenner dieſes Volkes — wie der ehemalige Leibarzt des Schah, Dr. J. E. Polak, an deſſen Schilderungen wir uns ſpäter hauptſächlich anlehnen werden — es

Digitized by Google

hätte verſchiedene Eigenſchaften, die es berechtigen, mit Zuverſicht in die Zukunft zu blicken; uns aber will es bedünken, daß die Schia, zu der ſich die Perſer bekennen, ſo wenig wie die Sunna, alſo wie überhaupt der geſammte Islam, die Vorbedingungen zu ſolch' günſtigem Prognoſtikon enthalten. Alle bisherigen Culturanläufe in Perſien haben ſich als zweckloſe Spielereien oder als ſchlecht verſtandene Projectenmacherei erwieſen, und wenn es zu des Schahs perſönlichem Vergnügen die eine oder andere europäiſche Einrichtung zu einem leidigen Proviſorium gebracht hat, ſo hat die große Maſſe der Bevölkerung bisher daraus nicht den geringſten Nutzen gezogen. Im Gegentheile, der Bauernſtand iſt heute mehr denn je durch Vexationen und Abgaben bedrückt und total verarmt. Nur der Handel ernährt noch ſeinen Mann, und in dieſer Richtung hat der Neu-Perſer ebenſo ſeine Fähigkeiten wie ſeine kaufmänniſche Redlichkeit bewährt. Im Uebrigen aber zerfrißt alle Schichten der Geſellſchaft eine unaustilgbare Corruption. Am Hofe zu Teheran dominirt nur der Schein, und wenn der Schah eine löbliche Abſicht hegt, ſo wird ſie durch die Immoralität der Würdenträger zunichte gemacht. Die Provinz-Gouverneure ſind die nichtsnutzigſten Erpreſſer und Diebe. Sie unterſchlagen Hunderttauſende, freilich mit der eigenen ſtillen Rechtfertigung, daß ſie große Summen an die Caſſe des Schah abführen mußten, um ihre Poſten überhaupt zu erhalten. Das Uebel ſitzt daher am Kopfe, aber es iſt im Laufe der Decennien im ganzen Lande zu einem chroniſchen geworden, und dagegen giebt es vorläufig kein Heilmittel. Nachdem die Perſer ſeit Nadir's und Feth Ali Schahs Zeiten einerſeits an kriegeriſchem Werthe erheblich eingebüßt, in cultureller Beziehung aber keinen Schritt nach vorwärts gemacht haben, ſo fällt der Schluß nicht ſchwer, jede Hoffnung auf eine naheliegende beſſere Zukunft als eine ſolche von höchſt problematiſchem Werthe anzuſehen. Derlei Zuſtände ſind zu innig mit dem modernen Islamismus verkettet, um ſelbſt nach verhältnißmäßig längeren Zeitläuften erfolgreich ausgemerzt zu werden.

Wir haben dieſe allgemeinen Bemerkungen vorausgeſendet, um bei den Schilderungen des Familien- und Geſchlechtslebens, unſerem Hauptthema, nicht da und dort vom Gegenſtande abſpringen zu müſſen.... Im Allgemeinen iſt jenes nach dem bekannten mohammedaniſchen Muſter

zugeſchnitten. Auch der Schiite ſperrt ſeine Frauen hinter die Haremsgitter, nachdem er dieſelben durch Zahlung größerer oder kleinerer Summen an die Eltern gewiſſermaßen käuflich erworben. Zwar ſind Eheverbindungen aus Neigung ſelbſtverſtändlich nicht ausgeſchloſſen; in der Regel aber verbindet der Perſer mit dem Begriffe »Liebe« etwas ganz Anderes, als wir Europäer, trotz der herrlichſten Dichtungen ſeiner Nationaldichter, in denen jenes Wort eine ſo große Rolle ſpielt.

In dieſer letzteren Beziehung hat man ſich übrigens ſeit jeher ganz beſonders auf's Interpretiren verlegt. Noch heute muß die Geiſtlichkeit, um die Oden des Hafiz' dulden zu können, ſich bemühen, ſie myſtiſch umzudeuten. Man erklärt den Wein für den »Glauben«, den Rauſch als die Ekſtaſe, in welche die Bewunderung des Allerhöchſten verſetzt, die Liebe als ein Symbol für Gott, und dergleichen mehr. Mit den lyriſchen Anwandlungen der Perſer dürfte es demnach jedenfalls ſeine guten Wege haben, doch dürften dieſe dennoch eine Stufe höher ſtehen als die ſunnitiſchen Türken.

Sehen wir uns nun den Lebenslauf des Mädchens, beziehungsweiſe der Frau etwas näher an. Die Mädchen legen zumeiſt vom neunten Jahre ab den Schleier an, das heißt, ſie dürfen ſich in dieſem Alter außer dem Hauſe nicht mehr mit freiem Geſichte zeigen. Man könnte dieſen Moment als eine Art Volljährigkeits-Erklärung anſehen, denn die Perſer haben es mit der Verehelichung ihrer Kinder ſehr eilig, namentlich wenn ſie den unteren Ständen angehören. Der hauptſächlichſte Grund zu ſolcher Eile liegt darin, daß ein hübſches Mädchen für arme Eltern ein lebendes Capital bildet, das ehemöglichſt einzulöſen alle Wünſche und Hoffnungen derſelben ausfüllt. Erwägt man, daß auf Grund der theo-demokratiſchen Einrichtungen im Islam Standesunterſchiede wenig oder gar nicht zu Tage treten, ſo ergiebt ſich hieraus die Folgerung, daß jene Speculation oft ein ſehr glänzendes Reſultat nach ſich ziehen kann, denn ſelbſt das ärmſte Mädchen kann, wenn es mit außergewöhnlicher Schönheit bedacht iſt, die Frau eines hohen Staatsbeamten, ja ſelbſt die des Königs werden.

Im Uebrigen ſind Familien-Heiraten in der Regel. Dr. Polak conſtatirt, daß die Ehen unter Verwandten durchaus nicht nachtheilig auf die Progenitur einwirken, wie es im Abendlande ſo häufig der Fall iſt.

Digitized by Google

Einen Nachtheil haben diese vorzeitigen Versprechungen freilich insoferne, als sie den Eltern des Mädchens jede Gelegenheit zu einer »reichen Partie« benehmen, da ein Wortbruch in dieser Richtung als schwere Beleidigung aufgefaßt wird und zu Feindschaft und Fehde führt. Da weiters Heiraten, wenn auch außerhalb der Verwandtschaft, gleichwohl allemal innerhalb desselben Stammes geschlossen werden, so haben sich die einzelnen Racentypen in Iran reiner erhalten als irgend sonstwo im mohammedanischen Asien.

Wir haben oben flüchtig erwähnt, daß die Perser Schiiten sind. Bekanntlich geht der Streit zwischen Sunniten und Schiiten dahin, daß Letztere behaupten, Ali, der vierte Chalif, hätte sogleich nach Mohammed die Herrschaft antreten sollen, nicht aber die drei übrigen Genossen Abu Bekr, Omar und Othman, die sich — wie die Schiiten behaupten — die Chalifenwürde eigenmächtig angemaßt hätten. Das historische Recht führen sie auf die Schwagerschaft Ali's zum Propheten zurück, der bekanntlich des Letzteren Tochter Fatime zur Frau erhielt. Nun sollte man glauben, daß solches geringfügiges Mißverständniß von Anbeginn her leicht zu begleichen gewesen wäre. Es hat aber gleichwohl furchtbare Kriege hervorgerufen und noch heute ist die Kluft zwischen Schiiten (hauptsächlich Persern) und Sunniten unausfüllbar.

Eine ganz specielle Einrichtung des Schiitismus ist die sogenannte »Ehe auf Zeit«, von der allenthalben im »Lande der Sonne« Gebrauch gemacht wird. Die Ehe ist nämlich eine zweifache, das heißt sie wird entweder auf die Dauer geschlossen, wie jede derartige Verbindung unter allen Völkern der Erde, oder auf eine bestimmte vertragsmäßige Zeit, deren Dauer sich von einer Stunde bis zu 99 Jahren beläuft. Die erste Gattung Ehen nennt man Aekdi, die zweite Sighi. Dadurch erhalten die von uns bereits mehrmals berührten moslimischen Ehegebräuche eine wesentliche Modification. Zwar darf auch der Schiite nicht mehr als vier Aekdi, oder legitime Frauen besitzen, ganz so, wie es der Koran befiehlt; das Gesetz wird aber dadurch umgangen, daß eine Sighi an die Stelle einer durch (gesetzmäßige) Scheidung verstoßenen Aekdi treten kann, indeß Letztere wieder in Gnaden als Sighi aufgenommen wird. Da es sich bei solch' wunderlichen Proceduren häufig nur um Formalitäten handelt und der Koran die Bestimmung enthält, daß eine geschiedene Frau nach der ersten Scheidung

sofort, nach der zweiten aber nur dann, wenn die Geschiedene mittlerweile an einen zweiten Mann verheiratet war, in's Haus aufgenommen werden kann, so resultirt daraus zweierlei: erstlich kann der Perser auf diese Art seine legitimen Frauen fortwährend wechseln, und zweitens kann dadurch auch eine Art Frauen-Austausch unter den einzelnen Männern bei Wahrung aller gesetzlichen Normen stattfinden — Einrichtungen, die uns Europäer geradezu abstoßen.

Die Schiiten entschuldigen übrigens diese Wirthschaft damit, daß sie, ihren Sitten gemäß, Frauen niemals auf Reisen und Expeditionen mitnehmen. In Asien kann, bei den ungeheueren Distanzen daselbst, eine solche Abwesenheit vom heimatlichen Herde allerdings viele Monate währen, und der Perser sieht sich dann genöthigt, in der Fremde eine Sighi »auf Zeit« zu heiraten. An solchen Sighis ist da und dort immer Vorrath; meist sind es die Mullahs selbst, welche sie den Reisenden vorführen und für die Vollstreckung des rituellen Actes (auch die Sighi-Ehe muß eingesegnet werden) ihre Gebühren einstreichen. Uebrigens soll die Zeit-Ehe auch bei den Sunniten zeitweilig in Uebung treten und es fällt diesfalls die Initiative auf die — Frau. Das Korangesetz verbietet nämlich den Frauen die Wallfahrt ohne Begleitung ihrer Ehemänner. Will nun eine Frau dennoch nach Mekka pilgern und kann ihr Gatte ihr aus irgend einem Grunde nicht folgen, so nimmt sie für die Zeit der Pilgerschaft einen Ehemann »auf Zeit«, einen sogenannten Muhalil, der nach abgelaufener Vertragspflicht die Scheidung beantragen muß. Andernfalls behält er zwar die Frau, aber er darf nicht wieder das einträgliche Geschäft eines Muhalils ausüben. Diese Letzteren recrutiren sich nahezu ausschließlich aus der Gilde der Fremdenführer (Metuasin oder Delil).

Die Förmlichkeiten, welche in Persien einer ehelichen Verbindung vorausgehen, sind so ziemlich die bekannten, wie wir sie bereits andern Orts geschildert haben. Der Mann bekommt seine zukünftige Gattin für gewöhnlich nicht zu Gesichte, und er muß sich daher einer Unterhändlerin (Delaleh) bedienen, der es obliegt, daß betreffende Mädchen aller seiner Vorzüge wegen hoch anzupreisen. Daß dieses Lob hinterher, wenn der Gatte seine Angetraute zu Gesichte bekommen hat, sich zuweilen als der Wahrheit keineswegs entsprechend erweist, gehört nun einmal mit zu dem

Digitized by Google

gewagten Glücksspiel, das mit solchen Verbindungen verknüpft ist. Natürlich macht sich der Perser aus solchen Enttäuschungen nicht sonderlichen Kummer, denn Ehen werden ebenso leicht gelöst, als sie geschlossen werden.

Die Hochzeits-Feierlichkeiten richten sich ganz nach dem Vermögensstande des Ehepaares. Bei armen Leuten vollzieht sich die Feier einfach und in möglichst kurzer Zeit, bei Vornehmen mit vielem Pomp. Sie erstreckt sich in letzterem Falle auf eine lange Reihe von Tagen, eine oder zwei Wochen. Während der ganzen Dauer der Festlichkeiten verkehren die Brautleute entweder gar nicht mit einander, oder heimlich, indem der Bräutigam sich in das von Eunuchen und Sklavinnen scharf bewachte Haus einschleicht. Bei der herrschenden Ansicht, daß dieses »Tändeln der Verlobten« mit zu den Hochzeits-Zerstreuungen gehöre, dürfte dieser heimliche Zutritt in das Gemach der Braut (die natürlich immer noch streng verschleiert bleibt) dem Bräutigam keine besonderen Schwierigkeiten verursachen.

Ist das letzte Reinigungsbad, das Färben der Haare und Nägel mittelst Hennah, vorüber, die Tragthiere mit dem gesammten Hausrath und den Gaben für die Frau (Dschehaz) bepackt, dann kann der mitunter glänzende Hochzeitszug seinen Verlauf nehmen. Um Mitternacht wird dem Manne seine Zukünftige von deren Genossinnen zugeführt. Es erfordert die Sitte, daß er sie gewaltsam entschleiere, und daß sie ihm Widerstand entgegensetze. Die Schleierlüftung findet unter einem frommen Spruche (»Im Namen des allerbarmherzigsten Erbarmers« — Bismilla er-rahman er-rahim!) statt.

Die Perser behandeln ihre Frauen im Allgemeinen ziemlich gut, soweit dies bei den unerquicklichen islamitischen Ehegesetzen überhaupt möglich ist. Unter Behandlung möchten wir hier auch rein nur den äußeren Verkehr verstanden wissen, denn daß die moralische Seite solcher Ehen nicht darnach ist, das Weib nach unseren Begriffen zu befriedigen, liegt in der Natur der Sache. — Viel entscheidet hierbei die weibliche Individualität. Frauen von ausgesprochener geistiger Begabung, dann solche, die die Kunst verstehen, Einfluß auszuüben und auszunützen, gelangen natürlich auch in Persien, so gut wie die vornehmen Damen des Abendlandes, in kurzer Zeit innerhalb und außerhalb des »Enderun« (so heißt auf persisch das Harem) zur Herrschaft. Auch hängt sehr viel davon

ab, wie es mit dem Einfluſſe und dem Range des Gatten einer ſolchen Frau beſtellt iſt. Bei dem ungemein entwickelten Familienſinn der Perſer gilt es als eine ſelbſtverſtändliche Sache, daß ein zu Ehren und Würden gelangter Mann den ganzen Kreis ſeiner Verwandtſchaft aus der bisherigen Obſcurität hervorzieht und ſie in irgend einer Form (durch Ernennungen zu Provinzbeamten, Geldſpenden, Auszeichnungen ꝛc.) zu Macht und Anſehen bringt. Fällt dann ein ſolcher Emporkömmling, ſo ſinken natürlich auch alle Familienglieder mit ihm in ihr früheres Nichts zurück, und auch mit der partiellen Herrſchaft der Frauen hat es dann ein Ende.

Vornehme Perſerin.

Was jedoch die Kinder-Erziehung betrifft, ſo weiſt ſie im Allgemeinen mehr Lichtſeiten auf, als die bei den meiſten übrigen (ſunnitiſchen) Mohammedanern. Zuſtände, wie wir ſie in den türkiſchen Harems vorfinden, in denen die Knaben zu Widerſetzlichkeiten und groben Unarten gegen die Mutter von Seite des Vaters geradezu aufgereizt und angeeifert werden, ſind den perſiſchen Enderuns vollſtändig fremd. Man lehrt die Kinder Achtung und Gehorſam und die Früchte ſolcher Erziehung ſind die, daß jene, einmal erwachſen und zu Würden und Vermögen gelangt, ihre Eltern niemals vergeſſen. Fälle, daß Eltern, namentlich die Väter darben und Noth leiden, wie bei den weſtlichen Sunniten, oder daß der Sohn ſich um den Vater nicht kümmert (wie bei den Beduinen), ſind unerhört. Da überdies der Vater in Perſien als das Haupt der Familie angeſehen wird und in ſeiner Hand nicht nur das Hausrecht, ſondern auch das Vermögen ruht, ſo gewinnt das perſiſche

Familienleben einen patriarchalischen Anstrich, wie wir ihn unter den west-asiatischen Völkern nur noch bei den Armeniern finden.

Ueber äußere Erscheinung, Kleidung und Beschäftigung der Frauen in Persien heben wir folgende Details hervor: Nach Dr. Polak's Schilderung — der als Arzt offenbar die allerverläßlichste Quelle ist — ist die Perserin »von mittlerer Statur, weder mager noch dickleibig; sie hat große, mandelförmig

Persisches Hochzeitsfest. Tanz der als Mädchen verkleideten Knaben.

geschlitzte, von Liebe trunkene Augen — das »tscheschme chumar« der lyrischen Dichter — und feingewölbte, über die Nase zusammengewachsene Brauen; ein rundes Gesicht wird hoch gepriesen und von den Dichtern als Mondgesicht (mah-ruje) besungen .... »Eine diesbezügliche Anspielung finden wir in einem Gedichte Dschami's (»Leid«), in welchem es unter Anderem heißt:

„Thränen füllen meine Wimpern,
Wie von Körnern schwillt die Aehre,
Seh' der Locken Hof ich hüllen*
Dir das Mondesantlitz — Hehre!"

* Den Persern ist der Hof des Mondes ein Anzeichen des Gedeihens der Saaten.

Beſonders ſchön geformt ſind bei den Perſerinnen die Extremitäten; dagegen iſt die Hautfarbe nur ſelten ſchön weiß — welch' letztere Eigenſchaft hochgeprieſen wird — und muß ſolchen Mangel die Schminke erſetzen. Auch die ſchönen kaſtanienbraunen Haare fallen in der Regel der Hennah zum Opfer. Die Augenbrauen werden ſchwarz, die inneren Handflächen, Nägel und Fußſohlen orangegelb gefärbt. Die ungeheuerliche Sitte, den Körper ſtellenweiſe zu tättowiren, iſt glücklicherweiſe allenthalben außer Gebrauch gekommen.

Wie alle Orientalinnen (und wäre dies am Ende nicht auch bei allen Occidentalinnen der Fall?) hält die Perſerin große Stücke auf Kleider, Putz und Schmuck. Natürlich kommen dieſe Sachen und Sächelchen nicht auf der Straße, wo Frauen und Mädchen immer vermummt und verhüllt erſcheinen, zur Geltung, ſondern nur im Enderun. Bei vornehmen Damen überwiegen koſtbare Seiden- und Shawlſtoffe, ſowie ſchwere Brocate und Goldtreſſen. Den Kopf bedeckt ein Shawlkäppchen, die Büſte ein ganz kurzes, vollkommen durchſichtiges Florhemd, von reizenden Goldarabesken durchädert. Darüber wird ein vorne weit ausgeſchnittenes Brocatleibchen angelegt und dann ſchließlich eine Art Wams. Unförmlich und im Gehen hindernd, ſind die ſchweren ſeidenen Pluderhoſen. Als Schmuckſachen ſind beſonders Arm- und Fußbänder, meiſt aus Perlenſträhnen beſtehend, beliebt. Im Uebrigen hängt jede Frau ſo viel Tand auf ſich, als die Caſſe ihres Mannes es zuläßt. So bildet denn auch, wie bei den vornehmen Stadt-Arabern, der immer noch im Wachſen begriffene Luxus in den Enderuns ein ſtehendes Capitel des Jammers bei den perſiſchen Ehemännern .... Tout comme chez nous! ....

In der perſiſchen Familie ſpielt die Poeſie noch immer eine große Rolle. Die Kenntniß der großen nationalen Dichter, wie Hafiz, Saadi, Firdauſi, Dſchami, gehört abſolut zu einer nur halbwegs beſſeren Bildung, und ihre Werke zählen daher zu den obligaten Gegenſtänden in allen Schulen, auch in den niederſten. Sie werden, wie beiſpielsweiſe Saadi's »Guliſtan«, trotz der Schlüpfrigkeiten, die in demſelben enthalten ſind und die der Knabe offenbar nicht verſteht, gleichzeitig mit den Koran-Suren vorgeleſen und memorirt. Der gute perſiſche Briefſtyl iſt daher voller Citate, und je überladener er erſcheint, um ſo geiſtreicher gilt ſein Autor.

Fehlen die Citate, so ist der Styl gleichwohl immer ein sehr schwülstiger. Es dürfte von Belang sein, hier eines Briefes zu gedenken, dem ein gewisses historisches Interesse innewohnt, und den Goethe im »West-östlichen Divan« mitgetheilt hat. Als nämlich ein außerordentlicher Gesandter Feth Ali Schah's nach St. Petersburg mit reichen Geschenken in besonderer Mission abging, schloß eine der Gemalinnen des iranischen Großkönigs auch ein Schreiben an die russische Kaiserin bei, in welchem sich jene, wie folgt, vernehmen ließ:

„So lange die Elemente dauern, aus welchen die Welt besteht, möge die erlauchte Frau des Palastes der Größe, das Schatzkästchen der Perle des Reiches, die Constellation der Gestirne der Herrschaft, die, welche die glänzende Sonne des großen Reiches getragen, den Cirkel des Mittelpunktes der Oberherrschaft, den Palmbaum der Frucht der obersten Gewalt: möge sie immer glücklich sein und bewahrt vor allen Unfällen .... Nach dargebrachten diesen meinen aufrichtigsten Wünschen habe ich die Ehre, anzumelden, daß, nachdem in unseren glücklichen Zeiten, durch Wirkung der großen Barmherzigkeit des allgewaltigen Wesens, die Gärten der zwei hohen Mächte auf's Neue frische Rosenblüthen hervortreiben und Alles, was sich zwischen die beiden herrlichen Höfe eingeschlichen, durch aufrichtige Einigkeit und Freundschaft beseitigt ist: auch in Anerkennung dieser großen Wohlthat nunmehr Alle, welche mit einem oder dem anderen Hofe verbunden sind, nicht aufhören werden, freundschaftliche Verhältnisse und Briefwechsel zu unterhalten.... Nun also in diesem Momente, da Se. Excellenz Mirza Abdul Hassan Khan, Gesandter an dem großen russischen Hofe, nach dessen Hauptstadt abreist, habe ich nöthig gefunden, die Thüre der Freundschaft durch den Schlüssel dieses aufrichtigen Briefes zu öffnen. Und weil es ein alter Brauch ist, gemäß den Grundsätzen der Freundschaft und Zärtlichkeit, daß Freunde sich Geschenke darbringen, so bitte ich die dargebotenen artigsten Schmuckwaaren unseres Landes gefälligst aufzunehmen. Ich hoffe, daß Sie dagegen durch einige Tropfen freundlicher Briefe den Garten eines Herzens erquicken werden, das Sie höchlich liebt. Wie ich denn bitte, mich mit Aufträgen zu erfreuen, die ich angelegentlich zu erfüllen mich erbiete .... Gott erhalte Ihre Tage rein, glücklich und ruhmvoll!"

(Folgt das Verzeichniß der Geschenke, als: eine Perlenschnur, an Gewicht 498 Karat; fünf indische Shawls; ein Pappenkästchen, Ispahaner Arbeit; eine kleine Schachtel, Federn darein zu legen; Behältniß mit Geräthschaften zu nothwendigem Gebrauch; fünf Stück Brocate.)

Anknüpfend an dieses wunderliche Schreiben, möchten wir bemerken, daß Feth Ali Schah, der seinerzeit berühmt war wegen seines großen Bartes, seiner stattlichen Erscheinung und seiner großartigen Neigung zum schönen Geschlechte, hundert Frauen hatte. Diese beschenkten ihn mit 57 männlichen und 203 weiblichen Kindern, und als er im Jahre 1834 starb, waren es mit den Enkeln ꝛc. bereits 784, dreißig Jahre später gar 5000 Köpfe. Diese außergewöhnlich große Nachkommenschaft trug ihm im Lande den Beinamen Adam II. ein.

Digitized by Google

Nun noch einige Worte über das Harem des Schah. Da die Berichterstattung über diesen Gegenstand seit jeher sehr spärlich floß, so werden wir uns mit einigen Bemerkungen über die Stellung der königlichen Frauen im Allgemeinen und über die innere Einrichtung der Gemächer, die ihnen zugewiesen sind, begnügen müssen. Glänzend ist die Existenz der Frauen im Königspalaste zu Teheran ebensowenig wie jene des türkischen Großsultans in den Bospor-Schlössern. Man sollte kaum glauben, daß vornehme Familien der Ehre, ihre Töchter zu Gattinnen des Schah-in-Schah erhoben zu sehen, wenn es nur immer angeht, aus dem Wege gehen. Man hat eben zu häufig die Erfahrung gemacht, daß das eine oder andere zu so außergewöhnlichem Glücke gelangte Mädchen bald nach der Schließung des Ehebundes von ihrem königlichen Gatten wieder nach Hause geschickt wurde. Die Geldentschädigung in solchem Falle ist immer eine höchst geringfügige, und da überdies alle Gewänder und Schmuckgegenstände der königlichen Frauen im Scheidungsfalle nicht ihnen gehören, sondern Kroneigenthum verbleiben, so kehren diese wenig beneidenswerthen Geschöpfe, trotz der ihnen zu Theil gewordenen hohen Gunst, so arm wieder heim, als sie früher auszogen.

Die Frauen des Schah sind theils Aekdis, theils Sighis; die Zahl der letzteren ist immer größer als die der ersteren, doch genießen auch die königlichen Frauen der zweiten Gattung alle Rechte und das volle Ansehen wie die legitimen Gattinnen, und sie gelangen vollends zu dominirender Stellung, wenn sie den Schah mit Prinzen beschenken. Bei dem notorischen Geize Nassr-eddin's, der übrigens ein kadscharisches Familienlaster zu sein scheint, kann es auch nicht befremden, daß alle seine Frauen mit Geldspenden höchst spärlich bedacht werden. Das »Nadelgeld« von circa 250 Gulden, das in der Hofhaltung zu Teheran per Kopf und Monat normirt ist, nimmt sich in der That nichts weniger denn königlich aus. Man begreift auch nicht, wie es den Frauen, die einzeln immer getrennte Küchenwirthschaft führen und eine mehr oder minder große Dienerschaft halten müssen, möglich ist, bei so spärlicher Subvention aufkommen zu können. Darnach scheint es auch eine falsche Speculation für die Eltern und Verwandten einer solchen Gattin des Schah zu sein, wenn sie von ihr irgendwelche materielle Unterstützung erwarten. Daß weiters Nassr-eddin zu Zeiten selbst für seine leiblichen Schwestern keinerlei Rücksicht übte, ist

Digitized by Google

aus dem traurigen Schickſale der Melik-Zadeh bekannt, die »auf Befehl des Königs« zu verſchiedenen Malen Ehen wider Willen mit Würdenträgern und Prinzen eingehen mußte.

Ein Seitenſtück zu dieſer fragwürdigen Herrlichkeit iſt das heutige Teheran, die Kadjaren-Reſidenz. Sie erhebt ſich am Nordrande der großen Sand- und Salzwüſte, welche einen großen Theil des iraniſchen Plateaus in ſich begreift. Die Königsburg nimmt beinahe den vierten Theil des von einer hohen Lehmmauer umzogenen Stadtraumes ein. Die Frauengemächer ſind von der Wohnung des Schah vollkommen getrennt, und geſtaltet ſich der Aufenthalt der königlichen Gattinnen in der That nur zu einer Art leichter Gefangenſchaft. Dann giebt es in Teheran noch einige Miniſterhôtels, die Beachtung verdienen, alle übrigen Bauten ſind aber ſo elend, daß jedes große Regenwetter ſie aufzulöſen droht. Jedes der plumpen Lehmhäuſer hat noch plumpere Schutzmauern, welche die flachen Dächer umgeben, denn man ſchläft im Sommer auf denſelben und will ungeſtört ſein. Natürlich ſind die Gaſſen kaum etwas Anderes als Cloaken, und dennoch ziehen die Waſſergräben häufig ihnen entlang, im nächſten Bereiche Jahrzehnte alten Kehrichts und faulenden Aſes.

Auch die übrigen Städte, einſt glanzreiche Reſidenzen, ſind mit der Zeit in vollkommen verwahrloſten Zuſtand geſunken, ſo das altberühmte Ekbatana — heute Hamadan, das früher mit herrlichen Paläſten und großartigen Moſcheen geſchmückte Isfahan, die Safiden-Reſidenz, Tabris und nicht zuletzt Schiras, die »Stadt der Roſen und des Weines«, das in zahlloſen Liedern gefeierte ſüd-perſiſche Paradies. Zwar ſoll die Stadt auch heute noch ein überraſchendes Bild gewähren, zumal dann, wenn man von Norden her durch das dunkle Felſenthal zu ihr herab reitet; doch iſt ſonſt alle frühere Herrlichkeit ſo ziemlich verſchwunden. Nur die vielgeprieſenen Gärten ſtehen noch, und ſie athmen noch immer betäubenden Roſen- und Orangenduft aus. In einem dieſer Blumengärten hat auch Mohammed Schems-eddin Hafiz ſein Grab gefunden, jener populärſte aller perſiſchen Dichter, der den Blüthenduft und die Nachtigallen der Gärten von Schiras und die eigene glückliche Laune in ihrem genialen Schwung zum Gemeingut und Genuß der Welt gemacht hat.... Wir ſetzen an dieſer Stelle einige Proben aus ſeinen Liedern:

Ohne Wein und Liebe.

Roſen ſind ohne Liebchens Wangen nicht ſchön,
Ohne Wein iſt des Frühlings Prangen nicht ſchön.
Flurenſäume und Gartendüfte ſind
Ohne blühende Tulpenwangen nicht ſchön.
Auch beim zuckerlippigen roſigen Lieb iſt's
Ohne Kuß und ohne Umfangen nicht ſchön.
Ohne der Nachtigall Laut iſt der Roſen Anmuth
Und der Cypreſſe Wiegen und Hangen nicht ſchön.
Iſt's ihr Bild nicht, ſind Gemälde, ob auch
Großer Meiſter Hand ſie entſprangen, nicht ſchön.
Wein und Roſen und Gärten ſie alle bleiben,
Iſt das Liebchen hinweggegangen, nicht ſchön:
Weil, o Hafiz, das Herz eine werthloſe Münze,
Iſt's dem Liebchen hinzulangen, nicht ſchön.

Vergebene Huldigung.

Das Aethermeer, das mächtige
Erglänzt in des Mondes hehrem Glanze!
Schon blicket er, der prächtige,
Durch's dunkle Laub als gold'ne Pomeranze.

Es ſtreuet ihm die Lilie
Weihrauch empor; es hängt an ihm bezaubert
Bülbül, die Tonkunſtmächtige,
Und grüßet ihn mit ihrer ſüßen Stanze.

Doch ach, wie ſtolz erhebt er ſich,
Damit er nie zu Hoffnungen, zu ſchönen,
Die Sängerin berechtige
Und nie die ſtille, liebevolle Pflanze.

Du biſt der Mond, die Lilie
Iſt mein Gemüth, und Nachtigall, die Lippe,
Die dir umſonſt andächtige
Gebete weiht, die Sommernacht, die ganze.

Klage.

Sag', o Morgenwind, liebkoſend
Der Gazelle da, der lieben,
Auf die Berge, in die Wüſte,
Hat die Liebe mich getrieben.

Sag' mir doch, warum die Augen,
Dieſe dunklen, wundervollen,
Dieſe vollen Mondgeſichter
Mir ſo gar nicht hold ſein wollen.

Wahrlich, nichts an ſolcher Schönheit,
Gar nichts wird ein Mann vermiſſen,
Als daß leider alle Schönen
Nichts von Treu' und Liebe wiſſen.

Ich dachte Dein.

Ich dachte Dein in tiefer Nacht;
Da leuchtete mit heller Macht
Mit plötzlicher, die Finſterniß.
Und wurde klar wie Morgenpracht.

Zu jener Stunde hat gewiß
Dein Auge, Liebchen, auch gewacht,
Zu jener Stunde hat gewiß
Dein Herz in Liebe mein gedacht.

Trotz der ſchon ſeit langer Zeit in Perſien eingeriſſenen religiöſen Heuchelei ſollte es dennoch vor wenigen Jahrzehnten unter den iraniſchen Schiiten zu einer religiös-reformatoriſchen Bewegung kommen, die als

moderne Erscheinung wohl als einzig in ihrer Art genannt werden darf. Sie hat speciell für uns höheres Interesse, da mit diesen Vorgängen der Name einer Frau verknüpft ist, die sich wie ein überirdisches lichtvolles Bild auf dem grau-düsteren Hintergrunde asiatischer Zustände abhebt ....

Aus der starren Dogmatik des Islam hatte sich schon im Mittelalter eine Lehre entwickelt, die nichts Anderes als eine Art pantheistischer Naturreligion war und ist und die man »Sufismus« nennt. Die Anhänger desselben erklärten und erklären, daß Gott in jedem Dinge sei, und daß jedes Ding, wenn es die Göttlichkeit aufgenommen, wieder zu Gott zurückkehren könne .... Der Sufismus war, namentlich in Persien, immer hart bedrängt worden, ohne daß die Zahl seiner Anhänger sich vermindert hätte. In der zweiten Hälfte der Dreißiger Jahre unseres Jahrhunderts gelangte diese Lehre endlich zu einer gewissen elementaren Offensivität, indem sie eine Zweigsecte hervorbrachte, deren Stifter Mirza Ali Mohammed aus Schiras das Prophetenamt übernahm. Sein Auftreten rief ungeheure Aufregung hervor, und bald verfügte er über zahlreiche Anhänger und Anhängerinnen, die ebenso feurig für die dogmatischen Wahrheiten der neuen Lehre wie für die mit ihr verbundenen Reformen socialer Natur eintraten.

Allen voran aber stand Gurret-ul-Ain, die Tochter eines Rechtsgelehrten aus Kaswin. Ihr Name bedeutet zu deutsch »Augenweide«, und eine solche mag sie gewesen sein, so oft sie öffentlich — ohne Schleier — auftrat, um für die Neuerungen des Propheten Proselyten zu machen, den man nun Bab-eddin, d. i. »die Pforte des Glaubens«, nannte .... Die Ehescheidung sollte nicht mehr erlaubt, die »Ehe auf Zeit« aufgehoben werden. Eine zweite Frau zur ersten zu nehmen, war nicht untersagt, wurde aber nur ungern gesehen. In Folge der moralischen Hebung und socialen Gleichstellung des weiblichen Geschlechtes braucht es dann keinen Schleier und keine Einsperrung in die Harems mehr. Und alle diese neuen Satzungen kleidete Gurret-ul-Ain nicht in den barocken abgeschmackten persischen Styl, sondern sie brachte sie schlicht, überzeugend, ja, erschütternd vor.

Ob ihre Rednergabe oder ihre Schönheit zu dem Enthusiasmus Anlaß gaben, der bald eine große Zahl von Zuhörern ergriff, ist ganz nebensächlich. Während Bab durch das energische und schließlich bewaffnete

Digitized by Google

Auftreten mit den beſtehenden Verhältniſſen in Conflict gerieth und ſchließlich der militäriſchen Macht weichen mußte, predigte Gurret-ul-Ain — die den Propheten ſelbſt niemals geſehen hatte und nur in brieflichem Verkehre mit ihm ſtand — unbehindert, und trotz inſtändigen Flehens ſeitens ihrer Eltern, von dieſer gefahrvollen Miſſion abzuſtehen. Als es endlich zwiſchen den Babiſten und Regierungstruppen zu entſcheidenden Kämpfen kam, Bab ſelbſt gefangen und zu Tabris erſchoſſen wurde, ſchlug auch die Stunde für die muthige Frau. Man ſperrte ſie in das Haus des Polizeiminiſters und kündete ihr ihre bevorſtehende Aburtheilung an.

Zwar bemühte ſich der Miniſter, der von ihrer Schönheit bezaubert war, der Babiſtin einzureden, ſie brauche am Tage ihres Verhörs nur ihre Verirrung zu bereuen, und man werde ſie ſofort freilaſſen. Gurret-ul-Ain wies aber ſolche Zumuthung mit Entrüſtung zurück, und ſo verfiel ſie — vier Jahre nach der Verurtheilung ihres Lehrers und Meiſters (1848) — dem Feuertode. Sie ſoll übrigens, ſeltſam genug, dem Polizeiminiſter ſeinen gleichfalls gewaltſamen Tod vorhergeſagt haben, was auch thatſächlich im Jahre 1861 eintraf, wo jener auf Befehl des Schahs hingerichtet wurde .... Es mag ſchließlich bemerkt werden, daß noch Jahre hindurch nicht nur Männer, ſondern auch zahlreiche Frauen, Mädchen und Kinder — Alles Anhänger der neuen Lehre — der grauſamen Verfolgungswuth Schah Naſir-eddin's zum Opfer fielen ....

Perſiſche Metallſchale (ciſelirt).

Ueber den Ursprung der Menschen.

Auf der Insel Ceylon, welche ungefähr 7000 Quadrat-Meilen enthält, sind die Einwohner in vier Klassen getheilt, welche sich durch Farbe, Sprache, Religion und Sitten unterscheiden. Die Singhalesen, welche die Hälfte der Bevölkerung ausmachen, sind die Nachkommen der Einwanderer, welche vor 2000 Jahren aus Indien kamen. Die Malabaren sind Tamulen, die Moors sind von Arabischen Eltern, und die Veddahs, oder wilden Stämme, sind

den Atrek und die Randgebirge von Nordweſt-Afghaniſtan begrenzt. Dieſer bedeutende Erdraum umfaßt das Gebiet der Turkmenen. An ihre Heimſtätten ſchließen im Oſten, alſo bereits jenſeits des Oxus, bis in die weſtlichſten Gebirgsausläufer Hochaſiens, die ſogenannten Steppen-Khanate an, von denen heute nur mehr Chiwa und Bochara ſich einer leidlichen Unabhängigkeit erfreuen. Das einſt mächtige und ausgedehnte Chokand haben die Ruſſen ſchrittweiſe unter ihre Herrſchaft gebracht und ſie ſtehen heute bereits in dem altberühmten Samarkand einerſeits und andererſeits auf den Höhen, welche ſüdwärts in die Quellregion des Oxus hinabführen - alſo etwa 40 deutſche Meilen in der Luftlinie von dem nordweſtlichſten Grenzpfahl des Oſtindiſchen Kaiſerreiches .... Nordwärts an das frühere Khanat Chokand, und zwar in dem Raume zwiſchen dem Jaxartes im Süden, dem Balkhaſch-See im Oſten, dem Uralfluſſe im Weſten und einer unbeſtimmten trockenen Grenze zwiſchen Semipalatinsk und Orsk im Norden, ſchließt das große Steppengebiet der ſogenannten Kirgis-Kaizaken an. In den öſtlichſten chineſiſch-turkeſtaniſchen Grenzgebirgen hauſen die eigentlichen oder Berg-Kirgiſen (auch Kara-Kirgiſen) und nordöſtlich von ihnen im Altai-Gebiete die Kalmücken. Dieſe Letzteren gehören dem mongoliſchen Stamme an, während die Kirgiſen, Kaizaken, die Turkmenen und weiters die Uzbeken und Karakalpaken zur tatariſchen Gruppe gerechnet werden.

Dieſen gewaltigen Länderraum, der einen Theil Mittelaſiens bildet und gemeinhin mit dem Namen Turkeſtan (auch Turan) belegt wird, beſiedeln hauptſächlich nomadiſirende Völker, deren eigenartiges Leben eine ethnographiſche Schilderung verdient. Hauptſächlich ſind es die Turkmenen, welche unſere Aufmerkſamkeit in Anſpruch nehmen. Sie ſind ein kampf- und raubluſtiges Volk, das auf ſeinen berüchtigten Kriegs- und Beutezügen (Allamane) die meiſt pfad- und waſſerloſen Wüſtenſtrecken zwiſchen den Oaſen Chiwa und Merw und dem Caspi-Meere durchſtreift. Barbariſche Grauſamkeit und Zügelloſigkeit haben ſie weit und breit zum Schrecken ihrer Nachbarn gemacht. Ueber die Tapferkeit der Turkmenen läßt ſich ſtreiten, denn gleich den Arabern und allen anderen aſiatiſchen Stepplern greifen ſie nur in der Uebermacht an und halten es durchaus nicht für entehrend, im geeigneten Momente Ferſengeld zu nehmen.

Kaum geboren, wird dem Turkmenen-Kinde einige Tage hindurch die Nahrung entzogen, angeblich, um es abzuhärten; eine eigentliche Erziehung der Kinder giebt es natürlich nicht, und wie beim Araber dreht sich dessen ganzes Fühlen und Denken um das erste Debut im Raube, das ihn erst mannhaft und heiratsfähig macht. In der Regel führen die Turkmenen, namentlich der Stamm der Tekkinzen, der zwischen Merw und dem Atrek siedelt, ihre Raubzüge in den Nachtstunden aus. Ihr Erscheinen hat etwas blitzartiges und ebenso blitzartig verschwinden sie in der Wüste, die sie nach vollbrachter Arbeit oft tagereisenweit durchrasen, um der Verfolgung zu entgehen. Diese Art des Ueberfalles, sowie die Unzugänglichkeit des weitläufigen Wüstengebietes, hat bisher jede Zügelung der entfernteren Turkmenen-Stämme unmöglich gemacht. Namentlich sind es die Bewohner des Atrek-Thales, welche von ihren gewaltthätigen Nachbarn seit jeher Unsägliches zu erdulden haben, und nicht ohne Berechtigung nennen die Iranier diesen Landstrich »die Hölle der Perser«. Dort rasselt es in jeder der bienenkorbförmigen Hütten von den Ketten furchtbar mißhandelter Sklaven, welche die »Wüstenritter« geraubt, an die Steigbügel gebunden und mit dieser Beute die weitesten Strecken erbarmungslos durchritten haben. Was nicht nachkommt, wird in solchen Fällen unerbittlich niedergehauen. Natürlich geben die turkmenischen Mollahs, welche ihren Zuhörern stundenlange Vorträge über das Kurzschneiden des Barthaares halten, ihren Segen zu solchem Treiben, denn sie empfangen ja den Zehenten vom Menschenraube! Im Uebrigen ist auch der Turkmene so bieder, daß z. B. ein ausgestellter Schuldschein nicht dem Gläubiger, sondern dem Schuldner zur Aufbewahrung übergeben wird .... »Was thue ich damit?« fragt der Gläubiger .... »Er muß ihn haben, damit er sich an seine Schuld erinnert.«

Im Allgemeinen ist der Turkmene eine schöne, kriegerische Erscheinung, mit edlen Gesichtszügen und lebhaften feurigen Augen. Seine Haltung ist würdevoll, nur selten aber verleugnet er seine Habsucht, und es müssen ganz besondere Fälle eintreten, daß er freigebig wird. Unter den verschiedenen Chalks oder Stämmen, wie die Salar, Sarik, Ersari, Tschaudor, Goklan, Jomuten, Tekkinzen u. s. w., sind die Tekkinzen oder Tekke-Turkmenen die räuberischsten und diebischsten. Alles stiehlt: das Kind bestiehlt seine

Mutter, die Frau den Mann, die Schweſter den Bruder; aber nur innerhalb der Familie wird geſtohlen. Wer ſich im Zelte eines Anderen einer langfingerigen That ſchuldig machen würde, der wäre gleichſam vogelfrei und unerbittlich der Rache des Beſchädigten überliefert .... Es gilt ſonach auch bei den Turkmenen der Allerweltsſpruch: »Ländlich, ſittlich!«

Werfen wir nun einen Blick in das Heim einer turkmeniſchen Familie. Wir haben ein bienenkorbartiges Zelt vor uns, das nach allen Richtungen durch handbreite Roßhaarbänder und Stricke verſchnürt iſt. Sie halten die Decke dieſes Baues zuſammen, die einzelnen Filzſtücke nämlich, welche auf das Gerippe der Hütte gelegt werden. Das Gerüſte beſteht aus gekrümmten Holzſtäben, welche entſprechend mit einander verbunden und feſtgeſchnürt werden. Stabilität erhält dieſer Bau durch ſtarke kurze Pflöcke, welche rings in die Erde eingerammt werden, und an die man das Zelt befeſtigt. In der Zeltmitte zu oberſt wird ein, mittelſt einer Klappe zu ſchließendes Loch freigelaſſen, um für den Rauch und die im Winter begreiflicherweiſe nicht immer balſamiſche Luft einen Abzug zu ſchaffen. Der Zelteingang wird gleichfalls mittelſt einer Filzdecke geſchloſſen.

Dieſe Hütte — deren Form allen Steppenvölkern Mittelaſiens zum Modelle dient — heißt bei den Turkmenen Owa oder Oy, bei den Kirgiſen Kaſcha, bei den Kalmücken Jurta. Die turkmeniſche Owa umfaßt natürlich alle Habſeligkeiten der Familie, und ſo findet man in derſelben ein wahres Chaos von Geräthſchaften, Kleidungsſtücken, Waffen, Lumpen, Decken, Nahrungsmitteln und trockenem Kameel- und Pferdemiſt als Brennmaterial. Reinlichkeit iſt niemals eine Haustugend bei den Steppenvölkern. Man ſagt, daß die Kälte ſie zwinge, den ganzen Winter hindurch keine Körperwaſchungen vorzunehmen. Das mag ſeine Berechtigung haben, ob aber durch ſolche Geſundheitsmittel dem äſthetiſchen Gefühle gedient iſt, wollen wir dahingeſtellt ſein laſſen.

Indeß kennt auch der Turkmene einigen Luxus, und wer ſich ein kleines Vermögen zuſammengemauſt hat, der wendet natürlich auch auf ſein Heim einige Obſorge an. Das »weiße Zelt« (Ak-oy) eines vornehmen Turkmenen zeigt im Innern ſchöne weiße Filzdecken, Teppiche als Wand- und Bodenzier, ſchöne Waffen, Geſchirre und buntgemuſterte Vorhänge. Wenn ſich ein junges Ehepaar ſeine Owa einrichtet, dann wird man eine

Digitize

gewiſſe Sorgfalt und ordnende Hand niemals vermiſſen. Das währt aber nicht lange, und wenn einige Zeit verſtrichen iſt, dann ſtarrt das Heim innen und außen von Schmutz.

Für die Turkmenin ſind die Kinderjahre die glücklichſten. Da Ehen bei den mittelaſiatiſchen Steppenvölkern nicht ſo früh wie anderwärts im moslimiſchen Oriente geſchloſſen werden, ſo genießt das Mädchen bis zu ſeinem ſechzehnten oder ſiebzehnten Jahre eine verhältnißmäßig freie Exiſtenz. Häusliche Arbeiten hat es nur wenige zu verrichten. Da die Turkmeninnen ſich nur ſelten oder gar nicht verſchleiern, ſo fällt es den jungen Männern, die eine Wahl zu treffen gedenken, nicht ſchwer, ſich zu entſcheiden. Iſt eine ſolche Wahl einmal erfolgt, dann übernimmt eine Freundin oder Verwandte das Kaufgeſchäft, worauf der Mollah den Contract aufſetzt und den Tag der Hochzeit beſtimmt. Die weiteren Förmlichkeiten ſind höchſt umſtändlich. Auch bei den Turkmenen muß die Braut zum Scheine entführt werden und es findet zu dieſem Ende ein förmlicher Auszug ſtatt. Vorerſt verſammeln ſich die Verwandten, die Freundinnen und die Mutter der Braut und laden Teppiche, Stoffe und andere Habſeligkeiten auf die Kameele, auf deren Rücken ſie dann ſelbſt Platz nehmen, um nach dem Zelte der Braut zu reiten. Hinter dieſen Frauen folgt eine Abtheilung Männer zu Fuß, während ein Reiterſchwarm dem Zuge vorauseilt und unter Ausführung eines Scheingefechtes mit Flintengeknatter die Hütte der Braut anreitet. Natürlich ſträubt ſich ſowohl dieſe, wie die Verwandten, dem Werber zu folgen. Die unberittenen Männer aber haben die Spröde einſtweilen vor dem Zelteingange auf einen Teppich geſetzt, den ſie an allen Enden kräftig erfaſſen und ſo mit der Beute zu den Kameelen eilen. Abermals großer Spectakel auf Seite der Reiter, der die Verfolgungsſcene abſchließt. Nun wird der Braut von den verwandten Frauen ein Schleier umgeworfen, den ſie jedesmal lüften muß, ſo oft ſie an einer Hütte vorüberſchreitet.

Beſonderer Empfangsjubel findet dann vor dem Verlobungszelte ſtatt, wo ſich die liebe Jugend möglichſt zahlreich und lärmend einfindet, um mit Kuchen regalirt zu werden. Dann poſtirt ſich die Braut im Zelte derart, daß ſie mit dem Rücken gegen den Eingang zu ſitzen kommt. Im Innern der ſonſt ſchmutzigen Owa iſt Alles auf den höchſten Glanz hergerichtet, mit Decken und Seidenſtoffen ausgelegt, mit Federn und allerlei

Tand ausgeſchmückt. Im Zelte empfängt die Braut vorerſt nur die Glückwünſche der Frauen, bis das eigentliche Feſtmahl beginnt, worauf auch den Männern Zutritt gewährt wird.

Bis zu dieſer Schluß-Ceremonie geſtaltet ſich das Heiratsvergnügen nicht gar ſo umſtändlich; nun erſt folgt aber die große Geduldprobe, wie ſie kaum ein Brautpaar eines anderen Volkes der Erde kennt. Zwei Wochen hat die Braut im Verlobungszelte zu verbleiben, dann wird ſie von den Verwandten wieder in das elterliche Haus zurückgebracht, um zwölf oder mehr Monate darin zu verbringen .... Man muß geſtehen, daß die Neigung und Anhänglichkeit der Verbundenen nicht beſſer auf die Probe geſtellt werden könnten. In dieſer proviſoriſchen Trennungszeit iſt es zwar dem Bräutigam geſtattet, ſeine Erwählte zu beſuchen, doch darf dies nur heimlich geſchehen, und dann ſind die Eltern immer auf der Hut, daß dieſer Verkehr in den erlaubten Grenzen verbleibe. Erſt nach Ueberwindung dieſer Tugend- und Geduldprobe wird das Mädchen auf einem reichgeſchirrten Kameele ſeinem Gatten zugeführt, wonach der Ehebund definitiv geſchloſſen iſt.

Als Frau genießt die Turkmenin verhältnißmäßig große Freiheiten, vielleicht in noch größerem Grade als die Kurdin. So finden wir hier beiſpielsweiſe eine Sitte, die nicht einmal bei den chriſtlichen Armeniern und Neſtorianern aufzukommen vermag, die nämlich, daß die Frau weder das Zelt noch ihre Arbeit zu verlaſſen braucht, wenn ein Gaſt in das erſtere tritt. Ob der mit dieſer auffälligen Ungeniertheit verbundene üble Ruf der Turkmeninnen, daß ſie ſich ihren Gäſten über das Maß des Erlaubten zugeneigt zeigen, Berechtigung hat, wird von keinem Reiſenden apodiktiſch zugeſtanden. Es iſt vielmehr bekannt, daß ſolche Gunſtbezeigungen nur auf Aeußerlichkeiten beruhen und in der Regel den Zweck verfolgen, den Fremden zur Verletzung der Gaſtfreundſchaft zu verleiten. Dieſer verabſcheuungswürdigen Handlungsweiſe liegt übrigens keine bösartige Koketterie zu Grunde, ſondern vielmehr eine raffinirte Habſucht. Die ſolcherart verletzte Gaſtfreundſchaft wird nämlich jederzeit durch totale Beraubung, häufig auch durch Mord oder Verkauf in die Sklaverei gerächt .... Natürlich zählen ſolche Vorfälle auch bei einem ſo primitiven Volke, wie die Turkmenen, nicht zu den Alltäglichkeiten. Im Allgemeinen

ſind die Frauen ziemlich ſittſam, und ſie ziehen wenigſtens über das Kinn den Zipfel ihres Schleiers, wenn ein Fremder in das Zelt tritt. Dann ſprechen ſie nur mit leiſer Stimme und beſorgen die gewöhnlichen Erfriſchungen, Brot, Milch, ſaueren Rahm oder Obſt. Um den Frauen das raſche Verſchleiern zu erleichtern, iſt es Brauch, daß jeder Ankommende die erſten Augenblicke nach der Höhe des Zeltes ſehe ....

Gehen wir nun auf die äußere Erſcheinung der Turkmeninnen über. Hinſichtlich ihres Geſichtstypus gilt das bereits über die Turkmenen im Allgemeinen geſagte: ſie haben feingeſchnittene, etwas gebräunte Geſichter mit regelmäßigen Zügen und ſehr lebhaften, leuchtenden Augen. Als beſondern natürlichen Schmuck werden ihre dichten, langen und glänzenden Haare gerühmt, in die ſie leider Ziegenhaare einflechten, um die Länge der Strähne noch bedeutender erſcheinen zu laſſen. Die beiden Schläfenlöckchen, welche bis unter's Kinn laufen, abgerechnet, wird das Haar einfach geſcheitelt und über den Rücken herab getragen. Füße und Hände ſcheinen nicht ſonderlich zart und klein zu ſein; dagegen iſt ihr Körper elaſtiſch, und gleich ihren Männern zählen viele Turkmeninnen zu Pferde als ſchneidige und gewandte Reiterinnen.

Die Kleidung der turkmeniſchen Frau iſt aus nachfolgenden Stücken zuſammengeſetzt. Zunächſt iſt das Beinkleid zu erwähnen, das ziemlich umfangreich, bei den Knöcheln enge zuſammenläuft; darüber kommt das lange, meiſt ſeidene Hemd und das Arſchalak, ein kurzärmeliger Rock, der gleichzeitig zur Aufnahme eines Theiles des über alle Maßen pompöſen Schmuckes dient. Wir werden auf dieſen ſofort zurückkommen und wollen nur noch die Toilette einer vornehmen Turkmenin vervollſtändigen. Ueber den Rock wird der Kalat, ein plaidartiges Kleidungsſtück, in welches ſich die Frauen förmlich einhüllen, geworfen. Als Fußbekleidung trägt man entweder Pantoffeln oder Sandalen, zu Pferde oder bei kaltem Wetter immer hohe Röhrenſtiefel aus rothem oder gelbem ruſſiſchen Leder mit ſchnabelförmig nach aufwärts gebogenen Spitzen und ziemlich hohen Stöckeln. Die Stiefel werden übrigens nie allein angelegt, ſondern man wickelt vorher den Unterſchenkel in einen Flanellappen, zieht darüber einen dicken Filzſocken und dann erſt die Stiefel an. Als Kopfbedeckung ſchließlich figurirt eine kleine Kappe, an der der Schleier befeſtigt wird, ſowie ein Stirnband, das zur Aufnahme verſchiedenen Schmuckes dient.

Digitized by Google

61. Edelweißsammlerin im schwarzen Trikot mit rot-weißer Kappe. Sie hat einen Strauß der so viele Sternen, die sich in Form und Farbe sehr ähnlich sind, gepflückt. Ihr Gesicht ist rot. Rot ist Sammlerfarbe. Sie sammelt rasch und dennoch, denn sie ist sehr geübt. Sie hat ihre Kappe tief in die Stirne gezogen, um ihre Augen vor der Sonne zu schützen.

62. Eine Frau, deren Haar ergraut ist, trägt ein Kopftuch, das ihr Gesicht umrahmt. Sie ist in Gedanken versunken. Ihre Augen sind ernst und ihr Mund ist geschlossen. Ihr Gesicht, ihre Kleidung, ihre Haltung, alles ist ruhig. Sie ist eine Witwe. Ihr Mann ist gestorben. Sie hat ihn begraben. Sie hat ihn begraben, wie sie alle begraben hat, die sie begraben hat. Sie hat sie

ſich dieſe in größeren Trupps bewegen. Auch die ärmſte Turkmenin, beſtände ihre Kleidung auch nur in abgeriſſenen Lumpen, verfügt über einen Theil des oben beſchriebenen Krams. Die Frauen nehmen ihren Schmuck übrigens auch auf's Nachtlager und trennen ſich nicht einmal im Schlafe von demſelben.

Minder erquickend wird unſeren Leſerinnen das erſcheinen, was wir über turkmeniſche Kochkunſt und Schmauſerei mitzutheilen hätten. Das Lieblingsgericht iſt der Schuruh, eine Suppe, die in großen Keſſeln zubereitet wird. Dieſelbe erhält ihren Geſchmack durch Theile von Schöpſen- und Ziegenfleiſch, dann durch Beimengung von Salz und Pfeffer und Kürbisſtücken. Bei ſolcher Schmausbereitung giebt es allemal Näſcherinnen, die ſich aus der Nachbarſchaft einfinden, dann ihre Löffel in die Brühe eintauchen, dieſelben wieder herausziehen und ablecken. Manchmal läßt ſich die Hausfrau herbei, das an den Rändern geſtockte Fett abzuſtreichen, Fleiſchſtücke damit zu belegen und gleichfalls den Näſcherinnen zum Lecken darzureichen. Das Fleiſch wird, nachdem die Knochen und Eingeweide entfernt ſind, in Stücke gehackt, geſalzen und dann entweder gekocht oder gebraten. Einen Leckerbiſſen für die Kleinen bilden die zumeiſt ungenügend gereinigten Gedärme, die man flüchtig röſtet, und an denen die Kinder tagelang knuſpern. Sonſtige Leckerbiſſen ſind Brot mit Zwiebel, ein dünner Brei und bei außergewöhnlichen Anläſſen Kuchen und Paſteten. Natürlich fehlt bei den Turkmenen, wie überhaupt bei keinem mohammedaniſchen Volke, der Pilaw (Hammelfleiſch mit Reis) nicht. Außerdem lieben ſie ſauren Rahm, Bohnen und Melonen oder Kürbiſſe.

Frau aus Kokhand.

So ſchmal dieſe Koſt erſcheint, ſo wird ſie zu Zeiten oft noch viel ſchmäler. Das Leben auf magerem Oaſenboden, inmitten unermeßlicher Wüſten, iſt eben nichts weniger als ein ſolches des Ueberfluſſes und der Ueppigkeit. Häufig gehen ganzen Stämmen die Lebensmittel aus und dann darbt Alles, die Menſchen nicht minder wie die Thiere, namentlich die Pferde, die dann ganz entſetzlich abmagern. Gelangt dann der Turkmene wieder zu Proviſionen, ſo iſt er zumeiſt unmäßig und fällt, nach ſo langer Enthaltſamkeit, gerade in's Extrem der Völlerei. Dagegen iſt ihm das geiſtige Getränke fremd, will man von der Kameelmilch, die gegohren einen citronenſauren Geſchmack erhält, abſehen. Sonſt wird auch noch Thee, immer ohne Zucker, conſumirt. In den Zeiten härteſter Noth nehmen die edlen Wüſtenſöhne keinen Anſtand, die lederharte Schöpſenhaut, die durch langes Liegen bereits einen ſcharfen Parfum von ſich giebt, zu röſten und zu verſpeiſen.

Im Uebrigen führen die Frauen der Turkmenen kein beſonders überbürdetes Leben. Ihre häuslichen Arbeiten ſind nicht anſtrengender Natur und beſchränken ſich lediglich auf Spinnen von Seide, Wolle und Baumwolle, Färben von Stoffen und Weben von Teppichen. Auch ſind ſie beim Aufſchlagen der Zelte behilflich. Ein etwas anſtrengenderer Zeitvertreib iſt das Mahlen des Getreides, das Tag für Tag ſtattfindet, da immer nur der Bedarf an Mehl erzeugt wird. Indeß iſt dieſe Art der Frauenthätigkeit nicht bei allen Stämmen dieſelbe, und die Weiber mancher Turkmenen ſind viel übler daran wie diejenigen anderer Chalks, indem ſie die ſchwerſten Feldarbeiten verrichten müſſen, während die Männer müßig den Tag verbringen und über verfloſſene Raubzüge plaudern.

Dann iſt meiſtens ein Bachſchi oder Troubadour bei der Hand, der die turkmeniſchen Lieblingsdichter zur zweiſaitigen Dutara recitirt. Dieſe Lieblingsdichter ſind vor Allem Machdumkuli, dann Karaogly und Aman-Mollâh. Bei den Tekkinzen ſind beſonders die Thaten Adiga's, des Mongolenſchlächters, beliebt, und bei den Uzbeken die Erzählungen über »Achmed und Juſſuf« .... Solche Rhapſoden ſtehen im hohen Anſehen, ſie ſind meiſt wohlhabende Leute und häufig mit den gleichen Launen bedacht, wie ihre kunſtverwandten Genoſſen im Abendlande. Es gehört ſogar zum guten Tone, Einladungen halb und halb auszuſchlagen, dann

Digitized by Google

Bartholin. Anat. ic. Tab.

aber allerlei Prätentionen zu ſtellen, die natürlich immer erfüllt werden, da es allemal als Auszeichnung für den betreffenden Einlader gilt, wenn der Rhapſode — natürlich für gutes Honorar — in dem Zelte des Erſteren Bruchſtücke aus den Nationaldichtern vorträgt ....

Damit hätten wir den Kreis gewöhnlichen Zeitvertreibes, den normalen Verlauf des täglichen Lebens erſchöpft. Zwar wäre noch über Spiele und Tänze, über Ringkämpfe und Wettrennen zu berichten, an welch' letzteren ſich auch das weibliche Geſchlecht betheiligt, und zwar inſoferne, als es eine der Hochzeits-Ceremonien iſt, daß der Bräutigam ſeine Braut auf flüchtigem Roſſe einhole und erhaſche. Wir haben aber Eile und müſſen uns auch ſonſt noch in Turkeſtan umſehen.

Außer den Turkmenen beſitzt dieſer Länderraum noch andere tatariſche Stämme, von denen wir zunächſt die Uzbeken erwähnen möchten. Nach Friedrich von Hellwald's Anſicht ſind die Uzbeken keineswegs ein eigener Volksſtamm (für welchen ſie auch Vámbéry erklärt), ſondern — wie auch ſchon Oscar Peſchel nachzuweiſen ſuchte — jene Race, welche in dem aus einem Völkergemengſel gebildeten weſtlichen Mongolenreiche von Kiptſchak als herrſchendes Element auftrat. Uzbek wäre alſo kein ethnographiſcher, ſondern ein politiſcher Name, und man hätte unter Uzbeken ſonach ein Gemenge von verſchiedenartigen Bewohnern Central-Aſiens zu verſtehen, die ſeit jeher nichts gemein hatten als ein hiſtoriſches und politiſches Band. Sie ſind übrigens zwar rohe, aber gutherzige Naturkinder, doch in religiöſen Dingen höchſt fanatiſch. Wir treffen ſie überall in den Steppen-Khanaten Central-Aſiens als herrſchendes Element, in Taſchkend, Samarkand, Buchara und Chiwa.

Ueber alle dieſe central-aſiatiſchen Städte, welche, wie Bochara und Chiwa, gleichzeitig auch Hauptorte ſelbſtſtändiger Reiche ſind, zu berichten, dazu fehlt es uns leider an Raum. Nur über das Leben am Hofe des Khans von Chiwa möchten wir noch Einiges vorbringen. Es wäre ein großer Irrthum, wollte man mit dieſer central-aſiatiſchen Fürſtenreſidenz Vorſtellungen von irgend welchem Luxus verbinden. Daß ſeit dem Verlöſchen alles islamitiſchen Glanzes, von den Säulen des Herkules bis zu den Oaſen am Oxus und Jaxartes, auch in den alten turkeſtaniſchen Capitalen Reichthum, fürſtlicher Luxus und höfiſcher Pomp mälich in die

Brüche gingen, ist allgemein bekannt. Dennoch dürfte es manchen Leser überraschen, wenn er vernimmt, das beispielsweise der Küchenzettel des jetzigen Khans von Chiwa keine 4600 Reichsmark per Jahr ausweist. So berichtet wenigstens Lerch, der die Hofhaltung eine höchst armselige nennt. Die Frauen erhalten täglich knapp bemessene Brot-Rationen, und wenn von ihrem Pilaw etwas übrig bleibt, so senden sie diese Ueberreste nach dem Bazar, um von dem Erlös (nur wenige Piaster) Kleinigkeiten einzukaufen. Selbst der Khan ist, seiner armseligen Finanzen halber, zu so großer Enthaltsamkeit verurtheilt, daß nur er sich den Genuß des Thees erlauben darf, während solchen sonst Niemand im ganzen Palaste, nicht einmal seine beiden legitimen Frauen, erhalten. Die Mutter des jetzigen Khans galt als besonders reich, weil sie beispielsweise die Reisgrütze, welche sie aus der Küche ihres Gemals erhielt, an ihre Dienerinnen vertheilte. Auch buk sie für sich und ihre Kinder selbst das Brot, während die übrigen Frauen heute wie früher höchst nothdürftig leben und gezwungen sind, Mützen, welche sie gestickt, zu verkaufen, um einiges Taschengeld zu verdienen. Das sind Zustände, für die einer Europäerin platterdings jedes Verständniß fehlen dürfte ....

Ein anderes Steppenvolk Turkestans sind die sogenannten Kirgis-Kaizaken, im Norden des Caspi- und Aral-Sees und des Syr-Daria. Sie zerfallen in drei Horden und bewohnen eine Länderfläche von mehr als 40.000 Quadratmeilen. Die kleine Horde reicht vom Ural-Flusse bis an den Jaxartes, die mittlere vom Omsk bis zum Balkhasch-See, indem sie sich auch über das Gebiet von Semipalatinsk und des oberen Irtysch erstreckt. Die große Horde nomadisirt zwischen dem Balkhasch-See und dem Issi-Kul. Dann giebt es noch eigentliche Kirgisen oder Berg-Kirgisen, welche im Alatau und in der Umgebung des Issi-Kul hausen und in fünf Stämme zerfallen. Sie sind die einzigen, welche sich selbst »Kirgis« nennen, während die anderen Kirgisen oder Kirgis-Kaizaken sich selbst immer nur »Kaizak« nannten; die Bezeichnung als Kirgisen verdanken sie den Kosaken, welche diesen Namen, nachdem sie einmal die echten Kirgisen kennen gelernt hatten, auch auf die Kaizaken anwendeten.

Die Kirgisen sind ein Nomadenvolk. Zwar ziehen sie heute nicht mehr in großen Horden umher; wenn aber einzelne oder mehrere Familien

Digitized by Google

ihre Lagerplätze wechseln, ereignet es sich häufig, daß sie auf der Wanderung wieder mit anderen zusammentreffen und dann eine Zeit lang gemeinsam an einem Orte verbleiben. Dieser mobilen Lebensweise entsprechend, ist auch das Heim des Kirgisen — die Kascha. Das Modell ist ganz dasselbe wie bei der Owa des Turkmenen, oder der Jurta des Kalmücken: ein zehn bis fünfzehn Fuß hohes Holzgerippe, das einen Flächenraum von circa zehn bis zwanzig Quadratmeter bedeckt; das Stabgerüste wird fest verschnürt und dann mit zolldicken Filzstücken eingedeckt. Im Winter, der in der Steppe äußerst streng ist, werden mehrere solcher Filzlagen verwendet und das Zelt überdies ringsum, wo es am Boden aufsteht, mit einer gestampften Schneeschichte hermetisch abgeschlossen.

Daß das Leben in der Steppe nicht große Abwechslung bieten kann, versteht sich von selbst. Dies gilt ganz besonders für die Winterszeit, wo die einzelnen Familien ihre Kaschas kaum verlassen und Alles im Dunst, Rauch und Schmutz die langen Tage verbringt. Dann geht es namentlich den Heerden schlimm, die gezwungen sind, sich das Futter unter der Schneeschichte zu suchen, im Uebrigen aber weder Warte noch Pflege erfahren. Eine große Zahl der Schafe und Pferde fällt daher der Kälte zum Opfer .... Im Sommer besteht die ganze Abwechslung im täglichen Leben der Kirgisen darin, daß die Heerden, welche Abends von der Weide heimgetrieben werden, von den Dorfbewohnern, namentlich der Jugend, unter tollstem Geschrei empfangen werden. Namentlich zeigen sich die Frauen hierbei geschäftig, indem sie mit den Melkkübeln und Schalen klappern, zu den Stuten oder Kameelen eilen und die Kinder auffordern, die Kälber und Füllen einzufangen. Nach gethaner Arbeit thut sich Alles, Jung und Alt, am Kumys gütlich, bekanntlich ein Gemisch von Kuh-, Schafs- und Stutenmilch. Die Kirgisen vertragen ungemein viel von diesem berauschenden Getränke, dem sie oft stundenlang zusprechen. Während ein Europäer höchstens ein volles Glas hinunterbringt, consumirt der Steppler das Acht- oder Zehnfache. Natürlich betheiligen sich auch die Frauen und Kinder an dem allgemeinen Trunke, und die letzte Consequenz solcher Schlemmerei ist dann in der Regel die, daß Alles im berauschten Zustande in der Kascha herumliegt und den dämmernden Morgen erwartet. Dann findet der Auszug der Heerden aus dem Aul (Dorf) wieder unter

ähnlichem Geſchrei und Rinderjubel ſtatt, wie der abendliche Heimtrieb. Die Kirgiſen wechſeln zweimal im Jahre ihre Lagerorte, einmal mit Eintritt der kalten Jahreszeit, wo ſie ihre ſtändigen Holzſtallungen aufſuchen, das anderemal zu Sommers Anfang, wo es nach den Weideplätzen geht. Solche Local-Veränderungen pflegen indeß nicht allemal ſang- und klanglos ſtattzufinden, und wenn es nur immer angeht, verbindet man mit dem Acte des Ueberſiedelns eine kleine Feierlichkeit, wozu die Frauen häufig bunt herausgeputzt, und in farbenſchillernde chineſiſche Gewänder gehüllt, hoch zu Roß erſcheinen. Uebrigens reitet bei den Kirgiſen Alles; die Frauen immer nach Männerart, die Kinder, in großen Filzſtiefeln ſteckend, auf dem Rücken der Kälber, die ſie mittelſt eines Strickzaumes leiten .... So geht es durch die endloſe Steppe: die hochbepackten Kameele, oft unter der ſchweren Laſt wankend und ſchwankend, die Reiter und Reiterinnen und ſchließlich die Hirten mit ihren unüberſehbaren Heerden. Augenzeugen ſchildern dieſes bewegte Bild inmitten der ſonnigen und bei aller Eintönigkeit mit einem ſchwermüthigen poetiſchen Reiz bedachten Steppe als höchſt farbig und überhaupt maleriſch.

Was ſpeciell von dem weiblichen Theile der Kirgiſen-Familie von allgemeinem Intereſſe iſt, läßt ſich in Nachfolgendem kurz zuſammenfaſſen. Da die Kirgiſen Mohammedaner ſind, ſo herrſcht auch bei ihnen der Brauch, daß der Vater vollkommen freies Verfügungsrecht über ſeine Töchter beſitzt. Wenn daher der junge Mann freit, ſo hat er ſich mit dem Vater der Erwählten in Verbindung zu ſetzen, um die Höhe des Kaufpreiſes zu vereinbaren, der faſt immer aus einer Anzahl von Kameelen, Pferden, Schafen oder Rindern beſteht. Iſt eine Verſtändigung erzielt, dann obliegt es dem Mollah, den Pact einzuſegnen und Gottes Beiſtand zu erflehen. Damit iſt ein Theil der Förmlichkeiten erledigt. Der Bräutigam darf nun ſeine Braut in ihrer Kaſcha aufſuchen, und zwar wird zu dieſem Ende ein beſonderer, durch Seidenvorhänge oder minder werthvolle Tücher abgeſchloſſener Raum hergerichtet. Mit Beginn des bräutlichen Verkehrs hat der Vater des Bräutigams mindeſtens die Hälfte des bedungenen Kalyms oder Kaufpreiſes zu entrichten; die andere Hälfte folgt dann nach definitivem Abſchluß des Ehebundes. Wenn ſich der Jüngling dazu entſchließt, ſeine Zukünftige zu entführen, ſo wird hierüber kein beſonderes Aufhebens

gemacht, doch muß die Zusendung des Kalyms ehestens erfolgen, soll der Vorfall nicht schlimme Folgen nach sich ziehen. Bei Trennungen, das heißt, wenn der Gatte seine Frau wieder ihren Eltern zurück in's Haus sendet, fällt der Kalym der Geschiedenen als unbestreitbares Eigenthum zu ....

Wenn ein Mädchen sich am Verlobungstage schmückt, dann kostet ihm dies in der Regel nicht wenig Mühe und Sorgfalt. Welch' ein Kram von färbigen Lappen — freilich oft solche aus echter bocharesischer Seide — von Bändern, Korallen, Glasperlen, Münzen, der Hauptkleidungsstücke gar nicht zu gedenken! Da ist zuerst das helle Beinkleid, das in tadellos geformten gelben oder grünen Stiefeln steckt. Darüber ein Kalat aus bunter Seide, dann ein Sammtjäckchen, mit rothen Tuchstreifen ausgeschlagen, eine Pelzmütze mit blinkenden Glasperlen oder Silberknöpfen. Die Stirne umspannt ein Sammtband, das Goldstickereien oder Korallen zieren. Ueber den Kopf selbst fällt der weiße Schleier und in den Haaren, in denen sich immer »Einlagen« von Roßhaarflechten befinden müssen, sind farbige Bänder mit Münzen-Anhängseln geschlungen.

Uebrigens kleiden sich auch sonst die Mädchen und Frauen auf ähnliche Art. Bunte Farben sind die beliebtesten, doch legen ältere Frauen auch graufärbige Kalats an. Den Kopf umhüllt häufig, wenn auch nicht immer, ein sackartiger Schleier, der, nach vorne und hinten in je einen Zipfel endend, auch das Gesicht vollkommen verdeckt, die Augen ausgenommen, für welche zwei Oeffnungen vorhanden sind. Wenn die Kirgisen-Frauen moslimischen Männern begegnen, dann vermummen sie sich, wenigstens in den Städten. Europäern gegenüber aber sind sie etwas toleranter, und diese koketten Naturkinder verstehen es mit vielem Geschick, den Schleier so zu handhaben, daß sie zu geeigneter Zeit das Gesicht ganz dem Anblicke des Begegnenden preisgeben können, um es rasch wieder zu verschleiern, wenn Unberufene sich in der Nähe zeigen .... Alle Kirgisinnen sind leidenschaftliche Anhängerinnen der Schminke, die sie gewöhnlich aus dem central-asiatischen »Paris«, aus Bochara, beziehen. Der Vorgang beim Schminken ist höchst einfach. Man legt das Roth oder Weiß auf ein Stück hartes Papier, auf dem es eintrocknet. Im Bedarfsfalle wird einfach die Pasta mit der Zunge befeuchtet und dieselbe sodann über die zu schminkenden Gesichtstheile gewischt und auf denselben zerrieben .... Leider dauern

alle dieſe Verſchönerungsmittel nicht lange Zeit. Der winterlichen Kälte und dem Sonnenbrande ausgeſetzt, nehmen die Geſichtszüge der Kirgiſinnen ſchon im frühen Alter einen harten Ausdruck an und das Incarnat wird braun und ledern. Charakteriſtiſch freilich bleibt es für das ganze Geſchlecht, daß auch die bedürfnißloſen Steppenfrauen der Eitelkeit ſo große Opfer bringen und alle irdiſche Freude mit dem Beſitze des glitzernden und gleißenden Tandes identificiren.

Kirgiſinnen.

Ein anderes Nomadenvolk, deſſen Heimſtätten im Weſten an das Kirgiſen-Territorium hart angrenzen, ſind die buddhiſtiſchen Kalmücken. Sie ſiedeln längs der unteren Wolga und gehören ſonach ebenſowenig wie ihre fernen Brüder in den Altai-Gebirgen zu den Völkern Turkeſtans. Gleichwohl mögen hier einige Worte über dieſen mongoliſchen Stamm ihren Platz finden. In großen Zügen genommen, hat das kalmückiſche und kirgiſiſche oder kaizakiſche Leben ſo ziemlich dieſelbe Farbe. Das Heim der Kalmücken-Familie, die »Jurte«, iſt wie die Kaſcha oder Kibitke nach demſelben Modelle hergeſtellt. Bei den Kalmücken werden den einzelnen Familiengliedern immer beſtimmte Plätze in der Jurte angewieſen, die

nicht willkürlich gewechſelt werden dürfen. Bietet die gewöhnliche Jurte in der Regel nichts Bemerkenswerthes, ſo entbehren andererſeits die Filz-Zelte der »Fürſten« oder anderer Vornehmer keineswegs des Luxus. Wenigſtens wird dem hochangeſehenen Kalmücken-Fürſten Tumen, der das Haupt der Wolga-Nomaden iſt, nachgeſagt, einige Prachtliebe zu beſitzen. Seine Jurten ſind ſtattlich, innen mit Damaſt ausgeſchlagen, der Boden mit ſchweren

Kalmücken-Frauen.

Teppichen bedeckt. Dieſer Fürſt beſitzt auch einen Palaſt auf einer Inſel der Wolga, doch iſt deſſen Benützung nur ſeinen Gäſten vorbehalten. Selbſt die »Damen« Tumen's können dem prächtig ausgeſtatteten Bau keinen Geſchmack abgewinnen, und ſie leben in ihren Damaſt-Zelten bei Thee und Kumys weit zufriedener als in den Salons bei kulinariſchen Genüſſen und rauſchender Piano-Muſik, die im Palaſte zu Zeiten, wenn Gäſte anweſend ſind, executirt wird. Tumen's Gemalin ſoll eine fertige

Pianistin sein — für ihre Gäste; sonst zieht sie die Mandoline des Steppers dem europäischen Instrumente vor, und an schönen Sommerabenden spielt sie nationale Weisen, indeß die männliche Jugend ihrer Leidenschaft, dem Wettrennen, nachgeht.

Und welch' prächtige Reiter sind die Wolga-Kalmücken! Ihre Wiege ist der Sattel, oder doch der Korb, welcher an demselben befestigt wird und aus denen die schlitzäugigen Säuglinge lebensmunter in die Welt hinauslugen. Aber schon mit drei Jahren setzt sich der Junge rittlings auf einen Hund oder eine Ziege, zwei, drei Jahre später auf's Pferd, das er vom achten Jahre an gar nicht mehr verläßt — die Stunden des Schlafes, der Mahlzeit und etwaiger Beschäftigung selbstverständlich abgerechnet. Mit zwölf Jahren aber wagt sich der Kalmücken-Knabe auf den wildesten Hengst. Gilt eines der Thiere als besonders unzähmbar, dann reizt es in ganz außergewöhnlichem Grade den jugendlichen Reiter, seine Kunst und seinen Muth zu erproben. Während ein Gefährte mittelst eines Lassos das Thier zum Stehen bringt, schwingt sich der Zweite auf dessen Rücken, und fort geht's in rasender Eile durch die unermeßliche Steppe. Aber der Ritt an sich würde das feurige Thier keineswegs bändigen. Der Kalmücke reitet direct dem Strome zu, zwingt es, denselben zu durchschwimmen, welche Procedur zwei-, dreimal wiederholt, in der Regel genügt, den wildesten Renner zur Raison zu bringen. Daß die Nomaden auf schöne und zahlreiche Pferde große Stücke halten, versteht sich von selbst. Der Kalmücken-Fürst Tumen soll die Kleinigkeit von 60.000 Rossen besitzen und ganz unschätzbar soll sein übriger Viehstand sein. Auch liebt er ganz besonders die Jagd auf Silberreiher und schwarze Schwäne, wobei Jagdfalken verwendet werden.

Minder glänzend ist es mit der Existenz der Altai-Kalmücken bestellt. Auch sie sind die unmittelbaren Nachbarn der Kirgisen, oder richtiger der Kaizaken, und zwar ist es die große Horde dieser Letzteren, welche theilweise den Altai, und zwar die westlichen Gebirgsstriche, besiedelt. Den östlichen Theil nehmen die mongolischen Kalmücken ein. Ihre Frauen sind erheblich schlechter daran als die der Wolga-Stämme; sie haben alle Arbeiten zu verrichten, und was Mühe und Sorge in sich schließt, ist diesen vielgeplagten schlitzäugigen Geschöpfen aufgebürdet. Die Männer

Digitized by Google

aber verbringen Tage, Wochen und Monate im Nichtsthun, oder sie streifen in den Wäldern als Jäger umher; im Sommer wird die Zeit nur mit Besuchen und Kumys-Gelagen ausgefüllt, und so kann es nicht wundernehmen, wenn Reisende berichten, ganze Familien im Zustande tagelanger Berauschung in den einsamen Altai-Weilern (die Kalmücken vergesellschaften sich schwer zu förmlichen Dörfern) angetroffen zu haben. Die Kleidung, die schwer ist und die notorische Unbehilflichkeit ihrer Träger bedingt, befindet sich zumeist in defectem Zustande; doch herrscht unter den Altai-Kalmücken die communistische Einrichtung, daß reichere Leute den Aermeren jederzeit Speise und Kleider zukommen lassen, ein Grund mehr zu partieller Faulenzerei.

Nicht alle kalmückischen Bewohner des Altai bekennen sich zum Buddhismus; im Gegentheile, die Berg-Kalmücken huldigen durchwegs dem Schamanismus, einer Religion, die sich in dunklen Vorstellungen von einem guten und bösen Weltgeiste und allerlei Nebengottheiten bewegt. Das Volk nimmt übrigens wenig Antheil an den überirdischen Wesen, und sein einziger religiöser Verkehr mit den Priestern geschieht deren Zauberkünste wegen, die sie auszuüben vermögen. Ja, der Schamane ist ein Zauberer und Geisterbeschwörer. Er heilt Gebreste und verscheucht unwillkommenes Mißgeschick; er besänftigt »Schaitan«, oder erwirkt die Gnade »Tängiri-Khans«, des Himmelsfürsten — Alles natürlich für ausgiebige Opfergaben. Die Priester sind übrigens keine Gottesdiener, sondern gewissermaßen selbst incarnirte Gottheiten. Die Würde ist in einzelnen Familien erblich, und die bestehenden Cultusformeln haben sich seit alten Zeiten von Geschlecht auf Geschlecht vererbt, so daß für viele der heutigen Gebete die Schamanen selbst kein Verständniß haben. Dennoch geht die Ansicht von Kennern des Schamanenthums dahin, daß die Mehrzahl der Zauber-Priester wahrscheinlich bewußten Betrug üben. Im gewöhnlichen Verkehre ist kein äußerer Unterschied etwa in der Tracht u. dergl. zwischen den Schamanen und den übrigen Kalmücken zu bemerken. Wenn sie aber ihre religiösen Tänze executiren, dann legen sie ein höchst abenteuerliches Costüm an, das lebhaft an die phantastischen Vermummungen der »Medicin-Männer« unter den Indianer-Stämmen Nordamerikas erinnert.

Mit dem flüchtigen Blick in das Gebirgsland des Altai haben wir die uns urſprünglich vorgeſteckten Grenzen dieſer Mittheilungen räumlich einigermaßen überſchritten. Der freundliche Leſer wird daher aufgefordert, mit uns den etwas ausgiebigen Sprung aus dem Quellgebiete des Irtyſch in jenes des Oxus — alſo über ganz Turkeſtan hinweg — zu machen.

Schamanin.

Es iſt die Scheitelhöhe des claſſiſchen Hindukuſch, auf den wir uns zum Schluſſe verſetzt denken möchten. Von den Schneeſpitzen dieſes Gebirges, deſſen Päſſe Alexander der Große durchſchritten hatte, vermag das geiſtige Auge noch einmal das vielgeſtaltige Gebiet zwiſchen dem Caspi-Meere und den weſtlichſten Ausläufern der Gebirge Hoch-Aſiens mit all' ſeinen Völkern und Stämmen zu umfaſſen. Dann wenden wir uns ſüdwärts und eine andere Welt erſchließt ſich unſeren Blicken. Wir ſind in Afghaniſtan, dem neuerdings vielgenannten Lande mit ſeinen gewaltigen Gebirgszügen, weitläufigen ausgedehnten Tafelländern und paradieſiſchen Thälern.

Dies gilt ganz beſonders von Kabul, der bisherigen Reſidenzſtadt des afghaniſchen Emirs. Naht man ihr von Oſten her, ſo iſt ihr Anblick eine Art aſiatiſches Wunder. Schon von der Paßhöhe Lutabun, zehn Stunden weit, taucht ſie aus einer der lieblichſten Blumentriften auf, ſo reizend beinahe wie Samarkand, das bekanntlich von den Moslemin zu den vier Erdenparadieſen gezählt wird. Das ganze Kabuler Becken iſt ein einziger Obſtgarten; der Kabul-Wein ſoll dem Madeira an Güte und Feuer nur wenig nachſtehen und heimlich ſehr viele Zecher finden. Nicht

Digitized by Google

umſonſt hat ſchon vor dreihundert Jahren der kaiſerliche Chroniſt, Sultan Baber, der Kabul zu ſeiner Reſidenz gemacht hatte, erklärt: »Trink' Wein im Schooße von Kabul und laſſ' ungehindert ihn die Runde machen, denn es iſt zugleich ein Berg, ein See, eine Stadt und eine Wieſenflur.«

Ein noch viel paradieſiſcheres Gartenland als das Kabuler Becken iſt das am Südfuße des Hindukuſch ſich hinziehende Ghurkand- und Pendſchir-Thal, eigentlich das Hauptthal des Kabulfluſſes. Der Hauptort dieſes Gebietes iſt die Gartenſtadt Istalif, das einſtige Lieblingsplätzchen Sultan Baber's. Dort lag jenes irdiſche Eden Bagh-i-Kilau, das Baber jenem berühmten Samarkander Gelehrten Ulugh-Beg Mirza abgekauft hatte, um ſich ganz dem Genuſſe der Natur hingeben zu können.

Tadſchik-Frau

Natürlich ſind nicht alle Gebiete Afghaniſtans ſo romantiſch wie jener nordöſtliche Theil, den man Kabuliſtan nennt. Manche Strecken ſind vollkommen eben und reizlos, andere ſumpfig, wieder andere wüſt und menſchenleer .... Die Bevölkerung Afghaniſtans iſt nicht einheitlicher Abſtammung; die Mehrzahl bilden wohl die Afghanen oder Pathanen, die ein ariſches Volk ſind und das Puſchtu reden. Sie ſind kriegeriſch, ſtolz auf ihre Freiheit und Unabhängigkeit und, mit Ausnahme des mangelhaft entwickelten

Verſtändniſſes für Mein und Dein auch moraliſcher als ihre moslimiſchen Nachbarn anderer Racen. Neben den Afghanen wären noch die Tadſchiks, Nachkommen der Urbevölkerung eraniſcher Herkunft, zu erwähnen. Dieſe Tadſchiks reden perſiſch und ſie wohnen nicht nur in den Städten, ſondern auch dörferweiſe im Lande. Wenngleich ſie die alt-eraniſche Kraft mit der Zeit eingebüßt haben, ſo haben ſie doch die alten Traditionen und Sagen aufbewahrt und zählen zu dem intelligenteren Theile der Geſammtbevölkerung. Neben dieſen zwei Völkern giebt es im Lande noch Uzbeken, Türken, Kurden und Armenier. Die Afghanen ſelbſt ſind in zahlloſe Stämme geſpalten, und dieſe Spaltung hat bisher hauptſächlich das ſonſt kriegeriſche und tapfere Volk nach außen gänzlich unmächtig gemacht.

Bei einem im Ganzen mit ſo vortheilhaften Eigenſchaften ausgeſtatteten Volke wie die Afghanen, die noch nebenbei Mohammedaner (und zwar nahezu ausſchließlich Sunniten) ſind, iſt es natürlich von vorwiegendem Intereſſe zu wiſſen, wie ſie mit ihren Frauen verfahren .... Es wird behauptet, daß die Afghanen die einzigen unter den aſiatiſchen Völkern wären, bei denen das Wort »Liebe« in unſerem Sinne vorkommt und verſtanden wird.

Obzwar der Afghane, wie alle Mohammedaner, ſeine Frauen kauft, d. h. dem Vater der Braut eine Summe, die vorher beſtimmt wurde, entrichtet wird, ſind Heiraten aus Neigung gleichwohl nichts Seltenes. Ja, es ereignet ſich häufig, daß ein heiratsluſtiger Mann, der nicht über die nöthige Kaufsſumme verfügt, ſich nach Indien begiebt, um dort das Geld, welches ſein Glück begründen ſoll, in möglichſt kurzer Zeit zu erwerben. Jedenfalls ſchließt ſolche Opferwilligkeit und Ausdauer jene Gemüthsrohheit aus, die in Ehe-Angelegenheiten der weſtlichen Aſiaten häufig übermäßig grell zutage tritt. Auch wird auf die Erziehung der Mädchen und Frauen nicht wenig Gewicht gelegt. Die Kunſt des Leſens und Schreibens, von der ſo viele Schönen des Oſtens nichts wiſſen, wird allenthalben gepflegt. Von einer Frau des Chatak-Häuptlings Ruſch-hal-Khan ſind Gedichte erhalten, mit denen ſie die erotiſch-poetiſchen Ergüſſe ihres Mannes beantwortete. Eine Eigenthümlichkeit aus dem afghaniſchen Eheleben iſt die Sitte, daß eine Frau nach erfolgtem Ableben ihres Gatten gezwungen iſt, deſſen Bruder zu ehelichen — wenn der Bund kinderlos

geblieben ist. Im Falle der Weigerung auf Seite des Bruder-Schwagers darf die Witwe nur mit dessen Bewilligung eine zweite Heirat eingehen....

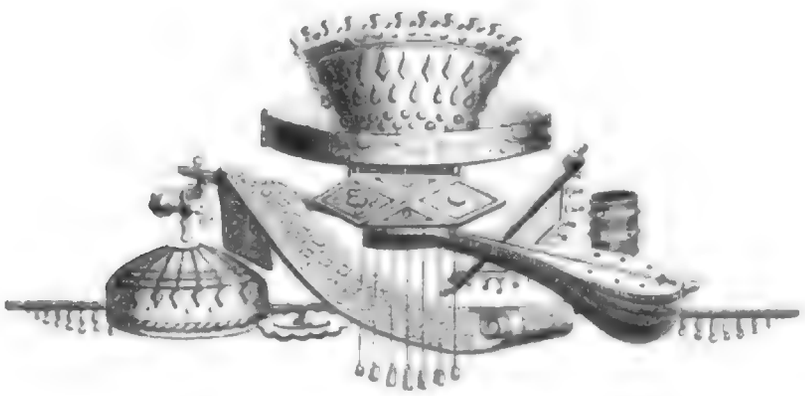
Werfen wir nun noch einen Blick auf die Stadt Kabul und ihr Leben und Treiben. Sie ist eng, schmutzig, winkelig, ihre zahlreichen, aus Ziegeln oft zwei Stock hoch aufgeführten Häuser drängen sich am dichtesten auf den beiden Ufern des Kabulstromes zusammen, wo sich überdies zahlreiche Pappeln erheben und so die Monotonie der höchst urwüchsigen Architektur wohlthuend unterbrechen. Im Süden und Westen blicken wildzackige Felsenriffe auf das Häuser-Chaos herab; auf den übrigen Seiten ist die Stadt offen und dahin dehnen sich auch die bereits früher erwähnten Gartenanlagen. In einer derselben hat Sultan Baber seine letzte Ruhestätte gefunden, an der Seite seiner Frauen und Kinder. Die Kabulesen pilgern gerne nach der traulichen Stätte, die ein wohlgehegter, von einer soliden Marmor-Mauer umfriedeter Blumengarten ist. Am Giebel der kleinen Moschee soll zu lesen sein: »An der Himmelspforte erfrug Rizwan das Datum des Sterbetages; die Antwort war: im Himmel sei die ewige Wohnung Baber Padischahs.« Diese Moschee soll vom Schah Jehan herrühren, der sie angeblich im Jahre 1640 erbaut haben soll.

Im Osten der Stadt ist die Thalebene durch einen etwa 150 Fuß hohen, vollkommen isolirten Felssockel unterbrochen. Er trägt die altberühmte Citadelle Bala-Hissar, welchen Name übrigens noch ein zweites, tiefer liegendes Castell führt und das den eigentlichen Königspalast, sowie die Regierungsgebäude einschließt. Diese Bauten sind sammt und sonders Schöpfungen der Timuriden; der letzte derselben, der auf Bala-Hissar gebot, war der bekannte Aureng-Zeb, der, wie alle herrschenden Fürsten dieses Geschlechtes, die jüngeren Sprossen der Dynastie als Staatsgefangene zu hüten hatte. Lebenslängliche Einkerkerung war damals das traditionelle Loos dieser Unglücklichen, und dieser Brauch ist auch auf die Dynastie neuesten Datums überkommen.

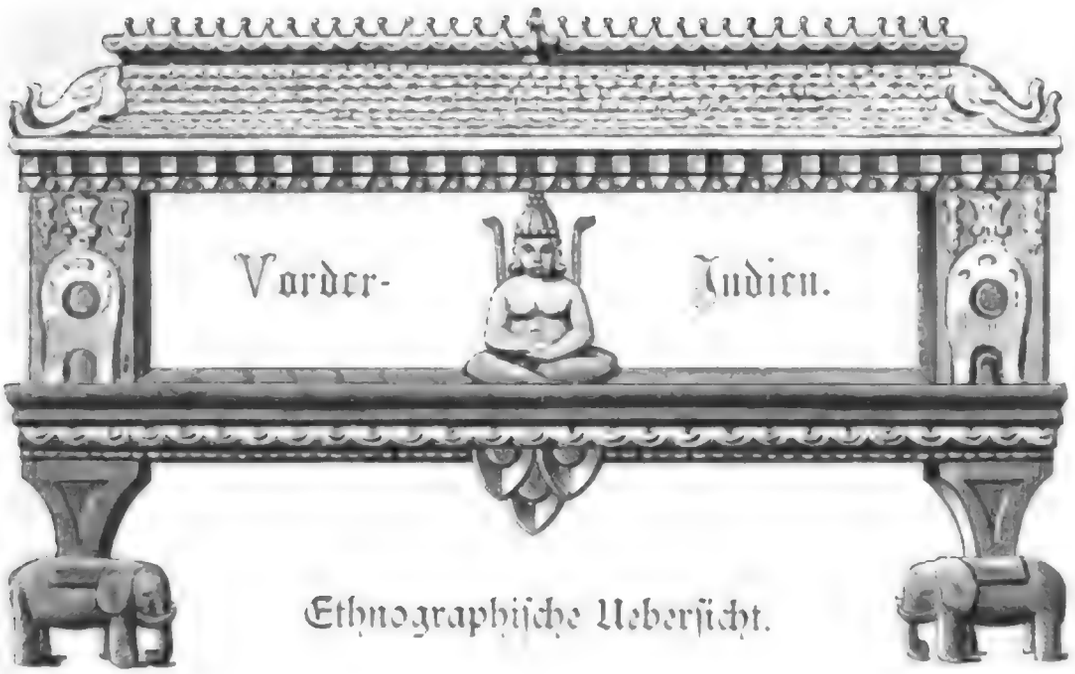
Ein Volk, dessen Heimatssitze eigentlich noch zu Afghanistan gehören, und das, obwohl wenig gekannt, dennoch ein besonderes Interesse für sich beanspruchen darf, sind die sogenannten Sijah-Posch. Ihr Land — schlechtweg »Kafiristan«, d. i. »Heiden-Land« genannt — ist leider so viel wie undurchforscht. Es erstreckt sich von Südosthängen des Hindukusch, die

Digitized by Google

Thalfurche des Kunar entlang, bis zu deſſen Quellen Raſchkar und Tſchitral — alſo bis zum Südrande der Pamir — der gewaltigſten Erhebungsmaſſe Central-Aſiens. Die Sijah-Poſch oder »Schwarzgekleideten« wie dieſer Name überſetzt lautet, gelten als ein, in jener Gebirgswildniß gleich einem eratiſchen Blocke hängen gebliebener Ueberreſt der älteſten Arier. Den Namen Kafir — »Ungläubige« — haben ſie von ihren moslimiſchen Nachbarn bekommen; ihre Religion ſcheint indeß ein Gemiſch von verdorbenem Buddhismus und Zoroaſtrianismus — (ſie ſetzen die Leichen dem Vogelfraße aus) — zu ſein. Nicht unſchön von Geſtalt und mit intelligenten Zügen, iſt ihr übriger Habitus etwas urwüchſiger Art. Die Kleidung beſteht hauptſächlich aus ſchwarzen Ziegenfellen. Alle Kafirs tragen langes geſcheiteltes Haar; als Schmuck ſind Eiſenringe als Ohrgehänge und Schellen-Colliers als Halszierde beliebt. Seltſam iſt der Verlobungsact. Der Freier nimmt ſeine Braut auf die Schulter und vollführt einen Straßentanz von Haus zu Haus unter dem Gejohle der Weiber und einer wilden Muſik der Menge. Ueber das Leben der Frauen fehlen uns alle Nachrichten. Nur ſo viel weiß man, daß ſie ihre Niederkunft nicht im Hauſe des Gatten abwarten dürfen. Sie erhalten zu dieſem Ende Aufnahme in einem eigens hierzu beſtimmten größeren Gebäude, in deſſen Nähe ſich kein Mann blicken laſſen darf ....



Turkmeniſche Toilette-Gegenſtände.



Ethnographische Uebersicht.

Indien, eine der ältesten Heimstätten der Cultur, nahm seit jeher unter allen asiatischen Gebieten, welche durch Märchen und Wunderglauben gewissermaßen verklärt wurden, die oberste Rangstufe ein. Nicht die Forscher und Cultur-Historiker allein hatten die Lebensfülle erkannt, die in jener prächtigen Welt waltet, auch die Poeten schwelgten, seitdem sich die Kenntniß über jenes Gebiet erweitert hatte, im Vollgenusse des »indischen Zaubers« .... Er wurde mit der Zeit Gemeingut aller Gebildeten, und heute darf man wohl annehmen, daß im Kreise dieser Letzteren so ziemlich richtige Vorstellungen von jenem Wunderlande herrschen .... Vom Südfuße des Himalaya dehnt sich südwärts das Land mit seinen geheimnißvollen Grottentempeln und seinen Ruinen, von deren Gesimsen starre Thierfratzen herabgrinsen. Lianenumrankte Tempeltrümmer liegen im schwülen Purpurnebel, der von des Ganges Ufern die sonnigen Terrassen hinanklimmt; aus den Mangokronen taucht

Digitized by Google

das wunderliche Profil eines vieltausendjährigen Idols, indeß in säulengestützten unterirdischen Wunderbauten bleiches Dämmerlicht die Leiber in Staub gesunkener Götterbilder umspielt. Am heiligen Strome ist's still und nur zeitweilig zittern die verlorenen Töne eines psalmodirenden »Büßers« an das Ohr. Braune Hindu kauern an der schwanken Rohrhütte und durch die riesigen Bananenkronen streichen Gluthwinde wie mit tausend schmeichelnden Zungen.

Wenn man Indien aus seiner uralten Poesie oder aus seinen sonstigen gewaltigen Culturdenkmälern leidlich gut kennt, so ist dies nicht im gleichen Maße in ethnographischer Hinsicht der Fall. Ja, in dieser letzteren Beziehung herrschen im Großen und Ganzen auch heute noch im Publikum ziemlich unrichtige, wenn nicht gar verkehrte Vorstellungen. So wird z. B. gemeinhin angenommen, Indien sei von einer numerisch zahlreichen, aber homogenen Race bevölkert; gleichwohl herrscht in dem ausgedehnten Gebiete das denkbar bunteste Völkergemisch. Vor der Einwanderung der Arier in Indien war von der Südspitze bis zum Himalaya die Dravida-Race als herrschendes Element verbreitet. Als dann, etwa zwischen 2000 und 1500 v. Chr., die arische Einwanderung erfolgt war, schwanden die autochthonen Völker mehr und mehr dahin, indem sie von den nordischen Eroberern entweder unterworfen und ihnen assimilirt, oder in die südlicheren Gebiete Indiens verdrängt wurden. Dieser ältesten Völkerbewegung gemäß theilt sich auch die heutige Bevölkerung in zwei große Gruppen: in die autochthonen Dravidas und die eingewanderten Arier. Die letzteren bilden nun unter der Bezeichnung »Indische Familie« ein Glied des indo-germanischen Stammes, der zur Mittelländischen Race zählt.

Daß diese beiden Elemente im Laufe der Zeit vielfache Vermischungen erfuhren, liegt in der Natur der Sache. Später freilich, als die Abschließung der einzelnen Gesellschaftsclassen durch die Kasten-Organisation in's Leben getreten war, ließ auch dieses Verschmelzen der beiden Elemente erheblich nach, ja, sie hörte in manchen Gebieten vollständig auf. Daß dieser ethnologische Proceß gleichwohl von Bedeutung gewesen sein muß, erhellt aus Friedrich Müller's Ansicht, die dahin geht, daß der arische Inder vom Standpunkte der Race eigentlich kein Mittelländer, sondern ein Mischling aus mittelländischem und Dravida-Blute sei. Und auch der

Dravida, sofern er cultivirt ist, kann auf Unvermischtheit seiner Race keinen Anspruch erheben, sondern ist ebenso ein Mischling aus Dravida- und mittelländischem Blute. Der reine dravidische Stamm findet sich nur mehr im gebirgigen Innern von Süd-Indien; er unterscheidet sich wesentlich von dem in Mittel-Indien siedelnden Munda-Stamm. Rechnet man die autochthonen Singhalesen auf Ceylon hinzu, so sehen wir die Dravida-Race in drei Zweige gespalten, eine Spaltung, die ebenso ethnologisch, wie sprachlich gerechtfertigt erscheint.

Aber selbst der Dravida-Stamm im Innern von Süd-Indien zerfällt in sprachlicher Beziehung in mehrere große Gruppen. Diese Zweigfamilien sind die Tamulen, welche einen großen Theil der Westhälfte Süd-Indiens einnehmen, und zwar von Madras bis zum Cap Comorin und das ganze Hochland in der Begrenzung über Bangalur zur Südspitze Indiens. Die zweitwichtigste Abtheilung sind die Telingas, welche nordwärts an die Tamulen anschließen und an der Ostküste bis Ganjam reichen. Im Innern Süd-Indiens nehmen sie einen bedeutenden Abschnitt des Hochlandes von Dekhan ein, speciell die Territorien Heiderabad und Balaghat. Noch nördlicher, im Südwesten von Nieder-Bengalen, wohnen die Gondas, und in den Gebirgslandschaften, von Orissa bis zur Meeresküste herab, die Khonds. Das Gebiet der Gondas ist sehr ausgedehnt; es reicht im Nordwesten bis zum Godwana-Gebirge, begreift im Westen noch einen Theil des oberen Godaweri-Thales in sich und ist im Osten durch den Indravati begrenzt. Dieses Gebiet führt den Namen Gondwana und es begreift zum Theile die wildesten, gebirgigsten Strecken Mittel-Indiens in sich. Wir werden später auf dieses Detail noch zu sprechen kommen.

Zu den Gliedern des Dravida-Stammes im engeren Sinne zählen noch: die Kanaresen in der Küstenprovinz Kanara auf der Westseite der Halbinsel und in Gebietstheilen von Maisur; die Malabaren in dem Küstenstriche von Malabar von Mangalur bis gegen das Cap Comorin; die Todas, welche die Berge von Neilgheris im Süden der Provinz Maisur bewohnen. Da wir über alle diese Stämme noch ausführliche Mittheilungen bringen werden, so dürfte hier deren einfache Aufzählung wohl genügen. Außer diesen Stämmen giebt es noch mehrere kleinere, theils durch sprachliche Unterschiede, theils durch die Culturstufen, die sie

Digitized by Google

einnehmen, von jenen abgeſonderte und doch wieder ethniſch mit ihnen engverbundene Clane, wie die Kotar und Badagar in den Neilgeri-Wäldern, die culturloſen Kudagu, die Tuluvas um Mangalur und die Kurumbar und Irular, welche gleichfalls in den Neilgeris hauſen. Nach Friedrich Müller gehören die Letzteren ſprachlich zu den Tamulen, die anderen zu den Kanareſen .... Was die Singhaleſen auf Ceylon anbelangt, ſo deutet ihre Sprache, das ſogenannte Elu, darauf hin, daß ſie zur dravidiſchen Race gehören. Gleichwohl ſind von der eigentlichen Urbevölkerung nur ſpärliche Reſte vorhanden, während die große Mehrheit der Inſelbewohner einer Miſchrace angehört. Für Ueberreſte der Autochthonen werden die Vedda im ſogenannten Veddaratta-Diſtricte im Oſten der Inſel gehalten.

Außer Ceylon beſitzt Vorder-Indien keine Inſeln von Belang. Die ſehr zahlreichen Eilande — meiſt Korallenbildungen — die im Bereiche der Weſtküſte zwiſchen dem 4. und 12. Breitengrade mehrere getrennte Gruppen bilden, ſind die Archipele der Lacadiven und Malediven. Die Bewohner der erſteren ſind Indo-Araber, der letzteren Malayen mohammedaniſchen Glaubensbekenntniſſes. Malayen bewohnen auch die geographiſch bereits zu Hinter-Indien gehörende Gruppe der Nicobaren-Eilande, während die nördlicher liegende Andamanen von einem Negrito-Stamme beſiedelt werden.

Nicobaren-Mädchen

1. Pfarrkirche Sankt Nikolaus

Kirchen und Kapellen: Die Pfarrkirche St. Nikolaus, Kapellen: Die Kapelle zu Ehren des hl. Johannes Nepomuk, Die Kapelle zu Ehren der hl. Maria Magdalena, Die Kapelle zu Ehren der hl. Anna, Die Kapelle zu Ehren der hl. Barbara, Die Kapelle zu Ehren der hl. Sebastian, Die Kapelle zu Ehren der hl. Rochus, Die Kapelle zu Ehren der hl. Leonhard, Die Kapelle zu Ehren der hl. Wendelin, Die Kapelle zu Ehren der hl. Florian, Die Kapelle zu Ehren der hl. Dreifaltigkeit, Die Kapelle zu Ehren der hl. Maria Hilf, Die Kapelle zu Ehren der hl. Maria Schnee, Die Kapelle zu Ehren der hl. Maria Loreto, Die Kapelle zu Ehren der hl. Maria Immaculata, Die Kapelle zu Ehren der hl. Maria Königin, Die Kapelle zu Ehren der hl. Maria Trost, Die Kapelle zu Ehren der hl. Maria Hilfe der Christen, Die Kapelle zu Ehren der hl. Maria Himmelfahrt, Die Kapelle zu Ehren der hl. Maria Geburt, Die Kapelle zu Ehren der hl. Maria Verkündigung, Die Kapelle zu Ehren der hl. Maria Heimsuchung, Die Kapelle zu Ehren der hl. Maria Darstellung im Tempel, Die Kapelle zu Ehren der hl. Maria Opferung, Die Kapelle zu Ehren der hl. Maria Tempelgang, Die Kapelle zu Ehren der hl. Maria Vermählung, Die Kapelle zu Ehren der hl. Maria Geburt Christi, Die Kapelle zu Ehren der hl. Maria Beschneidung, Die Kapelle zu Ehren der hl. Maria Flucht nach Ägypten, Die Kapelle zu Ehren der hl. Maria Rückkehr aus Ägypten, Die Kapelle zu Ehren der hl. Maria Jesus im Tempel, Die Kapelle zu Ehren der hl. Maria Hochzeit zu Kana, Die Kapelle zu Ehren der hl. Maria Verkündigung des Herrn, Die Kapelle zu Ehren der hl. Maria Verklärung, Die Kapelle zu Ehren der hl. Maria Kreuzigung, Die Kapelle zu Ehren der hl. Maria Auferstehung, Die Kapelle zu Ehren der hl. Maria Himmelfahrt, Die Kapelle zu Ehren der hl. Maria Pfingsten, Die Kapelle zu Ehren der hl. Maria Entschlafung, Die Kapelle zu Ehren der hl. Maria Aufnahme in den Himmel, Die Kapelle zu Ehren der hl. Maria Krönung, Die Kapelle zu Ehren der hl. Maria Rosenkranz, Die Kapelle zu Ehren der hl. Maria Schmerzhafte, Die Kapelle zu Ehren der hl. Maria Glorreiche, Die Kapelle zu Ehren der hl. Maria Freudenreiche, Die Kapelle zu Ehren der hl. Maria Lichtreiche, Die Kapelle zu Ehren der hl. Maria Trauernde, Die Kapelle zu Ehren der hl. Maria Tröstende, Die Kapelle zu Ehren der hl. Maria Helferin der Christen, Die Kapelle zu Ehren der hl. Maria Mutter der Kirche, Die Kapelle zu Ehren der hl. Maria Mutter der Barmherzigkeit, Die Kapelle zu Ehren der hl. Maria Mutter der Hoffnung, Die Kapelle zu Ehren der hl. Maria Mutter der Einheit, Die Kapelle zu Ehren der hl. Maria Mutter der Versöhnung, Die Kapelle zu Ehren der hl. Maria Mutter der Gnade, Die Kapelle zu Ehren der hl. Maria Mutter der Heiligen Liebe, Die Kapelle zu Ehren der hl. Maria Mutter der Reinheit, Die Kapelle zu Ehren der hl. Maria Mutter der Keuschheit, Die Kapelle zu Ehren der hl. Maria Mutter der Treue, Die Kapelle zu Ehren der hl. Maria Mutter der Weisheit, Die Kapelle zu Ehren der hl. Maria Mutter der Klugheit, Die Kapelle zu Ehren der hl. Maria Mutter der Gerechtigkeit, Die Kapelle zu Ehren der hl. Maria Mutter der Tapferkeit, Die Kapelle zu Ehren der hl. Maria Mutter der Mäßigkeit, Die Kapelle zu Ehren der hl. Maria Mutter der Demut, Die Kapelle zu Ehren der hl. Maria Mutter der Sanftmut, Die Kapelle zu Ehren der hl. Maria Mutter der Geduld

Maharadscha von »Kaschmir« unterstehen, finden sich nicht-arische Bewohner in größerer Zahl. Der Kaschmirite gilt als der wahre, unverfälschte Repräsentant des arischen Inders. Er ist außergewöhnlich schön gewachsen und sein Körper hat tadellose Proportionen, was von dem Hindu der gangetischen Tiefebene und überhaupt von dem arischen Bewohner des eigentlichen Indien nicht behauptet werden kann.

Mehr noch als die Männer genießen die kaschmiritischen Frauen den Ruf besonderer Schönheit. Ihr Teint ist weniger braun als der der Frauen Hindostans, und ihr Körper nicht so übertrieben zart. Im Alter nehmen indeß die Physiognomien eine gewisse Härte an und die Haut verliert sehr bald ihre Frische. Zu den herrlichen, feuchtschimmernden Augen nimmt sich übrigens die etwas stark hervortretende Nase nicht sonderlich effectvoll aus. Sie erhält bei den Landweibern nahezu eine birnförmige Gestalt und bei diesen ist auch das Incarnat viel dunkler als bei den vornehmen Kaschmiritinnen .... In moralischer Beziehung läßt sich den Bewohnern beiderlei Geschlechts wenig Gutes nachsagen; die Männer gelten als lügnerisch und hinterlistig, wodurch ihre natürlichen intellectuellen Anlagen entschieden an Werth verlieren. Die Frauen ihrerseits aber genießen den Ruf, genußsüchtig und überhaupt sehr sinnlich zu sein. Gefürchtet ist in den indischen Harems der scharfe Witz dieser Gebirgsschönheiten, und vielleicht nicht minder ihre Launenhaftigkeit. Sie sind auch im hohen Grade dem Putz ergeben. Ueber die Art dieses Putzes, sowie über die Kleidung erhält der Leser aus dem beigegebenen wohlgelungenen Vollbilde hinlänglichen Aufschluß.

In Kaschmir gehören nur die höheren Stände dem Brahmanenthum an, das Volk ist mohammedanisch. Das Erstere hat hier vielleicht am längsten unter allen Hindu-Stämmen an jenen religiösen Ueberlieferungen festgehalten, die so sehr im Gegensatze zu den ältesten Satzungen der Arier stehen und von Anbeginn her die Intervention der Engländer herausforderten. Dazu gehören der barbarische Kindermord und die unsinnige Pflicht der Selbstopferung bei Witwen, beides Einführungen des späteren Brahmanenthums. Wir werden auf diese nun nahezu in ganz Indien beseitigten Uebelstände noch zurückkommen, und wollen nun vom kaschmiritischen Hochlande in die eigentlichen indischen Territorien hinabsteigen.

Digitized by Google

Wir folgen hierbei dem gewaltigen Indus, der uns zunächst in's »Fünfſtrömeland« (Pandſchab) führt. Hier hatten ſich die älteſten Arier zuerſt feſtgeſetzt. Von den herrlichen, zum Theile mit üppiger Vegetation bedeckten Ufern des Dſchelem (Jhelum), Tſchinab, Rawi und Sedletſch drangen ſie dann im Laufe der Zeit immer tiefer nach Süden, bis ſie den ganzen Raum zwiſchen Himalaya und dem Nordrand des mittel- und ſüdindiſchen Plateaus ausgefüllt hatten. Auffallend iſt es auch, daß den Grundſtock der Bewohner des Pandſchab nicht die Brahmanen bilden, ſondern die Dſchats, welche an den alten ariſchen Inſtitutionen feſtgehalten haben, und bei denen beiſpielsweiſe das Kaſtenweſen keinen Eingang gefunden hat.... Ein anderer Stamm ſind die Sikhs oder Seikhs. Ihr Religionsbekenntniß, das übrigens erſt an der Neige des Mittelalters geſtiftet wurde, iſt ein »veredelter Mohammedanismus mit brahmaniſchen Anklängen«. Die Sikhs haſſen die Brahmanen vielleicht in noch höherem Maße, als es ſeitens der Dſchats geſchieht. Ihre Glaubensſätze und ſocialen Geſetze ſind in dem »heiligen Buche« — Granth — niedergelegt. Die Sikhs, welche viel ſpäter als die Hindu heiraten und dadurch ihre Race viel beſſer conſervirt haben, laſſen bei Hochzeiten niemals brahmaniſche Prieſter, ſondern nur »Granthis« interveniren. Die Umſtändlichkeiten, welche die Hindu in Scene ſetzen, ſind den Sikhs ein Gräuel und die Ceremonie beſchränkt ſich lediglich auf Vorleſung einiger Stellen aus dem heiligen Buche. Dagegen wuchert unter ihnen, ſo gut wie in den heiligſten Strichen des eigentlichen Hindoſtan, das üppigſte Bettelmönchweſen und der Fakir-Fanatismus, und man ſagt, daß beſonders die Frauen das Bedürfniß empfänden, ſich dieſer gottgeliebten Männer (und privilegirten Nichtsthuer) anzunehmen.

Ein dritter Stamm, der im Pandſchab ſiedelt, ſind die Radſchputen. Auf der politiſchen Bühne Indiens treten dieſelben im ſechsten oder ſiebenten Jahrhundert unſerer Zeitrechnung auf. Sie haben lange an den Grenzen Indiens geſtanden, und Major Todd, dem wir ein Werk über ſie verdanken, giebt an, daß ſie urſprünglich von den brahmaniſchen Hindus getrennt waren und ſich zur Dſchaina-Religion bekannten; ſpäter wurden ſie für den Siwa-Cultus gewonnen. Gewiß iſt, daß ſie ſich von den anderen Hindus durch Typus, Sitten und Gebräuche unterſcheiden und

Ist sonst bei allen Brüchen wichtig, ist bei schiefen Schenkelbrüchen besonders die Gefahr da, daß der Bruch, wenn er eingeklemmt ist, nicht mehr zurückgebracht werden kann. Deshalb ist es wichtig, daß man alles tut, um diese Gefahr zu beseitigen. Dazu gehört, daß man

Fig. 68. Bruchband.

den Kranken sofort zu Bett bringt, ihn ruhig hinlegt, ihm keine Speise, Getränke oder Medizin gibt, ihn nicht bewegt und vor allem dafür sorgt, daß der Arzt sofort gerufen wird. Dieser wird dann den Bruch zurückbringen und ein Bruchband anlegen. Dieses, Fig. 68, besteht aus einer Pelotte, die auf die Bruchöffnung gedrückt wird, und einem Gurt, der um den Körper geschnallt wird.

Ob man dieses anwenden darf, ist Sache des Arztes, nicht des Laien.

Bei **Gehirnerschütterung**, wie sie Kopfverletzungen oft begleitet, ist es wichtig, daß der Verletzte ruhig liegt, daß man ihm keine Speise, Getränke, Medizin gibt und daß man sofort den Arzt ruft. Dieser kann dann die weiteren wichtigen Maßnahmen treffen.

ad Alfeb. nobile Werk auf Pergament, worin die Bücher — die Bücher nach ihrer Charakteristik — gedruckter Schrift. Exemplare dieser Ausgabe auf Pergament sind sehr selten, und werden mit 100 Ducaten bezahlt. Einige Exemplare sind auch auf feinem Velin gedruckt.

Die Illustrationen des Werkes sind in Holzschnitt, und stellen Scenen aus der Geschichte des Alten Testaments vor. Sie sind, wie auch die Initialbuchstaben, sehr schön ausgeführt.

Die Bibliothek des Königs der Niederlande besitzt ein Exemplar dieser Ausgabe auf Pergament, welches mit 1000 Gulden bezahlt wurde. Diese Summe scheint aber dem Werthe nicht angemessen zu sein, da ein Exemplar auf Velin, welches sich in der Bibliothek des Herzogs von Sachsen-Coburg befindet, nur 500 Gulden gekostet hat. Dieses Exemplar ist auch deshalb merkwürdig, weil es einen Anhang von 12 Blättern enthält, welche in keinem andern Exemplare vorkommen.

Hindu von Wundern erzähle, das glaubt er herzlich gerne. Ich kann ihm ſagen, daß der Apoſtel Paulus zur Erbauung der Korinther mit Sonne und Mond Fangball geſpielt habe, das findet er ganz in der Ordnung, aber er weiß von ſeinem Kriſchna noch viel wunderbarere Mirakel zu erzählen, und mit chriſtlichen Wundern iſt ihm alſo nicht beizukommen« .... Es bleibt, beiläufig geſagt, freilich eine mißliche Sache, wenn die ſchöne veredelnde Lehre des Chriſtianismus zum wunderthätigen Apparate greifen muß, um in fremde Glaubenslehren Breſche zu legen. Die Japaner ſind bekannt dafür, daß ſie gegen die »Barbarei der Höllenſtrafen« — wie ſie manche Prieſter mit beſonders glühenden Farben auszumalen belieben — bei ihren Bekehrern Proteſt einlegten.

Daß der Brahmanismus von heute ſo viel wie gar nichts mit dem alten Götterglauben zu ſchaffen hat, leuchtet aus den wenigen Belegen vollkommen ein. Wer dieſen erfaſſen oder auch nur auf ſich einwirken laſſen will, der iſt gezwungen, ſich in die Vedas zu vertiefen. Es ſind dies die heiligen Schriften der Inder, Sammlungen alter Religions-Urkunden, deren Studium die alten Brahmanen Tag und Nacht oblagen, deren einzelne Verſe ſie unabläſſig im Munde führten, als geoffenbarte heilige Worte, die den Lippen der Gottheit ſelbſt entfloſſen waren. Mit der Ueberſchwänglichkeit der alten ſtarkgläubigen Zeit heißt es im Geſetzbuche des Manu: »Den Vätern, Göttern und Menſchen iſt der Veda das ewige Auge« .... »Geſetze, die ſich nicht auf dem Veda gründen, ſind fruchtlos, denn ſie ruhen auf Finſterniß« .... »Die vier Kaſten, die drei Welten, die vier Stufen im Menſchenleben (zuerſt als Brahmatſchin oder Student, dann als Grihaſta oder Familienvater, ferner als Vanaparaſtha oder Einſiedler, und ſchließlich als Bhixu oder Bettelmönch) was war, iſt und ſein wird, Alles dies lernt man aus dem Veda« .... »Das Geſetzbuch erhält alle Weſen immerdar, deshalb iſt dieſes das höchſte, weil es dieſe Weſen vollkommen macht, — wie mächtig gewordenes Feuer ſogar naſſe Bäume brennt, ſo brennt der Vedakundige den Geborenen faſt ſeine Seele aus« .... u. ſ. w.

In der ſpäteren Zeit ſteht es ſchon etwas anders mit dieſem Anſehen der Vedas, wie man aus den verächtlichen Vergleichen und Verſpottungen Derer erſieht, die ſich ihrem Studium ergeben. Man begreift übrigens

unter dem Namen der Vedas, welcher ursprünglich nur Wissen, Geoffenbartes bezeichnet, drei oder vier besondere Sammlungen, je nachdem man den Atharva-Veda als unecht ausschließt, oder als den vierten mitzählt; der erste heißt der Rig-Veda und enthält alte metrische Hymnen auf die Gottheiten der Inder; der zweite, oder Jadschur-Veda, hat besonders die Opfer und die dabei üblichen feierlichen Gebräuche zum Gegenstande; in dem dritten und heiligsten, dem Sama-Veda, finden sich wieder alte Feierlieder, die sich jedoch von denen des Rig-Veda dadurch unterscheiden, daß sie mehr lyrischer Natur und daher für den Gesang bestimmt waren.

Wir geben in Nachfolgendem eine der Hymnen aus dem Rig-Veda: es ist ein reines Feierlied, erhaben und prächtig, an die vielgepriesene Himmelstochter, die Morgenröthe, welche Maghoni heißt, das ist wahrscheinlich die »Glückliche« (Lautere, Glänzende). In ähnlichem Sinne heißt auch Indra »Maghavan« ....

An die Morgenröthe.

Empor hebt sich der Strahlenkranz der Sonne,
Erglänzend wie des Meeres Silberfluthen,
Zu ebnen und zu bahnen rings das Weltall, —
Das ist sie, majestätisch, die Maghoni!

So hehr erscheinst du, breitest aus dein Leuchten,
Der Glanz der Strahlen flieget auf zum Himmel;
Enthülle denn dein lauter prangend Antlitz,
Du Göttin Morgenroth, gehüllt in Strahlen.

Dahin fährt sie, auf gold'nem Strahl getragen,
Die Leuchtende, die Hehre, weit gefeiert;
Dem Heros gleich, dess' Pfeil verscheucht die Feinde,
Scheucht sie im Nu der Finsternisse Schaaren.

Dir ist ja Weg und Steg gebahnt im Dickicht,
Du Unbesiegte wanderst durch den Aether,
Du, deren Wagen weithin fährt, du spende,
O Himmelstochter, Schätze zum genießen.

Du fährst einher mit Rossen, Unbesiegte,
Du Morgenröthe! Spende was wir flehen.
Du hehre Himmelstochter, bist die Göttin,
Die laut're, die im Frühgebet wir feiern.

Wenn du erscheinst, verlassen Mensch und Vögel
Die Wohnung, um der Nahrung nachzugehen.
Dem sterblichen Verehrer, der genahet,
Dem spendest du, o Göttin, reichlich Segen ....

Digitized by Google

Ueber den modernen Hinduismus wäre noch Folgendes zu bemerken: er ist in zwei religiöse Parteien — dem Vaischnawa und Saiwa — gespalten, indem die eine dem Vischnu, zu dem sie, als dem Urheber alles Guten, vertrauensvoll aufblickt, huldigt; die andere aber, die an Siwa hängt, läßt die Glückseligkeit des Menschen von seinen eigenen guten Thaten, ohne Rücksicht auf göttlichen Beistand, ausgehen. Beide Richtungen stehen sich, wie man sieht, diametral entgegen, doch schließt dies keineswegs aus, daß die religiösen Vorstellungskreise beider Parteien hinlänglich der gemeinsamen Berührungspunkte haben, die die vorhandenen dogmatischen Gegensätze paralysiren. Ja, ein gründlicher Kenner des Hinduismus, John Robson, behauptet, daß diese Lehre sogar hinsichtlich der zahlreichen Secten intensive Solidaritätsbestrebungen an den Tag gelegt habe, indem sie selbst den unmoralischsten und verbrecherischsten Aberglauben in ein religiös-philosophisches Kleid hüllte und die heterogensten Irrlehren auf eine gemeinsame Basis gesetzt habe, wodurch einzelne derselben geradezu unangreifbar werden. Gleichwohl kann nicht geleugnet werden, daß der moderne Glaube der Hindu unumstößliche moralische Wahrheiten in sich schließt, und Tugenden lehrt, die allezeit von großem Einflusse auf das sociale Leben der Inder waren und bei dem conservativen Charakter des Brahmanismus aller Wahrscheinlichkeit nach auch bis in ferne Zukunft bleiben werden.

Wir haben uns etwas länger mit diesem Thema beschäftigt, da dessen Details uns ganz unerläßlich zum näheren Verständnisse des eigenartigen indischen Völkerlebens dünkten. Damit ist aber erst die religiöse Seite berührt. Die sociale — die sich freilich von der religiösen kaum strenge scheiden läßt — findet in einer anderen, specifisch indischen Einrichtung ihr typisches Gepräge, im Kastenwesen nämlich. Der moderne Hinduismus hat die starre Abgeschlossenheit der einzelnen Classen und Stämme nicht nur conservirt, sondern diese Zertheilung der Gesellschaft in von einander streng geschiedene Gruppen und Zweiggesellschaften — der Stämme gar nicht zu gedenken — geradezu in's Ungeheuerliche getrieben. Seit der Inaugurirung der britischen Herrschaft in Indien ist die Kastenbildung so weit vorgeschritten, daß selbst die Mohammedaner in Kastenverbände zusammentraten, wobei freilich weniger, oder eigentlich gar nicht, die Geburt,

sondern lediglich der persönliche Werth und Einfluß maßgebend für die gesellschaftliche Stellung des Einzelnen wurden. Das ist natürlich heute in noch höherem Maße der Fall, und ähnlich verhält es sich auch mit den Kasten der modernen Inder, wie wir sofort sehen werden. Zuvor aber erscheint es nöthig, einige Bemerkungen über die, alles sociale Leben in Indien so tief beeinflussende älteste Kasten-Organisation vorauszuschicken.

Ursprünglich — zur Zeit der Einwanderung der arischen Inder — bestanden unter ihnen nur drei Kasten: die Brahmanen oder Priester, die Kschatriyas oder Krieger und die Vaissyas oder Ackerbauer. Später trat zu diesen drei (hellfarbigen) Urkasten eine vierte (dunkelfarbige) dazu, indem sich die Eindringlinge das autochthone Volk des Ganges-Thales unterwarfen und so die Sudra-Kaste in's Leben riefen. Lange hat diese Viertheilung nicht bestanden, denn schon zur Zeit Manu's und Jama's bestanden zahlreichere andere, je nach Beschäftigung oder Localität hervorgerufene Nebenkasten, deren Entstehen Manu in seinem Gesetzbuche auf die mittlerweile stattgefundene Vermischung der jüngeren mit den älteren Kasten gewissermaßen zu rechtfertigen sucht. Da Manu als ältester Gesetzgeber und Begründer des geselligen Lebens in Indien auch gleichzeitig erster König und Stammvater aller indischen Königsgeschlechter war, so dürfte es begreiflich erscheinen, wenn er sich bestrebt zeigte, die Kastenspaltung nicht auch als eine Decentralisation seiner Macht gelten zu lassen.

Diese ursprüngliche Kastenbildung ist so sehr von der gegenwärtigen verschieden, daß beide ebensowenig mit einander verglichen werden können, wie etwa der alte indische Götterglaube mit dem modernen Hinduismus. Wenn man sich die heutige Kastengliederung etwas näher ansieht, so zeigt sie eine auffallende Aehnlichkeit mit dem Zunftwesen, wie es im Abendlande im Mittelalter bestanden hatte. Früher wurde die Erblichkeit der Berufsstände auf göttliches Gebot zurückgeführt, und eine Auflehnung gegen solch' höhere Fügung war immer mit der Strafe der Ausstoßung verbunden. Heute hat die sogenannte Dal-Organisation diese uralte starre Maßregel erheblich modificirt; Leute verschiedener Kasten, die sich durch Fleiß, Betriebsamkeit oder intellectuelle Beanlagung emporgearbeitet haben, treten — ohne Rücksicht auf den bisherigen Kastenverband — zu einem neuen Verbande (Dal genannt) zusammen. Durch diese Maßregel ist zwar die

vordem beſtandene Undurchbrechbarkeit der Kaſtenſchranken thatſächlich aufgehoben, andererſeits aber hat ſich das Kaſtenweſen derart zerſplittert, daß ſozuſagen Jahr für Jahr neue derartige Verbände an's Tageslicht treten. Bekanntlich hat ſelbſt der Buddhismus das alte Kaſtenweſen nicht zu paralyſiren vermocht. Obwohl Buddha erklärt hatte, daß alle Menſchen befähigt ſeien, ſich bis zur Gottähnlichkeit emporzuarbeiten, hielten die Buddhiſten dennoch an dem Axiome feſt, daß nur der ſtrengſte Asketismus als unerläßliche Vorbedingung zu ſolchem Aufſchwunge zu gelten habe. Da ſie überdies der Thatſache Rechnung tragen mußten, daß nicht alle Menſchen geiſtig gleich befähigt ſeien, ſo griff man zur Eintheilung von »Stufen der Erkenntniß«, mit denen verſchiedene Grade überirdiſcher Glückſeligkeit verbunden waren. Es war alſo eine Kaſten-Organiſation in anderer Form, ausgehend vom buddhiſtiſchen Grund-Dogma, daß alles Daſein ein Jammer ſei, in deſſen mehr oder minder asketiſcher Ueberwindung der religiöſe Werth des Einzelnen ſich documentire. Daß auch der Mohammedanismus der Kaſtenbildung keine Schranken ſetzte, ſondern dieſelbe vielmehr in anderer Form unter ſeinen eigenen Anhängern aufkommen ließ, haben wir bereits erwähnt.

Um die Stellung der Frauen zur Sprache zu bringen, giebt uns gerade die oben beſprochene ſociale Einrichtung den beſten Anlaß hierzu. Die Ehen wurden vordem nur innerhalb der betreffenden Kaſte geſchloſſen. Dadurch hat ſich der Typus der einzelnen Kaſten-Repräſentanten ſo unverfälſcht erhalten, daß heute in Indien beiſpielsweiſe Wäſcher und Waſſerträger an ihrem Aeußeren ſo bedeutende Verſchiedenheiten zeigen, daß man ſie für Angehörige zweier verſchiedener Völker halten könnte. Heute werden die Ehen innerhalb der Kaſte keineswegs mehr ſtrenge beobachtet, ja, die Abweichung von der älteſten Regel hat eben der Kaſtenzerſplitterung in ungeahntem Grade Vorſchub geleiſtet.

Neueſter Zeit iſt man auch zur Ueberzeugung gelangt, daß die Stellung, welche die Frauen bisher eingenommen hatten, durchaus eine unwürdige war. Aufgeklärte und gebildete Hindu haben daher nicht Anſtand genommen, dem weiblichen Geſchlechte die ſo erwünſchte intellectuelle Ausbildung zukommen zu laſſen, und thatſächlich haben ſich die Mädchenſchulen erheblich vermehrt. Damit war und iſt abermals ein Schritt nach

vorwärts geschehen, nachdem die Agitation und das Eingreifen der englischen Behörden mit der Zeit die gröbsten, das Familienleben geradezu vernichtenden Barbareien abgeschwächt oder vollends aus der Welt geschafft hat. Zu diesen Barbareien wären zu zählen: die Witwen-Verbrennung, der Kindermord und die Menschenopfer.

Nichts hat in früherer Zeit im Abendlande so allgemeines Entsetzen hervorgerufen, als die fanatische Lust, mit der sich Witwen in die prasselnden Flammen stürzten, die die sterblichen Reste ihrer Gatten verzehrten. Ganz abgesehen von der Nutzlosigkeit eines solchen Selbstopfers, war es eine Consequenz dieses barbarischen Fanatismus, daß mit jedesmaligem Ableben eines Familienvaters die Bande der Familie selbst vollständig gelöst wurden. Heute denkt man in den meisten unter der englischen Herrschaft stehenden Gebieten entschieden anders über die Sattis oder Witwen-Verbrennungen. Dann und wann kommt es freilich vor, daß eine Frau darauf besteht, sich mit dem Leichnam ihres Mannes zu verbrennen, dann aber verübt sie ihre Barbarei im Geheimen, so daß dieselbe von den Behörden nicht verhindert werden kann. Dem bis in die neuere Zeit hinein befolgten Systeme der Hindu gemäß, wurden Witwen, welche nicht den Muth (oder Willen) zur Selbstaufopferung hatten, mit der größten Verachtung behandelt; sie durften sich nicht wieder verheiraten und keinerlei Schmuck tragen, namentlich keine Ringe im Nasenknorpel, an den Zehen, an den Armknöcheln oder in den Ohren; sie durften keine Schnürleibchen tragen und wurden in ihrer eigenen Familie wie eine Paria und gleichsam als unreines Geschöpf behandelt. Auch kam es vor, daß man an dem Tage, an welchem der Mann verbrannt wurde, solch' eine widerspenstige Witwe bei den Beinen aufhing und dann von dem herabbaumelnden Kopfe das Haar abschnitt.

Das für einen Europäer gewiß seltene Schauspiel der Selbstopferung einer Witwe schildert uns der Engländer Sleeman als Augenzeuge wie folgt.... Er ritt zu einer alten Witwe, welche fest entschlossen war, sich zu verbrennen. Sie saß mit verhülltem Haupte vor einer kupfernen Schüssel, die mit Reis und Blumen angefüllt war; in jeder Hand hielt sie eine Cocosnuß.... »Ich will,« sprach sie, »meine Asche mit der meines Mannes vereinigen; Du wirst mir hierzu die Erlaubniß geben. Bis diese

Digitized by Google

[illegible] [illegible] [illegible] [

Mütze hat dann die Form und, wie Sie sehen, den Rand des Hutes mit einem in Silber- oder Goldstoff, und in Form eines Schildes gearbeiteten Stirnbande, das mit Edelsteinen besetzt ist. Ein Kranz von Federn, der vorne, wie die Figur zeigt, aufgebunden wird, vervollständigt den Schmuck. Die Federn sind Reiherfedern, die Edelsteine sind Diamanten, Rubinen, Saphire, Smaragde, Perlen und Türkisen. Ein Mantel, der vorne offen ist, und mit Hermelin gefüttert ist, wird über die Schultern geworfen. Dieser Mantel ist aus rothem Sammt oder Purpur, und ist mit einer reichen Goldborte eingefasst. Ein Gürtel, der mit Edelsteinen besetzt ist, wird um die Hüften gebunden. Die Hosen sind von Sammt, und mit Gold gestickt. Die Schuhe sind von Leder, und mit Gold gestickt.

Der Kaiser.

Der Kaiser, wie Sie sehen, hat die Krone, die ich eben beschrieben habe, auf dem Haupte. Sein Mantel ist von Purpur, und mit Hermelin gefüttert. Sein Rock ist von Sammt, und mit Gold gestickt. Seine Hosen sind von Sammt, und mit Gold gestickt. Seine Schuhe sind von Leder, und mit Gold gestickt. Er hat den Reichsapfel in der Hand, und in der rechten Hand hält er das Scepter.

Digitized by Google

des Opfers unhörbar zu machen, sondern um zu verhindern, daß die letzten Worte, welche die Witwe spricht, verstanden werden. Dem Volksglauben zufolge, haben Witwen, welche sich verbrennen, die Gabe, Zukünftiges zu prophezeien, und da fürchtet man, daß solche Vorhersagungen den Ueberlebenden möglicherweise Kummer bereiten könnten ....

Wir kommen nun auf eine zweite brahmanische Einrichtung zu sprechen, welche, als die gesellschaftlichen Zustände zersetzend, seitens der englischen Regierung in Indien einer besonderen Aufmerksamkeit sich zu erfreuen hat. Es ist dies die Polygamie, die in der Gestalt, wie sie unter den Hindu im Schwange ist, noch verwerflicher erscheint als die moslimische. Für den Hindu existirt eigentlich gar kein eheliches Verhältniß; er nimmt sich der Frauen so viele, als ihm beliebt, und nicht selten verbindet man einen lucrativen Handel damit, wenn nämlich ein Mann der höheren Kaste sich eine Frau aus einer wohlhabenden, aber einer niedereren Kaste angehörenden Familie nimmt. Solche Ehen werden allemal theuer bezahlt, und bei Wiederholung dieses Vorganges erwirbt sich der Mann leicht ein bedeutendes Vermögen, da diesfalls die Sorge für das leibliche Wohlbefinden der betreffenden Gattinnen nur gering ist. Der Gatte ist nämlich häufig gar nicht gezwungen, die ihm frisch »angesiegelte« Frau in sein Heim einzuführen, sondern er läßt sie bei ihren Eltern .... Aus statistischen Berichten geht hervor, daß verarmte Brahmanen (also Leute aus der bevorzugten Kaste) dieses Heiratsgeschäft am schwunghaftesten betreiben. Einige von ihnen haben es bis zu hundertzwanzig Frauen gebracht. Abergläubische Eltern sehen ein Glück und einen göttlichen Segen darin, wenn ihre Töchter eine Verbindung mit so heiligen Männern schließen. Auch kommt es vor, daß ein solcher heiratslustiger Brahmane alle weiblichen Mitglieder einer Familie ehelicht, Alte und Junge, Töchter, Tanten, Schwestern und Basen.

Vor etwa fünfzehn Jahren hat die erste nachdrückliche Agitation gegen solchen Unfug platzgegriffen, und die Regierung fand, unerwartet genug, gerade von Seite der Hindu-Bevölkerung werkthätige Unterstützung. Gelehrte (Panditen), reiche Landesherren und selbst viele reiche Brahmanen hatten sich derselben angeschlossen. Nicht weniger als Einundzwanzigtausend derselben unterzeichneten eine Eingabe an die Regierung, in welcher sie um Einleitung energischer Maßregeln ersuchten. Uebrigens sollte bereits im

Digitized by Google

Jahre 1856, kurz nachdem das Gesetz über die Wiederverheiratung der Witwen erlassen worden war, auch eine gesetzliche Verfügung gegen die Polygamie erscheinen, als der Sipahi-Aufstand dazwischen kam und die Absicht annullirte. Erst mit Beginn der Sechziger-Jahre kam die Angelegenheit wieder in Fluß; ein angesehener Mann in Benares, Radscha Deo Naram Singh, legte dem damaligen Statthalter, Lord Elgin, einen Gesetzentwurf in dieser Angelegenheit vor. Zwar nahm man damals Anstand, dieses heiße Eisen anzugreifen, wenige Jahre später aber, als eine große Zahl intelligenter Hindu sich mit der Maßnahme einverstanden erklärte, war mit derselben Ernst gemacht. Heute ist die Polygamie überall dort, wo die englischen Behörden sitzen, erheblich beschränkt. Jedenfalls zählen ähnliche Mißbräuche, wie wir sie oben geschildert, nunmehr zu den Seltenheiten.

Ein noch viel ärgerer Mißbrauch als die Witwen-Verbrennung war bislang der Kindermord. Wir stoßen auf eine ähnliche Erscheinung auch in China; aber in dem Umfange, wie sie sich bis in die Neuzeit hinein in indischen Gebieten, namentlich in solchen, die nicht unmittelbar unter englischer Herrschaft standen, ausbildete, flößt dieselbe grausiges Entsetzen ein. Die Hauptursache dieser Barbarei ist darin zu suchen, daß in manchen Gebieten und bei gewissen Classen die Heiraten ganz unerschwingliche Kosten hervorrufen. So verlangt es beispielsweise bei den oberen Classen der Radschputen die Ehre, daß man seine Tochter recht vornehm verheirate, sonst würdigt man sich und die Familie herab. Die Ehre verlangt es auch, daß man hierbei einen geradezu unsinnigen Luxus entfalte, der oft das gesammte Hab und Gut einer Familie verschlingt. Das aber will der Radschpute — und mit ihm so mancher andere Hindu — vermeiden, und darum bringt er seine Tochter gleich nach der Geburt um; dann braucht er nach fünfzehn Jahren keine Ausstattungskosten zu zahlen. Außerdem fällt das Herkommen schwer in's Gewicht, denn dies gilt gleichsam als ein Gebot der Gottheit. Die Väter haben ihre Mädchen getödtet, also thuen es auch die Söhne und halten das für wohlgethan .... Die Mädchen von Kaste werden übrigens so früh als möglich verheiratet, sie bleiben aber bis zur Reife bei den Eltern. Ein Mädchen, das nicht in frühen Kinderjahren verheiratet ist, gilt als ein Schimpf und eine Schmach für

Digitized by Google

die Familie und man opferte vordem ein solch' armes Kind der blutdürstigen Göttin Kali. Wenngleich heute die englische Regierung der Ermordung weiblicher Kinder allenthalben zu steuern in der Lage ist, so kostet es gleichwohl noch viele Mühe, um die starrköpfigen Hindu von der Absicht abzubringen, daß ein im zwölften Jahre noch nicht verheiratetes Mädchen nicht würdig sei, der Kaste und Familie fürder anzugehören ....

Es dürfte von besonderem Interesse sein, die in diese Frage einschlagenden Daten aus den früheren Jahrzehnten an diese Stelle zu setzen. Sie ergänzen in haarsträubender Weise das ohnedies genug düstere Bild, das wir bei Berührung obiger Thatsachen gewonnen haben .... Als im Jahre 1836 in dieser Angelegenheit die erste Untersuchung seitens der indobritischen Behörden angestellt wurde, zeigte es sich, daß beispielsweise im westlichen Radschputana unter einer Bevölkerungsgruppe von 10.000 Seelen kein einziges Mädchen vorhanden war! Andernorts wurde constatirt, daß im Volke, mehr noch aber an den Höfen der Radschas, die Geburt eines Knaben allemal mit großem Jubel begrüßt wurde, während die Mädchen sofort in ein besseres Jenseits befördert wurden. In Manikpur gaben die radschputischen Edelleute selbst zu, daß seit mehr als hundert Jahren in ihrem Gebiete kein neugebornes Mädchen über ein Jahr gelebt habe.... Damit sind aber diese Ungeheuerlichkeiten noch lange nicht alle erschöpft. Vor etwa zwanzig Jahren, also kurz nach dem großen Sipahi-Aufstande, wurden neuerdings Nachforschungen gepflogen. Ein Beamter der Regierung constatirte zunächst die Existenz der Mordpraxis in 308 Ortschaften, die er besucht hatte; in 26 fand er kein einziges Mädchen unter sechs Jahren, in 28 kein einziges unter dem heiratsfähigen Alter. In einigen Ortschaften war seit Menschengedenken keine Hochzeit vorgekommen, und in einer anderen datirte man die letzte derselben die Kleinigkeit von achtzig Jahren zurück. Die größte Merkwürdigkeit aber traf eine Ortschaft in der Provinz Benares, denn dort erklärten die Bewohner, daß seit zweihundert Jahren keine Ehe mehr geschlossen worden sei .... Andere statistische Daten lassen sich im Nachfolgenden kurz zusammenfassen. Im Jahre 1869 constatirte der Gouverneur der Nordwestprovinzen, daß in sieben Dörfern auf durchschnittlich hundert Knaben ein Mädchen entfiel; zehn Jahre vorher war die letzte Ehe geschlossen worden. In einer Gruppe von 22 Dörfern zählte

Digitized by Google

er 284 Knaben und nur 23 Mädchen; in zehn Dörfern hatte keine Hochzeit seit hundert Jahren stattgefunden; in 16 anderen Dörfern wußte man nichts von einer solchen .... Daß übrigens die Maßnahmen der Regierung von Erfolg begleitet waren, geht aus der Thatsache hervor, daß in einem Radschputen-Districte, in welchem sich 1842 erwiesenermaßen nur ein einziges Mädchen vorfand, 1851 bereits 88 und 1860 schon 250 derselben sich des Lebens erfreuten. Auch im Bezirke von Agra hatte sich die Zahl der Mädchen binnen wenigen Jahren verdoppelt ....

Wir müssen nun unsere Wanderungen, die wir im Fünfströme-Land unterbrochen haben, wieder fortsetzen. Wenige Meilen südöstlich von Simla, dem bekannten Sommeraufenthalte des britischen Vice-Königs, betreten wir das Gebiet des Ganges, des heiligen Stromes der Hindu. Im Himalaya-Gebirge, von gewaltigen Schneehäuptern überragt und von Felswänden umschlossen, liegt seine Quelle. In silberhellen Cascaden stürzt sie in die Tiefe; fromme Hindu reinigen in den klaren Fluthen ihre mehr oder weniger sündhaften Leiber, und ihre Religionsgenossen besorgen dieses Geschäft dem ganzen Strome entlang bis zum Golfe von Bengalen, wo er sich mit dem Meere vermält. Bei Hardwar durchbricht der Ganges die letzte Kette des Himalaya, worauf er eine südöstliche, später eine südliche Richtung einnimmt. Sein bedeutendster Nebenfluß ist der Dschamuna, der ihm an Mächtigkeit vollkommen ebenbürtig ist. An den Ufern dieses Zwillingsbruders erheben sich mehrere der bedeutendsten und ältesten Städte des Ganges-Landes: am Vereinigungspunkte Allahabad (die »Stadt Gottes«), höher hinauf Agra, die einstige Residenz der Timuriden, und Delhi, der frühere Sitz des Großmoguls.

Am Ganges selbst liegen zwei Städte, die der Nimbus besonderer Heiligkeit umgiebt — Benares, die gepriesene und hochgehaltene Tempelstadt der Hindu, und Patna, der Hauptort des gangetischen Territoriums der mohammedanischen Wahabiten. In Benares, das der Hauptsitz des Siwa-Cultus ist, erheben sich über tausend Hindu-Tempel aus dem ungeheuren Häusermeere. Auch die Mohammedaner haben der Heiligkeit des Ortes Rechnung getragen und sie besitzen die Kleinigkeit von 333 Moscheen. Alle diese Gotteshäuser von mitunter seltener Pracht verleihen der Stadt ein imposantes, großartiges, ja phantastisches Aussehen. Sie sind übrigens

Digitized by Google

nicht der einzige Schmuck am Mekka des Brahmanismus. Wer den herrlichen Anblick dieser Stadt vom Flusse, und zwar von den Ufer-Treppen des Kais aus genießt, der gewahrt neben einer unübersehbaren Zahl von Tempeln, Hallen, Pagoden und Kiosken, auch andere nach Hunderten zählende Prachtbauten. Diese Paläste verdanken ihre Entstehung dem Umstande, daß jedem Sterblichen, der an diesem heiligen Gestade solche sichtbare Zeichen seiner Gottergebenheit aufführen läßt, ein Plätzchen im Paradiese sicher ist. Noch verdienstlicher natürlich ist es, hier zu sterben und verbrannt zu werden. Es darf daher nicht wundern, wenn der Rauch von den berühmten Brandstätten ohne Aufhören zum Himmel emporsteigt. Man berechnet die Zahl der täglich zuströmenden Pilger auf Zehntausend, die Zahl Derer aber, welche täglich in den Fluthen der heiligen Ganga ihre Abwaschungen vornehmen, auf Fünfzigtausend .... Die Europäer halten sich begreiflicherweise abseits dieses unausgesetzten Gewühles; sie bewohnen die Vorstadt Sikri. Einen anderen Stadttheil — Durgakand — bevölkern die »heiligen Affen«, deren Legionen unzählbar sind. Eigentlich ist ihr Gebiet außerhalb der Stadt, doch bildet das genannte Viertel gewissermaßen ein Asyl für sie, und die zahmen, zutraulichen und drolligen Geschöpfe occupiren hier alle Dächer, wie sie dort alle Bäume mit Beschlag belegt haben ....

Thalab des Ganges gewinnt das Tiefland immer größere Ausdehnung. Die Ufergegenden sind durch die häufig, zum Theile regelmäßig wiederkehrenden reichen Ueberschwemmungen in festen Fruchtboden verwandelt. Der Reis giebt in den Schlamm-Niederungen jährlich zwei bis vier Ernten, Zuckerrohr und Baumwolle gedeihen überall ergiebigst, und die Bananen entwickeln sich in tropischer Fülle und Pracht; mit ihren Zweigen schlagen sie neue Wurzeln in die Erde, und so kann ein Baum Hunderten von Menschen Schatten gewähren. Eine Banane bei Patna hat 60 Hauptstämme und ihr Schatten hat gegen Mittag 700 Schritte im Umfange. Zahlreiche Kanäle verbreiten noch den Segen der Bewässerung, und so kann es nicht wundernehmen, daß das Ganges-Gebiet zu den am dichtesten bevölkerten Stellen der Erdoberfläche gehört. Man zählt 8- bis 10.000, ja stellenweise 16.000 Einwohner auf eine Quadratmeile.

In dem ungeheuren Delta-Land des Ganges, an dem übrigens auch der vom tibetischen Hochlande herabkommende Brahmaputra participirt,

liegt, und zwar am schiffbaren Delta-Arme Hugly, die politische Hauptstadt des »indischen Kaiserreiches« — Kalkutta. Obwohl ein Theil der Stadt, nämlich das Europäer-Viertel Chowringhee (Tschauringhi) und die von Europäern und Eingebornen zu gleichen Theilen bewohnte sogenannte »weiße Stadt«, durchaus einen europäischen Anstrich haben, gilt Kalkutta in seiner Gesammtheit, namentlich aber mit Berücksichtigung der »schwarzen Stadt«, in welcher die ungeheure Mehrheit der Eingebornen (600.000 Seelen gegenüber 5000 Europäern) wohnt, als eine düstere, schmutzige, nach abendländischen Begriffen geradezu unerträgliche Stadt.... Was man auch von dem »imposanten Anblick« Kalkuttas sagen mag — läßt sich ein Berichterstatter in der »Saturday-Review« vernehmen — es giebt nur zwei wirklich schöne Ansichten der Stadt: die eine ist die großartige Wendung um den Maidan mit Einschluß von Chowringhee, besonders bei nächtlicher Lampenbeleuchtung; die andere ist der Prospect auf die im Strome liegenden Schiffe. Sonst aber bietet die »Stadt der Paläste« ein wahrhaft abscheuliches, orientalisches Bild. Der Abgang einer zahllosen Bevölkerung brütet unter einer sengenden Sonne in offenen Cloakengräben, die zu beiden Seiten der Straßen laufen. Diese Kanäle haben keinen Abfluß und stauen ihren Inhalt nicht selten auf die Straße hinaus, so daß sie die Luft mit giftigen Gasen erfüllen. Wie es sich mit der Sterblichkeit in dieser berühmten Stadt verhält, ist nicht eruirbar, denn Geburten und Todesfälle werden nicht officiell registrirt. Aber jeder Bewohner weiß, daß Dysenterien dort heimisch sind, daß furchtbare Fieber von Zeit zu Zeit Tausende von Eingebornen wegraffen, daß die Cholera endemisch und in der heißen Jahreszeit oft epidemisch ist, und daß die Europäer beständig Luftveränderung im Gebirge suchen müssen, wenn sie nicht mit halb ruinirter Gesundheit nach Europa heimkehren wollen.

Trotz solcher deprimirender Thatsachen ist uns Kalkutta in doppelter Hinsicht wichtig: einmal, weil der Umstand, daß sich gerade hier Bekenner verschiedener Religionen und Menschen von sehr verschiedener Abstammung und Nationalität zusammendrängen, maßgebend für die Abschwächung der Kasten-Unterschiede wurde. Die blutigen Menschenopfer der Göttin Kali, die Verbrennung der Witwen, die Ermordung neugeborner Kinder weiblichen

Digitized by Google

Geſchlechts haben hier am wirkſamſten ſich hindern laſſen. Die Hindu wurden hier am erſten zur höheren Achtung vor dem menſchlichen Leben angehalten, und von hier hat ſich beſſere Geſittung zuerſt über Bengalen und ſpäter über ganz Indien verbreitet.

Das zweite Moment, welches unſerer Berückſichtigung werth erſcheint, ſind gewiſſe ſociale Eigenthümlichkeiten, die zum Theile auf klimatiſche,

Eine vornehme Hindu.

anderentheils auf anthropologiſche Urſachen zurückzuführen ſind. Frauen werden im Allgemeinen vom indiſchen Klima, und dem Kalkuttaer insbeſondere, weniger nachtheilig berührt als die Männer; dennoch ſind auch bei jenen die äußeren Verwüſtungen gar ſehr zu erkennen. Jedem, der ſich auf den faſhionablen Promenaden der »Stadt der Paläſte« bewegt, müſſen die bleichen abgemagerten Geſichter der Frauen und Kinder auffallen. Freilich giebt es nur wenig europäiſche Kinder in Indien, und dasſelbe gilt von alten Herren und Damen. Die Gräfin Noſtitz, die uns das Leben in Kalkutta ſehr eingehend geſchildert hat, theilt mit, daß das Klima

και Θεμιστοκλέα και κατηγόρων Κίμωνα και Λακεδαιμονίων Θεμιστοκλέα, ὡς ἐκείνου Ἕλληνας προδόντος καὶ τοῦτον ἐκ τῶν Ἑλλήνων ἐλόντος (Ἔφορος δὲ καὶ τοῦτο λέγει καὶ ὅτι ἐπιστολὴν ἔγραψε τοῖς ἐν Σάρδεσιν ἐν ταῖς ἐκείνου θύραις ἀναρτῆσαι, ἐν ᾗ γράφει πρὸς τὸν βασιλέα ὅτι ἐλθὼν μὲν ἐκεῖνος ἐπὶ τοὺς Ἕλληνας ἀπολεῖ τοὺς φίλους, ἐὰν δὲ μὴ ἔλθῃ τοὺς πολεμίους· ἐπιστολὴν δὲ μηνύει Θεόπομπος ἐν τῇ δεκάτῃ καὶ εἰκοστῇ τῶν Φιλιππικῶν ἱστοριῶν), ἐπὶ τούτοις ἐκπεσὼν ἐκ τῆς Ἑλλάδος ἀφίκετο πρὸς Ἄδμητον τὸν Μολοσσῶν βασιλέα, οὗ τὴν γυναῖκα Φθίαν ἱκέτευσε καὶ τὸν παῖδα Ἀλκιμέδοντα· ὁ δὲ Ἄδμητος οὐκ ἦν ἐν τοῖς οἴκοις, ἀλλὰ πρὸς τοὺς Ἕλληνας ἐπορεύετο. ἐκείνου δὲ ἐλθόντος ἐπὶ τὴν ἑστίαν καὶ τὸν παῖδα ἐπὶ τῶν γονάτων καθίσαντος, ἐπιστὰς ὁ Ἄδμητος ἐκέλευσε τὴν γυναῖκα τὸν ἱκέτην ἀναστῆσαι· οὐ γὰρ θεμιτὸν εἶναι τὸν ἱκέτην ἐπὶ τῶν γονάτων καθίσαντος ἀναστῆσαι. ἡ δὲ ἀναστήσασα τὸν ἄνδρα ἔφη τὸν παῖδα ἐπὶ τῶν γονάτων καθίσαντος ἀναστῆσαι· οὐ γὰρ θεμιτὸν εἶναι τὸν ἱκέτην ἐπὶ τῶν γονάτων καθίσαντος ἀναστῆσαι. ἐκ τούτου δὲ ἐκεῖνος μὲν ἐπὶ τὴν ἑστίαν καθίσας τὸν παῖδα ἐπὶ τῶν γονάτων ἔλαβεν, ἡ δὲ ἐπὶ τὸν βωμὸν

In den oberen Provinzen, zumal im Gebirge, gedeihen die Kinder noch leidlich, während sie in Kalkutta allemal verkümmern, wenn sie nicht nach Europa geschickt werden. So tritt die bittere Nothwendigkeit der Trennung in jeder Familie gebieterisch ein. Mit dem zehnten oder zwölften Jahre werden die Kinder nach Europa geschickt, von wo die Jünglinge im siebzehnten bis achtzehnten, die Mädchen durchschnittlich im sechzehnten Jahre zu ihren Eltern nach Indien zurückkehren. Daß diese Trennung, welche gerade in die wichtigste geistige und physische Entwicklungsepoche fällt, nicht geeignet ist, die Familienbande zu festigen, ist wohl begreiflich. Uebrigens taugen auch die von Engländern wegen Mangels europäischer Damen mit eingebornen Mädchen eingegangenen Ehen nichts. Man erfährt bei dieser Gelegenheit mit einigem Befremden die Thatsache, daß Verbindungen zwischen Repräsentanten eines abendländischen Culturvolkes, wie die Engländer eines sind, und den meist sehr hübschen eingebornen Mädchen, diese gemeinsamen Vorzüge keineswegs auch auf die Nachkommenschaft verpflanzen. Diese geräth weder physisch noch moralisch, am wenigsten aber geistig. Hierbei wollen wir beiläufig bemerken, daß solche Misch-Ehen unter den strenggläubigen Hindu sehr verpönt sind, und zwar aus Kasten-Vorurtheil. Da die Europäer beim orthodoxen Brahmanenthum als kastenlos für unrein gelten, so gilt in den Augen der Strenggläubigen natürlicherweise das Hindu-Mädchen, welches eine solche Verbindung eingeht, für eine Abtrünnige, für ein der Kaste verloren gegangenes Geschöpf.

Man weiß im Allgemeinen, daß die Engländer wenig Talent besitzen, sich in tropischen Ländern der dortigen Lebensweise zu accommodiren. Sie nehmen allemal ihre heimische Art und Weise in die Fremde mit. Der schwarze Frack, die Glacehandschuhe und der Cylinder spielen so gut ihre Rolle wie in den feinsten Gesellschaften Alt-Englands. Man giebt Diners und Soupers, Bälle und Thee-Kränzchen und trachtet mehr die vornehmen Eingebornen zu solchen Vergnügungen heranzuziehen, als sich an ihren nationalen Zerstreuungen zu betheiligen .... Die Häuser der Europäer besitzen genügenden Comfort, namentlich fehlt es nicht an Einrichtungen im Innern, welche durch das tropische Klima bedingt werden. Nirgends fehlt z. B. ein Punkah, eine an der Decke angebrachte Vorrichtung, um

Luftzug hervorzubringen und zugleich die läſtigen Inſecten zu verſcheuchen. Auch hat beinahe jedes Haus eine Veranda, welche gegen Sonne und Regen Schutz gewährt. Großes Gewicht wird auf ausgiebige Ventilation der Wohnräume gelegt .... Was die Wohnungen der Eingebornen betrifft, ſo zeigen diejenigen der Vornehmen oder »Babu« allerdings einigen Luxus; es hat aber den Anſchein, daß ſie mit den europäiſchen Möbeln, Spiegeln, Pendulen, Spieluhren, Porzellanvaſen u. dergl. m. nichts Rechtes anzufangen wiſſen. Der ärmere Hindu behilft ſich mit wenigem Hausgeräth; eine Matte erſetzt ihm unſer Bett, in den Winkeln ſtehen einige kupferne oder irdene Gefäße, und Palmblätter erſetzen ihm unſere Schüſſeln und Teller; eigentliches Mobiliar iſt in einer ſo armſeligen Hütte, wie ſie in der »ſchwarzen Stadt« Kalkuttas nach Tauſenden zählen, niemals vorhanden.

Die willkommenſte Zerſtreuung für die europäiſche Colonie außerhalb des Hauſes iſt die Ankunft eines engliſchen Dampfers in der ſogenannten kühlen Jahreszeit, mit einer Fracht britiſcher Mädchen für den Heiratsmarkt. An ſolchen Tagen begeben ſich die Junggeſellen, die ihre indiſche Einſamkeit ſatt haben, nach Garden-Reach, um ſich die neuen Geſichter anzuſehen — manchmal ſehr hübſche Geſichter, aber noch häufiger ſolche, welche die ſichtbaren Zeichen tragen, daß ſie im Abendlande vorausſichtlich Niemanden mehr anzuziehen vermochten. Jede »Ladung« ſolcher Heiratsluſtiger ſteht unter der Aufſicht einer würdigen Matrone, welche für die moraliſche Unbeſcholtenheit ihrer Schützlinge »Garantie« leiſtet. Bei der Landung ſpielen die Schönen bezüglich ihrer Miſſion die naiv Unwiſſenden, laſſen ſich's aber gefallen, wenn ſehr bald nach ihrer Ankunft — denn das Heiraten geht in Indien wunderbar raſch — eine annehmbare Werbung erfolgt. Man muß übrigens dieſen Mädchen auch Gerechtigkeit widerfahren laſſen. Da ſie wohl wiſſen dürften, daß Kalkutta kein Paradies iſt, ſo iſt ihr Opfer am Altare Hymens zum mindeſten ſo groß, als jenes der Junggeſellen, welche ſich entſchließen, ihre Lebensgefährtinnen auf dem »Heiratsmarkt« zu ſuchen.

Hinſichtlich der äußeren Erſcheinung der eingebornen Frauen und Mädchen läßt ſich ſchwer ein charakteriſtiſcher Typus aufſtellen. Je nach dem Landſtriche, der Raſte, der früher oder ſpäter ſtattgehabten Blutmiſchung

und vieler anderer Einflüsse, wechseln auch die physischen Merkmale an den verschiedenen Repräsentanten des weiblichen Geschlechtes der Hindu-Familie. Dasselbe gilt hinsichtlich der Tracht, ja hier in noch weit höherem Maße. Jede Kaste und jede Secte hat eine besondere Art, die Kleider anzulegen. Zu den Universal-Toilettestücken der Frauen zählen die Tscholi, ein Jäckchen mit kurzen Aermeln, das die Brust hält und nicht über dieselbe hinabreicht, und der Sary, ein großes Stück Zeug, das um den Leib gewunden und dann über die Schulter, manchmal auch über den Kopf geworfen wird.

Die Hindu-Weiber haben einen geradezu leidenschaftlichen Hang, sich mit Schmuck, Juwelen und anderem Tand zu behängen, und diese Leidenschaft ist uralt — sie reicht bis in's vedische Zeitalter hinauf. Selbst bei Frauen der niedersten Classe sieht man gar nicht selten goldene mit Perlen besetzte Nasenringe. An den Armen werden Ringe von Silber, Kupfer oder Glas getragen, kleine Ringe auch an den Fußzehen, und an den Fußgelenken schwere Metallreife. Die Ohren sind mit goldenen Ringen förmlich überladen, und um auch anderen massiveren Schmuck anbringen zu können, wird die Durchlochung des Ohrläppchens bis zur abscheulichsten Entstellung getrieben .... Der Vorgang hierbei ist ungefähr der folgende: Schon bei den jungen Mädchen wird ein Schnitt in das Ohrläppchen gemacht, dann ein steifes Blatt zusammengerollt und derart hineingesteckt, daß es, bei seinem Streben, sich aufzurollen, den Einschnitt erweitert. Hat ein Blatt seine Elasticität verloren, so tauscht man es gegen ein anderes um. Auf solche Weise wird das Loch immer größer und erreicht schließlich den Durchmesser von fast drei Centimeter. Uebrigens geht die Operation keineswegs schmerzlos vor sich, und man sieht häufig genug junge Mädchen mit geschwollenen und entzündeten Ohrmuscheln. Hat die Durchlochung einmal die gewünschte Weitung erlangt, dann wird das Haupt-Schmuckstück angebracht, meist eine scheibenförmige Goldplatte mit einer Ruth an der Peripherie, damit der Gegenstand in der Durchlöchung festsitzen könne. Ist solch' ein Schmuckstück eine durchbrochene zarte Filigranarbeit, dann entlastet es sich wohl selbst; in jedem anderen Falle aber sind die Trägerinnen solcher barbarischer Verschönerungen gezwungen, durch Bänder oder Spangen, die sie an den Haaren oder am Kopftuche festmachen, die

übermäßige Belastung zu paralysiren. Trotzdem vergrößert sich das Loch im Ohrläppchen, einmal in der Erweiterung begriffen, mit den Jahren immer mehr und mehr; dann sind die Ohrläppchen nichts als lange dünne Schlingen, die der betreffenden Person ein geradezu abstoßendes Aeußeres verleihen.

An Nahrungsmitteln hat der Inder keine große Auswahl. Das wichtigste derselben ist Reis in Wasser gekocht, mit einer Zuthat von »Karry«, der auf verschiedene Weise bereitet wird, z. B. aus einem Gemische von Gemüsen, Ghi (flüssiger Butter), Safran und verschiedenen Gewürzen. Dazu kommen noch Eier, Fische, Milch, dann Mehlkuchen, Bananen, Brotfrucht und andere Früchte. Die Auswahl der Gerichte ist bei allen Mahlzeiten — ob Früh, Mittags oder Abends — immer die gleiche. Nur die untersten Classen genießen Fleisch; nach den religiösen Vorschriften soll jeder Inder von Kaste aus derselben ausgestoßen werden, sobald er Fleischnahrung zu sich nimmt. Auch geistige Getränke sind verpönt, und hier macht nur der Palmenbranntwein eine Ausnahme. Dagegen ist das Kauen von Betelblättern und der Areca-Nuß allgemein im Schwange, und es wird versichert, daß dieses, »Siri« genannte Genußmittel der Verdauung sehr zuträglich sei ....

Wir hätten nun noch Einiges über die geistigen Strebungen der Hindu im Allgemeinen und der Frauen im Besonderen hier anzufügen. Wir haben schon einmal hervorgehoben, daß in einigen Strichen Indiens, wie beispielsweise in den Provinzen Bombay und Bengalen — letzterer Zeit auch im Pandschab — unter den vornehmen Hindu die zwingende Nothwendigkeit erkannt wurde, ihren Frauen und Töchtern eine bessere intellectuelle Ausbildung angedeihen zu lassen. Der Impuls ging freilich von den Europäern aus; die Eingebornen ließen es aber an Eifer zur Förderung der Sache nicht fehlen. Schon vor mehr als einem Jahrzehnte bildete sich in Bombay eine Gesellschaft, welche ganz speciell die Mädchen-Erziehung verfolgte. Es war der gelehrte Hindu Bhau Dadschi, der dieser Gesellschaft vorstand. Seitdem sind Schulen und Anstalten gleichsam aus dem Boden gewachsen. Da in Indien die religiöse Freiheit bekanntermaßen eine sehr große ist und auf dem Gebiete der geistigen Strebungen den religiösen Angelegenheiten vorsichtig aus dem Wege gegangen wird, so darf

es nicht verwundern, wenn man auf jenem Gebiete Hindu, Mohammedaner und Christen mit gleichem regen Eifer thätig sieht. Die einzigen Gegensätze, die zur Zeit noch bestehen, sind sprachlicher Natur. Das Hindustani zerfällt nämlich in zwei Mundarten: in das Hindi und Urdu .... Nach Garcin de Tassy ist das Hindi (oder richtiger Hindui) turanischen Ursprungs und soll schon vor dem Sanskrit vorhanden gewesen sein. Später ging es in der Sprache der arischen Eroberer auf. Dann erschienen die Mongolen, welche das mit arabischen Wörtern überladene Persisch redeten. Aus der Verschmelzung der Landessprache mit der der Eindringlinge bildete sich dann das Urdu aus, das sich natürlich durch einen großen Wortreichthum auszeichnet. Englische Philologen lieben es, das Urdu aus letzterem Grunde und in Hinblick auf die Entstehungsart desselben mit der englischen Sprache zu vergleichen. Sie perhorresciren entschieden das Hindi als künftige Umgangssprache, zu der sie die Panditen gerne erheben möchten, und geben den mohammedanischen Gelehrten recht, welche erklären, daß Hindi und Urdu nicht zwei verschiedene Sprachen sind, sondern lediglich Mundarten einer und derselben Sprache, und daß das Urdu seines größeren Wortschatzes halber im Allgemeinen entschieden praktischer sei .... Das wird auch in der That so sein. Tassy erklärt sich gleichfalls für das Urdu, weil es nicht völlig indisch sei und als Verbindungsglied zwischen dem Hinduismus und dem Islamismus betrachtet werden könne .... Das Urdu wird mit persischen, das Hindi mit Dewanagari-Lettern geschrieben und gedruckt.

Ein sprechendes Zeugniß für die Art und den Umfang der Betheiligung des weiblichen Geschlechtes an den geistigen Bestrebungen des Hindu-Volkes ist die glänzende moderne Erscheinung der Toru Dutt .... Dieses Wundermädchen starb am 30. August 1877 (auf europäischer Erde) erst im Alter von zweiundzwanzig Jahren, nachdem es, trotz seiner Jugend als literarisches Phänomen, die Bewunderung aller Gebildeten geerntet hatte. In der That ist dieses Hindu-Mädchen, welches sich mit Sanskrit-Studien befaßte, englische und französische Poesien in seine Muttersprache übersetzte und sogar einen auf europäischem Boden sich abspielenden, ein abendländisches Sujet behandelnden Roman geschrieben hatte, eine so merkwürdige Erscheinung, daß sie gerechterweise allerorts Staunen erregen

Digitized by Google

mußte. Zudem erschien die erste Sammlung englischer Gedichte der Toru Dutt (»A Sheaf gleaned in french Fields«) zu einer Zeit, wo sie das Abendland aus eigener Anschauung noch gar nicht kannte. Sie war noch ein Kind, als sie zum ersten Male englische Gedichte in der Originalsprache las. Viel verdienstlicher war es, daß Toru Dutt den »Vischnuparana«, von dem bisher nur einige Fragmente im Englischen existirten, seinem ganzen Umfange nach in dieses Idiom übertrug. Sie arbeitete immer in drei Sprachen; bald übersetzte sie englische und französische Poesien in's Hindostanische, bald machte sie das abendländische Publikum mit so mancher literarischen Perle indischer Provenienz bekannt. Von den französischen Dichtern bevorzugte sie namentlich Victor Hugo, Lamartine und Musset, dann kamen in zweiter Linie: Baudelaire, Bouilhet, Gautier u. m. A. Sie war achtzehn Jahre alt, als sie mit ihren ersten Uebersetzungen in die Oeffentlichkeit trat; noch nicht zweiundzwanzig Jahre alt, fiel sie einem unheilbaren Lungenleiden, dem sie durch einen Aufenthalt im südlichen Frankreich vergebens zu steuern bestrebt war, zum Opfer ....

Von besonderem Nutzen für das geistige Erwachen der Hindu sind die reformatorischen Maßnahmen auf rein religiösem Gebiete. Die Vornehmen und Gelehrten sind bestrebt, den Beweis zu erbringen, daß ihre Religion nicht so sei, wie sie von ihren Gegnern dargestellt wird; die meisten von ihnen unterstützen die englischen Bestrebungen gegenüber den bekannten Mißbräuchen, die wir in Form von Witwen-Verbrennungen und Kindermord hinlänglich kennen gelernt haben. So lebt das auf Reinigung bedachte Brahmanenthum wieder kräftig auf, und hierfür zeugt namentlich der »Brahma sabha« (oder Samatsch), jener Verein aufgeklärter Hindu in Kalkutta, der sich an das Wesen der alten Religion hält und selbst die kleinsten Mißbräuche abschafft.

Es ist begreiflich, daß durch solch' lobenswerthe Agitation auch die altindische Literatur wieder zu Ehren gelangt. Wir haben gelegentlich einiger flüchtigen Bemerkungen über den Hinduismus erfahren, daß die heutigen Priester sich nur auf die Recitirung einiger vedischer Hymnen beschränken, sobald sie irgend eine religiöse Function ausüben. Wir haben auch erwähnt, daß selbst dieses Wenige ihnen zumeist unverständlich ist, da die alte Götterlehre und der moderne Hinduismus nur wenige Fühlungs-

Digitized by Google

punkte aufweiſen .... Anders natürlich iſt es mit der Kenntniß der altindiſchen Literatur in jenen gelehrten und vornehmen Kreiſen beſtellt, die heute in Indien das fortgeſchrittene, civiliſatoriſchen Neuerungen mehr oder weniger wohlgeneigte Element repräſentiren. Auf allen national-indiſchen Hochſchulen, namentlich aber in der ſo berühmten »Orientaliſchen Univerſität« in Lahore (das Verdienſt der Initiative zur Gründung dieſer Anſtalt trifft einen Deutſchen, Dr. Leitner), wird auf das Studium der alten und auf Belebung und Hebung der neuen indiſchen Literatur großes Gewicht gelegt.

Trachtenbild.
(Drapirung des „Sary".)

Es kann nicht unſere Aufgabe ſein, in dieſem Werke der reichhaltigen poetiſchen Schätze des indiſchen Alterthums, die zu den älteſten geiſtigen Denkmälern der Welt zählen, gerecht zu werden. Da aber das Hindu-Mädchen Toru Dutt durch ihren ſtaunenswerthen Schaffenstrieb auch auf die indiſche Frauenwelt einen verklärenden Schimmer geworfen hat, ſo liegen die Anknüpfungspunkte zu einigen Rückblicken in jene Epoche wohl nahe genug. Mit der Wiederbelebung der altindiſchen Cultur muß auch die indiſche Frau entſchieden gewinnen. Wir brauchen hier nur an Kalidaſa's herrliche Dichtung »Sakuntala« zu erinnern, um die Bedeutung ſolchen Studiums für die Veredlung des Herzens darzuthun. Welche Wärme und Zartheit des Gefühls, welche Naturinnigkeit und edle Empfindſamkeit! Man hat durch Jahrhunderte die Inderin in der Nacht der Barbarei, des Vorurtheils und Aberglaubens ihre traurige Exiſtenz friſten laſſen. Sie wird aus derſelben geläutert emportauchen, wenn ſie

jene idealen Gestalten kennen lernt, die ihren Vorfahrinnen zu Vorbildern dienten. Sie wird mit der Savitri-Geschichte vertraut werden, welche die Idee darstellt, wie Liebe selbst den Tod überwindet, und wird sich an Tschaura's herrlichem Gedichte »An die Geliebte« erbauen .... Tschaura, ein junger Brahmane, war zu einer Königstochter in Liebe entbrannt; als das heimliche Verhältniß entdeckt war, wurde Tschaura ergriffen und zum Tode verurtheilt. Auf dem Wege zum Richtplatze dichtete er die 50 Strophen des herrlichen Gedichtes, indem er in denselben Reminiscenzen an die Geliebte und das mit ihr in Liebe genossene Leben mit glühenden Farben schilderte. Der ständige Beginn jeder Strophe mit »Auch jetzt noch« ist von ergreifender Wirkung ....

Arrangement des Ohrschmuckes

Andere Perlen altindischer Poesie sind: »Die Weise und die Nymphe« des Brahmapurana, »Die Jahreszeiten« nach Kalidasas »Rituſamhara«, ein ungemein sinniges, zartes und bilderreiches Gedicht. Dasselbe gilt von einigen Gesängen der beiden großen Epen »Ramajana« und »Mahabharata« .... Wie sich übrigens im Kopfe der alten Inder die Gefühlswelt malte, darüber giebt nachfolgendes Poëm besten Aufschluß. Wir setzen es, um einige Strophen gekürzt, nach der Uebertragung von Albert Hoefer an diese Stelle.

Elegie auf den Tod der Geliebten.

(Aus Bhaminivilaia.)

Da feindlich, wehe! Das Geschick sich mir abgewendet,
Des Hauses Perle zu dem Himmel emporgegangen,
Wem willst du ferner dann, Gemüth, dein Leiden klagen?
Wer soll mit kühlendem Gekose den Schmerz dir sänften?

Du naht'st mir einstens mit bescheid'nen Lächelblicken,
Den lieblich tändelnden Genossen des Liebesgottes:
Und jetzo willst du, o Geliebte, mit sanften Worten
Auch nicht ein weniges mir lindern des Herzens Kummer?

Digitized by Google

Was ſinnlich, gehet nun den Pfad des Vergeſſens Alles,
Das Wiſſen ſelber, das erworben mit Müh, entſchwand mir:
Nur ſie, die Einzige, mit den Augen des jungen Rehes,
Entweicht dem Herzen, die gefeierte Gottheit, nimmer!

Doch du, die eilig du zum Sitze des Friedens eingingſt,
Erbarmungsreiche, dem Erbarmen entſagſt du wahrlich,
Daß nicht du lächelſt mir wie früher am Morgen ferner
Mit Seitenblicken den gebrochenen lotusſüßen!

Du Tadelloſe, die an Tugend und Anmuth reiche,
Die reichgeſchmückte, mit dem gold'nen Ohrgehänge,
Sie, gleich dem eigenen Gedichte, das Herz erfreuend,
Die Holde weichet aus dem Herzen mir nie und nimmer!

Nun kann der Sinne ſich, auch der ganze, des Lotus freuen,
Des Mondes Antlitz unvergleichlich an Schönheit ſtrahlen,
Und wieder hört ſich das Gezwitſcher der holden Sänger,
Seit Herzgeliebte, du, von hinnen zum Ziele gingeſt.

Da du noch leuchteteſt auf Erden mit ſüßem Lächeln,
Sein Licht für die Dichter vergebens entſandte, Holde,
Der volle Mond, der zur verwirrter Augen Blendung,
Seit du gegangen, mit dem Glanze der Laxmi ſtrahlend.

Auf Erden weilend, »o Entzückender, Holder!« alſo
Mit ſüßen Worten zu dem himmliſchen Sitz du hobſt mich:
Und jetzt verweilend in dem Himmel, Gazellenauge —
Wirfſt du mich nieder in den Staub des Erdbodens?

Die ſelbſt im Traume du nicht, Bhamini, and're Männer
Als deinen eigenen erſchauteſt verlangend jemals,
Wie gehſt du jetzo denn von hinnen, o wehe, ſprich mir!
Dir einen andern geringern Gemal zu ſuchen?

Der Stimme Rieſeln, das wie Amitra-Regen träufelt,
Und deine reizende Geſtalt, die des Dichterlob's werth,
Dein überirdiſches, wie Nektar ſanftes Weſen,
Wer wäre nicht gerne bereit, es zu preiſen Alles!

In mancher Hinſicht charakteriſtiſch ſind die alt-indiſchen Sprüche. Wir geben hier einige Proben, und zwar zunächſt ſolche aus der Sammlung des »Bartrihari«, welche ſich auf das weibliche Geſchlecht beziehen. Die betreffenden Sprüche lauten (nach der Ueberſetzung von Ernſt Meier):

Frauenmacht.

Unſ're Dichter, traun, ſind unverſtändig,
Daß ſie ſtets von ſchwachen Frauen ſingen;
Die mit flücht'gem Blick aus Schelmenaugen
Hohe Götter feſſeln, ſind die ſchwächlich?

Immer mehr.

Ist sie nicht zu sehen, so wünscht man
Einzig nur, sie zu erblicken;
Wenn man sie erblickt, so wünscht man
Einzig nur, sie zu umarmen;
Wenn man sie umarmt, begehrt man
Selig mit ihr zu verschmelzen.

Geständniß.

Ihr seid den Lehrern zugethan,
Die fromm geworden nach der Schrift;
Wir aber folgen lieber doch
Den Dichtern, deren Wort so hold.
Mag nun in jenem Leben auch
Kein größer Glück als Tugend sein:
In dieser Welt erfreut nichts mehr,
Als eine schöngeaugte Frau....

Flattersinn.

Mit dem Einen koset sie,
Treulos blickt sie nach dem Andern,
Denkt im Herzen an den Dritten:
Sag', wen liebt nun wohl die Frau?

Andere charakteristische Sprüche lauten:

Fürsten, Feuer, Lehrer und Weiber,
Allzu nahe schaden sie gern,
Und nützen nichts, sind sie zu fern.
Du mußt, um des Schadens dich zu erwehren,
Nur in mittlerer Entfernung mit ihnen verkehren.

* * *

Unerwartet zieht an sich heran
Die junge Frau den alten Mann,
Umarmt ihn glühend, küßt ihm den Mund:
Sie hat dazu — wohl besondern Grund!

* * *

Der Frauen Herzen faßt man nicht,
So wenig als im Spiegel ein Gesicht.
Ihr Wesen, ung'rad' wie ein Gebirgspfad,
Wohl noch Niemand ergründet hat.

* * *

Flüsse und Weiber haben Einen Sinn:
Sie beide trachten zum — Abgrunde hin. —

Digitized by Google

In ganz beſonderem Grade iſt das Studium der altvediſchen Zeit erſprießlich, ſofern man das alte und moderne indiſche Familienleben vergleichsweiſe ſich vor Augen hält. Es iſt eine weſentlich andere, urſprünglich-friſche, lebensheitere Welt, die uns aus den älteſten indiſchen Dichtungen entgegentritt. Die Vedas ſind überdies eine wahre Fundgrube in Bezug auf die verſchiedenartigſten Lebensbeziehungen, Gebräuche, Haus- und Familien-Einrichtungen u. dergl. m. aus jener fernliegenden alten Zeit. Daß die Stellung des weiblichen Geſchlechtes damals eine weſentlich freiere, würdigere war, als von dem Zeitpunkte ab, da das Brahmanenthum mit ſeinen Privilegien und ſeiner Kaſten-Abſonderung zum Durchbruche gelangte, erhellt aus nahezu jeder Zeile jener ſchöngeiſtigen Producte. Man findet da Anſpielungen auf die »geſchäftlich munteren Frauen«, auf die »der wonniglich aufgehenden Frühröthe zu vergleichenden treuen, tüchtigen Hausfrau, die das Heim des Mannes ſchmückt«; u. ſ. f. . . . . Der Verkehr der Geſchlechter war ein vollkommen ungezwungener und freier. Ja, man ſcheint großen Werth auf ſolche Ungezwungenheit gelegt zu haben, denn die Mutter benützte jede Gelegenheit, um ihren Töchtern den Weg der ehrſamen Annäherung irgend eines Jünglings nach Möglichkeit zu ebnen. In altvediſcher Zeit fand ſich die Gelegenheit zur Annäherung am beſten während der Hochzeits-Feierlichkeiten, die zu Ehren des Eheſtifters Aryaman und des Aßwin begangen wurden. Man ſchlang den Reigen und da mochten ſich die rechten Herzen leicht gefunden haben. Lyriſche Ergüſſe und ſinnreiche Sprüche mit zarten Anſpielungen ſpielten hierbei eine große Rolle. Selbſtverſtändlich mußte ein ſo ungezwungener Verkehr auch zu unliebſamen Ausſchreitungen führen, und hätte das alte Hirtenvolk der ariſchen Inder nur die Tugend — nicht aber ihr Gegentheil — gekannt, ſo hätten ſeine Dichter nicht verfängliche Geſchichten breitgetreten, wo von Perſonen die Rede iſt, die »verhüllt« zu Weibern einhergeſchlichen kommen.

In altvediſcher Zeit kannten die ariſchen Inder nur die Monogamie. Zwar wollen Forſcher Andeutungen gefunden haben, welche auf das Gegentheil hinweiſen, doch dürften da Jene Recht haben, welche damit eine ganz andere, ſagen wir illegitime Form der Vielweiberei gemeint wiſſen möchten. Die Regel — und ſie war nahezu eine ausnahmsloſe — war die, daß in dem monogamiſchen Verhältniſſe der Gatten zu einander

die größte Zuneigung und gegenseitige Achtung herrschte und daß der Ehebund als eine ebenso nothwendige als ernste Angelegenheit angesehen wurde. Der Weg von der Werbung bis zur Heimführung des jungen Weibes war ziemlich umständlich. Er war es aber nicht etwa aus Anlaß eines zur Anwendung gebrachten dürren Ceremonienwesens, wie nachmals unter brahmanischem Einflusse, sondern auf Grund uralter volksthümlicher Bräuche, welche durch den vedischen Geist gewissermaßen geheiligt waren. Hatte man alle Vorbedingungen zu einer Ehe erledigt, dann erfolgte die förmliche Trauung, und zwar immer bei hellflackerndem Herdfeuer, das man dem Hausgotte Agni anzündete. Das Haupt der Familie legte die Hände der Neuvermälten ineinander, worauf der Bräutigam, die Hand der Braut festhaltend, zu dieser sprach: »Ich ergreife deine Hand zum Heile, auf daß mit mir als Gatten das Alter du erreichest; Bhaga, Aryaman, Savitar, Purandhi, die Götter geben dich mir zur Führung des Hausstandes« .... Ein gemeinsamer Gang um das Feuer, dreimal wiederholt, beschloß die Ceremonie, worauf sich die betheiligten Kreise der ungezwungenen Festfreude, dem Schmause, Spiel und Tanz überließen.

Wir haben im Verlaufe unserer Mittheilungen gesehen, daß es unter den Hauptgebrechen des modernen Hinduismus auch solche giebt, die vollständig barbarischer Natur sind. Dazu gehören, wie bekannt, die Menschenopfer, der Kindermord und die Witwen-Verbrennung. Die Arier der altvedischen Epoche wußten nichts von diesen Scheußlichkeiten. Sie opferten nicht Ihresgleichen und reichlicher Kindersegen galt als eine besondere Gunst der Götter. Schon aus dem Hochzeits-Mythus geht hervor, daß das gemeinsame Eheglück auf eine reiche Nachkommenschaft begründet wurde. Ja, Reichthum und Kindersegen wurden als gleichbedeutend erachtet, und deshalb verabsäumte die Gattin auch nicht, die »Götterschwester« Sinivali, welche als Göttin der Fruchtbarkeit galt, anzuflehen und ihr den Göttertrank darzubringen. Allerdings wurde es als eine Enttäuschung betrachtet, wenn der Ehesegen sich in Gestalt von weiblicher Nachkommenschaft einfand — aber als förmliches Unglück wurde dies niemals angesehen.

Noch greller tritt der Unterschied in jenen Gebräuchen hervor, die das Ableben des Gatten und die Witwe betrafen. Während das Brahmanenthum die Selbstopferung der Frau nach dem Tode ihres Mannes decretirte,

Digitized by Google

konnte die Witwe in altvedischer Zeit sich anstandslos wieder verheiraten. Es ist durch Erforscher des indischen Alterthums bewiesen worden, daß das Priesterthum durch absichtlich falsche Auslegung der alten Liedertexte Belege für die Sitte der Witwen-Verbrennung gesucht und natürlich auch gefunden hatte. Diese Barbarei steht aber im denkbar grellsten Widerspruche zu dem Geiste des altvedischen Zeitalters und zu der damaligen Bestattungsart, die keine Feuerbestattung war. Diese hat erst weit später platzgegriffen und wurde höchst wahrscheinlich aus klimatischen Ursachen eingeführt.

Beim heutigen Hindu greift der Geist der Kaste in alle Lebensverhältnisse bestimmend ein; er ist thatsächlich viel mächtiger als das Band der Familie, welches ihm gegenüber fast ganz verschwindet. Der Mann zeigt gegenüber seiner Frau und seinen Kindern zwar Zuneigung, aber diese selbst wird durch stricte Kastengebote dictirt und verliert daher ganz und gar ihren sittlichen Werth. Es kann Jemand aus vielerlei Ursachen aus der Familie verstoßen werden, namentlich wenn er gewisse Vorschriften der Religion verletzt. Ausgestoßen wird auch ein weibliches Wesen höherer Kaste, das mit einem Manne aus einer tiefer stehenden Kaste vertrauten Umgang gehabt hat. Unter den meisten Kasten ist es Gesetz, daß Ehen nur innerhalb derselben geschlossen werden dürfen .... So ist Alles zerrissen und zerklüftet, und mit der socialen Zerfahrenheit ist die politische eng verknüpft. Einer, der seine Kaste verloren, das heißt aus derselben verstoßen worden ist, verliert jede Gemeinschaft mit seinen Verwandten; seine Frau wird als Witwe betrachtet, die Kinder gelten für Waisen. Diese Letzteren aber erdulden ganz schuldlos das denkbar traurigste Los, denn sie müssen ihres Ernährers entbehren, während die bei Lebzeiten ihres verstoßenen Gatten zur »Witwe« gewordene Frau keine neue Verbindung eingehen darf .... Der Unterschied zwischen dem modernen Hinduismus und dem altvedischen Zeitalter könnte in der That nicht besser illustrirt werden als durch solche grelle sociale Schlaglichter ....

Digitized by Google

2. Unter den Dravida-Völkern.

Das plaſtiſche Bild Mittel- und Süd-Indiens. Der Pilgerweg nach Dſchaggernauth. Menſchenopfer in Khondiſtan. Mutterliebe. Die Frauen der Khonds. Hochzeitsgebräuche. Ariſche Elemente im Dekkan. Die Schönheit der Banjari-Frauen. — Ueber's Mahadeo-Gebirge zur Weſtküſte. Bombay. Das Familienleben der Parſis. Hochzeitsgebräuche bei den Dſchangams. Die Natſches oder Tanzmädchen (Bajadaren). Ein Blick auf Heiderabad. Die Tamulen. Die Todas. Kanareſiſche und malabariſche Frauen. Die Singbaleſinnen. Seltſame Hochzeitsgebräuche. Polyandrie.

Wenn wir auf der Karte Indiens eine Linie von Kalkutta im Oſten zur Halbinſel Gudſcherat im Weſten ziehen, ſo haben wir mit derſelben ſo ziemlich auch die Grenze markirt, die im Großen und Ganzen die Heimſitze der Hindu von jenen der autochthonen Dravida-Völker ſcheidet. Wohl finden ſich Hindu auch in der ſüdlichen Hälfte von Indien in größerer oder kleinerer Zahl, namentlich in den großen Städten, nicht aber umgekehrt Dravidas in den nördlichen Provinzen. Mittel- und Süd-Indien, welches ſonach ethnographiſch von Hindoſtan im engeren Sinne abgetrennt iſt, repräſentirt auch orographiſch ein für ſich abgeſchloſſenes Gebiet. Wir können auch noch weiter gehen, wenn wir darauf hinweiſen, daß das ſüd-indiſche Gebiet in der Vorzeit eine Inſel geweſen iſt, und daß zwiſchen deren Nordküſte und dem Himalaya das Meer fluthete. Als dann das Ganges-Thal oder vielmehr das gangetiſche Tiefland an Stelle der Gewäſſer trat, wurde Süd-Indien zur Halbinſel und die Verbindung mit dem Feſtlande Aſiens war hergeſtellt.

11) Freitag, Hilar. und Sib. Leute, die Kalender zu machen pflegen, die Tage und Nächte hat Herr, die Monate hat der Mond, die Jahre hat Gott, die Ewigkeit hat niemand, die Sonntagsbuchstaben hat Sonntag, Hagen Peter sind Brüder, Sonntagsbuchstaben sind Brüder, Sonntag und Montag sind Brüder, Dienstag und Donnerstag sind Brüder, Mittwoch und Freitag sind Brüder, Samstag ist allein, Sonntag ist allein, Sonntag ist der Herren Tag, Sonntag ist der Herren Tag, Sonntag ist der Herren Tag.

Weihnachten, auch Christfest oder Christtag, heißt, wie schon der 25 Dezember, dieses, das Fest zur geschichtlichen Erinnerung an die Geburt des Herrn, das Fest zur poetischen Feier derselben, das Fest der Kinder, das Fest der Armen, das Fest der Reichen, das Fest der Gesunden, das Fest der Kranken, das Fest der Alten, das Fest der Jungen, das Fest der Männer, das Fest der Frauen, das Fest der Ledigen, das Fest der Verheirateten, das Fest der Witwen, das Fest der Waisen, das Fest der Gefangenen, das Fest der Freien, das Fest der Sklaven, das Fest der Heiden, das Fest der Christen, das Fest der Juden, das Fest der Türken, das Fest der Ungläubigen, das Fest der Gläubigen, das Fest der Hoffenden, das Fest der Liebenden, das Fest der Hassenden, das Fest der Sterbenden, das Fest der Lebenden, das Fest der Toten, das Fest der Auferstehenden, das Fest der Verdammten, das Fest der Seligen, das Fest der Engel, das Fest der Teufel, das Fest der Menschen, das Fest der Tiere, das Fest der Pflanzen, das Fest der Steine, das Fest der Elemente, das Fest der Gestirne, das Fest der Welten, das Fest der Ewigkeiten, das Fest der Zeiten, das Fest der Räume, das Fest der Gedanken, das Fest der Gefühle, das Fest der Worte, das Fest der Werke, das Fest der Leiden, das Fest der Freuden, das Fest der Tränen, das Fest der Lachenden, das Fest der Schmerzen, das Fest der Wonnen, das Fest der Seufzer, das Fest der Jubelrufe, das Fest der Klagen, das Fest der Gebete, das Fest der Flüche, das Fest der Segnungen, das Fest der Lästerungen, das Fest der Lobpreisungen, das Fest der Verleumdungen, das Fest der Ehrungen, das Fest der Beleidigungen, das Fest der Tugenden, das Fest der Laster, das Fest der Vollkommenheiten, das Fest der Unvollkommenheiten, das Fest der Sünden, das Fest der Vergebungen, das Fest der Strafen, das Fest der Belohnungen, das Fest der Gnade, das Fest der Ungnade, das Fest der Liebe, das Fest des Hasses, das Fest der Versöhnung, das Fest der Entzweiung, das Fest der Einigkeit, das Fest der Zwietracht, das Fest der Wahrheit, das Fest der Lüge, das Fest der Gerechtigkeit, das Fest der Ungerechtigkeit, das Fest der Weisheit, das Fest der Torheit, das Fest der Tugend

orographiſchen Abſchnitte ſind vielfach ausgefüllt von ausgedehnten Erhebungsmaſſen und langen Kettengebirgen, welche von den Weſt-Gaths zu den Oſt-Gaths ſtreichen.

Aehnlich wie mit dem Naturtypus von Dekkan verhält es ſich auch mit deſſen ethnographiſchen Verhältniſſen. Die großen Abtheilungen des Dravida-Stammes, mit welchen wir nun der Reihe nach Bekanntſchaft machen werden, nehmen beinahe haarſcharf die oben begrenzten Abſchnitte ein. Es ſind dies die Gonds in Godwana und die Khonds in Oriſſa; dann die Telingas, deren Gebiet im Süden von Oriſſa ſeinen Anfang nimmt und ſich über die Tafelländer von Heiderabad und Balaghat erſtreckt. Ferner die Tamulen, die im Carnatik und auf dem dahinter liegenden Hochlande ſiedeln. Das Plateau von Maiſur nehmen die Kanareſen ein, die weſtlichen Küſtenprovinzen die Malabaren, Tulus, und wenn man will auch die Todas, da die Neilgeris, die Heimſtätte der Letzteren, zu den Weſt-Ghats gehören.

Mädchen aus dem Khond Lande.

Wenn wir von Kalkutta, bis wohin wir unſere bisherigen Wanderungen erſtreckt haben, in ſüdweſtlicher Richtung verlaſſen, ſo iſt der Weg, den wir einſchlagen, der gleiche, den alljährlich zahlreiche Pilgerſchaaren zurücklegen. Dieſe Frömmſten der Frommen wandern nach der Tempelſtätte von Dſchaggernauth, wo der finſterſte Fanatismus durch Jahrhunderte ſeine ſcheußlichſten Orgien feierte. Den Gipfelpunkt wüthender Selbſtmarter bildete allemal jene gräßlichſte Scene, wo Dutzende von Büßern, die ſo bald wie möglich in's Paradies eingehen wollten, ſich vor den

gewaltigen Götzenwagen hinwarfen, um von ſeinen Rädern zur Ehre Gottes zermalmt zu werden. Mit der Inaugurirung der engliſchen Herrſchaft haben natürlich auch ſolche Sitten erhebliche Milderung erfahren, und wenn es zu Dſchaggernauth auch heute nicht an ekelhaften Ausſchreitungen gebricht, ſo unterbleiben wenigſtens die früher üblichen Räderungen.

Landeinwärts von dieſer geheiligten Stätte, am bengaliſchen Golfe, dehnt ſich das wilde Gebirgsland Oriſſa, die Heimat der Rhonds. Es iſt das Volk, welches die Menſchenopfer bis in's fünfte Jahrzehnt unſeres Säculums hinein mit wahrhafter Virtuoſität betrieben hatte. Erſt als ſich die oſtindiſche Regierung mit aller Energie in's Mittel legte, gelang es, dieſer Scheußlichkeit zu ſteuern, aber ganz glatt ging es hierbei nicht ab. Erſt nach wiederholten militäriſchen Expeditionen bis zu den entlegenſten Schlupfwinkeln und mit Zuhilfenahme belehrender Aufklärungen gelang das ſchwere, im Namen der Humanität durchgeführte Werk. Eine Hauptſchwierigkeit lag auch darin, daß die zur Opferung beſtimmten Individuen — »Meriah« genannt — keineswegs die Hand zu ihrer Rettung boten. Sie waren vielmehr ſtolz darauf, das Mittel zu ſein, durch welches für ihre Stämme und Familien die Gnade der Götter erwirkt werden konnte.

Ueber die Menſchenopfer unter den Rhonds hat uns General John Campbell, der ſich in den Jahren von 1840 bis 1854 der ſchwierigen Miſſion, von der eben die Rede war, zu entledigen hatte, die intereſſanteſten und belehrendſten Aufſchlüſſe gegeben. Nach ihm ſchlachteten die Rhonds ihre Opfer hauptſächlich dem Tado Pennor, dem »Gotte der Erde«, und zwar aus dem Grunde, um Unglücksfälle abzuwenden und gute Ernten zu erzielen .... Indeß herrſcht auch eine andere Anſicht, und ſie geht dahin, daß die Rhonds an einen »Gott des Lichtes« glauben, dem ſich eine Gattin, die »Erdgöttin«, beigeſellt hat: dieſe aber iſt eine Göttin der Finſterniß, von der alles Uebel herrührt. Sie iſt gleichzeitig eine Schickſalsgöttin, und um ſie gütig zu ſtimmen, ſeien Opfer, namentlich Menſchenopfer vonnöthen. Die »Meriahs« wurden nicht ſelten ſchon als Kinder der Erdgöttin geweiht. Indeß iſt von anderer Seite, und zwar durch die oben citirte Autorität bewieſen worden, daß die Mehrzahl der Opfer aus

angekauften, alſo fremden Perſonen beſtand. Die Lieferung der Meriahs war eine gewinnbringende Handelsſpeculation in den Händen von beſonderen Agenten oder Aufkäufern. Sie zogen, namentlich wenn in den nördlichen an Bengalen grenzenden Gebieten Hungersnoth war, in den Dörfern der Ebenen umher und handelten den armen Leuten Kinder ab, ſtahlen auch wohl dieſelben oder verlockten junge Burſche und Mädchen in die Gebirge, unter der Vorſpiegelung, ihnen dort lohnende Beſchäftigung zu verſchaffen. Dort wurden ſie mitunter jahrelang aufgeſpart und immer gut behandelt; ſie wußten ſehr wohl, was ihnen bevorſtand, ergaben ſich aber mit orientaliſchem Fatalismus in ihr Schickſal. Die Mädchen verheirateten ſich wohl auch mit einem Khond oder auch mit einem männlichen Meriah, und die Kinder wurden dann ebenfalls zu Schlachtopfern »aufgefüttert«.

Wahrhaft ſcheußlich iſt der Vorgang bei einer ſolchen Opferſcene, wie er uns von Campbell geſchildert wird. Einen Monat lang bis zu dem zum Opfern beſtimmten Tage wurden lärmende Feſtlichkeiten veranſtaltet. Man hielt Trinkgelage, ſchmückte das Meriah mit Blumen und führte wilde Tänze auf. Dann kam die Generalprobe. Das Opfer ward an den »heiligen Pfahl« gebunden, und zwar nachdem man es vorher berauſcht hatte; die Prieſter recitirten rituale Formeln und verkündeten ſowohl der Göttin wie dem Meriah ſelbſt, daß das Opfer den nächſten Tag ſtattfinden werde. War dieſer herangebrochen, dann ſalbte man das Opfer mit Oel, worauf zum heiligen Pfahl in feierlicher Proceſſion aufgebrochen wurde. So wankte das berauſchte Meriah bis zur Opferſtätte, umtobt von wildheulenden Fanatikern und einer betäubenden Muſik. Der Opferung ging das Schlachten eines Schweines voraus und das hierbei gewonnene Blut ward dicht unter dem Pfahl in eine Grube gelaſſen. Nachdem man das Meriah nochmals bekränzt und die Gunſt der Gottheit erfleht hatte, mußte jenes in die Grube ſteigen, um ſich in der ſchlammigen Blutlache gewaltſam ertränken zu laſſen .... Eine andere Art der Opferung beſtand darin, daß man das Meriah zwiſchen zwei Bambusbretter zerquetſchte und ihm zuletzt nach unſäglichen Leiden den Kopf abhieb. Noch ſchlimmer war ein dritter Vorgang. Nach dieſem wurde das Opfer bei lebendem Leibe förmlich zerſtückelt, wie denn auch bei allen übrigen Arten der Opferung, deren ritualer Abſchluß darin beſtand, daß alle Anweſenden — meiſt officielle

Digitized by Google

Repräſentanten einzelner Clane und Gemeinden — ſich aus dem Körper des Meriah ein Stück Fleiſch herausſchnitten und damit ſo raſch wie möglich zu ihren Götzenſteinen rannten, um den Opfertheil der Göttin darzubringen. Man vergrub das Fleiſch, um zu erwirken, daß die Kinder geſund heranwachſen, die Ernte gedeihe, die Heerde ſich mehre, der Feind beſiegt werde und keine Krankheiten das Volk heimſuchten.

Es hat ſeinerzeit den Engländern unſägliche Mühe gekoſtet, um dieſer Barbarei zu ſteuern. War es in dem einen Dorfe gelungen, die Menſchenopfer abzuſchaffen, ſo nahm das benachbarte Dorf hiervon nicht die geringſte Notiz. Es mußte daher in jedem einzelnen Orte eingeſchritten werden; unterdeſſen wurden aber die Bewohner der bereits bekehrten Dörfer wieder rückfällig, und erſt als die Engländer die Fanatiker aufforderten, es auf eine Probe ankommen zu laſſen, das heißt innerhalb einer beſtimmten Zeit keine Menſchenopfer zu bringen, um zu ſehen, ob die Göttin nicht etwa durch mildere Opfer gewonnen werden könnte, ließen die Scheußlichkeiten nach. Es gab nämlich in dem betreffenden Jahre eine ſehr ertragsreiche Ernte und die Heerden gediehen vorzüglich. Dieſer greifbare Erfolg brach das Eis, aber eben nur in jenem kleinen Diſtricte, wo er erprobt wurde .... Jahrzehnte noch währte der Kampf; heute werden überall dort, wo Englands Einfluß ein unmittelbarer, tief eingreifender iſt, keine Menſchenopfer mehr gebracht.

Daß es gelegentlich der vielen Rettungsverſuche an ergreifenden Epiſoden nicht fehlte, iſt wohl zu glauben. Anfangs wußten die geretteten Meriahs den Engländern wenig Dank. Sie vertraten die Meinung, daß ſie vom Schickſal zu dieſer grauſamen Beſtimmung auserſehen ſeien, und derſelben, wenn ſie fliehen wollten, niemals entgehen würden. In der That entliefen viele der geretteten Meriahs, namentlich Frauen.

Von einer ſolchen erzählt übrigens Campbell folgende rührende Geſchichte. Sie war mit ihren drei Kindern aus den Klauen der Rhonds gerettet worden, zeigte ſich aber hierüber wenig befriedigt. Seit langer Zeit war ſie mit dem Gedanken vertraut, daß ſie mit ihren Kindern bei einem großen Feſte geopfert werden ſolle, und dieſer Gedanke machte ſie förmlich ſtolz, ſie hatte Freude daran .... Nachdem ſie ſich ſpäter in ihr Schickſal gefunden hatte, bekannte ſie nachträglich, daß ſie noch ein

Digitized by Google

viertes, gleichfalls zum Meriah bestimmtes Kind besitze, und sie bat, daß man dasselbe retten möge. Das ging aber nicht an, denn die Jahreszeit war vorgeschritten und der betreffende Stamm den Engländern sehr feindlich gesinnt. Man vertröstete die Bedauernswerthe auf das nächste Frühjahr. Da verschwand sie ganz plötzlich aus dem Lager; die Kinder hatte sie zurückgelassen, was schließen ließ, daß sie selbst die Rettungsmission übernommen habe .... In der That kam sie nach vierzigtägiger Abwesenheit wieder in's Lager zurück, den geretteten Knaben an der Hand. Sie hatte sich, gerade zur Regenzeit, durch Urwälder und Sümpfe geschlichen, sich nur von Wurzeln und Früchten kümmerlich genährt und vor Angst und Schrecken beinahe die ganze Zeit schlaflos zugebracht — das heißt: wenn die Ermattung sie nicht inmitten in den Wäldern, in denen giftige Schlangen krochen und die Tiger brüllten, hinsinken machte. So war sie bis in ihr Dorf gelangt und sie benützte die zufällige Abwesenheit der Bewohner, um ihren Knaben aufzusuchen und fortzutragen. Der Rückweg war ganz mit denselben Beschwerden verbunden, und so konnte es nicht wundernehmen, daß sie krank und zum Gerippe abgemagert wieder im Lager eintraf .... Die Regierung verschaffte ihr und ihren Kindern sofort ein Unterkommen.

Aus den nunmehr herrschenden Verhältnissen unter den Khonds ist zu ersehen, daß sich die Stellung der Frauen entschieden gebessert hat. Sie besitzen Einfluß und werden mit Achtung, die Familienmütter sogar mit Auszeichnung behandelt. Ihr Einfluß erstreckt sich übrigens nicht nur über häusliche, sondern auch über öffentliche Angelegenheiten; der Gatte hat keine Eigenthumsrechte auf seine Frau, und er ist gezwungen, falls er sich eine Nebenfrau halten will, die Zustimmung seiner Gattin einzuholen; diese wird übrigens allemal gewährt, da die Anwesenheit einer solchen Nebenfrau im Hause die Rechte der legitimen Gattin in keiner Richtung alterirt. Kinder von Nebenfrauen haben auf das halbe Erbtheil Anspruch.

Die Hochzeits-Ceremonien sind etwas seltsamer Art. Da die Khonds sehr früh heiraten, so besteht in dem Ehebund eigentlich vorerst nur eine Art von Provisorium. Die Braut ist übrigens häufig um Vieles älter, das heißt: sie zählt beispielsweise sechzehn Jahre, indeß ihr Bräutigam erst im zehnten Lebensjahre steht. Nachdem von den Eltern der Ehepact

Digitized by Google

— der ein Kaufgeſchäft iſt — abgeſchloſſen, das heißt: der ſtipulirte Betrag in Form von Büffeln, Schafen, Schweinen, Hühnern, Getreide und Meſſingtöpfen feſtgeſetzt iſt, trägt man Reis und ſtarke Getränke in das Brauthaus, der Prieſter koſtet das Getränk, bringt den Göttern eine Spende und die beiderſeitigen Eltern erklären, daß die Ehe geſchloſſen ſei. Hierauf Tanz, Geſang und andere Luſtbarkeiten, zu welchen auch eine fingirte Entführung der Braut gehört. Der Prieſter, welcher bei Beginn der Feier dem Bräutigam und der Braut nach Hindu-Art eine gelbe Schnur um die Hälſe gelegt und ihre Geſichter mit einem Aufguß von Curcurmä beſprengt hatte, geleitet Beide nach Hauſe und ſpricht unterwegs eine Zauberformel, wenn etwa der Weg über einen Bach führt. Die junge Frau lebt gemeinſchaftlich mit dem ihr angetrauten Knaben in deſſen väterlichen Hauſe und hilft der Schwiegermutter, bis der Gemal ſo weit herangewachſen iſt, um ſeinem eigenen Hausweſen vorſtehen zu können ....

Wir haben vorher die Bemerkung gemacht, daß ariſche Elemente auch allenthalben die dravidiſche Bevölkerung Mittel- und Süd-Indiens durchſetzen, ja, in manchen Strichen ihrer Zahl nach ſogar entſchieden dominiren. Ariſchen Stammes iſt auch ein Nomadenvolk, das ſeit urdenklichen Zeiten ſowohl das eigentliche Hindoſtan wie die Tafelländer im Dekkan durchwandert. Es ſind die Banjaren (Banjari), ein ſchöner kräftiger Menſchenſchlag, der Lebensweiſe und dem Habitus nach lebhaft an die Zigeuner erinnernd. Sie nomadiſiren übrigens nicht ziel- und planlos. In Mittel- und Süd-Indien, wo das Verkehrsweſen noch wenig entwickelt iſt und die Straßen Vieles zu wünſchen übrig laſſen, bilden ſie förmliche Approviſionirungs-Colonnen. Sie transportiren Getreide und treiben Viehheerden, entweder auf Beſtellung oder aus Privatſpeculation aus einem Diſtrict in den anderen, und zu Zeiten bedient ſich ihrer wohl auch die Regierung. Berühmt ſind die Banjari-Frauen für ihre Schönheit. Schlank von Wuchs, mit feingeformten Gliedmaßen und edlem Geſichtsausdruck, prägt ſich in jeder ihrer Bewegungen Anmuth und Stolz aus. Ihre Kleidung beſteht aus einem kurzen Jäckchen, das die Bruſt umſpannt, und einem langen faltigen Rocke. Ueber den ſpitzgeformten Kopfputz wird ein Tuch geworfen, das rückwärts über die ganze Geſtalt herabfällt und in das ſich die Frauen wie in einen Mantel hüllen. Ganz eigenthümlich

iſt die Sitte, daß die Banjari-Frauen das ganze Vermögen ihrer Gatten in Geſtalt eines oft große Summen repräſentirenden Schmuckes auf ſich hängen. Es ſind dies Ohren- und Naſenringe, Ringe und Ketten in den Haarflechten, Muſchelhalsbänder, zahlreiche roth- und blaugefärbte Elfenbeinringe um den Ober- und Unterarm. Selbſt an den Fußknöcheln erblickt man oft ſchwere Metallringe, die mit vielen kleinen Schellen beſetzt ſind.... Dieſe wandelnden Raritätenſchreine nehmen ſich namentlich während des Zuges recht maleriſch aus. Auf hohem Kameelrücken thronend, die Gewandung graziös gefaltet, ein Kind in einem Rückenſacke und in den Händen die Mandoline — das iſt die typiſche Staffage in jenem buntfärbigen, lebensvollen Bilde. Die Stellung des Weibes läßt freilich Vieles zu wünſchen; auf der Wanderung fällt ihm faſt ganz die Wartung und Pflege der Heerden zu, während die Männer für deren Sicherheit ſorgen, indem ſie die Umgebung des Lagerplatzes abpatrouilliren und wohl auch zum Schutze gegen feindliche Ueberfälle oder Attaken wilder Beſtien Außenpoſten aufſtellen....

Solchen maleriſchen Aufzügen begegnen wir auch auf unſerem Wege aus dem waldreichen Oriſſa in's Innere von Dekkan. Wir gelangen ſo in das Gebiet der nördlich der Rhonds wohnenden Gonds (Gondas), ſpäter in's Gebirge von Gondwana und, immer weſtwärts vorrückend, in die geheiligten Waldlandſchaften des Mahadeo-Gebirges. Zu Zeiten wimmelt es auf all' den Wegen und Stegen, welche vom nördlichen Vindhya-Gebirge herabführen, von Pilgern. Die ganze Gebirgskette iſt nämlich dem Siwa geweiht, und wo ihre ſchroffen Felshäupter am höchſten aufragen, liegt die heilige Cultusſtätte. Hier ſind Natur und Menſchen noch gänzlich unberührt von abendländiſchem Einfluſſe geblieben. Waldgebirge in regelloſer Anordnung füllen das weitläufige Territorium im Süden der Mahadeo-Kette aus. Wenn man dieſe überſchreitet, gelangt man in das Thal des Tapty-Fluſſes und nach abermaliger Querung eines Parallelzuges in das Thal der Nerbuda. Es ſind die einzigen größeren Flüſſe Dekkans, die der Weſtküſte zuſtrömen und ſich in's Arabiſche Meer ergießen; alle übrigen folgen der natürlichen Abdachung der ſüd-indiſchen Halbinſel gegen Oſten und münden in den Golf von Bengalen.

Les Tuileries brûlent : on voit de la Concorde les dômes incendiés. Les colonnes d'air tremblent aux palissades des anciennes Tuileries, et, dans le jardin, les arbres, les statues, les massifs de fleurs, toutes les choses que nous avons connues, ont fait place à un désert de flammes où rien d'autre, sur le sol, ne brûle, que l'air.

PARIS. — Un arbre de mai sur lui, un arbre planté en face, devant deux anciennes Tuileries, un arbre, un vrai arbre, un arbre de mai, un arbre de mai sur lui, un arbre de mai, un arbre, un arbre, un arbre

routine und Unternehmungsgeiſt, nicht minder aber durch Wohlthätigkeitsſinn und Streben nach Fortſchritt und Bildung aus. Bombay war die erſte Stadt Indiens, von der eine lebhaftere Agitation zur Hebung des weiblichen Schulunterrichtes ausging, und wie wir ſchon in einem früheren Abſchnitte geſehen haben, war dieſe geiſtige Bewegung von entſchiedenem Erfolge begleitet. Die indiſchen Parſis unterſtützen auch ihre in ziemlich drückenden Verhältniſſen lebenden Glaubensgenoſſen in Perſien (in Yezd) in ausgiebigſter Weiſe, doch hat es den Anſchein, daß dieſer Liebesdienſt gleichwohl nicht hinreicht, um die iraniſchen Brüder aus ihrer Verkommenheit aufzurütteln ....

Banjari-Frau.

Bei den Hindu, welche im Dekkan ſiedeln, herrſchen natürlich dieſelben Sitten und Gebräuche, wie unter ihres Gleichen im übrigen Indien. Höchſtens, daß Raum und Zeit und dravidiſche Einflüſſe hie und da Einiges modificirt haben. Auch exiſtiren mehrere Secten, von welchen namentlich die der Dſchangam weit verbreitet iſt .... Auch unter den Hindu im Dekkan giebt es verſchiedene Arten der Verheiratung, doch kommt in der Brahmanen-Kaſte nur eine einzige vor. Allemal wird der Aſtrolog zu Rathe gezogen; er notirt ſich die Namen der Brautleute und beſtimmt dann den Vermälungstag. Mit dem »Saptapadi«, das heißt: mit dem ſiebenmaligen Umſchreiten des Hausfeuers iſt die Ceremonie oder vielmehr der Ehebund geſchloſſen. Bei anderen Kaſten weichen die

Gebräuche mehr oder weniger ab. In der Regel wird das Haus, in welchem die Hochzeit gefeiert werden soll, gescheuert und ausgeschmückt. Man errichtet eine Art Triumphthor aus Bambusstöcken und Blattwerk und verziert die Eingangsfront des Gebäudes mit Palmenwedeln und Blumen. Alle an der Feier theilnehmenden Personen tragen Kleider entweder von brauner oder weißer Farbe. Während der Ceremonie pflegen die älteren Frauen zu rufen: »Möge das Paar vereinigt sein wie Rama und Sita!« .... Rama ist nämlich ein im Dekkan sehr beliebter Gott und viele Männer nennen sich nach ihm, während der Name der Göttin, der keuschen, zärtlichen Sita, bei den Frauen beliebt ist. Rama ist nämlich eine Incarnation Wischnus, und seine Thaten im gemeinschaftlichen Kampfe mit den Aryas gegen die einheimische Bevölkerung Süd-Indiens finden sich in dem alt-indischen National-Epos »Ramayana«, dessen Verfasser Valmiki ist, aufgezeichnet.

Nun noch Einiges über die Secte der Dschangams; sie sind im Gegensatze zu den Brahmanen, welche die Vielgötterei bekanntlich in's Unsinnige getrieben haben, Monotheisten. Ihr Stifter nennt sich Basawa, und seine Glaubenssätze sind in der That so unvernünftig nicht, als die Brahmanen glauben machen möchten. Basawa hat die Kasten-Unterschiede bedeutend gemildert und namentlich gegen die unwürdige Behandlung der Frauen Protest erhoben. Basawa zeigte überhaupt große Achtung für diese letzteren und er spricht in seinem Codex für sie in einer zarten Weise, welche zu den plumpen Ausdrücken der brahmanischen Bücher über das weibliche Geschlecht einen erfreulichen Gegensatz bildet. Durch die Art und Weise, wie die Dschangams ihre Frauen behandeln, unterscheiden sie sich von allen übrigen Indern. Die Polygamie ist nur ausnahmsweise gestattet, und zwar in der Form, daß der Mann eine zweite Frau ehelichen darf, wenn die erste ihn mit keiner Nachkommenschaft beschenkt hat. Dabei ist aber die Einholung der Zustimmung von Seite der Gattin unerläßlich. Während der Brahmane gesetzlich gezwungen ist, zu heiraten, ist der Dschangam in dieser Hinsicht Herr seines Willens. Witwen dürfen sich wieder verheiraten, wenn sie aber das Witwenthum vorziehen, müssen sie auf allen Schmuck verzichten und sich das Haupthaar abschneiden lassen. Bemerkenswerth ist auch, daß die Dschangams den Gruß der Frauen erwidern, während dies die Brahmanen nicht thun. — —

Wir müssen nun einer Repräsentantin der indischen Frauenwelt gedenken, die weit über die Grenzen ihrer engeren Heimat berühmt ist. Das ist die Bajadere, jenes verlorene Geschöpf, welches uns in Goethe's herrlicher Ballade als ein poetisch verklärtes Wesen so wunderbar bestrickend entgegentritt. Die Wahrheit an diesem Bilde läßt aber sehr Vieles zu wünschen übrig. So wenig der indische, wie überhaupt der orientalische Tanz das ist, als was er im Abendlande vielfach gehalten wird, so wenig ist die Bajadere eine poetische Erscheinung. Zwar ist die indische Bajadere im Allgemeinen besser als ihr Ruf, wer aber ihren Tanz sieht und ihren Gesang hört, der muß sich bitter enttäuscht fühlen. Es giebt nichts Einförmigeres als die Tänze der »Nâtsches«, wie in Indien die Bajaderen genannt werden. Einige Männer schlagen auf Trommeln und Cymbeln und begleiten so die Bewegungen der Tänzerinnen, während einige andere Bajaderen, die rings im Kreise sitzen, mit den Händen den Tact schlagen und einen monotonen Chor absingen. Die Tänzerin macht weniger durch ihre Mimik, als vielmehr mit dem bunten Plunder, der an ihr hängt, namentlich aber mit den Schellen und Knöchelspangen, Effect. Meist sind die Bajaderen in reiche Kleider gehüllt und sie machen dann immer einen soliden Eindruck. Freilich gilt dies nicht in allen Fällen und bei der großen Mannigfaltigkeit in den landesüblichen Sitten und Gebräuchen unter den zahlreichen indischen Volksstämmen erhält auch das Costüm der Tänzerinnen da oder dort eine andere Façon. Als non plus ultra des Pikanten gilt eine Toilette, die aus einem kaum unter den Busen reichenden Netz-Jäckchen, einer Pluderhose und einem großen, den ganzen Körper umflatternden Schleier besteht. Durch das Arrangement dieser Kleidungsstücke, von denen das Jäckchen zu wenig herab- und die Beinkleider zu wenig hinaufreichen, bleibt der Theil des Körpers von der Magengrube bis zu den Hüftknochen vollständig nackt ....« Da die ganze bajaderische Tanz-Mimik sich auf Windungen und Drehungen des Oberkörpers beschränkt, also von den Hüften ausgeht, so läßt die Plastik solcher »Kunst« diesfalls allerdings nichts zu wünschen übrig.

Wenn die Bajadere tanzt, so gesellt sich zu ihren Körperverrenkungen meist noch ein plumpes Stampfen mit den Füßen, daß die Schellen und Spangen betäubend rasseln. Der Geschmack an solchem Spectakel scheint

Digitized by Google

uralt zu ſein; ſelbſt in den altindiſchen Poeſien finden ſich die betreffenden Anhaltspunkte. So ſingt Kalidaſa im »Rituſanhara«:

„Wenn die hüftenſchweren Füße
Mit den Glöcklein ſüß erklingen,
Und bei jedem Schritte gleichſam
Wie ein Hanſa lieblich klingen" — ꝛc.

Banjarinnen auf der Wanderung.

Und in dem Gedichte: »An die Geliebte« nach dem Tſchaura-pantſchaſika heißt es:

„Auch jetzt noch wird mein Herz berauſcht
Beim Ton der gold'nen Spangen,
Die hold bei Handgezweiges Hin-
Und Herbewegen klangen" . . . .

Digitized by Google

Um ein weiteres Beiſpiel zu geben, wie dem Schmucke ſelbſt eine active Rolle zufallen kann, citiren wir aus demſelben Gedichte eine andere Stelle, in der es heißt:

„Auch jetzt noch denk' ihr Antlitz ich,
Wie einſt im glühenden Lieben;
Vom gold'nen Ohrenſchmucke war
Die Wange faſt zerrieben —
Wie nach der Liebesluſt darauf
Gar viele Tröpflein glänzten,
Und es wie Perl' und Edelſtein,
Ein ſchöner Schmuck, umkränzten."

Trotz ſolcher poetiſchen Ueberſchwänglichkeit ſpielt in den indiſchen Dichtungen der Tanz auch nicht die beſcheidenſte Rolle. Seien die Bilder noch ſo farbig, die Vergleiche noch ſo hyperboliſch, die Sprache noch ſo glühend und leidenſchaftlich — die Kunſt der Bajadere geht allemal vollſtändig leer aus. Man preiſt des Leibes ſchöne Formen, den vom ſeidenen Gurt umſchnürten und »ſandelreichen« Buſen, den »Honig, der im Seufzer auf der Liebſten Lippen ſchwebt«, und bewundert mit trunkenem Blick die vom Gürtelſchmuck umſpannten Hüften. Um das Bild zu vervollſtändigen, berauſcht ſich die Phantaſie an den Perlenreihen, »die das Buſenrund hold umlächeln«, und an dem Lockenmeer, das das mondesbleiche Antlitz umfluthet. Der Geliebte gedenkt des Mädchens,

Bajadere aus Heiderabad.

„Das ſich, vom Trank des Weines
Geröthet, zart im Liebesſpiel
Und hold bewegt wie keines;
Des Mundes mit der Betelnuß,
Des freien Aug's, des ſchwanken,
Des Krokus-, Sandel-, Moſchusduft-
Umrauſchten Leib's, des ſchlanken" ....

Eine Gattung von indiſchen Bajaderen führt die Bezeichnung: »Sklavinnen der Gottheit« — Dewadaſchi; von den Portugieſen wurden

ſie als Balladeiros (Tanzmädchen) bezeichnet, woraus offenbar der ſpätere Name »Bajaderen« entſtanden iſt. Ihre Kunſt gilt hier nur religiöſen Zwecken, und nachdem die zu Dewadaſchis erwählten Mädchen im Tanz und in der Muſik von einer Lehrerin (Daja) die gehörige Ausbildung erhalten haben, werden ſie entweder dem Wiſchnu oder dem Siwa geweiht. Wie abweichend übrigens dieſe Inſtitution von unſeren gewöhnlichen Vorſtellungen vom Bajaderen-Beruf iſt, erſieht man am beſten daraus, daß die Dewadaſchis ihre Kunſt nur in den Tempeln ausüben und dieſen ſelbſt niemals verlaſſen dürfen. Die Ehe iſt ihnen zwar geſtattet, doch iſt der Fall nicht ſelten, daß ſolche Bajaderen das Keuſchheits-Gelübde ablegen .... Im erſteren Falle darf der Gatte niemals zur Tempelgemeinſchaft gehören.

Nur Mädchen der höheren Kaſten können die privilegirte Stellung von dem Wiſchnu oder Siwa geweihten Dewadaſchis einnehmen. Die Anderen, zum Dienſte der übrigen Götter beſtimmten »Gottheits-Sklavinnen«, gehören der Sudra-Kaſte an, wohnen in Städten und Dörfern und würzen wohl auch die häuslichen Feſtlichkeiten der Inder durch ihre Kunſt. Der niederen geſellſchaftlichen Stellung entſprechend, genießen dieſe Dewadaſchis viel größere Freiheiten und ſie können ſelbſtverſtändlich auch den Tempel, in welchem ſie jeweilig tanzen, verlaſſen. Ja, ſie ziehen von Ort zu Ort, immer von Muſikanten begleitet, und üben da und dort ihre göttliche Kunſt aus, die begreiflicherweiſe nicht religiöſen Zwecken allein dient. Dieſe Bajaderen legen großen Werth auf materiellen Erwerb, und da ſich ſolcher nur durch Productionen in weltlicher Geſellſchaft erringen läßt, ſo dürften die Dewadaſchis aus der Sudra-Kaſte mit Recht in dem Rufe eines zügelloſen Lebens ſtehen. Sie ſind übrigens hauptſächlich auf den Gelderwerb erpicht, damit ſie, alt und reizlos geworden, an ihrem Lebensabend eine ſorgenloſe Exiſtenz genießen können. Es giebt in Indien, namentlich im Süden der Halbinſel, förmliche Pflanzſtätten für ſolche Bajaderen. So oft die älteren heimkehren, ziehen die jungen Dewadaſchis aus, und in der Zwiſchenzeit wird der Nachwuchs herangebildet. Eine gewiſſe Berühmtheit in dieſer Hinſicht genießen die Mädchen aus Anbota, einer Stadt an der Weſtküſte unweit von Mangalur ....

Im Lande der Radſchputen herrſcht hinſichtlich der Bajaderen ein ganz merkwürdiger Brauch. An hohen Feſttagen wählen ſich dieſe unter

Digitized by Google

den Hofbeamten einen Patron, der sie dann in seinen Palast laden und neun Tage behalten muß. Sie führen dann die religiösen Tänze der »Nauratri«, das ist der »Neun Nächte«, auf und genießen überhaupt große Freiheiten innerhalb der Palastmauern ihres Schutzherrn. Es sind ihrer oft 150—200 und mehr, welche auf diese Weise Einlaß erhalten. Sie marschiren in militärischer Ordnung auf, um sich dann singend und tanzend in Gruppen aufzulösen .... Die religiösen Tänze finden nur bei Nacht statt, und zwar auf irgend einer Schloßterrasse, oder auf einem grünen Rasen. Man zündet wohlriechendes Holz in auf hohen Stangen befestigten Körben an, und die flackernden Flammen sollen den Tänzerinnen ein ganz eigenthümliches, gespensterhaftes Aussehen verleihen. Denkt man sich eine indische Sommernacht hinzu, die einförmige Musik, das Geklapper von mehreren hundert Knöchelspangen und das schrille Jauchzen der Nätsches: dann mag ein solches Bild allerdings einen Reiz besitzen, der dem Europäer zwar nicht poetisch, immerhin aber fremdartig und fesselnd erscheinen dürfte ....

Ein anderes indisches Gebiet, in welchem jederzeit eine große Nachfrage für Bajaderen ist, ist Heiderabad, das Reich des »Nizam«. In der gleichnamigen Hauptstadt dieses ausgedehnten mohammedanischen Staates entfalten die Tänzerinnen oft ein blendendes Schaugepränge, wie denn auch hier, im Innern von Dekkan, das unverfälschte asiatische Leben noch immer vollkräftig pulsirt. In den Straßen Heiderabads herrscht das pittoreskeste Völkergewühl. Man sieht stattliche Männer mit goldgestickten Turbanen und weißen Baumwollengewändern oder seidenen Talaren; Frauen, welche lange, eng anliegende Beinkleider und ein Gewand tragen, das kaum die Brust verhüllt und den Rücken bloßlegt, drängen sich dazwischen. Ihre Gesichter sind durch eine feine Drahtmaske dem Anblicke gänzlich entzogen. Man erblickt auch vergoldete, dicht verschlossene Palankine, dann Hunderte von Elephanten, die rothe, goldgestickte Schabracken tragen, und auf ihren breiten Stirnen einen gemalten riesigen Halbmond zeigen .... In diesem bewegten Bilde, zu dem noch prächtig gekleidete Reiter, bewaffnete Garden, nackte Arbeiter u. s. w. gehören, fehlen nie jene sonderbar geformten Fuhrwerke, welche sich mit ihren farbigen Draperien nur langsam vorwärts bewegen .... In diesen Fuhrwerken sitzen die Bajaderen. Sie sind alle

reich mit Perlen und Edelsteinen geschmückt und singen muntere Weisen zum Tone der Trommeln und Cymbeln. Abends sieht man dann da und dort — meist in den Höfen der Häuser — diese »göttlichen« Tänzerinnen ihre Kunst executiren, unter herrlichen tropischen Baumgewächsen und im Zwielichte vielfärbiger Papierlaternen, die einen magischen Dämmerschein über die Scene hauchen .... Solche und ähnliche Schauspiele beweisen in der That, daß in Heiderabad von allen indischen Städten sich das Gepräge des echt Orientalisch-Indischen noch am reinsten erhalten hat ....

Todas Frau.

Im Südosten des Territoriums Heiderabad, und zwar von der Mündung des Krischna-Flusses angefangen, nimmt der bengalische Küstenstrich »Carnatic« seine Ausdehnung. Er reicht, indem er die oft hundert Kilometer breite Gestade-Ebene zwischen der Küste Coromandel und den Ost-Ghats einnimmt, bis zur Südspitze Indiens, also bis zum Cap Comorin. Wenn wir dieses Gebiet tiefer landeinwärts uns in seiner Begrenzung erweitert denken, so daß noch ein Theil von Maisur mit der gleichnamigen Hauptstadt und Bangalur, sowie einige Striche am Abhange der West-Ghats in die zu ziehende Linie fallen, so haben wir ein Territorium vor uns, welches sozusagen ausschließlich von einem großen Volksstamme der Travida-Race bewohnt wird ....

Es sind dies die Tamulen, deren Zahl auf rund 12 Millionen geschätzt wird. Sie sind in Süd-Indien entschieden das zahlreichste Volk, namentlich im Hinblicke auf einzelne Gebirgsstämme des Neilgeris-

Digitized by Google

Diſtricts, die oft nur nach wenigen Tauſenden zählen, dennoch aber eine unleugbare Rolle in der Ethnographie Indiens ſpielen .... Unter den Tamulen arbeiten ſeit langen Jahren verſchiedene Miſſions-Geſellſchaften mit verhältnißmäßig gutem Erfolge. Ihrem Religions-Bekenntniſſe nach ſind ſie Siwaiten, das heißt ſie anerkennen nur Siwa, den Gott des Feuers und der Zerſtörung, als den alleinigen Beherrſcher des Himmels und der Erde, während unter den Hindu Gott Wiſchnu die erſte Rolle ſpielt. Siwa iſt im nördlichen Indien nur wenig bekannt, wie ja auch die vier Vedas vom Siwa-Dienſte gar nichts enthalten; im Süden aber iſt Siwa der eigentliche Gott, um den das Volk ſich ſchaart. Während der Wiſchnu-Dienſt im ganzen Tamulen-Lande nur 108 Haupttempel zählt, hat Siwa 1008, und des Siwa rundbäuchiger Sohn, der Ganeſa mit dem klugen Elephantengeſichte, iſt recht eigentlich der Hauptgott der Tamulen. Der Grund dafür, daß im Süden der Siwa-Dienſt ſo vorherrſcht, liegt jedenfalls in der Anknüpfung, welche derſelbe in dem ihm vielfach ähnelnden Dämonendienſte der dravidiſchen Bevölkerung fand, wie ſolcher ſich bei allen wilden Bergvölkern noch heute zeigt, wie beiſpielsweiſe bei den Schanars in Tinevelly ....

Canareſin aus Mangalur

Im Uebrigen gelten die Tamulen für das gebildetſte, culturfreundlichſte und unternehmendſte Volk der Dravida-Race. Ihre Frauen ſind äußerſt arbeitſam und eine große Zahl derſelben findet mit ihren Männern alljährlich lohnende Beſchäftigung auf Ceylon, wo ſich bereits eine tamuliſche Arbeiter-Bevölkerung dauernd angeſiedelt hat. Die Tamulin iſt ſehr dunkelfarbig; von Geſtalt iſt ſie klein und zierlich, dabei phyſiſch ausdauernd und unermüdlich in Angelegenheiten, die das Hausweſen und die Familie betreffen.

Digitized by Google

An der Weſtgrenze des Tamulen-Landes, hart am Südrande des Plateaus von Maiſur und gewiſſermaßen das Süd-Ende der Weſt-Ghats bildend, erſtrecken ſich die »blauen Berge« — die Neilgeris — die Heimat mehrerer kleinerer Gebirgsſtämme, von denen namentlich die Todas bemerkenswerth ſind .... Ueber die ethnologiſche Stellung der Todas gehen übrigens die Meinungen auseinander. Während J. F. Metz ſie nicht als einen autochthonen Stamm der Neilgeris erkennen kann, da man in den Gräbern dieſes Gebietes Werkzeuge gefunden hat, die auf die einſtmalige Anweſenheit eines ackerbautreibenden Volkes ſchließen laſſen, während die Todas Nomaden ſind, hält ſie andererſeits Roß King, der drei Jahre unter ihnen gelebt hat, für die wahren Ureinwohner der »blauen Berge«. Sie ſind ſchlank, kräftig, ſehr ebenmäßig gebaut, das Geſicht von geradezu altrömiſchem Schnitt. Auch tragen Frauen und Männer als einziges Kleidungsſtück eine Art Toga von weißem Wollſtoffe.

Die Frauen der Todas ſind weniger dunkelfärbig als die Männer: ihr Geſicht beſitzt einen angenehmen, ſympathiſchen Ausdruck, namentlich in der Jugend. Sie ſind ziemlich hoch gewachſen — eher groß als klein — ſind körperlich gut entwickelt und ihre Hände und Füße zeichnen ſich dadurch aus, daß ſie klein und zierlich ſind. Das feine, glänzend ſchwarze Haar hängt in Locken bis auf den Buſen herab, und man verwendet auf dasſelbe große Sorgfalt; als Pomade dient Ghi, ſchmalzige Büffelbutter .... Der Habitus einer Todas-Frau wäre unvollſtändig beſchrieben, wenn wir nicht der verſchiedenen Schmuckſachen erwähnen würden, die unter den Schönen der Neilgeris ſehr beliebt ſind. Sie tragen Halsbänder von maſſivem Edelmetall, außerdem große ſilberne Ohrringe und Bracelets, auch goldene, ſilberne oder minder werthvolle Metallringe an den Fingern, Meſſingbänder an den nackten Oberarmen, manchmal auch Metallgürtel über der maleriſch drapirten weißen Baumwoll-Toga ....

Unter den Todas finden wir eine ſociale Einrichtung, die heute nur mehr bei wenigen Völkern beſteht, die — Polyandrie oder Vielmännerei. Man kennt zwei Arten derſelben: die rohere und die höhere Form, und zwar beſteht die erſtere darin, daß mehrere Männer, die zu einander in keinem verwandtſchaftlichen Verhältniſſe ſtehen, eine Frau nehmen, während die zweite Art dahin modificirt erſcheint, daß nur Brüder die gemeinſamen

Familien- und Gatteurechte einer Frau gegenüber theilen. Es braucht wohl nicht besonders erwähnt zu werden, daß diese Einrichtung einfach nur deshalb besteht, weil das weibliche Geschlecht bei den Todas numerisch unverhältnißmäßig schwach vertreten ist.... Die Verlobung des ersten Gatten findet schon in früher Jugend statt; alle anderen Brüder dieses Bräutigams sind von ihrer Geburt ab an dessen zukünftige Frau gebunden. Erst im Alter von fünfzehn Jahren erhält die Braut Aussteuer und Mitgift, worauf die Vermälung sofort stattfinden kann. Andere Beobachter wollen übrigens wissen, daß diese Aussteuer nicht geleistet wird, sondern daß jeder der Brüder vielmehr eine Kaufssumme erlegen muß. Die Hochzeits-Ceremonie ist höchst einfach; die Braut wird nämlich in das Haus ihrer künftigen Ehemänner gebracht, wo sie sich niederkniet, damit ihr diese der Reihe nach zuerst den rechten, dann den linken Fuß auf den Nacken setzen. Das ist Alles, will man von den üblichen Schmausereien und dem bischen Tanzvergnügen absehen.... Die Witwen-Verbrennung ist nicht mehr üblich; wohl macht die Zurückgebliebene bei der Feuerbestattung ihres heimgegangenen Gatten auf ceremoniöse Weise Miene, sich in die Flammen zu stürzen, sie wird aber allemal in ihrem Vorhaben gehindert. Dafür ist die Ermordung weiblicher Kinder leider bis auf den Tag im Schwange gewesen, wohl ein Hauptgrund, daß unter den Todas an weiblichen Individuen ein so großer Mangel herrscht. Seitdem die Engländer die »blauen Berge« der angenehmen und gesunden Luft halber, die sie auszeichnet, zu einer Gesundheitsstation gemacht haben und viele Europäer sich in denselben ansiedeln, dürfte dem Unfuge des Kindermordes wohl auch hier gesteuert werden, wenn dies überhaupt noch nicht geschehen ist....

Indem wir uns mit den anderen kleinen Stämmen der Neilgeris (Badagas, Kurumbar und Kotas) nicht weiter befassen wollen, steigen wir in's Land der Canaresen hinab, die mit jenen einem gemeinsamen Sprachgebiete angehören. Dieses Land ist das Plateau von Maisur mit Einschluß des Küstenlandes von Canara.... Den südlichen Gestadebezirk — die sogenannte Malabar-Küste — nehmen die Malabaren (oder Malayala's) ein.... Die Frauen beider Stämme sollen etwas sehr Gewinnendes besitzen und der Reisende Lehnert ist ganz entzückt von der malerisch und bunt gekleideten, schmuckbedeckten, ebenholzfärbigen Malabarin.

Digitized by Google

»Schlank und geſchmeidig, ſchreitet ſie mit einer natürlichen Eleganz einher, um welche ſie ſo manche Dame beneiden könnte« .... Die Kleidung der Malabarin beſteht für gewöhnlich aus einem weißen, rothgeſäumten (wie bei den Todas) oder gelbrothen Tuche, das um die Hüfte und dann über die Schulter und quer über die Bruſt gezogen wird. Das gebräuchliche Schmuckrequiſit unterſcheidet ſich durch nichts von dem der meiſten übrigen Süd-Inderinnen: Ringe an den Fingern und Zehen, Metallſpangen an den Armen und Fußgelenken, Halsketten aus Gold oder Korallen und die abſcheulichen Filigran-Räder, welche in die oft zollgroßen Löcher der Ohrlappen eingefügt werden. Natürlich darf auch der Naſenring nicht fehlen.

Singhaleſinnen.

Das Küſtenland Malabar reicht geographiſch bis zum Cap Comorin. Wir wären ſonach an's Ende unſerer vielfachen Wanderungen durch ganz Indien gelangt und hätten an die vielen ethnographiſchen Bilder nun noch jenes von den Singhaleſen, den Bewohnern der Inſel Ceylon, anzufügen. Die Singhaleſen ſind, ein autochthoner Volksſtamm des Inſelgebietes, das ſie einnehmen, und ſie bilden, wie ſchon einmal erwähnt, mit den Dravidas im engeren Sinne und dem Munda-Stamm eine der drei Gruppen der Dravida-Race. Sie ſind ein ſanftes, nachgiebiges, dabei aber

auch ziemlich träges und sorgloses Völkchen. Unter ihren Frauen und Mädchen dürften viele — wenn den diesfälligen Schmeicheleien neuerer Reisender zu trauen ist — Anspruch auf tadellose Schönheit machen. Sie haben im Allgemeinen einen schlanken Wuchs, langes glänzendes Haar und schöngeformte Gliedmaßen; den oft feingedrechselten Körper umschließt ein farbiges Unterkleid und eine weiße luftige Jacke. Den Kopf, durch dessen Knollenchignon große Nadeln gesteckt werden, tragen sie recht anmuthig; aber im Blicke liegt etwas Furchtsames und Unruhiges. Erwähnen möchten wir auch, daß bei den Singhalesinnen der nach oben kronenartig ausgezackte Haarkamm kein Toilettestück bildet, wohl aber bei den — Singhalesen. Dieses Detail paßt vollkommen zu der weichmüthigen und weiblichen (um nicht zu sagen weibischen) Art der singhalesischen Männer. Ihr ganzes Wesen hat etwas Verschwommenes und Unbestimmtes an sich, auch in Bezug auf den Buddhismus, zu welchem sie sich bekennen.

Aus dem socialen Leben wären vor Allem die originellen Hochzeitsgebräuche hervorzuheben. Der heiratslustige Jüngling kann allemal hinsichtlich seiner Wahl nach freiem Entschlusse handeln, vorausgesetzt, daß er das sechzehnte Lebensjahr zurückgelegt hat. Um hinsichtlich der Heiratsfähigkeit der Mädchen Orientirung zu gewinnen, herrscht unter den Singhalesen der Brauch, daß die Altersreife der einzelnen Mädchen durch ein auf Gemeindekosten zu veranstaltendes Familienfest bekannt gegeben werde. Hierauf treffen die Candidaten ihre Wahl. Die Mutter eines solchen Bräutigams begiebt sich zur Erwählten und stellt eine genaue Prüfung über die physische Beschaffenheit derselben an, und hat sie diese befriedigt, so übersendet sie kurz hierauf der Braut ein Betelblatt, wodurch die Verlobung bindend wird .... Zur Vermälungsfeier finden sich vorerst die Männer in der eigens zu diesem Zwecke errichteten Bambushütte ein, ausgenommen der Bräutigam, der unterdessen seine Braut, welche daheim im Kreise ihrer Freundinnen und der weiblichen Verwandten speist, mit Schmuckgegenständen und Kleidern beschenkt. Hierauf erscheint auch der Bräutigam im »Mandu« (die erwähnte Bambushütte), nachdem ihm zuvor von einem Diener die Füße gewaschen wurden. Bald hierauf beginnt die Hauptceremonie, die wir kurz in Folgendem zusammenfassen. Nachdem der Astrologe den günstigen Moment für den Beginn der Ceremonie gegeben,

Digitized by Google

wird von einem Gerüſte, auf welchem Reis und allerlei Früchte aufgethürmt ſind, eine Cocusnuß herabgeholt und entzweigeſpalten. Das iſt das Zeichen, daß die Braut einzutreten hat; ſie erſcheint in Begleitung ihrer Mutter und beſteigt dann das erwähnte Gerüſt, den Blick dem günſtigen Sterne zugewendet. Gleichzeitig legt ſie den Brautſchmuck an, und wenn ſie die Toilette beendet hat, vertheilt ſie unter die Anweſenden Betelblätter. Jetzt tritt der Bräutigam vor, träufelt einige Tropfen Sandelöl auf ſeine Erwählte und zieht dann aus ſeinem Kopfputze einen Faden hervor, mittelſt welchem von einem der Väter des Paares den jungen Leuten die beiden kleinen Finger zuſammengebunden werden. Indem ſie vom Gerüſte gemeinſchaftlich herabſchreiten, zerreißen ſie dieſe leichte Feſſel. Dann folgen Schmauſereien und andere kleine Luſtbarkeiten. Sehr läſtig dünkt uns die Sitte, daß die Neuvermälten drei, oft auch mehr Tage ununterbrochen ihre Hochzeitskleider anbehalten müſſen.

Unter den Singhaleſen hat bis zum Jahre 1859 ganz allgemein die Polyandrie beſtanden, und da ſie durch Religionsgeſetz geſtattet war, ſo hatten die Engländer mannigfache Schwierigkeiten zu beſtehen, um dieſe Unſitte auszurotten. Im heiligen Bezirke von Anaradhapura kommt ſie noch heute vor und die Behörden ſind gezwungen, durch die Finger zu ſehen ....

Tamulin (Madras).

Hinter-Indien
und der
malayische Archipel.

Uebersicht.

Wenn wir den Boden der »goldenen« oder hinter-indischen Halbinsel betreten, so eröffnet sich uns eine andere Welt, die von jener Vorder-Indiens merklich verschieden ist. Es ist die Gruppe der indo-malayischen Staaten: Birma, Siam und Cochinchina (Annam), mit den dazu gehörigen Alpengebieten der sogenannten Shan-Völker, die bereits in die chinesische Süd-Provinz Jün-nan hineinreichen. Hinter-Indien ist viel reicher gegliedert als Vorder-Indien; die großen Ströme, wie Irrawady, Saluen, Menam und Mekong, welche theils dem Indischen Ocean (Bengalischen Meerbusen), theils dem Südchinesischen Meer zuströmen, haben nahezu eine parallele Richtung, und ihre Mündungsgebiete sind allesammt niedere, wasser- und schlammreiche Delta-Landschaften mit excessivem Klima und üppiger Vegetation. Mit Ausnahme der birmanischen Hauptstadt Mandalay und der annamitischen Hué liegen die übrigen, wie Rangun, Maulmein, Bangkok und Saigon alle in solchen Delta-Gebieten. So konnte auch der europäische Einfluß hier frühzeitig Fuß fassen und, Dank den natürlichen Anlagen und partiellen Culturfreundlichkeiten der hinter-indischen Völker, die früheren barbarischen Zustände erheblich modificiren.

Digitized by Google

Die europäiſchen Rivalen in Hinter-Indien ſind heute die Engländer und Franzoſen. Während jene ſich mälich in den öſtlichen Geſtade-Gebieten des Bengaliſchen Golfes feſtgeſetzt und die Küſtenländer Aracan, Pegu und Tenaſſerim unter ihre Herrſchaft gebracht haben, gelang es den Franzoſen im Oſten, und zwar im Mündungsgebiete des Mekong, nicht nur ein ſelbſtſtändiges Colonialreich (Nieder-Cochinchina) zu ſchaffen, ſondern ſie zwangen auch die benachbarten, früher ſelbſtſtändigen Staaten, wie Kambodſcha und Annam, unter ihre Botmäßigkeit. So iſt der »Kaiſer« von Annam heute nichts mehr und nichts weniger als ein Vaſall der franzöſiſchen Republik.

Einen anderen Theil der hinter-indiſchen Welt bildet der weitläufige oſtindiſche Archipel mit den großen Inſeln Borneo, Sumatra, Java, Celebes und Luzon und vielen Hunderten kleiner und kleinſter Inſeln. Manche dieſer Inſeln ſind im Innern entweder mangelhaft oder gar nicht durchforſcht, und dort leben autochthone rohe Volksſtämme, von einheimiſchen Fürſten beherrſcht. Weitaus der größere Theil der oſtindiſchen Inſelwelt iſt aber europäiſcher Beſitz, und zwar ſind es das große Colonial-Reich der Holländer und die Colonien der Spanier, Portugieſen und Engländer, die alles zugängliche und ertragsreiche Land einnehmen. Manche dieſer Inſeln ſind wahre Paradieſe, mit einer Fruchtbarkeit und Vegetationsfülle bedacht wie wenig andere Punkte auf der Erde.... Die Bewohner gehören hauptſächlich der malayiſchen Race an; auf den öſtlichen Inſeln ſind es auſtraliſche Papuas, welche mit den Malayen dieſelben gemeinſam beſiedeln. Die Malayen ſind in überwiegender Zahl Mohammedaner und repräſentiren allerorts das handeltreibende Element. Europäer finden ſich nur in den größeren Städten und in den Reſidenzen der verſchiedenen Ober- und Unter-Statthalter.

Digitized by Google

I. Die Völker Hinter-Indiens.

Birma. Die freie Stellung der birmanischen Frauen. Eigenthümliche Sitten. — Die Siamesen. Aeußeres und Kleidung der Siamesinnen. Polygamie. Ceremonie des „Haarabschneidens". Die königlichen Frauen. Leben im Harem. Brautstand und Hochzeits-Feierlichkeiten. — Die Laos-Völker. Sociale Zustände. Aeußere Vorzüge der Laos-Frauen. Familienleben. Die Mu-theu. — Das „Kaiserreich" Annam. Die Annamitinnen und ihr schlechter Ruf. — Blick auf Nieder-Cochinchina. Die französischen Damen der Colonie. — Malakka. Singapur.

Das Volk der Birmanen, mit dem wir uns zunächst befassen wollen, bekennt sich zum Buddhismus, und zwar hat sich diese Lehre hier reiner als irgend sonstwo erhalten. Wenn auch einer eigenen Völkergruppe — der sogenannten malayo-chinesischen — angehörend, sind sie gleichwohl den ihnen stammverwandten Chinesen in vielen Dingen gleich. Auch sprechen sie wie diese ein einsilbiges Idiom und steht ihr nationales Erziehungssystem zum mindesten auf gleicher Stufe mit der, bekanntlich ziemlich hochstehenden, chinesischen Volksbildung. Der Fall, daß ein Birmane sich nicht der edlen Künste des Lesens und Schreibens erfreute, ist ein äußerst seltener. Auch sonst ist die äußere Erscheinung und das Auftreten der Birmanen in der Regel ein vortheilhaftes. Ganz abgesehen, daß sie die Errungenschaften der europäischen Civilisation sehr wohl zu würdigen wissen, sind sie auch gänzlich frei von jener religiösen Intoleranz, die den Verkehr mit den orientalischen oder asiatischen Völkern im Allgemeinen so ungemein erschwert. Wer indeß

hieraus ſchließen wollte, daß europäiſche Geſittung und Cultur durch das Medium des alleinſeligmachenden Chriſtenthums in der Form des Miſſionsweſens in Birma die allerbeſten Fortſchritte machen müſſe, geht ganz gewaltig irre. Obwohl religiös indifferent, halten die Birmanen große Stücke auf ihre religiöſen Ueberlieferungen, und erklären ihre Prieſter dieſelben als zum mindeſten für gleich alt und werthvoll, wie jene der Chriſten.

Die meiſten Beobachter und Reiſenden ſind darin einig, daß die Birmanen unter allen hinterindiſchen Völkern die leichtlebigſten, heiterſten ſind und dabei große Offenherzigkeit und freundliches Entgegenkommen an den Tag legen. Vorfälle im Reiche Awa, wo der König der Birmanen in ſeiner Reſidenz Mandalay gebietet, die zuweilen ihres barbariſchen Charakters halber geradezu zu britiſchen Interventionen führten, können hier nicht maßgebend für den Volkscharakter ſelbſt ſein; ſie bleiben Ausflüſſe jener ganz außergewöhnlich harten Despotenwirthſchaft, die eine Eigenthümlichkeit ſo vieler aſiatiſcher Reiche iſt.

Hand in Hand mit der ziemlich hochſtehenden Volksbildung und den verhältnißmäßig guten Herzens- und Geiſteseigenſchaften gehen alle Familien- und geſellſchaftlichen Einrichtungen. Die birmaniſchen Frauen und Mädchen leben und bewegen ſich vollkommen frei und unabhängig. Sie ſind den Männern ſocial ganz gleich geſtellt und dürfen ſich unbehindert an den täglichen Geſchäften betheiligen. Einen höchſt charakteriſtiſchen Ausdruck erhält dieſe freie Stellung des weiblichen Geſchlechtes durch einen gänzlich uncontrolirten, dabei aber in den Grenzen der Sittſamkeit ſich bewegenden Verkehr zwiſchen den Mädchen und den heiratsluſtigen jungen Männern. Wir werden hierauf ſofort zu ſprechen kommen, und ſenden einſtweilen nur noch Einiges über den Typus der Birmanen und ihrer Frauen, ſowie über Kleidung und Schmuck voraus.

Der Birmane iſt keineswegs von Natur aus mit äußeren Vorzügen bedacht. Von kleiner, unterſetzter Geſtalt, ſitzt auf dem unförmlichen Körper ein breiter Kopf, mit einem runden, knochenſtarken und ſtumpfnaſigen Geſicht. Der Mund iſt groß, die Lippen fleiſchig, der Teint gelblicht — lauter Details, die gerade nicht mit einem Schönheitsideale verträglich ſein dürften. Dennoch behauptet die Gräfin Noſtitz, die bei dem Volke

Digitized by Google

vorgeſprochen, daß die birmaniſchen Frauen trotz des eben geſchilderten Typus, von zierlicher Geſtalt voll queckſilberner Lebendigkeit ſeien. Ihre runden Mignongeſichter mit dem Stumpfnäschen und dem ſchelmiſchen Ausdrucke laſſen ſie, ohne ſchön zu ſein, anziehender erſcheinen, als die gerühmten Schönheiten der Inderinnen.

Die Kleidung der Birmaninnen iſt etwas ſeltſamer Art. Als Univerſalrobe figurirt ein großes viereckiges Tuch aus mehr oder minder koſtbarem Stoffe, das, um die Hüften geſchlungen, eng an den Beinen herabfällt und unter dem linken Arme durch Verknüpfung der Zipfel feſtgehalten wird. Befindet ſich die Birmanin in der Bewegung und überraſcht ſie ein ſcharfer Luftzug dann erinnert dieſes Coſtüm auffallend an jenes der »ſchönen Helena«, denn jeden Augenblick tritt ein Bein frei und unbekleidet hervor. An ſolchem Detail ſtößt ſich natürlich Niemand im Lande, was auch ſehr begreiflich erſcheint, wenn man den Werth und die Bedeutung des Schicklichkeitsgefühles unter verſchiedenen Völkern und Zonen genau abwägt. Uebrigens hat auch in dieſer Hinſicht der Verkehr zwiſchen Birmanen und Europäern zu mancher Neuerung geführt. Heute ſieht man bereits viele Frauen in geſchloſſenen Unterkleidern, während ſie andererſeits die früher meiſt nackten Schultern und die Brüſte in ein Jäckchen hüllen. Das Haar, meiſt glänzend ſchwarz, laſſen die Birmaninnen frei vom Hinterhaupte herabfallen. Eine abſcheuliche Unſitte, wie wir ſie bereits in Vorder-Indien gefunden, iſt das übermäßige Ausdehnen der Ohrläppchen. In Ermanglung eines Schmuckes pflegen die Schönen förmliche Blumenſträuße in die Oeffnungen zu ſtecken. Natürlich iſt auch in Birma das Betelkauen in Mode, wodurch die Zähne raſch verderben und auch ſonſt Lippen und Zahnfleiſch arg zugerichtet werden.

Das Eheleben unter den Birmanen hat ſeine höchſt charakteriſtiſchen und intereſſanten Seiten. Frühheiraten, wie ſonſt in aſiatiſchen Ländern üblich, ſind äußerſt ſelten. Es exiſtiren ganz beſtimmte Geſetze, denen die ehelichen Verbindungen unterliegen, und zwar ſind es nicht kirchliche, ſondern weltliche Geſetze. Die Polygamie iſt ſtrenge verboten, nämlich inſoweit, als es ſich um eine legitime Verbindung handelt. Nebenfrauen kann ſich zwar der Birmane in unbeſchränkter Zahl halten, doch ſtehen dieſe dann zu der rechtmäßigen Frau in einem völlig unterwürfigen

Verhältniſſe, das heißt ſie werden einfach zu Dienerinnen degradirt. Ja, es beſteht ſogar die Einrichtung, daß dieſe Nebenweiber im Falle des Ablebens des Mannes ganz in den Beſitz der Witwe als Sklavinnen übergehen, ſollte ſie jener nicht vorher auf legalem Wege freigeſprochen haben.

Der außergewöhnlich freien Stellung der birmaniſchen Frauen haben wir bereits flüchtig gedacht. Daß dieſelbe eine unmittelbare Folge der heiteren Lebensanſchauung unter dieſem freiſinnigen, ſelbſtbewußt und würdevoll ſich gebendem Volke iſt, haben verſchiedene Reiſende beſtätigt. Wie weit die Freiheit des weiblichen Geſchlechts reicht, beweiſt wohl am beſten die Thatſache, daß die Frau ihren Gatten zu jeder Zeit — das heißt auch vor dem Ablaufe des auf eine beſtimmte Dauer feſtgeſetzten Bündniſſes — verlaſſen darf, wenn ſie ihm das von ſeiner Seite erlegte Heiratsgut zurückerſtattet. Auch ſelbſtſtändige Grundeigenthümerin darf die Birmanin ſein, ſowie ihr auch das Recht zuſteht, ſich in die Vermögensgebarung des Mannes zu miſchen — ob immer mit dem erwünſchten Erfolge, muß freilich dahingeſtellt bleiben. Die Eheſcheidung iſt übrigens ſeltſam. Wenn bei den Gatten die Nothwendigkeit einer ſolchen eintritt, zündet Jeder eine Kerze an, worauf die Hütte verlaſſen und geſchloſſen wird. Nun wird einfach abgewartet, welche Kerze zuerſt ausbrennt, worauf jener Theil das Heim verläßt, für den das Schickſal ſolcher Art entſchieden. Eine ſolche Eheſcheidung hat jedenfalls ihre unangenehme Seite, da es der Brauch vorſchreibt, daß der ſcheidende Theil nichts mitnehme, als was er eben am Körper trägt.

Den Eheverbindungen geht ein höchſt ungenirter Verkehr zwiſchen den jungen Leuten untereinander voraus. Wenn es auf Erden ein Paradies für Hofmacher giebt, dann liegt dasſelbe in Birma. Die Hofmacherei iſt hier eine alt eingewurzelte, zur Sitte gewordene Gewohnheit. Niemand ſetzt derſelben Hinderniſſe in den Weg, am allerwenigſten die Eltern, welche eben auf dieſe Art des Verkehrs angewieſen ſind, um ihre Töchter unter die Haube zu bringen. Ein heiratsfähiges Mädchen, das ſich mehrerer Verehrer erfreut, hält förmlich Cercle, und zwar immer in den Abendſtunden, wo nicht nur die Kinder, ſondern auch die Eltern längſt zur Ruhe gegangen ſind. Wenn am Fenſter der Schönen das kleine Lämpchen als Zeichen des Stelldicheins flackert, dann finden ſich die eroberungsluſtigen Jünglinge

Digitized by Google

in ihren bunten Seidengewändern ein und nehmen ehrerbietig auf der Matte Platz. Wie in der besten abendländischen Gesellschaft wird nun hier jedes pikante oder unpikante Tagesereigniß besprochen, irgend einer am Tage vorgefallenen Zerstreuung, eines Festes oder Sportes gedacht, wobei es weder an Medisance, noch an kleinen boshaften Bemerkungen für den einen oder anderen Anwesenden gebricht. Natürlich zeigt auch das Mädchen sehr getheiltes Interesse für ihre verschiedenen Anbeter und oft führt die Eifersucht zu blutigen Zwischenfällen. Hat einer der Bewerber Erhörung gefunden und sich beim nächsten Stelldichein allein eingefunden, dann ereignet es sich wohl auch, daß der Verschmähte oder Zurückgesetzte hinter der Mattenwand hervorbricht und nach seinem Nebenbuhler den tödtlichen Streich führt .... Es wird behauptet, daß diese Art des Hofmachens in Birma ein Ueberbleibsel der alten, unter dem Namen Swajamvara bekannten Hindu-Institution (Wahl eines Ehemannes durch das Mädchen) sei. In Indien, früher von der Militär-Kaste als Privilegium ausgeübt, besteht diese Sitte nicht mehr.

Wenn zwei junge Leute auf Grund der eben geschilderten Intimität darüber einig sind, sich für's Leben (für's Eheleben natürlich, das in Birma häufig sehr kurz bemessen ist) anzugehören, so müssen sie die hierzu nöthigen Präliminarien zuerst der Mutter des Bräutigams überlassen. Diese verfügt sich zu den Eltern des Mädchens, um deren Stimmung zu sondiren. Läuft Alles glatt ab, so sprechen bald hierauf einige Freunde des jungen Mannes im Hause der Braut vor, denen es obliegt, die Art und Höhe der Mitgift festzusetzen. Ist ein Uebereinkommen erzielt, so sendet der Bräutigam die üblichen Geschenke, als: drei Unterkleider (Lungis), drei Schärpen (Tubbiks) und drei Stücke weißen Mousselin, dann Schmuckgegenstände aller Art. Während die erstgenannten Geschenke keine allzugroßen Werthdifferenzen zulassen, ist dies gleichwohl bei den Schmucksachen der Fall, die bei den Vornehmen oft solche der kostbarsten Art sind.

So verläuft der Trauungs- und Verlobungsact ebenso ungezwungen und wenig ceremoniös, wie der vorangegangene vorbräutliche Verkehr. Ein Familienfest schließt die Hochzeitsfeier und dann beginnt meist das Regiment — der Frau, und nicht dasjenige des Mannes, wie bei den meisten übrigen asiatischen Völkern.

Digitized by Google

An das Reich Birma oder Ava, deſſen Küſtenprovinzen nach und nach gänzlich in den Beſitz der Engländer gerathen ſind, ſchließt im Südoſten das Doppelkönigthum Siam. Wie jenes dem Stromgebiete des gewaltigen Irrawady, ſo gehört dieſes dem nicht minder ſtattlichen Menam an. Die Bevölkerung dieſes auf mehr 14.000 Geviertmeilen geſchätzten Reiches beſteht theils aus eigentlichen Siameſen, theils aus Chineſen, Laos und Malayen. Die Geſammtzahl dieſer Einwohnerſchaft ſoll ſich auf etwa 6½ Millionen belaufen.

Verſchiedenartig wie dieſe Völker ſind natürlich auch deren Sitten und Gebräuche und nicht zuletzt deren geſellſchaftliche Einrichtungen. Die Siameſen, dieſes durch lange Zeit von Seite der Europäer mit großer Geringſchätzung behandelte Volk, hat ſich neueſter Zeit culturfähiger als irgend eines der hinterländiſchen Halbinſel erwieſen. Ja, Lobredner der großen oſtaſiatiſchen Reformbewegung ziehen ſie nach den Chineſen und Japanern am liebſten in den Kreis ihrer roſigen Schilderungen, und wenn auch manches auf Koſten einer etwas übertriebenen Sympathie zu ſetzen ſein dürfte, ſo können wir uns gleichwohl nicht der Wahrheit verſchließen, daß zum Mindeſten die letzten ſiameſiſchen Herrſcher dem abendländiſchen Einfluſſe Thor und Thür geöffnet haben. Dies gilt namentlich von dem früheren erſten König Mongkut, ſowie neuerdings von dem actuellen Gebieter zu Bangkok, der tempelgeſchmückten Königsreſidenz an der Menam-Mündung.

Die werthvollſten Nachrichten über das ſiameſiſche Volk verdanken wir dem bekannten Geographen Adolph Baſtian und in zweiter Linie dem Miſſionär Schomburgk. Die Kenntniß der Landes- und der Theologenſprache (des Pali) ſetzte namentlich den Erſteren in den Stand, die bisherigen landläufigen Irrthümer ſowohl hinſichtlich des Culturwerthes der Siameſen, ſowie über deren ſonſtige Eigenſchaften, ihre Sitten und Gebräuche, zu verſcheuchen und der Ueberzeugung Raum zu verſchaffen, daß wir es hier mit einem beſonders begabten, zur Cultur hinneigenden Volke zu thun haben.

Die Siameſen ſind ſchlanker und geſchmeidiger als ihre nordweſtlichen Nachbarn, die Birmanen. Ihr Geſichtsausdruck iſt indeß kaum weniger einnehmend, als der der Birmanen, und es verrathen weder Haltung, noch Blick jene an den Siameſen gelobten perſönlichen Eigenſchaften. Was ſie

Digitized by Google

ganz beſonders entſtellt, das iſt der übertriebene Betelgenuß. Reich und Arm, Hoch und Nieder fröhnt dieſer Leidenſchaft; Alles trägt die zum Betelkauen nöthigen Requiſiten (Spuckvaſe, Betelbehälter, Arekanüſſe, Kalk) mit ſich, und es hat ſich in Bezug auf dieſelben eine förmliche Induſtrie entwickelt. Natürlich ſtellen ſich die Folgen ſolcher unbegreiflichen Liebhaberei ſchon im zarteſten Alter ein, und wenn junge Leute zwiſchen zwanzig und fünfundzwanzig Jahren nicht ſchon ihre Zähne arg beſchädigt haben, ſo ſind ſie zum mindeſten tief ſchwarz gefärbt. Daß ein Siameſe in Bezug auf ſein Aeußeres durch ſeinen ſcheinbar zahnloſen Mund, wenn er denſelben zum Sprechen öffnet, beſonders gewinne, wird man wohl nicht zu behaupten wagen. Dieſer Umſtand tritt namentlich beim weiblichen Geſchlechte überaus grell hervor. Es gehören aber ſiameſiſche Begriffe von Schönheit und Reiz dazu, um ſich von einem Geſchöpfe angezogen zu fühlen, deſſen Lippen und Zähne die greifbarſten Spuren der Zerſtörung an ſich tragen.

Die Kleidung der Siameſen unterſcheidet ſich kaum von jener der Birmanen. Auch bei ihnen iſt das Lendentuch das Hauptſtück der Toilette, das bei den Vornehmeren durch eine Art Jacke für den Oberkörper erſetzt wird. Bemerkenswerth iſt, daß die ſiameſiſchen Frauen keinen Schmuck tragen. Bei der bekannten übermäßigen Leidenſchaft aller aſiatiſchen Schönen, ſich über und über mit glitzerndem Tand zu behängen, fällt ſolche nüchterne Enthaltſamkeit geradezu auf. Uebrigens geizt man auch in Siam nicht mit Schmuckſachen, nur ſind es hier die Kinder, die man mit denſelben reichlich bedenkt. Die Kinderjahre ſind überhaupt die einzigen, in denen einige äußere Vorzüge, lebhafter ſchelmiſcher Geſichtsausdruck, glänzende feucht-ſchwarze Augen und friſches Incarnat zur Geltung kommen. Sind dieſe erſten Jahre der Entwicklung einmal vorüber, dann werden die jungen Siameſen beiderlei Geſchlechts in kürzeſter Zeit über die Maßen häßlich, und zwar die Mädchen mehr noch als die Männer.

Was uns bei dieſem Volke beſonders anzieht, das iſt ihre große Zuneigung zur Familie. Zwar finden wir bei den Siameſen Gebräuche, die allenthalben das roheſte Aſiatenthum verrathen (wie das Recht des Familienvaters, ſein Weib zu verkaufen), doch finden auch dieſe primitiven Sitten ihre Beſchränkung. So erſtreckt ſich das Verkaufsrecht nur

Digitized by Google

auf jene Frauen, welche keine Mitgift in's Haus gebracht haben. Nur in einem Falle darf sich der Siamese auch derjenigen Frau entledigen, die ihm Vermögen zugeführt hat. Dieser Fall tritt dann ein, wenn der Gatte gezwungen ist, Schulden, welche über Veranlassung der Frau gemacht wurden, zu bezahlen, eine Einrichtung, die zur humoristischen Nutzanwendung in Bezug auf unsere viel in Anspruch genommenen abendländischen Ehemänner geradezu herausfordert. Im Uebrigen herrscht in der Familie

Frau aus Kambodscha. Annamitin. Laos-Mädchen.

Typen aus Hinter-Indien.

in der Regel ungetrübte Harmonie. Die Frauen erfreuen sich einiger Freiheiten und verhältnißmäßig guter Behandlung, wenn wir auch jenen heiteren, lebenslustigen Verkehr innerhalb und außerhalb des Heims, der uns bei den Birmanen so sehr anmuthet, hier entschieden vermissen.

Der Buddhismus der Siamesen ist nicht so rein wie jener der Birmanen. Der in China und in manchen Gebieten Indiens so sehr in Blüthe stehende Cult der Schutzgeister wuchert wild durch die ursprünglichen religiösen Vorstellungen. Der Aberglaube spielt eine große Rolle und leistet einer großen Unmasse von Gauklern und Betrügern in ihren Speculationen bestens Vorschub. Gleichwohl finden wir im Geistesleben dieses Volkes

einige bemerkenswerthe Züge. Baſtian theilt einige Ueberſetzungen von Poeſien mit, darunter auch Liebeslieder, die ſonſt bei oſtaſiatiſchen Völkern gerade nicht im Ueberfluſſe anzutreffen ſind. Indeß laſſen gewiſſe Anklänge errathen, daß man es hier kaum mit einer autochthonen geiſtigen Cultur zu thun haben dürfte, ſondern daß dieſelbe höchſt wahrſcheinlich aus Indien importirt worden iſt. Schon die kühnen Bilder, wie wir ſie in der

Siameſinnen beim Mahle.

»Wolkenfrau mit dem Kleinod« vorfinden, deuten entſchieden auf ähnliche altindiſche Geiſtesproducte hin. Auch die Schauſpielkunſt erfreut ſich bei den Siameſen beſonderer Pflege. Der ruſſiſche Marine-Lieutenant Tſcherkaß, dem wir einige intereſſante Mittheilungen über das Leben am ſiameſiſchen Hofe verdanken, fällt im Großen und Ganzen ein günſtiges Urtheil über die dramatiſchen Productionen, die, wie in China, entweder blos von Frauen, oder blos von Männern executirt werden. Die Muſik iſt bei-weitem erträglicher als die chineſiſche oder japaniſche, die rein nicht zum

anhören iſt; das Orcheſter, aus fünf bis ſechs Inſtrumenten beſtehend, iſt ziemlich gut zuſammengeſtellt, doch herrſchen außer einer Flöte nur Schlaginſtrumente aus Bronze, Eiſen oder Bambu (alle auf eine Octave geſtimmt) vor. Die melodiſcheſten von dieſen Miniatur-Clavieren, deren Platten auf Schnüren aufgehängt ſind und mit Stäbchen, die in eine kleine Scheibe enden, geſchlagen werden, ſind jene aus Bambu. Natürlich läßt die »künſtleriſche« Seite dieſer dramatiſchen Vorſtellungen ſehr viel zu wünſchen übrig, umſomehr, als für die Stücke kein Dialog ausgearbeitet, ſondern nur vorgeſchrieben wird, nach welchem Sinne die Schauſpieler improviſiren ſollen.

Während die Polygamie in Birma, wie mitgetheilt, geſetzlich verboten iſt, ſteht ſie in Siam in voller Blüthe. König Mongkut hatte nicht weniger als ſechshundert Gattinnen und Nebenfrauen, während die Geſammtzahl der innerhalb der Palaſtmauern wohnenden Schönen auf etwa dreitauſend ſich belaufen haben ſoll. Natürlich finden wir als Folge dieſer Inſtitution alle jene Krebsſchäden, die wir ſchon bei den mohammedaniſchen Völkern hinlänglich illuſtrirt haben. Auch im Königsſchloſſe zu Bangkok füllt die Intrigue alle freie Zeit der zahlreichen Frauen aus. Dabei herrſchte bislang gegenüber Uebertreter und Uebertreterinnen der ehelichen Moral eine grauſame Strenge, wie kaum in einem moslimiſchen Harem. Viertheilung des ſchuldigen Mannes mittelſt Elephanten und Enthauptung der unglücklichen Frau durch die Hand ihres eigenen Gatten waren vordem an der Tagesordnung, doch dürften heute auch in dieſer Hinſicht humanere Anſichten die ſiameſiſchen Lebensanſchauungen durchtränkt haben.

Da Siam ein Wahlreich iſt und die Succeſſion immer nur auf denjenigen Prinzen fallen kann, der ſowohl von Vater- wie Mutterſeite königliches Blut beſitzt, ſo muß der König ſeine ebenbürtige erſte Gemalin unter den Töchtern des zweiten oder eines früheren erſten oder zweiten Königs ſuchen. Siam erfreut ſich bekanntlich zweier Könige, von denen aber nur der erſte die eigentliche Herrſcherrolle ausübt. Uebrigens ſind auch die Kinder von Laos-Prinzeſſinnen ſucceſſionsfähig. Daß übrigens am ſiameſiſchen Hofe Prinzen in geradezu unbeſchränkter Zahl vorhanden ſind, verſteht ſich bei ſo bewandten Umſtänden von ſelbſt. Die königlichen Frauen ſind im Großen und Ganzen ſchlecht daran; ſie werden ſtrenge

Digitized by Google

bewacht und genießen fast gar keine Freiheiten. Prinzessinnen, die nicht standesgemäß heiraten können, sind überdies gesetzlich verdammt, ledig zu bleiben.

Eine Art rituelles Fest bildet die Ceremonie des Haarabschneidens bei den Mädchen. Diese Ceremonie wird namentlich bei Prinzessinnen mit großem Pompe durchgeführt. Zwei Tage dauern die Andachtsübungen der Priester. Am dritten Tage versammeln sich der ganze Hof, sowie zahlreiche Edelleute und Beamte in einem Saale beim König, wobei dieser dem Haarabschneider selbst die Scheere reicht. Die Schur erstreckt sich über den ganzen Kopf bis auf die Augenbraunen. Dann wird das Kind auf eine Art Thronsessel gesetzt, zu dessen beiden Seiten Mädchen aus den Frauengemächern Aufstellung nehmen, und das Haupt der Prinzessin durch einen Bonzen mit heiligem Wasser gebadet. Die weiteren Festlichkeiten sind zu umständlich, um sie hier mittheilen zu können. Eine große Rolle spielt bei denselben, wie bei allen Hoffesten, der siebenfächerige Prunkschirm, der gleich dem berühmten weißen Elephanten zu den National-Symbolen der siamesischen Herrschaft gehört.

Ueber die königlichen Frauen hat uns der verstorbene Missionär Robert Schomburgk sehr werthvolle Aufzeichnungen hinterlassen, die wir im Auszuge hier mittheilen. Nach ihm führen die königlichen Frauen den Namen Nang-Ham, verbalisch: verbotene Frau — das bedeutet eine Frau, welcher verboten ist, aus dem Palast zu gehen. Die Könige werben nicht in der Weise des Volkes um ihre Frauen, denn das würde eine Gleichberechtigung voraussetzen, welche die königliche Würde nicht zuläßt. Hat der König ein Mädchen gesehen, das ihm gefällt, oder ist ihm mitgetheilt worden, daß in dieser oder jener Familie ein schönes Mädchen sich befindet, so sendet er eine Botschaft an die Eltern, die Tochter zur Nang-Ham zu fordern, ein Antrag, der von denselben als hohe Ehre angesehen wird. Bei der Thronbesteigung eines Königs boten vordem die hochgestellten Edelleute ihm ihre Töchter an, woher es kam, daß das königliche Harem oft mehrere Tausend Frauen zählte. Der jetzige König hat es gewagt, neben vielen anderen segensreichen Reformen, auch diese herkömmliche Gewohnheit zu beschränken, und es heißt, daß derselbe sich mit dreißig Frauen begnügt. Allerdings eine »Genügsamkeit«, die noch immer unsere Begriffe von einer solchen gewaltig übersteigen dürfte.

Entgegen den Gewohnheiten und Einrichtungen in den mohammedaniſchen Harems herrſcht in denen der ſiameſiſchen Großen allenthalben Thätigkeit und Arbeit. Einige Frauen ſind als Herrinnen über die anderen geſetzt, und älteren Frauen obliegt die Erziehung der Mädchen, eine Beſtimmung, die beiſpielsweiſe im königlichen Harem als Ehrenamt gilt. Früher wurden ſämmtliche im Palaſt erzogenen weiblichen Kinder zu königlichen Rang-Hams erwählt, neuerdings iſt man aber davon abgekommen und ernennt die Mehrzahl derſelben zu einfachen Hofdamen. Eine ganz bevorzugte Stellung nimmt die Königin-Gemalin ein, die immer eine Prinzeſſin von königlichem Geblüte ſein muß. Der Krönungsact beſteht in einer Zahl von Ceremonien, unter denen die Taufe mit dem heiligen Waſſer Nam Mang k'an die Hauptrolle ſpielt.

In Siam iſt der Verkehr zwiſchen den beiden Geſchlechtern ein viel beſchränkterer als in Birma. Will ein junger Mann das Mädchen ſeiner Wahl ehelichen, ſo erfordert dies ähnliche Umſtändlichkeiten, wie etwa bei den Mohammedanern, und es geht die Vorbeſprechung der Eltern und weiblichen Sendboten (Maaſa) jeder Annäherung der Brautleute voraus. Dann werden zahlreiche Details, namentlich die Art und Höhe der Mitgift, der Bau eines eigenen Wohnhauſes, herbeizuſtellende Einrichtungsſtücke, Kleider, Geſchenke ꝛc. genau beſprochen und dann erſt die formelle Einwilligung gegeben. Natürlich ſpielt bei dieſen Präliminarien die Betelſchüſſel eine große Rolle. Dann kniet der Bräutigam vor ſeinen Schwiegereltern nieder, als Zeichen der Ehrerbietung, und verbeugt ſich, die Hände vor dem Angeſicht, tief zur Erde. Mit dieſer Ceremonie iſt der Verkehr der Brautleute mit einander eröffnet.

Die Zeit des Brautſtandes wird, in Kürze zuſammengefaßt, mit folgenden Vorarbeiten und Ceremonien ausgefüllt. Zunächſt beſorgen Bräutigam und Schwiegervater das Baumaterial für die neue Hütte, die in der Regel neben der des Letzteren aufgeführt wird. Hierauf folgen Einladungen an Verwandte und Nachbarn, die Einrichtung des neuen Hauſes vervollſtändigen zu helfen. Dies giebt ſelbſtverſtändlich wieder Anlaß zu Muſik-Productionen, feſtlichen Aufzügen, gemeinſchaftlichem Betelkauen und endloſen Schmauſereien. Iſt Alles in Ordnung befunden worden, ſo werden die ſchon vorher der Braut übergebenen Geſchenke und Sklaven

Digitized by Google

zur Schau ausgeſtellt, die Mitgift Stück für Stück vorgezählt, zuſammengeſcharrt und mit Oel und duftenden Blumen beſtreut. Auch ein Reiskuchen wird daraufgeſtellt — Symbole für die allgemeinen Segenswünſche: den Neuverbundenen möge es nie an dieſen Dingen gebrechen.

Eigenthümlich iſt, daß zum Hochzeitsfeſte die Einladung ſeitens der Braut erfolgt. Ein ſchöngeputzter Knabe mit einem Teller voll (unvermeidlicher) Betelnuß, übernimmt die Miſſion. Die Braut von geſchmückten Mädchen, ihren Verwandten und Freundinnen umgeben, erſcheint allemal ſpäter als ihr Erwählter. Mittlerweile haben ſich einige Prieſter eingefunden, die den religiöſen Theil der Ceremonie beſorgen. Zu Beginn der Feier ſind übrigens die beiden Räume, welche den Männern und Frauen zum Verſammlungsorte dienen, durch einen Vorhang getrennt. Dann findet die »Taufe« ſtatt, zu welchem Ende die Brautleute auf einer Eſtrade Platz nehmen. Nach Vertauſchung der Kleider, die immer gegenſeitige Geſchenke der Brautleute ſind, und nach Bewirthung der Prieſter findet eine Art Familienmahl ſtatt, nach deſſen Beendigung der Bräutigam allein in ſein neues Heim einzieht. Erſt am darauffolgenden Tag wird die Braut — nach mittlerweile eingenommenem Feſtmahl — und zwar ſpät Abends durch die Aelteſten der Familie dem Bräutigam zugeführt. Die Bereitung des Hochzeitsbettes durch ein verwandtes, hübſches, kindergeſegnetes Ehepaar und moraliſche Anſprachen ſchließen den langen Cyclus von Ceremonien ab .... Es iſt übrigens auch noch für ein Nachſpiel geſorgt, das nach der Geburt des erſten Kindes ſtattfindet. Die Gattin tritt nämlich erſt mit dieſem freudigen Ereigniß in den Beſitz der Ausſteuer; bis dahin wird ſie von ihren Eltern einfach ausgehalten ....

Im Norden des eigentlichen Siam, und zwar in der Quellregion des größten aller hinter-indiſchen Ströme, des Mekong, liegt das Land der Laos-Völker. Sie bewohnen hauptſächlich die wilden und wenig durchforſchten Grenzgebirge der chineſiſchen Südweſt-Provinz Yün-nan. Die meiſten Ethnographen rechnen die Laos zu der ſogenannten mongoliſchen Gruppe und ſie bezeichnen Tibet als wahrſcheinliche Urheimat. Daß der Feſtſetzung am oberen Mekong mancherlei Kämpfe mit den dortigen Ureingeborenen vorausgegangen ſein mögen, iſt wohl glaublich; auch ſcheint es erwieſen, daß ihr Vordringen nach Süden aus dem hauptſächlichen

Grunde ſtattfand, ſich der chineſiſchen Herrſchaft zu entziehen. Ueber die ſocialen Zuſtände unter den Laos, ſowie über ihre dermalige Heimat herrſchte bislang völliges Dunkel. Erſt in der zweiten Hälfte der Sechziger-Jahre ward über Initiative der franzöſiſchen Regierung jene große wiſſenſchaftliche Expedition thalauf des Mekong über die rauhen Grenzgebirge Yün-nans hinweg bis zum Yang-tſe-kiang inaugurirt, der wir die werthvollſten Ergebniſſe verdanken. Ueber den Charakter der Laos hat Garnier, eines der Expeditions-Mitglieder, Aufſchluß gegeben. Er nennt ſie weniger vertrauensvoll, großmüthig und gaſtfrei, glaubt aber gleichwohl ihnen für die Zukunft ein günſtiges Prognoſtikon ſtellen zu dürfen, da ſie alle Vorbedingungen dazu haben. Sie ſind wißbegierig und in religiöſen Dingen tolerant. Uebrigens ſind die nördlichen Laos, alſo jene, welche weniger den Druck des ſiameſiſchen Regimentes fühlen, rühriger, betriebſamer und geiſtig friſcher — Eigenſchaften, die bei urſprünglichen Bergvölkern, die nicht vollends in barbariſchen Verhältniſſen leben, als ſelbſtverſtändlich vorausgeſetzt werden dürfen.

Das Aeußere der Laos iſt entſchieden ein günſtigeres als bei den Siameſen, ihren Stamm- und Sprachverwandten. Wohlgeformte Geſtalten und feine Geſichtszüge finden ſich häufig, namentlich unter den Frauen, die ſowohl am ſiameſiſchen Hofe, wie bei den Vornehmen in Siam ſehr geſucht ſind. Ihr natürlichſter und ſchönſter Schmuck iſt das prachtvolle ſchwarze Haar, das ſie nicht, wie die Siameſinnen, ſcheren, ſondern als Chignon tragen und mit einem hellfarbigen Bande umwickeln. Auch lieben ſie Schmuckgegenſtände, welche, wie erwähnt, in Siam weder von den Männern, noch von den Frauen und Mädchen getragen, dafür aber um ſo reichlicher den Kindern angehängt werden. In einem gewiſſen Alter, etwa nach Zurücklegung der erſten Dreißiger-Jahre, ſchwindet freilich auch äußere Wohlgeſtalt und Anmuth raſch, und dann gelangen die Laos-Schönen zu einem Naturſchmucke — einem ſehr ſtattlichen Kropfe nämlich — um den man ſie anderwärts kaum beneiden dürfte. Die Mädchen, die ſehr kokett und vertrauensſelig auftreten, ſind zumeiſt ſehr heiratsluſtig. Ehen werden daher ſehr raſch geſchloſſen und ebenſo raſch wieder gelöſt. Dennoch wird auf die Reinheit der ehelichen Verbindung namentlich dann ſtrenge geſehen, wenn es zur Sicherſtellung der Erbfolge unbedingt nöthig iſt.

Digitized by Google

Für das Familienleben gelten im Allgemeinen die chinesischen Sitten, doch wird den Frauen nachgesagt, daß sie es mit der ehelichen Treue nicht sehr strenge nehmen sollen.... Nördlich von den Laos wohnt das Volk der Mu-theu, über das wir flüchtig hinweggehen müssen. Es ist ein wildes Volk, daß seine Unabhängigkeit gegenüber der chinesischen Herrschaft in vielen blutigen Kriegen tapfer behauptet hat. Die Frauen der Mu-theu wenden große Sorgfalt auf ihr Aeußeres auf. Sie sticken ihre Jacken mit Glasperlen und legen Armringe, Gürtel und Halsbänder an. Als Ohrringe benützen sie getriebene Silberkugeln und Perlen; als Kopfputz mit Glasperlen und Silberkugeln gezierte Bambu- und Strohstreifen. Eine herabhängende weißrothe, gleichfalls mit Glasperlen versehene Troddel vervollständigt diesen originellen Aufputz, der übrigens lebhaft an den Flitterkram unserer Zigeuner erinnert.

Im Grenzgebiete zwischen Cochinchina und Siam, und zwar am Unterlaufe des Mekong, erstreckt sich das Doppelkönigthum Kambodscha, mit einer Bevölkerung, dessen Lebenskraft so ziemlich erloschen ist. Daß dieses Reich vordem eine höchst beachtenswerthe Cultur besaß und in großer Blüthe stand, darauf deuten die zahlreichen Ruinenstätten im Innern desselben unbestreitbar hin. Auch in ethnischer Beziehung tragen die Kambodschaner Merkmale an sich, die in ihnen das ursprüngliche, autochthone Volk des Gebietes, das sie jetzt einnehmen, erkennen lassen. Ihre Religion ist der Buddhismus, ausgebildet zu einem in's Abgeschmackte getriebenen Pantheismus.... Ueber die körperlichen, geistigen und moralischen Eigenschaften der kambodschanischen Frauen gehen die Ansichten der Reisenden etwas auseinander. Die Einen schildern sie als schöne Gestalten mit plastischen Formen und feinen Gesichtszügen, die Anderen als grob- und starkknochig, mit runden plumpen Gesichtern und aufgeworfenen, vom Betelkauen entstellten Lippen. Sie sollen überdies zur Dickleibigkeit hinneigen und unverhältnißmäßig kurze Beine haben. Erwähnt mag noch werden, daß die Frauen die Ohrläppchen auf ähnliche barbarische Weise bearbeiten, wie so viele ihrer vorder- und hinterindischen Schwestern. Im socialen Leben überwuchert ein finsterer Aberglauben alles Schalten und Walten. Auch in Kambodscha ist, wie in Siam, die Vielweiberei im Schwange.

Digitized by Google

Die Reihe der großen hinter-indischen Reiche abschließend, gelangen wir nun zu dem Kaiserthum Annam, ganz im Osten der »goldenen Halbinsel«. Die Annamiten sind dasjenige Volk, welches sich bisher am meisten der abendländischen Einflüsse, die sich nach und nach allenthalben in Hinter-Indien geltend machten, zu erwehren wußte. Erst das entschiedene Auftreten der Franzosen, die sich in Nieder-Cochinchina, im Mündungsbereiche des Mekong festgesetzt hatten, brach die alte Unnahbarkeit, und heute gilt Annam, so gut wie Kambodscha, als französischer Vasallenstaat. Von den Annamiten, ganz speciell aber von den Annamitinnen haben wir wenig Vortheilhaftes zu erzählen. Im Allgemeinen gelten die annamitischen Bergvölker für offenherzig, charaktervoll, die Bewohner der Ebenen für gesitteter, dabei aber für lügnerischer und verdorbener als jene.

Das Aeußere der Annamitinnen ist womöglich noch unvortheilhafter, als das der übrigen hinter-indischen Weiber. Sie sind nach Binetau verkommene Geschöpfe, abschreckend häßlich und über alle Beschreibung unsauber; sie verbreiten einen ekelhaften Geruch von Cocosöl und kauen unablässig Betel. Mit diesen physischen Merkmalen gehen die moralischen Hand in Hand, und die Sitten werden als äußerst schlechte, das Auftreten der Weiber als über die Maßen schamlos geschildert .... Die Annamiten sind stammverwandt mit den Süd-Chinesen, wie auch ihre Bildung und Cultur ganz nach chinesischer Façon zugeschnitten ist. Nur die Sprache unterscheidet sich merklich von jener der Chinesen, so daß die beiden Völker einander nicht verstehen.

Nieder-Cochinchina, welches durch die französische Regierung militärisch regiert wird, ist eines der ungesundesten aller asiatischen Colonialländer. Zwar hat die Hauptstadt Saigon, welche heute bereits 50.000 Einwohner zählt, trotz ihrer Entfernung vom Meere, im Laufe der Jahre lebhaften Aufschwung genommen; die Europäer und ihre Familien acclimatisiren sich aber nur schwer und haben in der ersten Zeit ihres Aufenthaltes oft lebensgefährliche Krankheiten durchzumachen. Das Klima ist excessiv tropisch heiß. Dabei hauchen die sumpfigen Niederungen beständig gefährliche Feuchtigkeit aus, die zwar einerseits die Vegetation fördert, andererseits aber Fieber, Dysenterie und selbst Cholera hervorruft. Als Schutzmittel gegen solche böse klimatische Einflüsse gilt vor Allem peinliche

Digitized by Google

Vornehme Malayin.

Mäßigkeit. Geiſtige Getränke ſind unter keiner Bedingung zuläſſig, Kaffee darf nur mäßig genoſſen werden, Thee dagegen hat ſich als zuträglich erwieſen.

Bei der oft monatelang andauernden Hitze, die der Feuchtigkeit der Luft keine Schranken ſetzt und ſo den Körper (wie etwa bei andauerndem Scirocco-Wetter in den Adria-Ländern) erſchlaffen macht, findet man es begreiflich, wenn die Coloniſten ihrem Habitus keinen Zwang anthun. Namentlich ſind es die franzöſiſchen Damen, die den ganzen Tag in einem Negligé zubringen, das im Abendlande unbedingt als unanſtändig gelten würde. Sie verbringen halbe Tage im Bade, hüllen ſich nur in leichte, durchſichtige Kleider und nehmen keinen Anſtand, in dieſem Anzuge ſelbſt Herrenbeſuche entgegenzunehmen .... So geſtaltet ſich das Leben in Nieder-Cochinchina zu einer Art von Martyrium, aber die politiſchen und materiellen Vortheile dieſer Colonialherrſchaft ſind für Frankreich ſo bedeutend, daß es ſeinen Beſitz gewiß eher erweitern, als aufgeben würde. Bedeutet dieſe Herrſchaft doch ein mächtiges Gegengewicht gegenüber England! Wie dieſes im Weſten, ſo iſt Frankreich heute im Oſten Herr der Situation in Hinter-Indien ....

Siameſiſche Schauſpielerin.

Der Theil Hinter-Indiens, auf den wir ſchließlich noch einen flüchtigen Blick werfen wollen, und der ſozuſagen eine natürliche geographiſche Brücke zum oſtindiſchen Archipel bildet, iſt die Halbinſel Malakka. Anfangs in ſüdlicher, ſpäter in ſüdöſtlicher Richtung ziehend, gleicht dieſes langgezogene Halbinſelland ſeiner Geſtalt nach einer krummſtieligen Keule. Im erſten

Drittel läuft die Grenze zwiſchen den britiſchen Beſitzungen (Provinz Tenaſſerim) und dem ſiameſiſchen Gebietstheil nahezu in der Mitte der Breitenausdehnung der Halbinſel. Das zweite, größte Drittel begreift eine Anzahl an Siam tributpflichtiger Malayen-Staaten, das letzte Drittel endlich bis zur Südſpitze wird von unabhängigen Malayen-Fürſten beherrſcht. Hier giebt es noch Küſtenſtriche, wie jene von Wellesley und Naning, dann Eilande, wie Pulo-Pinang und das berühmte Singapur, die engliſcher Beſitz (die ſogenannten Strait-Settlements) ſind. Während im Innern der Halbinſel Malakka, namentlich im Herrſchaftsgebiete der kleinen malayiſchen Fürſten, noch allenthalben Deſpotie und Barbarei herrſchen, und einzelne Stämme, wie die Wai und Somang, zu den wildeſten Hinter-Indiens zählen, hat in den Küſtenpunkten allerorts europäiſcher Einfluß feſten Fuß gefaßt und namentlich der geographiſch ſo günſtig gelegenen »Löwenſtadt« (Singapur) zu großem Aufſchwunge verholfen .... Da wir auf Malakka bei einem anderen Volke der hinterindiſchen Feſtlands- und Inſelwelt — den Malayen — einzukehren haben, ſo wollen wir denſelben, ſowie dem oſtindiſchen Archipel ſelbſt, ein eigenes Capitel widmen ....

Digitized by Google

2. Im malayiſchen Archipel.

Die Malayen und ihre Race-Eigenthümlichkeiten. Das „Amok-Laufen“. Patriarchaliſches Familienleben. Seltſame Erbfolgegeſetze. Aeußere Erſcheinung und Kleidung der Malayinnen. — Blick auf die hinter-indiſche Inſelwelt. Java. Batavia und die holländiſchen Damen. Die malayiſchen Frauen auf Java. Mich-Eben. Grauſame Juſtiz auf Cambok gegenüber treubrüchiger Frauen. — Sumatra und Borneo. — Die Philippinen Tagaliſche Frauen. Meſtizinnen. Patriarchaliſche Zuſtände unter den Ureingebornen (Igorroten).

Es iſt bekannt, daß die Malayen eine eigene Race bilden, deren Angehörige über die ganze ausgedehnte Inſelwelt Polyneſiens einſchließlich der meiſten Eilande des oſtindiſchen Archipels verbreitet ſind, und die ſelbſt auf einzelnen oſtafrikaniſchen Inſeln, wie Madagascar und den Comoren, ihre Heimſitze haben. Die Malayen gelten für ein intelligentes, handeltreibendes Volk, das namentlich tüchtig im Seedienſte iſt, womit auch ihre Hauptliebhaberei, die Piraterie, in Verbindung ſteht, die ſie mit großer Zähigkeit und Unerſchrockenheit bis auf den Tag auszuüben wußten. Daß die Zerſplitterung in unzählige Inſelſtämme, von den Geſellſchafts-Inſeln angefangen bis herauf zur großen Sunda-Gruppe, einige Modificationen in ethniſcher Beziehung hervorgerufen haben müſſe, iſt ganz unzweifelhaft. Wenn es ſich daher um Feſthaltung gewiſſer typiſcher Eigenſchaften, ſowohl des Geiſtes, wie des Körpers handelt, ſo können nur die Malayen der Halbinſel Malakka, ſowie jene der größeren Inſeln des Archipels als Repräſentanten der unverfälſchten Race angeſehen werden.

Digitized by Google

Ob dieſe Racen-Reinheit auch unumſtößliche Vorzüge in ſich ſchließt, mag in dieſem Falle dahingeſtellt bleiben. Zwar giebt es bei den Malayen mancherlei zu loben, ſo deren würdevolles, anſtändiges Betragen, einen gewiſſen Ernſt in allen Lebenslagen, Gaſtfreundſchaft, Zuverläſſigkeit und Gehorſam. Dagegen weiß man vom Malayen, daß er bei bedingter Tapferkeit zu Lande (auf der See beſitzen die meiſten Malayen eine angeborne Unerſchrockenheit) einen ſehr ausgebildeten Trieb zur Grauſamkeit und zu geſchlechtlichen Ausſchreitungen beſitzt, bei Beleidigungen eine unſtillbare Rachſucht an den Tag legt und die Arbeit gewiſſermaßen als Schande anſieht. Dies gilt namentlich von den moslimiſchen Malayen, die gleich ihren unverfälſchteſten Glaubensbrüdern zu einem kraſſen und unbeſiegbaren Fatalismus hinneigen .... Auf alle Reiſenden macht der Malaye einen mehr oder minder befremdenden Eindruck. Daß auf der ganzen Race eine ſchwere Melancholie brütet, geht ſchon aus dem ernſten, gemeſſenen Betragen, aus der Abneigung zu Scherzen und Zeitvertreib und der ſchüchternen Zurückhaltung im allgemeinen Verkehr hervor .... Zu dieſer melancholiſchen Charakterſtimmung und ſcheinbaren (oder wirklichen) Lebensverachtung ſtimmt gar ſehr eine Sitte, die auf dem ganzen Erdball nur unter den Malayen anzutreffen iſt. Es iſt dies das »Amok-Laufen«. Man könnte die Amok-Läufer für Beſeſſene erklären, wäre man nicht allemal vom Gegentheile überzeugt. Durch einen plötzlichen Entſchluß getrieben, bewaffnet ſich der Malaye mit zwei langen Dolchen (Kriſch) und ſtürzt damit in die belebteſten Straßen. Jeder, der ihm begegnet, wird niedergeſtoßen. Die unbewaffneten Bewohner fliehen entſetzt auseinander und die Bewaffneten haben das Recht, einen Amok-Läufer ſofort niederzuhauen. Es exiſtiren eigene Signale, um die Bevölkerung vor dem Ausbruche eines ſolchen Tigers in Menſchengeſtalt zu aviſiren, und ebenſo giebt es eigene gabelförmige Fanginſtrumente, um des Tollhäuslers habhaft zu werden. Obwohl man annimmt, daß dieſe fanatiſche Mord- und Zerſtörungswuth nur eine fingirte ſei und lediglich darauf abziele, bei lebensüberdrüſſigen Malayen, die als Mohammedaner keinen Selbſtmord ausüben dürfen, auf anderem Wege die Befreiung von allem irdiſchen Jammer zu erzielen, ſo ſind gleichwohl die Fälle nicht ſelten, daß verfolgte Amok-Läufer ihr Leben tapfer zu vertheidigen wußten. Viel näher liegt

Digitized by Google

die Annahme, daß ſolch' grauſiges Bedürfniß tief im Volkscharakter ſtecke.... Giebt es doch unter den Malayen im Innern Sumatra's Anthropophagen der ſcheußlichſten Gattung, wie wir überhaupt unter verſchiedenen malayiſchen Stämmen die denkbar barbariſchſten und härteſten Sitten finden.... Natürlich wenden die britiſchen und niederländiſchen Behörden allemal die ſtrengſten Mittel an, um ſolchem entſetzlichen Unfuge zu ſteuern, und wie die Dinge heute ſtehen, mit ſichtbarem Erfolge.

Trotz ſolcher Race-Gebrechen überwiegen bei den Malayen entſchieden die vortheilhaften Eigenſchaften. Vor Allem hängen ſie mit großer Zuneigung an ihren Familien. Obwohl Mohammedaner, ſind die Fälle, daß ein Malaye mehr als eine Frau nimmt, geradezu unerhört. Es wird erzählt, daß einem Malayen einſtmals die Frage gemacht wurde, warum ſie nicht der Polygamie, die der Koran geſtattet, huldigten, worauf jener antwortete: »Zu Mohammed's Zeiten müſſen die Weiber anders geweſen ſein; ich habe unter uns keinen Mann gekannt, dem ein Weib allein nicht glücklich gemacht hätte«....

Dennoch hat die freiwillige Monogamie unter den Malayen, ſoweit dieſe ſich zum Islam bekennen, nicht jener Zerſetzung aller ſocialen Verhältniſſe Schranken zu ſetzen vermocht, die ein bekanntes Uebel der Religion des arabiſchen Propheten iſt. Schon auf dieſe eine Thatſache geſtützt, dürfte es geboten erſcheinen, den optimiſtiſch gefärbten Schilderungen ſo vieler Berichterſtatter über das malayiſche Familienleben nicht unbedingten Glauben zu ſchenken. Dann giebt es noch einen zweiten Uebelſtand zu verzeichnen. Die Ehen werden ungemein leicht geſchloſſen und ebenſo leicht gelöſt. Wenige Dollars genügen, um vom Prieſter die Scheidung zu erwirken. Dadurch werden der Intrigue und Eiferſucht Thür und Thor geöffnet, und Jene mögen nicht ſo ganz Unrecht haben, welche da behaupten, daß arge Familien-Zerwürfniſſe nicht ſelten den Anlaß zum — Amok-Laufen abgeben.

Der Ruf der malayiſchen Frau iſt im Großen und Ganzen ein guter. Sie iſt ihrem Gatten anhänglich und zeigt große Zuneigung zu ihren Kindern; reicher Kinderſegen — bei den meiſten moslimiſchen Völkern ein unwillkommenes Glück — ruft bei der malayiſchen Frau Stolz und Zufriedenheit heror. Es iſt daher nichts Seltenes, Frauen mit einem ganzen

Digitized by Google

Schwarm Kinder ſpazieren gehen zu ſehen. Auch die Verwandtſchaftsbande ſind unter den Malayen feſter geknüpft, als es ſonſt unter aſiatiſchen Völkern der Fall iſt, und oft iſt die Einwohnerſchaft eines ganzen Dorfes mit einander verſchwägert. Sie theilen Freud und Leid miteinander, nehmen gemeinſam an allen Hochzeits-Feierlichkeiten Theil und trauern um ein mit Tod abgegangenes Glied ihrer Gemeinde.

Daß die Familienbande übrigens mehr als blos beſchränkten Werth haben, ergiebt ſich aus der Thatſache, daß die altmalayiſche Verfaſſung die Familien-Gemeinſchaften zur Grundlage hatte. Noch heute gilt das Familienoberhaupt — Panghulu — als der Repräſentant der Familie nach innen und außen. Es herrſcht alſo hier ganz dieſelbe patriarchaliſche Einrichtung wie bei ſo vielen anderen Völkern Aſiens und einzelnen Stämmen im ſlaviſchen Europa (der »Mir« in Rußland und die »Zadruga« bei den Südſlaven) .... Specifiſch malayiſch aber iſt die Einrichtung, daß in Erbfolge-Angelegenheiten den Familiengliedern der Mutter der Vorrang gebührt. Wie das Vermögen der Frau nur ihr gehört und vom Manne nicht angetaſtet werden darf, ſo fällt dasſelbe auch nur ihren Kindern zu. Hierfür fände ſich leicht ein Erklärungsgrund; befremdender aber dürfte es ſein, zu erfahren, daß auch der Mann nicht Herr ſeines Vermögens iſt, denn nicht ſeine Kinder erben dasſelbe, ſondern die — ſeiner Schweſtern. In Ermanglung ſolcher ſind ſeine Brüder die zunächſt Erbberechtigten .... Durch dieſe Einrichtung wird uns auch das Verſtändniß für eine andere nicht minder befremdende vermittelt. In der malayiſchen Familie wirbt nie der Jüngling um ſeine Zukünftige, ſondern die Mutter eines Mädchens wählt ſich einen paſſenden Gatten für ihr Kind. Nach dem Vermögensſtand der Gatten richtet ſich auch das Recht jedes Einzelnen derſelben auf die Kinder. Hat die Braut das Vermögen in's Haus gebracht, dann hat nur ſie über die Kinder zu entſcheiden; ſind beide Gatten finanziell gleich ſituirt, dann bleibt auch das Recht auf das Eigenthum und die Kinder ein gemeinſchaftliches, und erſt in dem Falle, daß der Gatte ſeine Frau käuflich erworben hat, fallen dieſem alle reſpectiven Rechte ausſchließlich zu. Man wird leicht erkennen, daß bei Eintritt des erſten und zweiten Falles die Polygamie gar nicht zur Anwendung gelangen kann, eine Thatſache, die den Ausſpruch jenes Malayen, der ſo ſalbungsvoll zu erklären beliebte:

Digitized by Google

eine Frau genüge zum häuslichen Glück, denn doch einigermaßen paralyſirt ....

Die äußere Erſcheinung der Malayinnen iſt im Allgemeinen eine günſtige. Die Haut iſt zwar kupferbraun, doch bleibt ſie über die erſten Jugendjahre hinaus glatt, geſchmeidig und zart. Beſonders glänzend und mit einem zuweilen beſtrickenden feuchten Schimmer bedacht, ſind die Augen. Die Lippen, voll und fleiſchig, ohne aufgedunſen zu ſein, umrahmen zumeiſt das tadelloſeſte Gebiß, falls der Betel nicht ſeine Verwüſtungen angerichtet hat. Der Geſichtsausdruck iſt ein durchaus angenehmer, namentlich durch einen Zug von Gutmüthigkeit, wozu natürlich die ſchönen Augen und der ſanfte Blick das ihre beitragen. Das meiſt kohlſchwarze Haar wird nach rückwärts gekämmt, zu einem Knoten geſchlungen und mit allerlei Zierat geſchmückt.

Die Kleidung der Malayinnen iſt höchſt einfach. Frauen und Mädchen hüllen ſich in den in ganz Hinter-Indien gebräuchlichen »Sarong«, der bei den Mädchen die ganze Geſtalt vom Buſen bis zu den Knöcheln, bei den Frauen aber nur den Unterleib und die obere Hälfte der Beine bedeckt. Ein weiteres Toilettestück iſt die »Kabia«, ein loſes Gewand, das über die Schultern geworfen wird. Nicht ſelten bedeckt den Kopf ein Turban von der Art, wie ihn die Männer tragen .... Im Uebrigen ſtimmen auch hinſichtlich der Malayinnen nicht alle Urtheile der Reiſenden überein, ganz abgeſehen, daß klimatiſche, ethniſche und civiliſatoriſche Einflüſſe alle typiſchen Merkmale der Race mehr oder weniger verwiſchen. Auch wird von mancher Seite die große Putzſucht der malayiſchen Frauen getadelt, ein Tadel, der bei den jungen Mädchen freilich gegenſtandslos wird, da dieſelben — ein ſilbernes Feigenblatt abgerechnet — gar kein Toilettestück auf ſich haben. Daß die Malayinnen übrigens auch mit ihren Kleidern Staat zu machen verſtehen, das wird die Leſerin am beſten aus dem beigegebenen Vollbilde erſehen.

Nachdem wir bei unſeren vorſtehenden Mittheilungen ſtets nur den Feſtlands-Malayen, oder richtiger die Feſtlands-Malayin vor Augen hatten, ſo dürfte es nun an der Zeit ſein, einen Blick auf die Inſel-Bewohner zu werfen. Zu dieſem Ende müſſen wir einige rein-geographiſche Bemerkungen vorausſenden.

Digitized by Google

Zwiſchen dem aſiatiſchen und auſtraliſchen Continent nimmt zu beiden Seiten des Aequators eine umfangreiche Inſelwelt ihre Ausdehnung, die nach den Erklärungen zuverläßlichſter Forſcher (obenan A. R. Wallace) einſt mit beiden Welttheilen in trockener Verbindung ſtand. Eine Linie, die zwiſchen den Eilanden Bali und Lambok (öſtlich von Java) und zwiſchen Borneo und Celebes hindurchläuft, wird als die Grenzſcheide angenommen. Nach Oscar Peſchel gehörten vordem Borneo, Java und Sumatra zum aſiatiſchen Feſtlande, mit dem ſie an der malayiſchen Halb-

Javaniſche Frauen.

inſel als Ganzes zuſammenhingen, während andererſeits alle die zahlreichen Inſeln und Eilande, welche öſtlich und ſüdöſtlich der oben bezeichneten Grenzſcheide liegen, vom auſtraliſchen Erdtheile abgebröckelt ſind.

Trotz der Vielgeſtaltigkeit dieſer formidablen Inſelwelt laſſen ſich gleichwohl beſtimmte größere Gruppen unterſcheiden. Dem aſiatiſchen Feſtlande bei Malakka zunächſt liegen die Inſeln der ſogenannten großen Sunda-Gruppe: Sumatra, Java, Borneo und Celebes. Die Inſeln Bali, Lambok, Sumbava, Floris, Timor, ſammt der ganzen Schnur von Eilanden, die mit dem zehnten Parallel auf gleicher Höhe läuft, werden zu der kleinen Sunda-Gruppe gezählt. Hieran ſchließt öſtlich von Celebes der Molukken-Archipel und in der Verlängerung der genannten Inſel und in jener Borneo's nach Norden hin bis Formoſa, der Archipel

Digitized by Google

der Philippinen.... Auf allen dieſen Inſeln, von denen einzelne oft den Flächenraum ganzer europäiſcher Reiche einnehmen, dominirt die malayiſche Race. In zweiter Linie kommen die Papuas zur Geltung, die, auffallend genug, alle jene Inſeln bevölkern, die nach obigen Thatſachen in terreſtriſcher und pflanzenphyſiognomiſcher Beziehung zum auſtraliſchen Welttheile gehören. Die politiſche Herrſchaft im Archipel fällt theils einheimiſchen Regenten zu, anderntheils wird ſie, und zwar auf dominirende Weiſe, von den abendländiſchen Colonialſtaaten ausgeübt, deren erſter Repräſentant Holland mit ſeinem weitläufigen Beſitz auf Java, Sumatra und vielen anderen Inſeln iſt. Die Philippinen gehören faſt ganz den Spaniern, während ein dritter Repräſentant — die Portugieſen — auf der Inſel Timor feſtſitzt.

Frauen aus Manila (Tagalinnen).

Der Mittelpunkt des holländiſchen Colonialreiches und zugleich der Sitz der Regierung und des Generalgouverneurs iſt Batavia auf der Inſel Java. Die Stadt liegt leider in einem Küſtenſtriche mit höchſt ungeſundem Klima und wird von den Europäern ſo viel wie möglich gemieden. Sie finden hierfür in dem landſchaftlich ſo reizenden Innern der Inſel den beſten Erſatz, und in der That iſt die Villenſtadt der Europäer nächſt Batavia — Buitenzorg (das iſt: Ohnеſorgen) ein kleines Paradies. Fruchtbar wie die ganze Inſel iſt und mit einer beiſpiellos

tropiſch-üppigen Vegetation bedacht, erſcheint es ganz erklärlich, wenn die Lieblichkeit Buitenzorgs von allen Reiſenden geprieſen wird. Zwar die eigentliche Stadt, mit ihrer unſcheinbaren Hauptſtraße, in der das chineſiſche Familienleben (Kulis) bis zur denkbarſten Ungenirtheit ſich entfaltet, iſt unanſehnlich; um ſo reizender nehmen ſich aber die Anſiedlungen der vornehmen Coloniſten aus .... Nicht weniger als zweiundzwanzig holländiſche Erz-Millionäre — Pfeffer-Fürſten des ſchwerſten Kalibers — haben hier ihre ſtabilen Wohnſitze. Man genießt im Allgemeinen das Leben möglichſt zwanglos und macht den europäiſchen ſtrengen Sitten augenſcheinlich alle erdenklichen Conceſſionen.

Wie überall im Orient, iſt auch das javaniſche Leben ein — Nachtleben. Wir haben bereits im franzöſiſchen Cochinchina die Wahrnehmung gemacht, daß die klimatiſchen Einflüſſe auf die althergebrachten Lebensgewohnheiten ziemlich ſtark ſind. Die holländiſchen Damen Batavias und Buitenzorgs thuen es ihren heißblütigeren franzöſiſchen Schweſtern in Allem und Jedem nach, und auch hier wird kein Menſch etwas Anſtößiges daran finden, wenn jene im denkbar leichteſten Negligé Herrenbeſuche empfangen. Zu dem europäiſchen Exterieur dieſer Schönen mag indeß die landesübliche Kleidung (Sarong und Kabaje), mehr oder minder maleriſch drapirt, pikant genug ſtehen. Die Füße ſtecken — gleichfalls nach Landesſitte — nackt in zierlichen Pantoffeln und das Haar flattert loſe um die Schultern.

Das iſt während der heißen Tageszeit ſo. Tritt die Dämmerung ein, dann beleben ſich die Promenaden mit gar ſeltſamen Geſtalten. Die Damen ſchweben in förmlichen Balltoiletten einher und an ihrer Seite trippeln erwachſene Mädchen, die, trotz ihrer auffallenden körperlichen Entwicklung und Reife, in eine Art Hemd gekleidet ſind, das kaum über den halben Schenkel herabreicht! Das mag Manchem pikant dünken, nach unſerer europäiſchen Faſſung iſt es einfach indecent .... Ein Paradies, wie es Java iſt, fordert eben auch ſeine äußeren Attribute. Iſt doch hier Alles ſo farbenprächtig, tropiſch-üppig und ſonnig glänzend! Villen im griechiſchen Styl laden zu fröhlichem Geplauder und aus dem Pflanzendickicht grüßen ſchimmernde Statuen. Im Hintergrunde ragen dicht bewaldete Bergrieſen, oft bis 3000 Meter anſteigend, die Gipfel im farbigen Gewölk vergraben.

Digitized by Google

Die Hauptbevölkerung Javas bilden natürlich nicht die Europäer, sondern die Eingebornen, Malayen und Javanen. Während die Zahl der Letzteren auf circa 18 Millionen geschätzt wird, zählt die holländische Colonie nur 30.000 Köpfe. Hinsichtlich der Malayen gilt so ziemlich Alles, was wir bereits weiter oben mitgetheilt haben. Sie zeigen ein ruhiges, gemessenes Betragen, sie sind gehorsam und weichen allen lärmenden Auftritten aus. Die Frauen und Mädchen sind durchschnittlich hübsch, zart gebaut und mit unleugbarer natürlicher Anmuth bedacht. Minder schmeichelhaft für die malayischen Schönen klingen Berichte, welche sich mit den Beziehungen der Europäer zu jenen befassen. Europäische Männer, welche mit Malayinnen Ehen eingegangen haben, mußten nämlich die Erfahrung machen, daß die landesübliche harte und strenge Behandlung des weiblichen Geschlechtes gar wohl am Platze ist und eine mildere Auffassung des ehelichen Verkehrs zu den bedenklichsten Folgen führen kann. In einer gewissen Unterwürfigkeit und Abhängigkeit aufgewachsen und erzogen, weiß das malayische Weib eines Europäers die ihm zugekommene freiere Stellung nicht besser auszunützen, als auf das baldige Ende des Gatten zu speculiren — sei es aus Gewinnsucht oder aus Eifersucht. Gewöhnlich wenden diese in der That etwas gefährlichen Lebensgenossinnen langsam wirkende Gifte an; wo dies zu langwierig wird, schreiten sie einfach zum Mord.

In der erwähnten Strenge gegenüber dem weiblichen Geschlecht ist namentlich eine der kleinen Sunda-Inseln, Lambok, weit und breit im Archipel berüchtigt. Eheliche Untreue wird hier mit dem Tode des Ertränkens gestraft. Man bindet die schuldige Frau und ihren Mitschuldigen Rücken an Rücken zusammen und wirft sie in's Wasser. Die zahlreichen Krokodile sind sofort bereit, die Unglücklichen spurlos verschwinden zu machen. Allein nicht nur schwere Vergehen erleiden so harte Bestrafung, es genügt vielmehr, daß eine verheiratete Frau auch nur eine Cigarre oder ein Betelblatt von einem Fremden annimmt, um sie sofort dem Tode zu überliefern. Ob solche Barbarei einfach nur auf Rechnung einer hochgradigen Eifersucht zu setzen sei, wie mehrfach behauptet wird, oder ob sie nur eine natürliche Folge des am malayischen Volkscharakter haftenden Hanges zur Grausamkeit ist, bleibt an sich vollständig gleichgiltig. Diese

Digitized by Google

Sittengeſetze erſtrecken ſich übrigens nicht nur auf die eigenen Familien, ſondern greifen auch auf Ehen zwiſchen Europäern und Malayen hinüber. Wenigſtens wird von Fällen berichtet, daß an Europäer verheiratete Malayinnen, ſobald ſie ertappt wurden, auch nur eine Blume aus fremder Hand angenommen zu haben, bei erſter Gelegenheit durch gedungenen Mord aus der Welt geſchafft wurden.

Mit den Mittheilungen über die Bewohner und ſpeciell der Frauenwelt auf den übrigen Inſeln des oſtindiſchen Archipels müſſen wir uns kurz halten. Mit der intimeren Kenntniß einſchlägiger Angelegenheiten und Zuſtände iſt es ohnedies ziemlich ſchlecht beſtellt. Wir hätten da zunächſt Sumatra, die gewaltige Inſel, deren Flächenraum jenem der Reiche Spanien und Portugal gleichkommt. Während die Holländer meiſt nur die Küſtenſtriche occupirt haben, halten die grimmigen Battak, bei denen der Cannibalismus noch in voller Blüthe ſteht, das Innere gegen jeden Zugang geſperrt. Ganz auf der nordweſtlichſten Spitze der Inſel erſtreckt ſich das Sultanat Atſchin, bekannt durch ſeine kriegeriſchen Verwicklungen mit den Holländern .... Auf Borneo hauſen, und zwar meiſt im Innern und an allen Küſten, wo die Colonialherrſchaft der Europäer eine fragwürdige iſt, die kriegeriſchen und nicht unritterlichen Dayaks, ein ſchöner, kräftiger Menſchenſchlag, dem Anſtelligkeit und Intelligenz nachgeſagt wird .... Minder Günſtiges wäre von den Alfurus auf Celebes zu ſagen. Sie theilen übrigens das Land mit malayiſchen Stämmen und den aus beiden Völkern hervorgegangenen Miſchlingen .... Aehnliche Verhältniſſe herrſchen auf den Molukken, ſowie auf den zahlreichen übrigen Inſeln und Eilanden zwiſchen Borneo, Neu-Guinea und den Philippinen.

Auf dieſer, faſt ganz im ſpaniſchen Beſitze ſich befindlichen Gruppe möchten wir noch etwas länger verweilen. Die Spanier, welche der Colonialwirthſchaft ein ganz eigenes Gepräge aufdrücken, haben es keineswegs ſo gut wie die Holländer verſtanden, die autochthonen Bewohner ſich zugeneigt zu machen .... Das reizende Land, das gleich Java zu den hinterindiſchen Paradieſen zählt, leidet unter einem Ausſaugeſyſtem der bedenklichſten Art. Dabei herrſcht zwiſchen den einzelnen Bevölkerungs-Elementen, wie Coloniſten, Tagalen (oder Biſayas — Eingeborne malayiſchen Stammes), Papuas und Meſtizen der denkbar ſchroffſte Verkehr.

Digitized by Google

Die Tagalen ſind die chriſtianiſirten Eingebornen von der Hauptinſel Luzon, auf der auch die ſpaniſche Reſidenzſtadt Manila liegt. Die Tagalin iſt außergewöhnlich ſchön, ſie hat üppiges glänzend ſchwarzes Haar und glänzend ſchwarze Augen. Ihr Betragen iſt beſcheiden und ſittſam, wie überhaupt ihre ganze äußere Erſcheinung einen höchſt vortheilhaften Eindruck macht. Dies gilt auch in Bezug auf ihre Toilette, die immer tadellos nett iſt und oft aus ſehr koſtbaren, meiſt durchſchimmernden Ober- und buntfärbigen Unterkleidern beſteht. Das Haar läßt die Tagalin frei herabwallen .... Leider ſind die Sitten auf Luzon nicht allzu ſtrammer Art. So rechnen es ſich beiſpielsweiſe die Mädchen zur Ehre, mit Europäern außereheliche Kinder zu beſitzen. Die ſchwerſten Vergehen gegen die ehelichen Pflichten werden einfach nur mit einer Tracht Prügel beſtraft; von einer Verfolgung der Verführer wird aber immer abgeſehen. Dadurch erklärt ſich übrigens auch die ſchroffe Zurückhaltung der Europäerinnen gegenüber den Tagalinnen, eine Zurückhaltung, deren ſich ſogar die Meſtizinnen befleißen.

Dieſe Meſtizinnen ſind mitunter von großer Schönheit, doch wird ihre äußere Erſcheinung weſentlich durch den ſchleppenden Gang entſtellt. Freilich ſcheinen dieſe »Schönheiten« ſehr dünn geſäet zu ſein, denn der Reiſende Lehnert, der die auf einem Coſtümballe in Manila erſchienene »Damenwelt« aufmerkſam gemuſtert hatte, begegnet nur »häßlichen, oder zum mindeſten nichtsſagenden Geſichtern« .... Die Kleidung der Meſtizinnen iſt ſo ziemlich dieſelbe wie bei den Tagalinnen, nur fehlt das »Tapis« (ein dem Sarong ähnliches Tuch), das bei jenen den Körper enge umſchließt. Der Buſen wird mit einem hellfarbigen Seidentuche verhüllt, um den Kopf häufig die kleidſame ſpaniſche Mantilla geſchlungen .... In ſocialer Beziehung ſtehen die Meſtizinnen weit höher als die Tagalinnen, doch werden ſie, trotz ihres guten Rufes, ihrer Klugheit und Häuslichkeit, von den ſpaniſchen Coloniſten bei jeder Gelegenheit ziemlich wegwerfend behandelt.

Noch hätten wir der wilden Ureingebornen im Innern einiger Inſeln, unabhängiger Papua-Stämme, ſowie einzelner Miſchſtämme zu gedenken. Einer der intereſſanteſten dieſer letzteren ſind unſtreitig die auf der Weſtſeite von Luzon wohnenden Igorrotes. Obwohl ſie als Miſchlinge von Chineſen und Indern gelten, iſt ihre Abſtammung dennoch nicht über-

Digitized by Google

zeugend genug ſichergeſtellt. Ihre Sitten und Gebräuche ſind in mancher Hinſicht denen, welche die Spanier bei ihrer Ankunft vorfanden, ſehr ähnlich; andererſeits erinnern ſie vielfach an diejenigen der Dayaks auf Borneo.

Die Igorroten wohnen auf den höheren Abhängen des Vulcans Iſarog, wo Jagor ihre Wohnſitze beſucht und wenigſtens bei Bekehrten freundliche Aufnahme gefunden hat. Es herrſchen durchwegs patriarchaliſche Verhältniſſe und jede Familie lebt für ſich. Die Polygamie iſt erlaubt, doch ſind die Fälle ſelten, wo ein Igorrote mehr als eine Frau nimmt. Da die Frauen, wie bei den Mohammedanern, käuflich erworben werden und bei der herrſchenden Dürftigkeit das Brautgeld oft ſchwer aufzutreiben iſt, ſo muß der Bräutigam ein oder zwei Jahre arbeiten, um ſich die Summe zu verdienen. Die Sittengeſetze werden übrigens ſehr ſtrenge gehandhabt, was jedoch nicht ausſchließt, daß die Frauen mancherlei Freiheiten genießen ....

Ein Tandu (Javaniſche Sänfte).

China.

Das Familien- und Volksleben der Chinesen.

Einleitende Bemerkungen. Staat und Familie. Ahnencultus und Fatalismus. Abgeschlossenheit der Familie. Stellung der Frauen. Kindermord und Kinderverkauf. Die Ehe. Trauungs-Ceremonien. Sociale Uebelstände. Das Aeußere der Chinesinnen und ihre Kleidung. Verkrüppelte Füße. Putz und „Curiositäten". Sprüche, die Frauen betreffend. Ländliche Beschäftigung. Freie Stellung der Mädchen und die chinesische jeunesse dorée. Allgemeines über den Charakter der Chinesen. Gesellschaftliche Einrichtungen. Das Heim. Ceremonienwesen, Besuche und Mahlzeiten. Aus dem geistigen Leben des chinesischen Volkes. Die Lieder des „Schi-king". — Andere Völker des chinesischen Reiches: Mandschu, Mongolen, Tibeter. Die Miao-tse's. — Städtebilder.

China, das »blumige Reich der Mitte«, lag viele Jahrhunderte hindurch den Europäern so ferne, daß sie es mit Berechtigung ein Fabelland nennen konnten. Ein geheimnißvoller Schleier deckte und deckt zum großen Theile noch heute das ungeheuere Gebiet zwischen der Ostküste Asiens und den unermeßlichen Plateaux von Hochasien. Da das Innere dieses, dem Flächenraume nach Europa gleichkommenden Erdraumes kein ödes Wüstengebiet, oder die trostlose Heimat primitiver Völker bildet, sondern vielmehr ein hochentwickeltes Culturland in sich begreift — wenn auch nur dort, wo die eigentlichen Chinesen festsitzen, — mußte diese Unkenntniß und Unzugänglichkeit doppelt reizen.

In der That haben die neuesten, epochemachenden Forschungen des Freiherrn von Richthofen, der als erster Europäer weite Strecken des »blumigen Reiches« bereiste, zu geographischen Aufhellungen geführt, die überraschend genug sind. Was man bei uns bisher von China wußte, erstreckte sich lediglich auf flüchtige

Digitized by Google

Beobachtungen in den den Europäern geöffneten Küstenplätzen (den sogenannten »Vertragshäfen«), und auf jene allgemeinen äußeren Eindrücke, wie sie Kaufleute oder Diplomaten in den Hauptstädten des Reiches erhielten. Im Uebrigen fiel der Löwenantheil im Verkehr zwischen Chinesen und Abendländern auf rein geschäftliche und kaufmännische Angelegenheiten, wobei uns chinesischer Kunstfleiß und chinesische gewerbliche Thätigkeit auf umfassende Weise vermittelt wurden. Das geographische Feld selbst aber blieb jederzeit mehr oder weniger brach liegen. Man hatte nur die eine Vorstellung, daß ein Reich, dessen Bewohnerschaft auf mindestens vierhundert Millionen geschätzt wird, früher oder später eine hervorragende Rolle in der Cultur- und Völkergeschichte spielen müsse, und daß der Beginn dieser Rolle nothwendigerweise mit der Paralysirung der starren Exclusivität zusammenfallen werde.

Jedem Cultur- und Geschichtsforscher drängt sich nämlich beim Studium der asiatischen Zustände unwillkürlich die Frage auf: Welche Zukunft hat das chinesische Volk, diese arbeitsame, nüchterne, intelligente, mit zäher Beharrlichkeit an ihren Unternehmungen und Ueberlieferungen hängende Nation? Unberechenbar in der That ist die Tragweite eines Calculs, der sich mit dem Wiedererwachen der mongolischen Race beschäftigt. Man versetze diese festgefügte, äußerst compacte Masse mitten in unser modernes Culturleben hinein, wo die Pulse der Nationen gleich den gewaltigen Hammerschlägen der Fabriks-Etablissements pochen und der geistige Schöpfungsproceß mit der Geschwindigkeit des elektrischen Funkens den Norden und Süden, den Osten und Westen durchmißt!.... Man denke sich vierhundert Millionen Menschen (und wären es auch fünfzig oder hundert Millionen weniger), deren Culturanfänge Jahrtausende in die Zeit vor Christi hinaufreichen, in Bewegung gesetzt — als Handels- oder Kriegs-Elemente, von politischen Größen, großen Heerführern oder Aposteln der Humanität und Aufklärung angeführt — und man wird ein Bild gewinnen, das heute noch phantastisch anmuthet, in ferner Zukunft aber nichts weniger als phantastisch sein wird! Einmal dürfte auch die Melodie unseres heutigen, so hochgepriesenen Culturlebens abgespielt sein und ein neues frisches Element mit seiner ganz individuellen und originellen Anschauung von den Mitteln und Wegen zur fortschrittlichen Entwicklung

wird in das abgebrauchte civiliſatoriſche Räderwerk eingreifen. Uebrigens iſt die altbekannte Theſe, die Chineſen ſeien ein vollkommen unactives, excluſives Volk, vom Standpunkte der Geſchichtsforſchung unzuläſſig. Generationen haben dieſe Theſe gedankenlos ihren Altvordern nachgeplappert, und mit wenig Witz und vielem Behagen hat man das Gleichniß von der »chineſiſchen Mauer«, wo es eben paſſen ſollte, in unſere abendländiſchen

Chineſiſche Mädchentypen.

Verhältniſſe hineingezogen. Erſt ſeit einigen Decennien und vollends in der jüngſten Zeit iſt man auf Erſcheinungen geſtoßen, die die alten Vorurtheile paralyſirten .... Bis zum VIII. und IX. Jahrhundert hatte der chineſiſche Machteinfluß weit nach Weſten gereicht; dann blieb er nahezu ein Jahrtauſend localiſirt. Die Fluthwelle des Islam hatte ſich aus dem geſegneten Meſopotamien über das rauhe Iran hinweg bis in's Herz von Centralaſien ergoſſen und damit war den Expanſionsbeſtrebungen der chineſiſchen Race bis auf Weiteres ein ſtarker Riegel vorgeſchoben. Die Chineſen waren niemals ein kriegeriſches Volk und ſo war die Partie

gegenüber den moslimiſchen Krummſäbeln von vornherein verloren. Nachdem ſo alle Machtbeſtrebungen des »Reiches der Mitte« nach Weſten hin gebrochen waren, griff nach langem, langem — ſagen wir nach tauſendjährigem factiſchen Stillſtande der chineſiſche Unternehmungsgeiſt über den Ocean hinüber, und welcher Art dieſe neue Expanſions-Tendenz war und iſt, darüber giebt das chineſiſche Coloniſationswerk an den pacifiſchen Geſtaden Amerikas und andernorts den beſten Aufſchluß ....

Wir vermögen weder die geographiſchen noch die allgemeinen Culturverhältniſſe des ungeheueren Gebietes, das heute unter chineſiſchem Scepter ſteht, auf dieſe Blätter zuſammenzudrängen. Dem Zwecke dieſes Buches entſprechend, greifen wir vielmehr ſofort in medias res — in das chineſiſche Familien- und Volksleben. Dem erſteren iſt um ſo größere Wichtigkeit beizumeſſen, als das chineſiſche Reich nach althergebrachten patriarchaliſchen Formen regiert wird. Der Staat iſt eigentlich nichts Anderes als eine große Familie, und die Familie ein kleiner Staat. Daraus reſultiren Verhältniſſe, die ſowohl dem Nationalcharakter des Chineſen einerſeits, wie ſeinem ganzen Lebenswandel, ſeinen ſittlichen Grundſätzen und ſeinem moralphiloſophiſchen Gebahren ein beſtimmtes, charakteriſtiſches Gepräge aufdrücken, das oft überſchätzt, noch häufiger aber unterſchätzt wird. Der Fluch der Lächerlichkeit, der in ſo vielen Dingen die Chineſen trifft, könnte leicht auf uns ſelbſt zurückfallen, wenn wir unſere eigenen verſchrobenen Lebensgewohnheiten etwas mehr in's Licht rücken würden. Uns dünkt beiſpielsweiſe das ceremoniöſe Weſen der bezopften Söhne des blumigen Reiches abgeſchmackt, während wir andererſeits dieſe unſere ſimpelſten Gewohnheiten, wie etwa das Spaziergehen (vom Tanze gar nicht zu reden), als eine höchſt lächerliche betrachten und ihre volle Verachtung über ſolch' unnütze Zeitvergeudung, wenn es darauf ankommt, auch unumwunden zu verſtehen geben.

Das chineſiſche Familienleben hat zweifellos ſeine düſteren Schattenſeiten, doch entbehrt es keineswegs lichter Momente. Zu dieſen zählt namentlich die große Pietät der Kinder gegen ihre Eltern. Sie iſt eine ſo außergewöhnliche, wie man ſie ſelbſt in Europa nicht findet. Der Sohn iſt der gehorſame Diener ſeines Vaters; er widerſpricht nie, vollführt alle Aufträge auf das pünktlichſte und begleitet auf Gängen ſeinen

Vater auf ehrerbietigſte Weiſe, indem er nicht neben, ſondern hinter ihm ſchreitet .... Dieſer außergewöhnliche Reſpect iſt indeß kein Erziehungsproduct, ſondern eine Folge des ſogenannten Ahnencultus. Der Chineſe glaubt nämlich, daß ſeine Vorfahren unter irgend einer Geſtalt des Daſeins immer um ihn verſammelt ſeien, an allen Geſchäften und häuslichen Angelegenheiten theilnehmen und auch beſtimmten Einfluß auf die Unternehmungen und Handlungen der Lebenden nehmen. So exiſtirt in jeder Wohnung irgend ein Raum, ein Zimmer, eine Kammer, bei Reichen ſogar förmliche Kapellen, die nur dieſen Abgeſchiedenen geweiht ſind und in denen man von deren Anweſenheit überzeugt iſt. Auf eigenen Tafeln, die an den Wänden hängen, ſtehen die Namen aller Vorfahren vom Gründer der Familie an, oder auch blos der Name dieſes Letzteren. In ſo einem Ahnenzimmer oder einer Kapelle finden ſich dann die lebenden Familienglieder ein, um ihre religiöſen Gebräuche auszuüben, und dieſe religiöſen Ceremonien ſind auch die einzigen Cultusformen des Foismus. Er kennt keine Hierarchie und keinen öffentlichen Cult, ausgenommen die wenigen ſymboliſchen Functionen, die zu Neujahr vom Kaiſer, der auch religiöſes Oberhaupt im Staate iſt, celebrirt werden.

Hand in Hand mit dem Ahnencultus, der die Fortexiſtenz der Verſtorbenen in einem gewiſſen Organismen vorausſetzt, geht die Kaltblütigkeit gegenüber dem Tode und die große Gleichgiltigkeit für Alles, was mit demſelben irgendwie zuſammenhängt — die Trauerzeit und die Todtenklagen ausgenommen. So betrachtet man es als ein beſonderes Zeichen der Pietät, wenn der Sohn ſeinem kranken Vater einen Sarg in's Zimmer ſtellt. Ja noch mehr, der Sarg gilt im gewöhnlichen Leben als eine Art Luxusartikel und wird den übrigen Möbeln beigeſellt. In allen chineſiſchen Magazinen, in denen Hausgeräthſchaften feilgeboten werden, findet ſich immer eine große Zahl von kunſtvoll gearbeiteten, bemalten und geſchnitzten Särgen, die man Jedermann anpreiſt und die auch Jedermann kauft wie etwa einen Tiſch oder ein Bett. Ein ſchön gearbeiteter Sarg iſt nicht ſelten der Stolz des Hausherrn. Da dem Chineſen das Ableben eine, wenigſtens für ſeine Perſon, ſehr gleichgiltige Angelegenheit iſt, ſo betrachtet er mit Vorliebe das Möbelſtück, das einſt ſeine Behauſung bilden ſoll. Natürlich ſetzt eine ſolche Anſchauung nothwendigerweiſe einen hoch-

gradigen Fatalismus voraus. Und in der That giebt es auf dem ganzen Erdballe kein zweites Volk, das dem Aberglauben so sehr ergeben wäre, wie die Chinesen. Sie glauben, daß ihr Lebenslauf nach unabänderlichen Gesetzen bis in das kleinste Detail vorherbestimmt sei, und schreiben selbst die gewöhnlichsten Naturereignisse überirdischen Ursachen und Wirkungen zu.

Ueber die Stellung des weiblichen Geschlechtes in China sind verschiedene Ansichten im Cours. Sicher ist, daß die Familie noch heute dem Ausländer verschlossen ist, und selbst in den Städten, wo sich das chinesische und europäische Leben mit einander mannigfaltig verschlungen haben, lehnt der bezopfte Sohn des Blumenreiches jeden häuslichen Verkehr mit Europäern — den ettikettmäßigen abgerechnet — entschieden ab. Das Familienleben der niederen Stände, das sich leicht controliren läßt, da die Weiber ihrer kümmerlichen Existenz halber sich weidlich plagen müssen, hat wenig charakteristische Momente. Man behauptet diesfalls, daß das Leben der chinesischen Armen zum mindesten um kein Haar schlechter sei, als beispielsweise jenes der Proletarier in England. Der Kampf um's Dasein bringt es überdies mit sich, daß die alten Traditionen, welche besonders für das Weib und überhaupt für das weibliche Geschlecht harte und demüthigende Bestimmungen enthalten, nicht so zur Geltung kommen können, wie ja auch in anderer Hinsicht die religiösen Ueberlieferungen, auf denen auch die chinesischen Familien-Einrichtungen fußen, da und dort einem auffälligen Indifferentismus Platz gemacht haben.

Da es gerade der höhere Stand, der der Gelehrten nämlich (in China eine Art Aristokratie bildend), ist, welcher zur Lehre Kong-fu-tse's (der reformirten ältesten Volksreligion) hält, so treten gerade bei den Gebildeten und Vornehmen im Familienleben viel mehr Schattenseiten hervor. Man hat in China von jeher sehr wenig vom weiblichen Geschlechte gehalten. Die Ansicht: »Weiber haben keine Seele« läßt an sich zahlreiche Uebelstände voraussetzen. In den alten Satzungen wird vom zarten Geschlechte nicht die geringste Notiz genommen, es wäre denn, man wollte jene Bestimmungen, welche dem Manne gegenüber seiner Lebensgefährtin die weitgehendsten Rechte einräumen, hierzu rechnen. Diese Rechte bestehen darin, daß der Mann seine Frau schlagen, verkaufen, Hungers sterben lassen oder gar an einen anderen Mann auf einige Zeit vermiethen kann. Die

Digitized by Google

Polygamie ist zwar gesetzlich verboten, doch ist die Erwerbung von Nebenfrauen gestattet .... Das Weib bringt in China übrigens sein Mißgeschick sozusagen mit auf die Welt. Während nämlich die Geburt eines Knaben große Freude in der Familie hervorruft, erweckt jene eines Mädchens ganz die entgegengesetzten Empfindungen. Daraus erklärt sich der im blumigen Reiche wie nirgend sonstwo grassirende Kindermord, der allemal die Mädchen trifft, und der im niederen, ärmeren Volke sich nachgerade zur Sitte herausgewachsen hat. Ueber einfache Kinderweglegung macht man sich aber nichts weniger als Scrupel. Der Staat, oder wenn man will der »oberste Familienvater« (der Kaiser), der so sehr für das geistige Wohl der Kinder sorgt und zu diesem Ende sogar des Nachts die Schulen offen läßt, damit die unter Tags anderwärts beschäftigten Kleinen das Versäumte nachholen können — dieser Staat, wie gesagt, hat auch zahlreiche Findelhäuser bereit, um die ausgesetzten Mädchen unterzubringen.

Neben dieser doppelten Unsitte läuft noch eine dritte: der Kinder-Verkauf. Er ist gesetzlich gestattet und die zum Verkauf ausgebotenen Knaben werden gewöhnlich Diener in den Palästen der Mandarinen, Gehilfen bei Kaufleuten, oder sie erlernen ein Handwerk. Der in Europa allgemein verbreitete Glaube, daß neugeborne Mädchen gleich den Hunden und Katzen einfach ertränkt würden, hat nur insoweit Anspruch auf Berechtigung, wenn es sich um mißrathene Geschöpfe, namentlich weiblichen Geschlechts, handelt. So verabscheuungswürdig alle diese Gebräuche sind, so kann man sie gleichwohl nur als eine Art von Regulativ gegenüber der ungeheuern Vermehrung des chinesischen Volkes betrachten, die anderenfalls wohl leicht gefahrdrohende Dimensionen annehmen könnte. Man dürfte heute in China mindestens hundert Millionen Menschen rechnen, die buchstäblich um ihr tägliches Brot kämpfen. Und wenn unter diesen Massen, wie das leider nur zu häufig zu geschehen pflegt, die Hungersnoth ausbricht, dann spottet dieses Unglück wohl jeder Beschreibung. Was übrigens die Angelegenheit von dem Ertränken der Kinder betrifft, so darf nicht vergessen werden, daß es in China Begräbnißorte nach den herkömmlichen Begriffen nicht giebt. Begräbnisse verursachen eben große Kosten, die der arme Familienvater nicht bestreiten kann, und so hüllt er sein mit Tod abgegangenes Kind in ein Laken und wirft es in den Fluß ....

Wie übrigens die chinesischen Behörden selbst über den Kindermord denken, geht aus einer älteren Verordnung (1848) hervor, welche der Criminalrichter der Provinz Kuang-tung erließ, um dieser Barbarei zu steuern. Der weise Mann des Gesetzes decretirte Folgendes: »Der Criminalrichter der Provinz Kuang-tung verbietet auf das strengste, kleine Mädchen auszusetzen. Dieser abscheuliche Brauch muß aufhören und man muß die Lebenspflichten erfüllen. Es giebt Anstalten zur Aufnahme von Findelkindern weiblichen Geschlechts; nichtsdestoweniger dauert jener abscheuliche Brauch fort. Aber er verstößt gegen Sittlichkeit und Gesittung und stört die Harmonie des Himmels« .... Nachdem nun der besagte Kinderfreund sich des Breiteren über das Verhältniß zwischen Eltern und Kindern ergeht und zu Vergleichungen in die Thierwelt hinübergreift, erklärt er zum Schlusse, daß es für die Meisten zwar eine schwere Sache sei, ihre Töchter an den Mann zu bringen, darin liege aber kein Grund, sich derselben zu entledigen; — »die beiden Mächte des Himmels und der Erde verbieten solch' scheußliche Handlungen« ....

Die Ehe in China entbehrt noch mehr des religiösen Charakters als jene bei den Moslemin. Während hier der Priester wenigstens insoweit intervenirt, daß er bei der Verlobung den Ehecontract aufsetzt und den Bund formell einsegnet, fällt in China diese letztere Function irgend einer würdigen Matrone zu. Die Trauungs-Ceremonie besteht darin, daß Bräutigam und Braut aus einer Schale gemeinsam trinken. Dabei giebt es gleichwohl einige Festlichkeiten, welche der Trauung vorausgehen, sowie es für jede eheliche Verbindung unerläßlich ist, daß beide Theile vorher sich das Horoskop stellen lassen, um den günstigen Tag für die Feier zu erfahren. Der Trauung geht oft schon eine Verlobung im zartesten Kindesalter voraus, welche von den beiderseitigen Eltern vollzogen wird. Eine Eigenthümlichkeit des chinesischen Ehegesetzes ist, daß es Verbindungen zwischen Chinesen und Fremden verpönt. gewiß nicht der letzte Grund, daß dieses numerisch so zahlreiche Volk sein Aeußeres und seinen Charakter, wie überhaupt seine ganze ethnische Individualität unverfälscht und typisch rein zu erhalten wußte.

Die Familie, welche, wie schon erwähnt, ganz auf patriarchalischer Grundlage ruht, ist das ausschließliche Actionsfeld aller ihrer Glieder.

Digitized by Google

Was außerhalb der Familie vorgeht, das intereſſirt den Chineſen wenig, oder gar nicht. Die Kinder, welche in großer Ehrerbietung gegenüber ihren Eltern heranwachſen, erhalten meiſt eine genügende, intellectuelle Ausbildung, umſomehr da in China Jedermann durch eigenes Verdienſt zu den höchſten Aemtern und Ehrenſtellen gelangen kann, ſobald er der Mandarinenſprache in Wort und Schrift mächtig iſt. Dieſelbe umfaßt freilich über hunderttauſend Schriftzeichen, zu deren Memorirung ein ganzes Leben nöthig iſt. Auf der Kenntniß der alten Satzungen, Bücher, Schriften, philoſophiſchen Commentare und dem geſammten ungeheueren Apparate der älteren und älteſten Literatur beruht auch die ganze chineſiſche Gelehrſamkeit. Sie hält weder mit dem Zeitgeiſte (wie in Europa) Schritt, noch ſtrebt ſie danach, auf der Baſis des Bekannten noch Zweifelhaftes oder Verborgenes zu enthüllen. Sie taucht immer wieder zurück in jene urälteſten Epochen, aus denen die ſogenannten heiligen fünf Bücher (I-king, Wu-king, Schu-king, Schi-king und Tſchun-ſiu) ſtammen, eine Epoche, die mindeſtens bis zum Beginn des dritten Jahrtauſends vor Chriſti hinaufreicht. In China giebt es weder eine Geburts-, noch eine Geld-Ariſtokratie. Die Ariſtokratie, welche hier ſocial die übrigen Stände überragt, iſt einzig und allein jene — des Geiſtes ....

Um wieder auf unſer Thema — die chineſiſche Frau — zurückzukommen, gedenken wir eines einheimiſchen Sprichwortes, das da ſagt: »die Frau iſt ein Schatten, ein Widerhall« .... Wenn die Trauung vorüber und das in Gold und Seide gehüllte und mit Schmuck überladene Opfer von ſeinem Thronſeſſel herabgeſtiegen iſt, dann hört die Frau gewöhnlich auf, ein ſelbſtſtändiges Geſchöpf zu ſein, denn ſie hat unbedingt zu gehorchen. Sie darf weder mit dem Gatten, noch mit den Söhnen an demſelben Tiſche ſpeiſen, ſondern ſie muß letztere vielmehr ſchweigend bedienen und mit den Speiſereſten vorlieb nehmen. Zwar übt die legitime Frau, wenn der Gatte einige Nebenfrauen in's Haus gebracht hat, die Rechte einer Gebieterin über dieſelben aus, und die Kinder dieſer Concubinen dürfen nur die rechtmäßige Gattin — widerſinnig genug — als Mutter anerkennen. Nicht minder befremdend iſt die Einrichtung, daß nach dem Ableben des Familienvaters der älteſte Sohn an die Stelle des früheren Familien-Oberhauptes tritt, das heißt: von nun ab in allen Angelegenheiten die

Digitized by Google

Mutter ihrem leibhaften Sohne blind gehorchen muß. Es kommt eben Alles auf Gewohnheiten an, und die Chineſen pflegen diejenigen, welche unſer ſociales Leben beeinfluſſen, gerade ſo als Abſurditäten zu bezeichnen, wie wir die ihrigen.

Im Hauſe iſt die Frau ſtreng von der Außenwelt abgeſchloſſen. Nur ſelten geſtattet ihr der Gatte, Verwandte oder Freundinnen zu beſuchen

Empfangsſaal in einem chineſiſchen Hause.

und das geſchieht dann allemal in Tragſeſſeln, damit Niemand ſie ſehen könne .... Für den Europäer iſt damit freilich wenig verloren, denn die Chineſinnen füllen keineswegs das Schönheitsalbum der Erde. Sie ſind klein und unanſehnlich von Geſtalt, das Geſicht, bei ſtrenger Clauſur meiſt mit einer krankhaften Bläſſe überdeckt, hat gewöhnlich einen Stich in's Gelbe und iſt in ſeiner Begrenzung nahezu kreisrund. Das charakteriſtiſche Merkmal der mongoliſchen oder hochaſiatiſchen Race, die ſchiefgeſchlitzten Augen, ſoll zwar manchem Geſichte einen pikanten Anſtrich verleihen, doch

wird man gut thun, anzunehmen, daß gerade die Schlitzäugigkeit den Geſichtsausdruck erheblich entſtellt. Dabei kommen noch die vorſtehenden Backenknochen, die kurze, platte Naſe, die fleiſchigen Lippen und das ſchlichte, grobe Haar in Betracht. Die Mädchen laſſen dieſes letztere frei herabwallen, die Frauen ſchlingen es zu einem Knoten auf dem Hinterkopfe zuſammen, wo es mittelſt zweier kreuzweiſe eingeſteckter Nadeln befeſtigt wird.

Die Kleidung der Frauen beſteht aus langen Röcken aus Seide oder Baumwolle, deren Schnitt keiner Mode unterworfen iſt. Beliebt ſind grüne und roſenrothe Stoffe; gelb iſt die Farbe der kaiſerlichen Familie, und darf daher niemals in Anwendung kommen; weiß iſt die Trauerfarbe. Die Männer ziehen allen Farben die blaue vor .... Ein ſpecifiſch chineſiſches Detail des weiblichen Exterieurs ſind bekanntlich die verkrüppelten Füße. Dieſe Mode, welche man eine Zeit hindurch ganz fälſchlich als eine Folge der Eiferſucht bezeichnete, iſt uralt. Die Chineſen ſelbſt führen ſie auf eine Geſchichte zurück, die ſich in der Vorzeit zugetragen haben ſoll. Eine Prinzeſſin, erzählen ſie, hätte derart kleine und zierliche Füße beſeſſen, daß alle Welt ſie darum beneidete. Die übrigen Schönen wollten nun gleichfalls zu ſolch' körperlichem Vortheil gelangen und begannen ihre Füße in von Zeitraum zu Zeitraum immer enger werdende Hüllen zu ſtecken. Der Erfolg, obwohl gering, beſtimmte ſpäterhin die Mütter, die Verkleinerungs-Procedur an ihren Kindern im zarteſten Alter zu erproben, und daraus entſtand jene abſcheuliche ſyſtematiſch betriebene Verkrüppelungs-Manie.

Chineſiſche Frauen.

Der Vorgang bei dieſer ſchmerzhaften Procedur iſt gewöhnlich der nachfolgende. Hat das Kind ein Alter zwiſchen vierzehn und achtzehn

Monaten erreicht, dann werden die Füße mit zwei Leinwandbinden umwickelt, und zwar so, daß die vier kleinen Zehen unter die Sohle gebogen werden, die große Zehe aber frei bleibt. Obwohl neuerdings berichtet wird, daß diese thörichte Mode nicht mehr so strenge beobachtet werde, so dürfen wir gleichwohl annehmen, daß ein Mädchen, welches keine verkrüppelten Füße hat, nach chinesischen Begriffen auf alle Fälle einen Schönheitsfehler besitzt. Uebrigens leiden die unteren Extremitäten der gewaltsamen Procedur halber derart, daß, in Folge mangelhafter Muskelthätigkeit, die Waden niemals zur Entwicklung gelangen. Das Unterbein einer chinesischen Dame ist dürr und formlos wie ein Stock. Die Schuhe, meist nur vier bis fünf Zoll lang, bieten so wenig Raum, daß eine Europäerin, besäße sie eine noch so kleine Hand, dieselbe, zur Faust geballt, nur mit Anstrengung in den Schuh zu zwängen vermöchte; diese selbst sind meist aus färbigem Zeug, gestickt oder ungestickt, mit dünnen Sohlen und kurzen Absätzen. Was am meisten in Erstaunen setzt, ist, daß die Chinesinnen trotz ihrer verkrüppelten Füße sich verhältnißmäßig leicht von der Stelle bewegen — freilich ohne alle Grazie — und ohne Anstrengung dem so sehr beliebten Ballspiele sich hingeben können.

Die Frauen der reichen Chinesen sind immer mit einem gewissen Luxus umgeben, und der Putz spielt eine große Rolle. Wer die prächtigen Kleiderstoffe, die reichen Goldstickereien, die unzähligen Dinger und Dingelchen aus Lack, Schildpatt, Porzellan, Elfenbein, Perlmutter, Gold- und Silberfiligran in irgend einem Museum oder vollends an Ort und Stelle gesehen, der wird zugeben, daß in dieser Hinsicht unsere Damen einiger Neid gegenüber ihren schlitzäugigen Schwestern im fernen Osten anwandeln könnte. In der That zeugt diese Pracht nicht nur von seltenem Kunstsinn, sondern auch von großem Gewerbfleiße. Heute, wo zahlreiche chinesische Industrieproducte den Weg nach Europa finden und die Privat-Liebhaberei eine Menge von förmlichen kleinen Museen geschaffen hat, erfuhr auch im großen Publikum das bisherige, unvernünftig absprechende Urtheil über jene »Barbaren« in Ostasien erhebliche Modification. Und da unsere Damen Allem, was geschmackvoll und schön ist, große Zuneigung beweisen, so hat sich mit der Zeit manches Requisit aus dem Toiletten- oder Schmuckschrein der chinesischen Boudoirs in jene der Europäerinnen eingeschlichen.

Digitized by Google

Unvergleichlich schön, duftig und zart wie veritable Blüthen sind die Bouquets aus Gold- und Silberfiligran, welche die chinesischen Damen anstecken. Statt dem Email sieht man da blaue Vogelfedern, welche in die Blätter und Blüthen eingelegt sind. Bekannt sind auch die kunstvoll gearbeiteten Elfenbeinkugeln (oft ein Dutzend, eines im Hohlraum des andern!) als Fächer-Anhängsel, Broschen aus Elfenbein- und Perlmutter-Schnitzerei, eingelegte Schmuckcassetten, Schminkbehälter, Agraffen, Coiffuren aus künstlichen Blumen mit Spangen aus Gold- und Silberfiligran, und hundert andere Dinge.

Was den Charakter der Chinesinnen anbetrifft, so dürfte hierüber wohl kaum ein Urtheil von zutreffender Thatsächlichkeit aufzutreiben sein. Einige Anhaltspunkte lassen sich indeß gewinnen, wenn man jene volksthümlichen Sprichwörter in Betracht zieht, die sich auf die Frauen und ihre Eigenschaften oder Gewohnheiten beziehen. Und in dieser Hinsicht vernehmen wir Folgendes: »Man muß seine Frau anhören, muß ihr aber nicht glauben.« »Der Geist der Frauen ist Quecksilber, ihr Herz aber ist von Wachs.« »Wenn Männer beisammen sind, so hören sie einander; Mädchen und Frauen besehen einander.« »Das furchtsamste Mädchen hat Muth genug, üble Nachreden zu führen.« »Neugierige Frauen schlagen gerne die Augen nieder, um angesehen zu werden.« Etwas stark, ja das ganze Geschlecht tief verletzend ist der Volksspruch: »Die Tugend üben ist die Wissenschaft der Männer, und auf diese Wissenschaft verzichten ist die Tugend der Frauen.« Man kann diesen Satz übrigens auch anders deuten, wonach er einfach nur auf ein (hinkendes) Wortspiel hinauslaufen würde.

Im Allgemeinen dürfte wohl auch für die Chinesin der Allerweltsspruch Giltigkeit haben: Homo sum: humani nihil a me alienum puto. — Einige Reisende wissen nicht genug die Heiterkeit und Zufriedenheit der Frauen und Mädchen niederen Standes, also jener Repräsentanten des weiblichen Geschlechtes, welche man im blumigen Reiche beinahe ausschließlich nur zu Gesichte bekömmt, hervorzuheben. Die Schwatzhaftigkeit soll unter ihnen im hohen Grade ausgebildet sein. Daß sie auch an unbezwingbarer Neugierde kranken, mag wohl Verleumdung sein, denn derlei ist ja dem ganzen Geschlechte fremd. Die durchschnittlich ziemlich drückenden Verhältnisse, in denen die Massen leben, scheinen übrigens da und dort

Digitized by Google

auch das individuelle Leben entſchieden zu beeinfluſſen. Wo es Arbeit giebt, wie in den Reisfeldern oder Baumwollplantagen, da entfalten ſich gewiß jene Bilder voll Bewegung und Lebensfreudigkeit, die eine Eigenthümlichkeit aller dichtbevölkerten Culturländer ſind. Mädchen in dunkelblauen Anzügen, die jugendlichen Geſichter von großen Strohhüten beſchattet, ſammeln die blendend weiße Wolle von den niedrigen Stauden, die in ſchnurgraden Reihen angepflanzt ſind. Manches der Mädchen arbeitet mit ganz entblößtem Oberkörper, doch geberden ſie ſich deshalb keineswegs ſcheu, wenn Fremde in ihre Nähe gelangen. Jene Scene erinnert indeß unwillkürlich an eines der Lieder aus dem uralten Schi-king, auf den wir weiter unten noch zurückkommen werden. Dort heißt es:

„Wir ſammeln das Kraut Fiu-i,
Wohlan denn, ſammeln wir's ein!
Wir ſammeln das Kraut Fiu-i,
Wohlan denn, geſucht muß es ſein!
Wir ſammeln das Kraut Fiu-i,
Wohlan denn, zur Erd' ſich gebückt!
Wir ſammeln das Kraut Fiu-i,
Wohlan denn, die Körnlein gepflückt!
Wir ſammeln das Kraut Fiu-i,
Im Unterkleid berget es fein!
Wir ſammeln das Kraut Fiu-i,
Am Gürtel, da ſchließet es ein! ....“

Wir haben ſchon früher einmal erwähnt, daß die Stellung der Mädchen in der Familie keineswegs eine beneidenswürdige ſei. Werden ſie nicht ſchon bald nach der Geburt weggelegt, ſo ſpielen ſie im Hauſe gewiß nur Aſchenbrödel-Rollen, wie auch viele Reiſeberichte darin übereinſtimmen, daß man die erwachſenen Mädchen ganz nach ihrem Ermeſſen handeln läßt. Daß darunter Sittlichkeit und Moral empfindlich leiden, verſteht ſich wohl von ſelbſt. Wenn die Eltern ihre Töchter nicht rechtzeitig verſchachern, ſo entſchließen ſich die vernachläſſigten Geſchöpfe oft aus eigener Initiative dazu, ſich einem Manne außerehelich zu überantworten, und ſolche illegitimen Verhältniſſe gehören zum mindeſten bei der chineſiſchen jeunesse dorée zum guten Ton. So erzählt Lehnert, daß beiſpielsweiſe in Shanghai unter den jungen Lebemännern namentlich die Mädchen von Sutſchau ſehr geſucht ſeien und ſich eines großen Anklanges erfreuen. Es iſt zur völligen Modeſache geworden, ein ſolches Geſchöpf zu beſitzen.

Dieſer Art Mädchenſport ſoll aber ſehr koſtſpielig ſein, nachdem für dieſe Damen Unſummen für Toiletten und Schmuck verwendet werden. So gehört es beiſpielsweiſe zum guten Geſchmack, daß die Sutſchau-Mädchen im Haare friſche und ſeltene Miniaturblumen, die, unbeſchadet der Jahreszeit, täglich gewechſelt werden müſſen, tragen. Wollte man mit ſolcher Liebhaberei gleichzeitig die Vorſtellung von beſonderen phyſiſchen Vorzügen an derlei Schönen verbinden, ſo ginge man gewaltig irre. Ein Europäer würde die Mehrzahl derſelben ſchwerlich eines flüchtigen Blickes würdigen; in China aber, wo die Anſichten in allem und jedem denen des Abendlandes diametral entgegenſtehen, ſind die jungen Lebemänner ſtolz auf ihre ſchlitzäugigen Begleiterinnen und ſie machen mit ihnen auf Promenaden und an öffentlichen Beluſtigungsorten möglichſt viel Staat.

Was übrigens jene Gegenſätze anbelangt, ſo ſind dieſelben in der That ſolche der frappanteſten Art. Es iſt bekannt, daß in China die weiße Farbe die Trauerfarbe iſt, während wir uns des düſteren Schwarz bedienen, ſobald ein Trauerfall es erheiſcht. Dem Chineſen iſt ein Europäer, mit ſeinem blonden Haar, ſeiner vorſpringenden Naſe und dem Backenbarte eine fremdartige Erſcheinung, die er mit ſeinem Schönheits-Ideale nimmer in Einklang zu bringen vermag. Wenn der Chineſe ſpeiſt, ſo beginnt er mit dem Deſſert und endet mit dem Reis; Ehrentitel ſind nicht erblich, ſondern werden vielmehr den Verſtorbenen verliehen. Die Sorge der Kinder für die Eltern iſt häufig viel größer, als umgekehrt, und die Fälle ſind nicht ſelten, daß Mädchen nicht heiraten, um ihre Eltern pflegen zu können. Dann erhalten dieſe nach ihrem Ableben eigene Denkmäler aus Stein oder Holz und man verewigt ihre Tugenden durch Inſchriften. Andererſeits wird es dem Chineſen niemals einfallen, verdienſtvollen Leuten aus ihrer Mitte nach dem Tode ein Ehrenzeichen oder ein Monument zu ſetzen. Die Ehrenſtelle im ſocialen Verkehr iſt nicht jene zur Rechten, wie bei uns, ſondern zur Linken – damit der Gaſt dem Herzen des Gaſtgebers oder Begleiters näher ſtehe. Das Zeichen der Bejahung iſt ein Kopfſchütteln, womit wir das Gegentheil, die Verneinung ausdrücken. Dagegen nickt der Chineſe, wenn er etwas verneinen will. Noch mehrere ſolcher Contraſte mitzutheilen, würde indeß bald in's Weit-

Digitized by Google

ſchweifige führen, denn ſie manifeſtiren ſich in allem und jedem, im Staats-, Volks- und Familienleben ....

Was ſonſt die Charakter-Eigenſchaften der Chineſen anbelangt und in welcher Weiſe dieſelben beim weiblichen Geſchlechte zum Ausdrucke gelangen, könnten Mittheilungen dieſer Art nur in Form einer tiefergehenden Studie vorgebracht werden. Wir beſchränken uns ſonach auf die gewichtigen Urtheile einiger Ethnographen, die das Volk aus eigener Anſchauung kennen .... Baron Richthofen, der erſte europäiſche Reiſende, welcher tiefer in's Innere von China eingedrungen iſt, kann nicht genug die Liebenswürdigkeit der bezopften Söhne des »blumigen Reiches« rühmen. Von den Bewohnern Honans ſagt er, daß ein ſo gutmüthiges Völkchen wohl kaum auf der ganzen Erde wieder zu finden ſein dürfte. Große Neugierde und kindliche Naivetät zeichnet ſie beſonders aus, ſie vermeiden aber ängſtlich jede Beleidigung und ſind von ausgeſuchteſter Höflichkeit .... Friedrich Müller, der berühmte Ethnograph und ehemaliges Mitglied der »Novara-Expedition«, hebt als Grundzüge des chineſiſchen Charakters die Nüchternheit und Ruhe hervor. Damit gehen Hand in Hand die vorwiegende Entwicklung des Verſtandes und Mangel an ſchöpferiſcher Phantaſie — alſo der geniale Anſtrich, wie man gemeinhin zu ſagen pflegt.

Die Geſellſchaft, in welcher der Chineſe lebt, beruht immer noch auf denſelben Grundlagen wie vor mehreren tauſend Jahren; er hat ſeine Cultur weder durch nennenswerthe Erfindungen, die uralt ſind, aufgefriſcht, noch befaßt er ſich mit Dingen, die entweder nur idealen Werth haben, oder der Zukunft angehören. Daher concentrirt ſich ſein Intereſſe auch einzig nur auf das tägliche Leben, und was wir gewöhnlich als »chineſiſchen Kunſtfleiß« anſehen, entbehrt in China ſelbſt aller höheren Bedeutung und iſt einzig nur das Product mehr oder minder dringenden Bedürfniſſes. Bei den Chineſen decken ſich die Begriffe Kunſt und Handwerk vollſtändig. Man rühmt auch an ihnen die geſellige Bildung und den Mangel von faſt jedweder Rohheit, doch möchten wir letztere Anſicht nicht blindlings mitunterſchreiben.

Hierfür nur einen Fall. Die Ehe zwiſchen Schauſpielern und Chineſen iſt in China geſetzlich verpönt und werden Uebertretungen dagegen ſo barbariſch geſtraft, daß man ſich förmlich ſträubt, einer Geſchichte Glauben

Digitized by Google

zu ſchenken, über die der Reiſende Lehnert berichtet. In Kanton verliebte ſich die kaum ſiebzehnjährige, recht hübſche Tochter eines chineſiſchen Kaufmannes in einen jungen Schauſpieler. Ihr Vater, der von dieſer Neigung keine Kenntniß hatte, würde, den beſtehenden Familiengeſetzen gemäß, eine Verbindung ſicher nicht geſtattet haben, und da dem Mädchen dieſer Uebelſtand wohl bekannt war, ſo benützte ſie die Abweſenheit des Vaters, um die verhängnißvolle Heirat zu ſchließen. Die Mutter des Mädchens war in das Geheimniß gezogen. Natürlich kam der Pact alsbald an's Tageslicht und nun hatte der Vater, trotz ſeines grenzenloſen Schmerzes, nichts Eiligeres zu thun, als die Intervention der Polizei anzurufen, die denn auch nicht verabſäumte, dem Geſetze auf die unmenſchlichſte Weiſe Genüge zu leiſten. Der junge Gatte erhielt ſeine wohlgezählten ſechshundert Bambushiebe, denen er natürlich zum Opfer fiel, und ſeine Gattin bekam achtzig Hiebe mittelſt eines ledernen Riemens auf — den Mund (!) und ward dann den Soldaten preisgegeben. Die Execution hatte zur Folge, daß die Bedauernswürdige erblindete. Eine ähnliche Strafe hatte die mitſchuldige Mutter zu erdulden .... Solche Thatſachen erſcheinen freilich wenig geeignet, uns abſonderliche Begriffe von der Civiliſation des chineſiſchen Volkes zu geben. Die barbariſchen Geſetze ſind ebenſogut ein Erbe aus uralter Zeit wie die ſo hochgeprieſene Cultur.

Wir müſſen nun einen Blick in das Heim der chineſiſchen Familie werfen. Während das Haus des gemeinen Mannes ſich durch eine nüchterne, beinahe an Aermlichkeit ſtreifende Einfachheit auszeichnet, ſind die Wohnungen der Reichen und Vornehmen mit einem gewiſſen Luxus ausgeſtattet. Namentlich wird auf die Gärten große Sorgfalt aufgewendet, die neben Baumgängen und Lauſchplätzchen, auch Weiher oder Teiche mit Goldfiſchen und große Volièren, in denen Pfaue, Goldfaſane und Hühner untergebracht ſind, beſitzen. Dabei wird beſonderer Aufwand mit den prächtigen und koſtſpieligen Vaſen gemacht, die man als Blumentöpfe für Jasmin und andere Gewächſe benützt.

Aus dieſem Garten gelangt man in den großen Empfangsſaal, der von den eigentlichen Wohnräumen durch ein Gitter getrennt iſt. Zur Seite des Saales liegen das Schlafgemach des Herrn, der Speiſeſaal und manchmal auch das Badezimmer; alle übrigen Gemächer befinden ſich im

Digitized by Google

erſten Stocke, der indeß nicht immer vorhanden iſt und ſelten luxuriös ausgeſtattet wird. Der meiſte Staat wird natürlich auf den großen ebenerdigen Vorſaal aufgewendet, der ein Rendezvousplatz in zweifachem Sinne iſt — für die Lebenden und für die Verſtorbenen. Er iſt nämlich immer den »Ahnen« geweiht. An der Wand hängt die erwähnte Tafel und da und dort ſtehen Bronze-Candelaber oder ſchöne Vaſen zum Verbrennen der Opferkerzen und wohlriechenden Sachen. An ſonſtigem Ameublement findet ſich wenig vor. Das Hauptrequiſit iſt der Kang, der — wie der Divan des Moslemin — ſowohl als Bett, wie als Sofa oder Stuhl dient.

Chineſiſche Kinder.

Beliebt ſind kleine, rothlackirte Tiſchchen und niedere Tabourets. Den Boden bedecken Matten und die Wände zieren Bilder, auf ſogenanntem »Reispapier« gemalt, während auf Etagèren jene zahlreichen Dinge chineſiſchen Gewerbfleißes ſtehen, die eigentlich gar keinem Zwecke dienen, obwohl förmliche Induſtriezweige ihrer Erzeugung obliegen. Man kennt ſie zum großen Theile aus den Sammlungen in unſeren Muſeen oder Kaufläden, wo ſie durch den Specialtitel »chineſiſche Curioſitäten« gekennzeichnet ſind.

Wir haben ſchon früher einmal erwähnt, daß die Frauen in China in ſocialer Beziehung gar keine Rolle ſpielen. Dadurch entbehrt das chineſiſche Heim auch allen Reizes, und der Verkehr mit außerhalb der Familie ſtehenden Perſonen bekommt ein über die Maßen nüchternes, auf

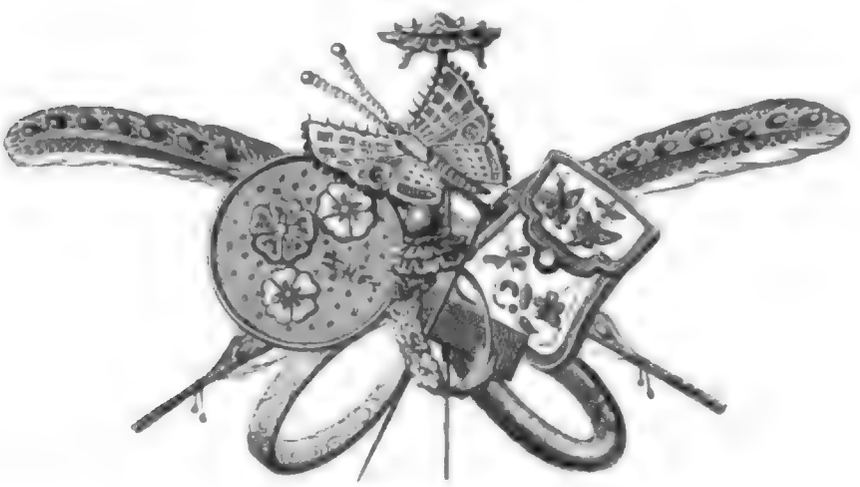
Digitized by Google

Chinesische Frau aus Shangai.

Digitized by Google

peinlichem Formenweſen beruhendes Gepräge. Um dieſes ceremoniöſe Weſen kennen zu lernen, bedürfte es eigentlich gar nicht der praktiſchen Erfahrung, denn man kann es bis zum Ueberdruſſe aus den chineſiſchen Romanen kennen lernen. Freilich giebt es nur wenig Sterbliche, die ſich einer ſo gründlichen Kenntniß des Mandarinen-Idioms erfreuen, um dieſem Luxus fröhnen zu können, und an ausgiebigen Ueberſetzungen gebricht es noch immer.

Wer jede Convenienz als eine Lächerlichkeit hinſtellt, der wird auch die Chineſen milder beurtheilen. Er wird die Abgeſchmacktheiten unſeres



Chineſiſche Curioſa.

geſellſchaftlichen Verkehrs vor Augen behalten und weniger hochmüthig die Naſe rümpfen, wenn er von den zahlloſen Förmlichkeiten, die alle Gemüthlichkeit ertödten, vernimmt. Uebrigens weiſen mancherlei Gebräuche entſchieden auf europäiſche Analogien hin. Wenn es dem chineſiſchen Grandſeigneur nicht paßt, einen Beſuch zu empfangen, ſo läßt er ſich ſo gut verleugnen, wie der überlaufenſte abendländiſche Miniſter. Jedem Beſuche geht die Abgabe einer Viſitenkarte voraus. Sie beſteht aus einem Bogen rothfarbigen Papiers von verſchiedenem Format (je nach Rang und Zweck) und enthält außer dem Namen noch einige Begrüßungsformeln und — was übrigens ſehr praktiſch iſt — den Zweck des Beſuches. Die Karte, welche durch einen Thürſteher dem Herrn überreicht wird, führt nicht immer zum Ziele, und iſt ein Beſuch ungelegen, ſo wird derſelbe einfach »höflich abgelehnt«. Im anderen Falle werden vom Diener die Flügel-

Digitized by Google

thüren des Vorſaales geöffnet und der Herr tritt an die Schwelle desſelben, um den Gaſt mit dem ſtereotypen Gruße: »Ich bitte Dich, einzutreten!« zu empfangen .... Natürlich gehört es nicht zum guten Tone, Beſuche zu Fuß zu machen. Wer dies dennoch gezwungen iſt, muß ſofort beim Betreten des Hauſes eine entſprechende Entſchuldigung vorbringen. In der Regel bedient man ſich der zahlreich vorhandenen Palankins, falls man nicht ſelbſt über einen ſolchen verfügt. Auch Beſuche zu Pferde ſind erlaubt.

Was wir über das chineſiſche Ceremonienweſen im Hauſe wiſſen, verdanken wir hauptſächlich dem franzöſiſchen Sinologen A. Remuſat, der die chineſiſchen Complimentirbücher und Romane ſtudirt und Ausführliches hierüber geſchrieben hat. Wir können dieſe intereſſanten Studien natürlich nur in knappeſter Form vorbringen und theilen daher nur Folgendes mit .... Die Sitze im Empfangsſaale ſtehen in zwei geraden Reihen. Wer eintritt, macht eine Verneigung nach der Seite des zu Beſuchenden, und zwar einen Schritt hinter ihm, ſo tief, daß die in einander gelegten Hände den Boden berühren. In den Südprovinzen iſt die Südſeite die Reſpectſeite, im Norden umgekehrt .... Man iſt alſo bei etikettemäßigen Beſuchen förmlich auf den Compaß angewieſen! .... Der Beſuchende thut in der Regel ſo, als wolle er den Ehrenplatz nicht einnehmen, was natürlich zu ceremoniöſen Remonſtrationen ſeitens des Herrn führt. Iſt dieſe peinliche Frage einmal erledigt, dann werden ſo viele Verbeugungen gemacht, als Gäſte anweſend ſind. Dieſes über alle Begriffe langweilige Vorſpiel nimmt nicht wenig Zeit in Anſpruch .... Dieſelben Umſtändlichkeiten wiederholen ſich beim Einnehmen der Sitze, wobei es zum guten Tone gehört, ſich nach dem zweiten oder dritten Seſſel zu drängen, um vom Hausherrn gewiſſermaßen gewaltſam zum erſten zurückgeführt zu werden. Iſt dies geſchehen, dann thut der Hausherr, als wiſche er mit ſeinem Rockzipfel das Sitzbrett ab, worauf ſofort der Gaſt das Gleiche am Seſſel des Herrn thun muß. Dem Placiren geht übrigens noch eine ceremoniöſe Verbeugung vor dem Stuhle voraus.

Man wird zugeben, daß die bezopften Söhne des blumigen Reiches geduldige Leute ſind. Sie legen noch weitere Beweiſe dieſer übermenſchlichen Geduld ab, wenn der unvermeidliche Thee gereicht wird, der in kleinen Schalen ſervirt wird. Ueber Aufforderung des Hausherrn greift Jeder

Digitized by Google

nach seiner Schale, mit Ausnahme des Ranghöchsten in der Gesellschaft, dem sie vom Herrn mit einem Spruche überreicht wird. Der Anfang zum Trunke erfordert abermals ein Zeichen und dann nippen Alle langsam den Inhalt der Schalen hinab, wobei sie sich so tief verbeugen, daß diese den Boden berühren. Etwas von der Flüssigkeit verschütten, würde als grober Verstoß angesehen werden. Nachdem die Erledigung dieses Geschäftes noch mit einigen weiteren Ceremonien vor sich geht, mit deren Mittheilung wir den geduldigen Leser verschonen wollen, ladet der Hausherr — wieder auf Commando — zur Ergreifung des Fächers ein, und nun erst beginnt die Conversation, die sich mindestens durch zwei volle Stunden auf nur gleichgiltige Dinge erstrecken darf. Erst unmittelbar vor dem Aufbruche kommt der Besuchende auf den Gegenstand, zu dessen Ende er ihn unternommen hat .... Diese und noch so viele andere zahlreiche Ceremonien sind nicht einfache Umgangsformen, sie sind vielmehr uralte Ueberlieferungen. Confucius bezeichnet die Ceremonien als ein Abbild der Tugenden, welche bestimmt seien, diese letzteren zu erhalten, sie in Erinnerung zu bringen und in manchen Fällen als Ersatz an deren Stellen treten zu lassen. Daher rührt auch der höfliche und ceremoniöse Verkehr unter dem Landvolke, von dem man bei uns in Europa nur selten etwas verspürt ....

Ueber chinesische Mahlzeiten finden sich so viele eingehende Beschreibungen, daß wir uns kurz fassen können. Die ärmere Classe ist beinahe ausschließlich auf den Reis angewiesen; Schweinefleisch und Fische gehören zu den seltenen Leckerbissen. Umso üppiger und raffinirter nimmt sich das Menu auf der Tafel des Reichen und Vornehmen aus. Es giebt da ostindische Schwalbennester, mongolische Baumschwämme (eine gallertartige, fast durchsichtige, geschmacklose Brühe), Haifischflossen (mit Schinken und Hühnerfleisch in einer Brühe), hartgesottene Kibitzeier, Pilze mit Bambussprossen, Fleischpasteten in Mandelmilch, Pudding aus Reis mit Liliensamen, Zwiebeln und Mandeln, dann zum Dessert: Seerosenwurzeln, Blumenzwiebel, gekochte Erdbeeren, Melonenkerne u. s. w. Auch animalische Nahrungsmittel, und zwar solche der ekelhaftesten Art, sind den Chinesen Leckerbissen, wie Regenwürmer, Ratten, ein Brei aus verwesenden Fischen und Hundefleisch .... Die Speisen werden klein geschnitten in Schälchen auf einem Speisebrett aufgetragen, und wie bekannt mittelst zweier Holz-

Digitized by Google

ſtäbchen gegeſſen. Geiſtige Getränke kennt man, den Samtſchu (Reisbranntwein) ausgenommen, unter den eigentlichen Chineſen nicht ....

Indem wir uns von dieſen Aeußerlichkeiten abwenden, hätten wir noch Einiges über die intellectuelle Seite des chineſiſchen Volkes mitzutheilen. Es iſt hauptſächlich die uralte und höchſt umfangreiche Literatur, die wir hierbei im Auge haben. Da ſich gerade in den ſchöngeiſtigen Werken der Völker Stellung, ſittlicher Werth und manches Andere, was die Frau betrifft, am markanteſten wiederſpiegelt, ſo könnte man wohl der Vermuthung Raum geben, daß wir diesfalls einige Ausbeute zu erwarten hätten. Die Dinge liegen gleichwohl anders. Der chineſiſche Roman und das Drama ſind von ermüdender Nüchternheit und Farbloſigkeit. Die Pedanterie hängt mit Bleigewicht an allen Schilderungen und Erzählungen, nirgends findet man poetiſchen Schwung oder künſtleriſche Geſtaltung, kurz: in jeder Zeile das unverfälſchte Chineſenthum.

Nur ein Literatur-Denkmal Chinas macht in dieſer Richtung eine Ausnahme, und das ſind die Lieder, welche in dem »Schi-king« enthalten ſind. Sie wurden, nachdem ſie lange vorher volksthümlich waren, im VI. Jahrhundert von Kung-fu-tſe geſammelt, und ſo (dreihundertundfünf an der Zahl) der Nachwelt erhalten. Da dieſer Reformator die alte Volksreligion zu einem rein praktiſchen »national-ökonomiſchen Syſtem« umgewandelt hatte, ſo mag die Anſicht wohl berechtigt ſein, daß mit der Wirkſamkeit Kung-fu-tſe auch gleichzeitig die friſche nationale Poeſie erloſch, ähnlich wie bei den Arabern das Wüſten-Rhapſodenthum durch Mohammed. Die chineſiſchen Lieder ſind naiv und kindlich, alterthümlich, einfach, häufig zart und zierlich — und wenn dieſe Herzensergüſſe auch nicht der heutigen Generation entquollen ſind, ſondern vielmehr ein ziemlich reſpectables Alter aufweiſen, ſo geſtatten ſie gleichwohl einen Einblick in die Art poetiſchen Fühlens im chineſiſchen Volke. Wir theilen hier einige Proben aus dem »Schi-king« nach der Verdeutſchung Ernſt Meier's mit.

Im Mondſchein.

Der Mond geht auf und ſcheint ſo licht!
Der Mann, wie ſchön von Angeſicht!
Ich breit' die Arme aus, ihn zu umfaſſen,
Doch kann mein Herz von ſeinem Weh nicht laſſen.

Der Mond geht auf und ſcheint ſo klar!
Der Mann, wie lieblich ganz und gar!
Ich breit' die Arme aus, ihn zu umfangen,
Doch bleibt mein Herz in tiefer Trauer hangen.

Der Mond geht auf und ſcheint ſo rein!
Der Mann ſo edel, hold und fein!
Ich breit' die Arme aus, ihn zu umſchließen,
Doch ſoll mein Herz in Sehnſucht mir zerfließen.

Grenzwachdienſt.

Leiſe, leiſe fließt das Waſſer,
Führt nicht fort den loſen Balken.
Hier, wo ich die Wache habe,
Hier in Schiu iſt nicht mein Mädchen.
Ihrer denk' ich, ihrer denk' ich:
Wann, ach, kehr' ich zu den Meinen?

Leiſe, leiſe fließt das Waſſer,
Führt nicht fort ein loſes Spänlein.
Hier, wo ich die Wache habe,
Hier in Fu iſt nicht mein Mädchen.
Ihrer denk' ich, ihrer denk' ich:
Wann, ach, kehr' ich zu den Meinen?

Leiſe, leiſe fließt das Waſſer,
Führt nicht fort die loſen Binſen.
Hier, wo ich die Wache habe,
Hier in Hiu iſt nicht mein Mädchen.
Ihrer denk' ich, ihrer denk' ich:
Wann, ach, kehr' ich zu den Meinen?

Spröd und frech.

Geh'n ſie durch ein tiefes Waſſer,
Watend ſchier bis an die Knie,
Heben ſie die Kleider nie;
Aber geh'n ſie durch ein ſeichtes,
Heben ſie ſie ohne Scheu
Viel zu hoch und viel zu frei.

Originell, des ſeltſamen Reimklanges halber, iſt das nachfolgende, »Ortsgedächtniß« betitelte Gedicht. Der Jüngling, der ſeine beſcheidenen topographiſchen Kenntniſſe offenbar etwas zu überſchätzen ſcheint, ſingt:

Ich ſammle im Felde Möi die Pflanze Tang;
Wer fällt mir ein? Die ſchöne Maid Mong-kiang!
Sie hat beſtellt mich an den Platz Tſang-tſchong,
Kommt mir entgegen in dem Ort Schang-kong
Und giebt mir das Geleit bis nach Ki-ſchang.

Ich pflücke Weizen in Möi am Nordabhang;
Wer fällt mir ein? Die ſchöne Maid Mong-kiang!
Sie hat beſtellt mich an den Platz Tſang-tſchong,
Und kommt zu mir wohl in den Ort Schang-kong
Und giebt mir das Geleit bis Ki-ſchang.

Digitized by Google

Eine Eigenheit vieler chineſiſcher Volkslieder iſt, daß in denſelben Bilder aus der Natur, gleichſam als Träger der lyriſchen Stimmung, hingeſtellt werden, indem der Gedanke, der zu dem Bilde oft in gar keiner Beziehung ſteht, nur loſe anhängt; z. B.:

Zeitmaß.

Epheuranken ſamml' ich hier;
Aber wenn ich ſehnſuchtsbang
Einen Tag mein Lieb' nicht ſeh',
Wird der Tag drei Monden lang.

Duft'ge Kränze ſamml' ich hier;
Aber wenn ich ſehnſuchtsbang
Einen Tag mein Lieb' nicht ſeh',
Wird der Tag drei Herbſte lang.

Wermuthkräuter ſamml' ich hier;
Doch wenn mir der Zeiten Drang
Einen Tag mein Lieb' entzieht,
Wird der Tag drei Jahre lang!

Den Geſammteindruck der chineſiſchen Volkspoeſie, die mitunter ſo zarte lyriſche Saiten anſchlägt, hat Rückert im »Vorſpiel zu Schi-king« ſchön und charakteriſtiſch wiedergegeben. Die betreffenden Strophen lauten:

Nicht iſt der Liebe Morgenroth
Von Sina's Mauer ausgeſchloſſen;
Auch dort liebt Liebe bis in Tod,
Und treu bleibt Treue, ſelbſt verſtoßen;
Und alle ſtarken Herzensbande,
Um Kinder, Eltern und Verwandte,
Und Ahnen, hoch der Lebensnoth
Entrückt zum Götterſtande.

Die Mutter, die uns Alle trug,
Die Erde pflegen ſie und warten;
Der Kaiſer ſelber lenkt den Pflug,
Und um ihn blüht des Reiches Garten.
Dann Landesnoth und Kriegesjammer,
Verweinte Bräut' in öder Kammer;
Und Unmuth, der die Saiten ſchlug,
Heiligen Zorns Entflammter....

Wenn wir bisher immer nur von China und den Chineſen ſprachen, ſo iſt damit noch lange nicht das chineſiſche Reich ſelbſt erſchöpft. Weit über die Stammſitze des chineſiſchen Volkes hinaus erſtreckt ſich das Gebiet, über welches mittelbar oder unmittelbar das Scepter der Mandſchu-Dynaſtie (ſeit 1640 n. Chr.) gebietet. Das eigentliche China wird auf ein Drittel des Geſammt-Territoriums geſchätzt. Hieran ſchließen im Norden die Mandſchurei, im Nordweſten die Mongolei, im Weſten endlich Oſt-Turkeſtan und Tibet. Die Bewohner, welche dieſe weitläufigen Gebiete einnehmen, gehören faſt ausſchließlich der mongoliſchen oder hochaſiatiſchen Race an; die Mandſchu rangiren zum tunguſiſchen Zweig des altaiiſchen Volksſtammes. Sie ſind ein aufgeregtes, kriegeriſches, mit großer Energie begabtes Volk. Mit anderen Eigenſchaften ſind die eigentlichen Mongolen bedacht, welche — einſt von kühnen Eroberern angeführt, der Schrecken

Digitized by Google

einer ganzen Welt — heute für die unkriegerischste Race Asiens gelten. Sie sind hauptsächlich Nomaden, und zwar Vieh-Nomaden, und zu ihnen zählen jene westlichen Stämme der Kalmücken an der untern Wolga und im Altai, über die wir bereits referirt haben. Im Großen und Ganzen hat auch für die eigentlichen Mongolen innerhalb des chinesischen Reiches alles dort über Familien-Verfassung, Erziehung, Lebensweise ꝛc. Gesagte seine Giltigkeit. Die Polygamie, welche gestattet wird, findet nur wenige Anhänger. Die Stellung der Frau gegenüber dem Manne ist, wie bei den Nomadenvölkern überhaupt, eine freie und hat nichts von jener willenlosen Unterthänigkeit an sich, die bei Naturvölkern so oft angetroffen wird. Die Religion dieser Mongolen ist der Buddhismus, speciell der tibetanische Lamaismus, der durch zehn, von Dalai-Lama in Lassa installirte, von der chinesischen Regierung bestätigte Stellvertreter (Khutuktu's) hierarchisch repräsentirt wird.

Da wir hier des Lamaismus gedenken, so müssen wir auch von den Bewohnern Tibets, jenem gewaltigen, weitläufigen Hochlande zwischen Himalaya und Kwen-Lün Notiz nehmen. Dieses wenig durchforschte, durchschnittlich 3600 Meter hohe, mit spärlicher Vegetation und einem rauhen Klima bedachte Gebiet ist der Hauptsitz des nördlichen Buddhismus. Zahllose Mönche fristen in den einsamen und ertragsarmen Thälern eine Existenz voll Askese und ernster Beschaulichkeit. Sie sind durch die in Eis und Schnee begrabenen Hochlandsmassen, sowie durch unzugängliche Wüsten von der Außenwelt vollständig abgeschlossen. Ihr erstes Lebensprincip ist vollständige Enthaltung von dem weltlichen Treiben und Eheloſigkeit. Das eheloſe Leben gilt ihnen als das würdigste; sich zu verheiraten und ein weltliches Geschäft zu betreiben, ist mit Degradation gleichbedeutend.

Ein eigenes Capitel verdienen die Miao-tſe, oder die Urbewohner einzelner Striche im südlichen China; sie rangiren zu den Thai- oder Schan-Völkern, deren Zweige wir bereits in Hinter-Indien (Siamesen und Laos) kennen gelernt haben. Vieles, was über dieses eigenthümliche Volk bisher in Cours war — einschließlich der Untersuchungen, wie sie der gelehrte Münchener Professor Dr. Neumann in seinen »asiatischen Studien« anstellte — beruht auf mancherlei Irrthümern. Erst vor wenigen Jahren

hat der Missionär A. Krolczyk durch persönliche Anschauung den Schleier, der sowohl das Volk, sowie seine Stammsitze bedeckte, gelüftet.

Aus den Mittheilungen des genannten Missionärs geht hervor, daß die Miao-tse sich sowohl ihrer äußeren Erscheinung nach, wie in Bezug auf Sitten und Gebräuche, gar wesentlich von den eigentlichen Chinesen unterscheiden. Ganz seltsamer Art sind die socialen Zustände. Die

Spazierfahrt chinesischer Damen.

Geschlechter unterscheiden sich der Kleidung nach nur wenig. Die Hauptlast der täglichen Beschäftigung ruht ganz und gar auf den Schultern der Frauen, welche sich keineswegs durch Schamhaftigkeit auszeichnen. Auch sind sie von jedem Schulunterricht ausgeschlossen, so daß unter den vielen Millionen der Miao-tses kein einziges weibliches Wesen existirt, das sich der Kunst des Lesens oder Schreibens erfreute.

Auch die Hochzeitsgebräuche weichen von jenen im eigentlichen China erheblich ab. Die jungen Leute treffen nämlich immer unbeeinflußt ihre Wahl und die Eltern werden nur zum Schlusse um ihre Einwilligung

Digitized by Google

angegangen. Der Verkehr zwiſchen den Brautleuten iſt ein ſehr ungezwungener, doch gilt es in manchen Gegenden als unſchicklich, wenn das Mädchen allein in Geſellſchaft ſeines zukünftigen Gatten ſich zeigt. Eheliche Verbindungen werden übrigens nach Wunſch oder Laune häufig rückgängig gemacht, und ſollte der bisherige Verkehr nicht ohne ſichtbare Folgen geweſen ſein, ſo wird das Unterpfand ſolch' unerlaubter Liebe — einfach getödtet, ſei's nun ein Mädchen oder ein Knabe. Dieſe Art und Weiſe, ſich das Inſtitut der Findelhäuſer vom Halſe zu halten, iſt gewiß eine etwas zu rationelle. Kommt die Ehe zu Stande, ſo hat der Mann einen ganz kleinen Geldbetrag (etwa zehn Gulden unſerer Währung) an die Eltern des Mädchens zu entrichten und vierzig bis fünfzig Pfund Schweinefleiſch (das unter den Miao-tſes in allen Lebenslagen eine gar große Rolle zu ſpielen ſcheint) an die Verwandten derſelben zu vertheilen. Dem Hochzeitstage geht eine Art Polterabend voraus, an dem es nach Krolczyk's Beſchreibung bunt genug zugeht.

Eine Peppohoann (Formoſa).

Viel ceremoniöſer läuft das eigentliche Vermälungsfeſt ab. Da die Ehe unter den Miao-tſes des religiöſen Momentes nicht entbehrt, ſo ſpielt auch der Prieſter am Hochzeitstage ſeine beſtimmte Rolle. Er iſt der Erſte, der ſich im Hauſe der Braut einfindet, um mit ihr zu den Ahnen zu beten. Nachdem dies geſchehen und der Prieſter überdies unter einem den Hauseingang überſpannenden Baldachin papierenes Geld verbrannt hat (wie in China bei Begräbniſſen), geht der Zug nach dem Hauſe des Bräutigams. Nach einheimiſchen Begriffen mag derſelbe mehr amuſant, als feierlich erſcheinen, denn auf dem ganzen Wege findet die Braut die liebe Jugend

in hellen Haufen, von der ſie in jeder Weiſe geneckt wird .... Vor dem Hauſe des Bräutigams angekommen, wird die Braut abermals von dem auf ſie wartenden Prieſter empfangen und die ſymboliſche Papierverbrennung wiederholt. Hierauf nimmt ſie der Bräutigam in Empfang, geleitet ſie in ſein Haus und betet abermals zu den Ahnen. Hierbei aſſiſtirt der vom Kopfe bis zum Fuße in Scharlach gekleidete Prieſter. Nach allgemeinem Feſtſchmauſe gehört das junge Paar einander an und das Feſt iſt zu Ende.

Unter den Miao-tſes iſt die Polygamie nicht geſtattet. Der Mann heiratet immer nur eine Frau, und die Ehen ſcheinen, den Verhältniſſen entſprechend, ziemlich glücklich zu ſein. Seltſam ſind die Gebräuche, um dem Uebelſtande der Kinderloſigkeit abzuhelfen. Man nimmt einen Korb, legt weißes Papier hinein und ſtellt einen Prieſter an, der dieſes Papier — anzubeten hat. Das Papier ſtellt eigentlich eine Blume dar und die Blumengeiſter ſind es auch, welche beſchworen werden ſollen, da dieſe nach dem herrſchenden Glauben die Seele des mit ſo großer Sehnſucht erwarteten Kindes zurückhalten .... Mit jedem Geburtsfall iſt ein Opferfeſt für die Ahnen verbunden. Man opfert ihnen ein Huhn, während die Blumengeiſter — widerſinnig genug — mit einem Schweine vorlieb nehmen müſſen. Es kommt eben Alles darauf an, wie man die Dinge taxirt .... Die übrigen Sitten und Gebräuche der Miao-tſes übergehen wir, da deren Mittheilung zu Weitſchweifigkeiten führen würde.

Die Miao-tſes nehmen hauptſächlich die Provinzen Sche-tſchuan, Kwei-tſchau, Hu-nan, Hu-peh, Yün-nan und Kwang-ſi, dann Theile der Provinz Kwan-tung ein. Die beiden letzten ſind Küſtengebiet. An ſeinem Geſtade liegt das altberühmte, aber im Innern entſetzlich ſchmutzige Canton, eine Stadt, deren Alter auf mindeſtens viertauſend Jahre geſchätzt wird. Eine Specialität Cantons iſt die Waſſerſtadt, die aus Tauſenden von Booten jeder Form zuſammengeſetzt iſt. Man zählt ſechzigtauſend Einwohner, die auf dieſes ſchwimmende Venedig des Oſtens entfallen. In ihr liegen auch jene berüchtigten »Blumenboote« (»Flowerboats«), in welchen nächtliche Orgien abgehalten werden und die der Europäer nur bei Anwendung von Vorſichtsmaßregeln ungefährdet betreten kann.

Etwa hundert engliſche Seemeilen ſüdlich von Canton liegt, an der Mündungsbucht des Sikiang, das engliſche Hongkong, mit etwa einhundert-

Digitized by Google

zwanzigtauſend Einwohnern. Die Stadt der etwa ein vier Zehntel Quadratmeilen großen Inſel heißt eigentlich Victoria, und ihr Anblick iſt in Folge der vielen palaſtartigen Gebäude und der in Terraſſen aufſteigenden Stadtmaſſe ein überraſchender und äußerſt maleriſcher .... Die chineſiſche Küſte von Hongkong bis zur Mündung des Yang-tſe-kiang iſt ein bergiges, buchtenreiches Küſtenland mit dahinterliegenden kahlen Bergen. Der wichtigſte Ort dieſer Küſtenſtrecke iſt das beinahe dreihunderttauſend Bewohner zählende Amoy, eine Stadt, wo die Raumerſparniß bis in's Unglaubliche getrieben iſt.

Gegenüber ihr liegt die große Inſel Formoſa, die, maleriſch und wild, wie ſie ſich darbietet, jeden Seefahrer entzückt. Formoſa iſt für die Chineſen eine Art von Frauen-Paradies, und in der That ſollen die Weiber der den Chineſen unterworfenen ſogenannten Peppohoans, wenn auch keine Schönheiten, ſo doch entſchieden hübſcher als die Chineſinnen ſein.

Die nächſte und wichtigſte Stadt iſt das, an der Mündung des blauen Stromes und am Rande einer ausgedehnten Alluvial-Ebene gelegene Shanghai, mit beinahe vierhunderttauſend Bewohnern. Es beſteht aus einer Chineſen- und einer Europäerſtadt .... Was chineſiſche Phantaſie, trotz der ſo viel gerühmten Nüchternheit der bezopften Söhne des blumigen Reiches leiſten kann, das erſieht man aus den Gaſſennamen Shanghai's, deren wir einige nach Dr. Medhurſt's Plane mittheilen wollen .... So giebt es eine »Weglänge des Durchwegs der Menſchlichkeit«, dann ein Gäßchen der »buntfärbigen Kleider«, eine von der »Himmelobrigkeit bewohnte Gaſſe«. Ferner heißt ein Canal »die Vortrefflichkeit des Beginnens«, ein Fluß der »des mittleren Herzens«; auch giebt es eine »Brücke des zehntauſendfachen Lebens«, einen Wallthurm »die Erdſtufe des erſchütterten Kriegsmuthes« und dergleichen Chineſereien mehr.

Von Shanghai ab gegen Norden, das heißt zwiſchen dem Yang-tſe-kiang und dem Hoang-ho (nach dem Miſſiſſippi und Amazonas der größte Strom der Erde), nimmt das »chineſiſche Meſopotamien« ſeine Ausdehnung. Es iſt eines der fruchtbarſten und reichſten Gebiete der Erde. Die Bevölkerung iſt aber hier ſo dicht geſäet, daß nur eine einzige Ernte zu mißrathen braucht, um Millionen von Menſchen dem Hungertode nahezubringen. Ueber zweitauſend Straßen durchziehen dieſes Land, das nächſt Indien

ſeit Menſchengedenken zu dem Fabelländern der Erde gehörte; hier ſpielt ſich ſeit Jahrtauſenden eine orginelle und bedeutſame Cultur ab, über die man bei uns bislang zu lächeln beliebte, die uns aber heute gleichwohl gewaltig imponirt; hier giebt es zahlreiche Städte, deren jede mehr als eine halbe Million Einwohner zählt und die man bei uns kaum dem Namen nach kennt....

Peking, die Haupt- und Reſidenzſtadt mit ſeiner Million Einwohner (wahrſcheinlich weniger), iſt nun gleichfalls den Europäern zugänglich, mit Ausnahme des kaiſerlichen Palaſtes, der eigentlich eine kleine Stadt für ſich bildet. Da die Beſchreibung dieſer intereſſanteſten aller oſtaſiatiſchen Städte nicht eigentlich in den Rahmen unſerer Mittheilungen paßt, ſo verweiſen wir hier auf die trefflichen Schilderungen v. Hübner's in ſeinem bekannten Reiſewerke: »Promenade autour du monde«....

Chineſiſcher Sarg.

Das moderne Japan.

Unsere Kenntniß von Land und Leuten in Japan. — Die Japanerin; äußere Erscheinung, Toilette, Charakter-Eigenschaften. Hochzeits-Ceremonien und Ehe-Angelegenheiten. Neuerungen und Wahrung gewisser Frauenrechte. Geistige Strebungen; Mädchenschulen und Frauenerziehung. — Das Familienleben der Japaner, Mutter und Kind. Kinderspiele. Das Heim. Gesellschaftliche Zustände. Die Classenordnung. Umschwung in neuester Zeit. — Die Hofhaltung zu Tokio und die kaiserliche Familie. — Das Volksleben. Improvisatoren und Sängerinnen. Theehäuser. Jahresfeste. — Städtebilder. Die Millionenstadt Yeddo-Tokio. Fashionables Leben in Yokohama. Kioto, das „Rom der Japaner". Hiogo, Osaka und Nagasaki.

Kein Land des asiatischen Welttheiles hat in der jüngsten Zeit ein größeres Interesse zu erwecken vermocht, als Japan, das Inselreich des Sonnenaufganges. Zwar reicht unsere Kenntniß über das merkwürdige Culturvolk der Japaner viele Jahrhunderte zurück, will man von der allerersten Kunde über das ferne Land, die Marco Polo nach Europa brachte, nicht absehen. Was wollen aber diese spärlichen, zumeist höchst abenteuerlichen Mittheilungen gegenüber der Fluth moderner Reiseberichte und Schilderungen bedeuten, die sich über uns seit jenem Zeitpunkte ergossen hat, wo das Reich des einst fabelhaften Mikado mit der Außenwelt in ungeschmälerte Verbindung trat? .... Die Schranken, welche hierbei fielen, hatten uns bis dahin einen ausgiebigen Einblick in japanische Zustände und japanisches Wesen versagt; die Bewohner, obwohl von Natur aus den Ausländern nicht ausgesprochen feindselig gesinnt, offenbarten erst ihre zum großen Theile vorzüglichen Eigenschaften, nachdem sie die Erfahrung machen mußten, daß eine fernere Abschließung nach außen sich als unhaltbar

Digitized by Google

erweisen müsse. Diese Jahrhunderte lange Abgeschlossenheit war es in erster Linie, die die eigenartige und höchst bedeutende japanische Cultur conservirt hatte. Die einzigen fremdartigen Elemente, welche Japan bislang aufgenommen hatte, stammten aus China; aber diese Elemente kamen niemals für sich zur Geltung, sie wurden vielmehr verarbeitet und so äußerlich unsichtbar und unfühlbar zum Besten des Landes und Volkes ausgenützt.

Was uns das alte Japan, das heißt das Japan früherer Jahrhunderte, in ganz besonderem Grade interessant macht, das sind seine uralten civilisatorischen Einrichtungen. Das japanische Staatswesen stand jederzeit hoch über den in den übrigen großen asiatischen Reichen. Wir brauchen diesfalls nur auf den eigenthümlichen patriarchalischen Despotismus und die Mandarinenwirthschaft in China, auf die verderbliche Decentralisation aller socialen und politischen Verhältnisse in Indien durch das dort herrschende Kastenwesen, oder auf die Gewaltherrschaft in moslimischen Ländern hinzuweisen, um sofort den ungeheueren Unterschied zu begreifen, der in dieser Richtung zwischen den aufgezählten Staatswesen oder Völkergemeinschaften besteht. In zweiter Linie kommen das alte Rechtswesen der Japaner in Betracht, die vielen öffentlichen Anstalten und eine Menge Einrichtungen, die bei uns erst eine Errungenschaft der allerneuesten Zeit sind. So kennt man dort seit undenklicher Zeit Civilstandsregister, das Postwesen war schon vor tausend Jahren auf das beste geregelt und regelmäßige Volkszählungen reichen bis in's I. Jahrhundert v. Chr. zurück. Auch der frühere administrative Verwaltungsmodus erfreute sich des respectablen Alters von mehr als sechzehn Jahrhunderten u. s. w.

Wir wollen nun einen orientirenden Blick auf das Land selbst werfen und sodann auf die Bewohner in ihren bisherigen Lebensbeziehungen übergehen .... Japan, das die Bewohner selbst Nippon oder Hinomoto (Land des Lichtes) nennen, ist ein weitläufiger Archipel von großen und kleinen Inseln, die zusammen die respectable Ziffer von mehr als dreitausendachthundertfünfzig repräsentiren. Von Belang sind natürlich nur die großen Inseln, deren es vier giebt, und zwar: Jesso, Nippon (eigentlich Honshiu), Sikok und Kiusu. Die größte ist Nippon und sie bildete in der That auch immer den Centralsitz der japanischen Macht. Hier liegen

Digitized by Google

die Residenzen Miako-Kioto und Jeddo-Tokio, die großen Handelshäfen Yokohama, Niigata, Kanagawa, Hiogo und Osaka, und die alten Centren der Feudalen Mito, Atsuma und Simoda im Osten, Fukujama und Simonoseki im Westen der Insel. Auf Kiusu liegt Nagasaki mit seinem schönen Hafenbecken und an der Südküste Yessos Hakodade. Die kleinste der größeren Inseln ist Sikok. Sie schmiegt sich in eine große Einbuchtung Nippons im Südwesten dieser letzteren und ist von Kiusu durch den Bungo-Canal getrennt, sowie bei Simonoseki an der äußersten Südwestspitze die Meerstraße Van der Capellen die Insel Kiusu von jener scheidet. Die so zwischen den drei Inseln eingeschlossene See wird das japanische Binnenmeer genannt. Es ist dicht mit Eilanden besäet und für die Schifffahrt keineswegs gefahrlos; gleichwohl geht beinahe der gesammte Seeverkehr auf der Route Hiogo-Nagasaki durch das klippenstarrende japanische Binnenmeer.

Der Anblick der meisten japanischen Inseln von der See aus ist nichts weniger als vielversprechend. Man gewahrt nur steile, dunkle Felsküsten, welche aus dem schäumenden Meere aufragen. Die Brandung tobt da und dort an braunen Klippenbarren, die den schwer zugänglichen Gestaden vorliegen. Wohl erblickt das Auge hin und wieder auf vorspringenden Küstenhöhen Baumgruppen oder schütteren Ansatz von Wald; das ist aber auch Alles. Niemand vermöchte beim Anblicke solcher Scenerien zu ahnen, daß diese ernsten, düsteren Coulissen die schönsten, fruchtbarsten Landschaften umschließen. Kaum ist man um eines der Vorgebirge herum, oder hat die vorlagernden meist nackten und wüsten Inseln hinter sich, so öffnen sich prächtige Buchten mit den denkbar farbigsten und abwechslungsreichen Scenerien .... »Alles ist zierlich und heiter stimmend; wo immer ein Fernblick sich öffnet, glaubt man, ein geübter Landschaftsgärtner hätte die Gruppirung von Baum und Busch angeordnet. Die Kuppen der meisten Hügel und Berge erscheinen durch vereinzelte Fichten und Föhren festlich geschmückt; es ist, als führten sie gigantische Panache .... In dunklen Farbentönen überziehen Gehölze aus Fichten, Cedern, immergrüne Eichen, Lorbeer und Cypressen die Abhänge der Berge, wo hier und da goldgelbe Reisfelder terrassenförmig zu bedeutenden Höhen aufsteigen und eine malerische Unterbrechung der Waldflächen bilden. Auch einzelne Tempel,

Digitized by Google

deren mitunter vergoldete Kuppeldächer und phantastische Figuren grelle Sonnenstrahlen niedersenden, sind auf Berg und Hügel aufgebaut; eine schnurgerade weitläufige Treppenflucht führt hinan, alle profanen Hindernisse kühn durchschneidend, von geschweiften Thoren, die wie Triumphbögen aussehen, überspannt, und von glorietteartigen Denkmälern, Grablaternen und allerhand mythischen Figuren eingefaßt! . . . .« So schildert der Reisende

Japanische Trauungs-Ceremonie.

Lehnert die Uferscenerie im Hafen von Nagasaki, eine Scenerie, die wohl auf jede japanische Landschaft passen dürfte . . . .

Das japanische Reich wird von zwei Menschenracen bewohnt, von denen aber die eine, welche für die autochthone angesehen wird, kaum in Betracht kommt. Es sind dies die Ainos, welche in der Vorzeit von dem eingewanderten Volke hochasiatischer Race mehr und mehr verdrängt wurden. Gegenwärtig dürfte es im Inselreiche kaum fünfzigtausend Urbewohner geben. Bei der successiven Verdrängung der Ainos, welche

Digitized by Google

Japanerin.

heute nur mehr auf den nördlichen Inſeln, namentlich auf Jeſſo anzutreffen ſind, wurden keine Gewaltmittel angewendet. Die Ausbreitung der neuen Ankömmlinge, als welche wir die heutigen Japaner betrachten, geſchah, wie es allen Anſchein hat, auf friedlichem Wege, wie denn auch die heutigen Ainos von den Japanern mild behandelt und vor Betrügereien geſchützt werden, wenn auch für ihre geiſtige Bildung nichts geſchieht. Es gehört

Japaniſche Bürgerfamilie.

zu den größten Geſchmackloſigkeiten in Japan, ſich über ihre älteren, intellectuell und ſittlich um ſo Vieles tiefer ſtehenden inſularen Mitbewohner luſtig zu machen. Man hört daher niemals ein verächtliches Wort über dieſe gutmüthigen, aber beſchränkten und äußerſt unreinen Naturmenſchen fallen ....

Seiner äußeren Erſcheinung nach macht der Japaner einen entſchieden beſſeren Eindruck als der ihm ſtammverwandte Chineſe. Mit ſeiner durchſchnittlich kleinen Statur (kleiner als die Repräſentanten der germaniſchen

Race) verbindet der Japaner eine große Elasticität und physische Stärke, ohne plump oder robust zu sein. Sein Körper zeichnet sich vielmehr durch Schlankheit und Ebenmäßigkeit aus, sein Gesicht ist nicht aufgedunsen wie beim Chinesen und seine Augen sind nur unmerklich schief geschlitzt. Auch zeigt sein Teint ein frischeres Incarnat, obwohl dasselbe etwas in's Braune sticht. Von besonderen Vorzügen ist das Antlitz des japanischen Mannes gleichwohl nicht. Umso ansprechender, einnehmender ist die Japanerin der besseren Stände. Die Anmuth scheint ihr angeboren und das offene kindliche Gesicht ein Spiegel ihres ganzen Wesens zu sein. Die etwas schief stehenden Augen sind glänzend schwarz und besitzen einen unbeschreiblichen schelmischen Ausdruck. Die Zähne sind tadellos weiß, durch Zwischenräume getrennt und ein wenig vorstehend. Das zumeist sehr reiche Haar wird nach rückwärts gekämmt, zu einem Knoten geschlungen und mittelst langer Nadeln und Stäbe festgehalten. Es kommt natürlich hier sehr viel darauf an, ob wir das Modell eines Mädchens oder das einer Frau vor Augen haben, denn bei der letzteren, die sich der landesüblichen Sitte gemäß die Zähne schwarz färben und die Haare der Augenbrauen ausreißen muß, dürfte wohl kaum das japanische Schönheitsideal zur Geltung kommen.

Obwohl sich die Japanerinnen durchschnittlich einer sehr hellen Gesichtsfarbe und schöner rothen Backen erfreuen, steht unter ihnen die Schminke gleichwohl in hohen Ehren. Wo die Natur mit jenen Gaben nur unmerklich gegeizt hat, da ist die kokette Bewohnerin des Aufgangsreiches sofort bereit, solchen Mangel auf künstlichem Wege zu ersetzen. Man färbt Gesicht und Hals oft marmorweiß, die Wangen rosa und die Lippen brennroth, die Augenbrauen aber intensiv schwarz. Als Grenze aller Ausschweifungen auf dem Gebiete der Schminkkunst darf man aber das Bemalen der Lippen mit einer Matt-Bronzefarbe, die zuweilen sogar einen goldigen Schimmer besitzt, annehmen. Freilich berührt diese Mode die japanische Männerwelt so viel wie gar nicht, da man die erotische Zerstreuung des Kusses nicht kennt, ja, das Küssen überhaupt für etwas Unanständiges hält.

Die Toilette der Japanerin ist selbst den dem Lande Fernestehenden im letzten Jahrzehnte durch zahllose Bilder und Photographien in der allererschöpfendsten Weise vermittelt worden. Jeder Gebildete des Abend-

Digitized by Google

landes hat die Details dieſer ſonderbaren Tracht ſeinem Gedächtniſſe eingeprägt, und wenn ihm auch das lebende Modell abgeht, ſo gehört gleichwohl nicht übermäßige Phantaſie dazu, um ſich das Original vor das geiſtige Auge zu zaubern .... Ein hübſcher Typenkopf, munter die ſorgenloſe Welt belächelnd, ſitzt auf der kleinen zierlichen Geſtalt. Den goldfärbig geſchminkten Mund umſpielt ein kluges Lächeln und um den dünnen, marmorweißen Hals koſt der buhlende Athem des Flurwindes. Da ſetzt ſich die zierliche Geſtalt in Bewegung, und der Geſammteindruck wird ſofort erheblich geſchmälert. Das iſt kein feſter Gang, ſondern nur ein linkiſches Trippeln; die Schritte arten in komiſche Sprünge aus und der Oberkörper iſt derart vorgeneigt, daß man meinen möchte, der Erdboden müſſe jeden Augenblick die Bekanntſchaft mit dem pikanten Stumpfnäschen der Schönen machen.

Solche Schwerfälligkeit in der Bewegung fällt ganz und gar der Kleidung zur Laſt. Da iſt zunächſt der Kirimon, eine Art offener Schlafrock, der die Beine ſo eng umſchließt, daß die Schönen am Gehen völlig gehindert werden. Dieſes Kleidungsſtück umſchließt auch den ganzen Oberkörper und reicht bis zu den Füßen herab. Natürlich werden unter den vornehmen Damen nur die feinſten, reichgeſtickten Seidenſtoffe für den Kirimon verwendet, und an ſich, das heißt, wenn man von der augenfälligen Unzweckmäßigkeit abſieht, iſt dies Kleidungsſtück ſo ganz unmaleriſch nicht. Um die Taille wird der Kirimon durch den Gürtel oder Obi feſtgehalten. Er iſt derjenige Theil einer japaniſchen Damen-Toilette, auf welchem die größte Sorgfalt in Bezug auf die Wahl des Stoffes und die Art und den Werth der Stickereien gelegt wird. Gewöhnlich iſt der Obi breit genug, um gleichzeitig als Corſett zu dienen. Man wickelt ihn wie eine Binde rund um den Leib und befeſtigt ihn auf dem Rücken durch ſinnreiche Verknotung des Endes. Dieſer Knoten ſpielt übrigens auch die Rolle eines Abzeichens. Witwen, die ſich nicht wieder verehelichen wollen, tragen denſelben vorne. Das Ende des geknüpften Gürtels fällt bei allen Frauen und Mädchen entweder glatt am Körper herab, oder es flattert bauſchig um die Hüften. Als Unterkleider bedient man ſich langer baumwollener Jacken. Hemden ſind nicht allgemein im Gebrauche, da die Japaner beiderlei Geſchlechts jeden Tag baden und Leibeswäſche als eine

überflüſſige Körperbelaſtung anſehen. Frauen, die gleichwohl derſelben ſich unterwerfen, tragen Hemden aus rothem Seidenkrepp und Strümpfe aus Leinwand. Die Fußbekleidung iſt für Alle die gleiche: Sandalen von geflochtenem Stroh oder von Holz, die durch eine Schnur mit Hilfe der großen Fußzehe feſtgehalten werden. In gegebenen Fällen, das heißt wenn die Wege beſonders kothig ſind, bedient man ſich der Holzſohlen mit je zwei hohen, ſtelzenartigen Stöckeln (einfache Querbrettchen), die den Frauen das ohnedies beſchwerliche Gehen noch härter machen. Mit der Fußbekleidung wird übrigens niemals weder das eigene Haus, noch eine fremde Wohnung betreten, man ſtreift Sandalen oder Sohlen ab und läßt ſie an der Schwelle liegen.

Hinſichtlich der Charakter-Eigenſchaften der Japanerinnen gehen die Meinungen ein wenig auseinander. Sicher iſt, daß man im Großen und Ganzen im Anbeginne, das heißt ſeit dem lebhafter gewordenen Verkehr zwiſchen den Eingeborenen und den Fremden, den japaniſchen Volkscharakter auf Grund ſeiner guten Seiten viel zu hoch ſchätzte, und neben den Tugenden die Laſter überſah. Neuerdings iſt man allerdings zur Erkenntniß gelangt, daß die japaniſche Geſittung keine leere Phraſe ſei, dieſe ſchließt aber nicht aus, am Charakter des Japaners auch allerlei dunkle Flecken zu erblicken. Seine Gutherzigkeit und Liebenswürdigkeit wird zum Theile durch Rachſucht und Mißtrauen, Tücke und Unzuverläßlichkeit aufgewogen. Den Fremden beſticht am meiſten der heitere Sinn des Volkes und eine kindliche Naivetät, die ſich bei tauſenderlei Anläſſen documentirt. Es iſt anzunehmen, daß die japaniſche Frauenwelt nur die angeführten Tugenden, nicht aber die Laſter beſitzt, obwohl diesbezügliche Erfahrungen von europäiſchen Reiſenden nicht ſonderlich ſchwer in's Gewicht zu fallen vermögen, da ein intimerer geſellſchaftlicher Verkehr zwiſchen Eingeborenen und Fremden zur Zeit kaum beſteht. Im Großen und Ganzen wird der Umſtand, daß die Stellung der Frauen in Japan eine unvergleichlich günſtigere iſt, als in China, Indien, oder unter den moslimiſchen Völkern, wohl die Annahme zulaſſen, daß jene nicht nur äußerlich, ſondern auch im perſönlichen Umgang geeignet erſcheinen, auf den Europäer den allerbeſten Eindruck hervorzurufen. Bekannt iſt, daß man von jedem Mädchen, dem man auf der Straße begegnet und das man anſpricht, auf

Digitized by

die zuvorkommendste und freundlichste Weise Auskunft erhält. Die Mädchen sind überhaupt den Europäern sehr zugethan, sie sind in den fernen, fremden Lande entschieden deren besten Freundinnen. Man erzählt, die Japaner, welchen diese Sympathie nicht unbekannt bleiben konnte, hätten über die Fremden gar merkwürdige, ja, haarsträubende Dinge colportirt. Dennoch vermochten sie die Frauen von der Stichhaltigkeit solcher Mittheilungen nicht zu überzeugen. Sie lachten höchstens über solche Märchen und in diesem Lachen sind sie Meisterinnen. Nach Baron Hübner wären nämlich die Japaner dasjenige Volk, dem es, wie keinem anderen auf der Erde, Bedürfniß sei, Alles und Jedes auf — das Zwerchfell wirken zu lassen. Die Frauen dürften übrigens, was Schwatzhaftigkeit und Widerspenstigkeit anbelangt, verwandte Naturen am ehesten noch auf europäischem Boden finden. Auch soll ihre Neugierde ganz maßlos sein und ein Mädchen findet es durchaus nicht unanständig, gegenüber einem Europäer diese Neugierde selbst auf die Taschen seines Rockes zu erstrecken.

In den letzten zehn Jahren haben die Japaner in ihren fortschrittlichen Bestrebungen förmliche Sprünge gemacht. Das mag den Freund civilisatorischer Entwicklung begeistern — dem Ethnographen erwachsen hieraus zumeist Schwierigkeiten aller Art. Wenn uralte, volksthümliche Einrichtungen unter dem Einflusse abendländischer Sitte mälich erblassen, oder wenn gewisse, bisher als unantastbar gehaltene sociale Einrichtungen durch officielle Decrete modernisirt oder gänzlich abgeschafft werden, so liegt es in der Natur der Sache, daß nur eine ununterbrochene Controle aller nun von Jahr zu Jahr erfließenden Gesetze eine erschöpfende Kenntniß der jeweilig bestehenden Verhältnisse ermöglicht. Mancher Ethnograph — wie z. B. Friedrich Müller — hat von der modernen japanischen Reformbewegung gänzlich abgesehen, und zwar mit Recht, denn nur so konnte das ursprüngliche interessante und lebensvolle Bild festgehalten und der eine oder andere Irrthum vermieden werden.

Wir senden diese Bemerkung voraus, um unsere Leser auf die constanten Aenderungen in den japanischen Verhältnissen aufmerksam zu machen. Diese Aenderungen erstrecken sich nicht nur über politisches und administratives Gebiet, sondern beginnen bereits auch in den socialen Zuständen fühlbar zu werden — allerdings nur dort, wo die Berührung der Ein-

Digitized by Google

geborenen mit den Europäern eine permanente, oder wo die höheren Stände, mit der Regierung und dem Hofe an der Spitze, selbst mit gutem Beispiele vorangehen.

Wenden wir uns nun den ganz speciellen Capiteln des Frauenlebens zu. Das wichtigste ist, wie überall, die Ehe .... Im Gegensatze zu allen europäischen Staaten, welche entweder Hand in Hand mit der politisch mächtig gewordenen Kirche, oder selbstständig die Ehen regeln, wurde dieselbe in Japan lediglich als eine Privatangelegenheit betrachtet, in die der Staat nur insofern sich hineinmischte, als politische Momente in Betracht kamen. In dieser Hinsicht wurde, und zwar auf Grund der feudalen Staatsform, eine strenge Sonderung der Stände (die Bezeichnung »Kasten«, die mehrfach angewendet wird, ist hier wohl kaum zulässig) beobachtet, wobei sich natürlicherweise die höchsten derselben, die Daïmios (Edelleute) und Kuges (Würdenträger) der besonderen Aufmerksamkeit des Staates erfreuten. Keinem derselben war es gestattet, ohne Einwilligung der Centralregierung eine Verbindung einzugehen, während man allen übrigen Japanern in diesem Punkte volle Freiheit gewährte.

Das war höchst politisch, will man von den mitunter bösen Nachwirkungen absehen. So herrschte beispielsweise im Staate Satsuma die Einrichtung, daß die Samurais nur bei einem gewissen Einkommen und völliger Selbstständigkeit heiraten durften, während gleichzeitig ein strenges Verbot das Auskunftsmittel des Concubinats verhinderte, eine Maßregel, welche dem Fürsten zwar einen selbstbewußten und gesinnungstüchtigen Kriegerstand verschaffte, im Uebrigen aber in sittlicher Hinsicht auf allerlei Abwege führte.

Die Mehrzahl der japanischen Heiraten sind längst vorher abgemachte Familien-Arrangements, von denen die zukünftigen Gatten oft erst Kenntniß erhalten, wenn die Familien zur Verlobungsfeier zusammen kommen. Im anderen Falle war es bisher Sitte, daß man zur Vermittlung griff, welche allemal durch ein Ehepaar besorgt wurde. Diese Vermittler haben die beiderseitigen Eltern der jungen Leute von dem beabsichtigten Schritte zu verständigen, worauf an irgend einem Orte ein zufälliges Zusammentreffen beider Theile arrangirt wird. Fällt diese erste Begegnung zur allgemeinen Befriedigung aus, so findet der eigentliche Verlobungsact damit statt, daß

Digitized by Google

ſich die jungen Leute gegenſeitig Geſchenke zuſenden, deren Annahme den Contract beſiegelt und dem Abſchluſſe unſeres Eheverlöbniſſes ungefähr gleichkommt.

Eheliche Verbindungen finden in der Regel in einem beſtimmten Alter ſtatt, und zwar muß der junge Mann mindeſtens das zwanzigſte Lebensjahr erreicht haben, das Mädchen aber ihrem ſechzehnten ſich nähern. In den niederen Ständen heiraten die Männer ſelten vor zurückgelegtem vierundzwanzigſten Jahre, das heißt nach abgeſchloſſener Lehrzeit, da erſt dann der ſelbſtſtändig gewordene junge Mann in der Lage iſt, ſich ſein eigenes Hausweſen zu gründen.

Die Hochzeits-Ceremonie iſt ungefähr folgende. Am betreffenden Tage, wo dieſelbe vor ſich gehen ſoll, wird die Ausſtattung der Braut zeitlich Morgens in das Haus des Bräutigams überbracht und daſelbſt in geſchmackvoller Anordnung ausgeſtellt. Auch ſonſt iſt der Feſtraum allenthalben ſinnreich decorirt, indem man an den Wänden die Bildniſſe der Hausgötter beider Familien anbringt, darunter Altäre errichtet und ſie mit Blumen ſchmückt. Dann giebt es noch Aquarien, Lacktiſchchen mit Miniaturcedern und den Figuren des erſten Menſchenpaares, das von einem Kranich und einer Schildkröte (als Sinnbilder langen Lebens) begleitet wird. Unter die übrigen Feſtgeſchenke miſcht man einige Päckchen mit getrockneten Fiſchen, Saki (Branntwein), Flachs, eßbaren Seetang und Muſcheln. Das nimmt ſich ſehr beſcheiden aus, doch wird ſolcher Puritanismus aus Abſicht geübt, um mit demſelben die Neuvermälten an die Sitteneinfalt und Genügſamkeit der Vorfahren zu mahnen.

Gegen Mittag wird die Braut eingeholt, und ſie zieht in weißem Kleide und Schleier, von ihren ſcharlach- oder farbenbuntgekleideten Verwandten und Freundinnen begleitet, in's Haus des Bräutigams ein. Die Braut eröffnet den Zug und iſt von zwei Brautjungfrauen begleitet. Die Art und Weiſe, wie ſich die Neuvermälten, ſowie die übrigen Feſtgäſte anfänglich gruppiren, veranſchaulicht unſer Bild. Bei dem nun folgenden Feſtſchmauſe weiſen die Brautjungfrauen der Geſellſchaft die Plätze an, und flattern als Schmetterlinge, als die ihre Toiletten ſie erſcheinen laſſen, von Gruppe zu Gruppe. In dieſem Spiel verkörpert ſich das Sinnbild des ehelichen Glückes.

Digitized by Google

Da die japaniſche Ehe eine Familien-Angelegenheit iſt, ſo entfällt natürlicherweiſe jede prieſterliche Intervention. Eine Ausnahme findet nur bei einigen buddhiſtiſchen Secten ſtatt. Sonſt nimmt der Polizeibeamte eines Viertels oder Rayons einfach nur von der ſtattgehabten Verbindung Notiz, indem er das neue Paar in die Zählungsliſten einſchreibt. Ceremonieller Natur iſt bei der ganzen Hochzeitsfeier eigentlich nur der gemeinſame Trunk, der den Neuvermälten in einem doppelt geſchnäbelten Becher credenzt wird. Eine der Brautjungfern reicht nämlich dieſen letzteren, der mit Saki gefüllt iſt, dem Paare, und dieſes trinkt, und zwar in knieender

Japaniſche Kinder.

Stellung abwechſelnd, indem jeder Theil den ihm zugekehrten Schnabel an die Lippen führt. Der Inhalt des Bechers muß bis auf den Grund geleert werden, wodurch der gemeinſame Lebensgenuß ſymboliſirt wird. Der heiteren Natur der Japaner entſprechend, wird der Hochzeitstag mit einer Reihe von Luſtbarkeiten ausgefüllt, die ganz und gar das Gepräge kindlicher Einfalt und liebenswürdiger Unbefangenheit tragen.

Die Stellung der Mädchen, welche in Japan eine freiere als irgend ſonſtwo in Aſien iſt, bringt es mit ſich, daß es nachträglich faſt nie zu unliebſamen Auseinanderſetzungen zwiſchen den beiden Gatten kommt. Dem Bräutigam iſt das Mädchen keine Rechenſchaft über ihr Vorleben ſchuldig, und dieſer verlangt dieſelbe auch gar nicht. Um aber gleichwohl etwaigen

Reminiscenzen keinen Vorschub zu leisten, oder frische Neigungen, die außerhalb des Hauses in dritten Personen wachgerufen werden könnten, hintanzuhalten, muß die verehelichte Frau die schon einmal flüchtig berührte Metamorphose mit sich vornehmen. Sie hat die Zähne mittelst einer Mischung von Eisenfeilspänen und Saki schwarz zu färben, die Augenbrauen abzurasiren und schwarze Kleider anzulegen. Dadurch wird ihr Aeußeres abstoßend, und da in Folge der maßlos angewendeten Schminke der Teint sehr rasch fahl wird, so darf man wohl annehmen, daß der Besitz einer solcher Art entstellten Frau minder wünschenswerth wird.

Japanische Kinder.

Betrachten wir nun die Rechte, welche vordem die Ehe für beide Theile involvirte, so stellen sich dieselben als gänzlich einseitiger Natur heraus, da der Ehefrau lediglich Verpflichtungen aus der Vereinigung erwuchsen, während dem Gatten die vollste Gewalt über diese verliehen wurde. Der bloße Verdacht der Untreue konnte der Frau bislang den Tod durch die Hand des Mannes eintragen, sobald die dritte Person, um die es sich hierbei handelte, nicht zur Familie gehörte. Auch heute noch ist die Polygamie gesetzlich gestattet, und wer die Kosten dieses Luxus tragen kann, nimmt eine Anzahl Nebenfrauen in's Haus. Wie unter den Hindus, stehen auch in der japanischen Familie diese Nebenfrauen im Range unter der legitimen Gattin, und müssen ihrem Befehle gehorchen, während ihre Kinder in gleicher

Weise die Launen ihrer legitimen Geschwister zu ertragen haben. Uebrigens soll dieses Verhältniß sonst nicht störend in den Beziehungen zwischen den legitimen Gatten wirken, eine Erscheinung, die tief in dem Volkscharakter, dessen markanteste Seiten Sinnlichkeit, Sorglosigkeit und zwanglose Ungebundenheit im öffentlichen Verkehr zwischen beiden Geschlechtern sind, begründet erscheint. So baden beispielsweise in den öffentlichen Bädern, deren es sehr viele giebt, beide Geschlechter in vollkommen adamitischem Zustande miteinander. Beiden Geschlechtern wird von früher Jugend an nichts verheimlicht, und man entzieht selbst öffentlich obscöne Dinge nicht ihrem Anblicke. So kommt es, daß bei den frühzeitigen Heiraten beide Geschlechter physisch unverdorben in den Stand der Ehe treten.

Bislang herrschte in der japanischen Ehe die Einrichtung, daß die Frau ohne Erlaubniß des Mannes sich nicht von demselben trennen durfte, selbst wenn die triftigsten Gründe eine Aufhebung des ehelichen Verhältnisses verlangten, wohingegen der Mann sich ihrer ohne die geringsten Schwierigkeiten dadurch entledigen konnte, daß er sie durch den Heiratsvermittler unter Angabe nichtiger und unbewiesener Gründe ihren Eltern zurückschickte. So geschah es vordem auch häufig, daß eine so verstoßene Frau, die im elterlichen Hause keine Zuflucht fand, unrettbar dem größten Elende entgegenging. Alles zog sich von der Verlassenen zurück, die, von dem Vorurtheile der Gesellschaft verdammt, nie Gelegenheit fand, sich zum zweiten Male zu verheiraten. Eine Berufung an die Obrigkeit gegen dieses arbitrarische Verfahren war von Seite der Ehefrau allemal aussichtslos, da in den Gesetzen auf dergleichen Privatangelegenheiten gar nicht vorgesorgt war. In dieser Noth griff eine solche Unglückliche zu dem letzten verzweifelten Mittel, um ihre Existenz zu fristen — sie verkaufte ihre Tochter an eines der berüchtigten Gankiros oder Theehäuser .... Erwähnt mag noch werden, daß die Frau, solche in fürstlichen Familien ausgenommen, weder Anspruch auf die Hinterlassenschaft des Mannes, noch auf einen gesetzlich bestimmten Witwentheil hatte, sondern gänzlich der Gnade des Erbfolgers preisgegeben war.

Alle diese Uebelstände, welche den alt-japanischen Sittengesetzen gerade nicht zur Ehre gereichen, wurden in den jüngsten Jahren zum großen Theile ausgemerzt. Es sind nacheinander verschiedene Regierungsdecrete

Digitized by Google

erschienen, welche diese Seite der socialen Frage in Neu-Japan regeln. Der erste dieser Erlässe reformatorischer Natur erfloß am 4. Januar 1874. Er auferlegt jedem Heiratenden die Verpflichtung, die obrigkeitliche Erlaubniß zur Eingehung der Ehe nachzusuchen und sich der betreffenden Entscheidung zu fügen. Zwar werden die bisherigen Ceremonien durch diese Verfügung nicht aufgehoben, doch bilden sie nicht mehr das Criterium des Ehebundes, da der Staat, als Anwalt dieses Bundes, denselben juristisch regelt ....

Am 22. August 1871 ward ein Decret publicirt, durch welches die bisher bestandenen Standesunterschiede in Bezug auf Ehe und Adoption aufgehoben wurden; am 15. Mai 1873 erfloß die Verfügung des Staatsrathes, daß der Gatte kein Recht mehr habe, die Frau gegen ihren Willen zur Aufrechterhaltung des Bundes zu zwingen; die Entscheidung solle vielmehr der Competenz eines Gerichtes zugewiesen werden. Der letztere Erlaß ist übrigens auf Anregung des Justizministeriums erflossen, das in einer an den Staatsrath gerichteten Denkschrift den fraglichen Uebelstand scharf beleuchtete und einen diesbezüglichen Vorschlag zu dessen Beseitigung der »geneigten Erwägung« anheimstellte. In dem Erlasse des Staatsrathes wird übrigens diese Neuerung ausdrücklich damit motivirt, daß durch das bisherige Unvermögen der Frau, eine Ehe zu lösen, dieselbe jede Aussicht auf eine zweite Verbindung verlor, »wodurch das jedem Staatsbürger zustehende Recht der persönlichen Freiheit beeinträchtigt wird«. Jedenfalls legt dieser Schritt der japanischen Regierung im hohen Grade Zeugniß von deren humanen Bestrebungen ab, wie sie auch der rohen Willkür des Ehemannes gegenüber seiner Frau bei erwiesenem oder vermuthetem Treubruche Schranken setzte. Natürlich fallen alle diese Fortschritte mit dem Bekanntwerden mit europäischen Sitten und Gesetzen, den hohen Begriffen, welche die europäische Civilisation vom Ehe- und Familienleben hegt, zusammen. Man hat indessen an maßgebender Seite sehr wohl eingesehen, daß die uralten Gewohnheiten und socialen Einrichtungen durch einfache Decrete sich nicht vollständig beseitigen lassen, sondern, daß man vielmehr die Massen allmälich auf eine neue Ideenrichtung hinlenken und vor Allem darauf hinwirken müsse, die Frauen durch Erziehung auf eine dem Manne ebenbürtige Geistesstufe zu erheben.

Während früher alle Japaner dem Brauche huldigten, im öffentlichen Leben niemals in Gesellschaft ihrer Frauen zu erscheinen, hat man neuerdings wenigstens in den höheren Ständen mit dieser Gewohnheit endgiltig gebrochen. Mädchenschulen sind förmlich aus dem Boden gewachsen, und damit hat die Volkserziehung, die ohnedies immer auf hoher Stufe stand, erheblich gewonnen. Der bisherige Mädchenunterricht war ein beschränkter. Um dies zu verstehen, müssen wir einige Bemerkungen über das japanische Schriftthum einschalten .... Die ursprüngliche japanische Schrift wurde bald durch die chinesische verdrängt, die man auf eigenthümliche Weise der japanischen Sprache angepaßt hatte. Ein Gelehrter der Juto-Secte, Namens Kibiko, hatte aus den zahllosen chinesischen Lautzeichen eine Auswahl getroffen und damit die achtundvierzig Grundlaute der japanischen Sprache fixirt. Dieses Alphabet ist das Katakana; es wurde allemal ausschließlich zum Drucke von Werken streng wissenschaftlichen, religiösen und überhaupt ernsteren Inhaltes verwendet. Später entwickelte sich aus der chinesischen Cursivschrift eine solche für die japanische Sprache, und gilt als Begründer dieser zweiten, Hirakana genannten Schriftgattung der Bonze Kokaï. Anwendung findet dieselbe bei Schriften gewöhnlichen, profaneren Inhaltes, sowie bei Romanen, Gedichten und Komödien. Das Hirakana ist sonach recht eigentlich jene Schriftgattung, deren sich das Volk bedient, und es geschieht dieses letztere im weitesten Sinne, denn jeder Japaner, mit geringen Ausnahmen, kann lesen und schreiben. Die Frauen lernten aber bisher immer nur das Hirakana; sie waren unvermögend, Schriften ernsteren Inhaltes, ja selbst die Texte, welche ihre Männer in Katakana niedergeschrieben hatten, zu lesen. Darin lag natürlich ein ganz bedeutendes Hinderniß zur geistigen Ausbildung des weiblichen Geschlechtes, die in der That bis auf den Tag im fühlbaren Contraste zu der sonst so reich entwickelten und bedeutsamen Cultur im Reiche des Sonnenaufganges stand ....

Gelegentlich der Eröffnung eines Lehrerinnen-Seminars zu Tokio bezeichnete die Kaiserin in einer Rede die Frauenerziehung als eine Hauptaufgabe der gegenwärtigen Zeit; sie forderte das weibliche Geschlecht auf, in Kunst und Wissenschaft den Männern nachzueifern, und ließ deutlich genug erkennen, daß sie selbst, die höchstgestellte Frau des Reiches, an der

Digitized by Google

Spitze der fortschrittlichen Bewegung stehe .... Gleichwohl würde man fehlgehen, wollte man mit diesem erfreulichen Zeichen die Vorstellung von einer completten Modernisirung der japanischen Gesellschaft, und sei's auch nur diejenige der sogenannten »Vertragshäfen«, welche den Europäern offen stehen, verbinden. Die Familie ist noch ganz so wie vordem geartet; die Japanerin hängt zum mindesten an zahlreichen Aeußerlichkeiten mit der ganzen Zähigkeit uralter Gewohnheiten, und der Strahl der Aufklärung hat wohl zur geistigen Hebung des weiblichen Geschlechtes beigetragen, die allgemeinen sittlichen Zustände aber so viel wie gar nicht berührt. Dazu gehörten eben mehr als etliche Jahre und es gehört wahrhaftig nur europäischer Hochmuth dazu, um, wie das so häufig der Fall ist, in den unfertigen und schwankenden Reformverhältnissen Beweise geringer Umwandlungsfähigkeit im japanischen Volke zu erblicken.

Ueber das Familienleben der Japaner sind wir ziemlich gut unterrichtet. Zwar kann von einer intimen Kenntniß desselben kaum die Rede sein; die hervorragenden Momente aber, wie häusliche Beschäftigung, Erziehung und Wartung der Kinder, Familienfeste u. dergl. m., wurden uns schon vor geraumer Zeit durch viele Reisende bis in's Detail geschildert. Freilich haben die älteren und besten Bücher über Japan, die so hervorragende Männer, wie: Stämpfer und Golowin zu Verfassern haben, oft herhalten müssen, und Altbekanntes wurde als Neues aufgetischt. Neuere Autoren, wie: Humbert, Euphemia Rudriaffsky, Adams, Bousquet, sowie einzelne scharf beobachtende Reisende, deren Zahl eine stattliche ist, sind aber in ihren Aufzeichnungen sehr gewissenhaft, objectiv und gründlich vorgegangen, und so bilden dieselben eine Quelle zu anregenden Studien und ersprießlicher Belehrung.

Wir können die Resultate solcher Studien hier natürlich nur im allerknappesten Rahmen wiedergeben. Verfügen wir uns also sofort in medias res .... Die Stillung des Kindes geschieht durch die Mutter mindestens zwei Jahre hindurch; dabei gehört es zum guten Tone, auch den Kindern zum Besuche erscheinender Freundinnen auf einige Augenblicke die Brust zu reichen. Die übrige Pflege und Wartung fällt aber nicht eigentlich der Mutter, sondern eigens hierzu bestellten Mädchen zu, die hierin eine erstaunliche Umsicht und Berufsfreude an den Tag legen. Nach

Digitized by Google

Ablauf des ersten Monats nach der Geburt erfolgt die Vorstellung des jungen Weltbürgers im Tempel, eine Ceremonie, die unserem Taufacte entspricht, da auch dort die Namensverleihung stattfindet. Zu diesem Ende schreibt der Vater des Kindes drei verschiedene Namen auf einen Zettel, die von dem Bonzen auf drei separirte Blätter copirt werden. Dann werden diese untereinander gemengt, in die Luft geschleudert, der Act selbst aber mit lauten Gebeten begleitet. Der Name desjenigen Blattes, das zuerst auf die Erde fällt, wird für das Kind acceptirt. Es erfolgt dessen Eintragung in das »Taufregister« und die Verleihung eines Talismans an den Vater, der darin besteht, daß der Priester den Namen des Kindes nochmals auf ein geweihtes Blatt schreibt. Der Rest sind Schmausereien und kleine Familienfeste, Beschenkung des Priesters u. dergl. m..... Die Namensverleihung ist übrigens keine solche für's Leben. Schon mit Eintritt der Volljährigkeit erhält der Japaner einen anderen Namen; bei seiner Verheiratung wechselt er denselben abermals, ebenso beim Antritte einer öffentlichen Stellung, bei jedem Vorrücken in eine höhere Rangclasse und schließlich nach dem Tode. Nur der zuletzt erhaltene figurirt auf dem Grabsteine, was eben nicht sehr geeignet erscheint, Namen berühmt gewesener Japaner den Ohren der Epigonen geläufig zu erhalten.

Die Kinder werden im Allgemeinen naturgemäß, einfach erzogen. Man setzt sie von frühester Jugend an dem Wechsel der Witterung aus und überläßt sie ihren Neigungen und Spielen. Eigenthümlich ist, daß man die kleinen Weltbürger schon im frühesten Alter einen tiefen Blick in die Welt- und Lebensanschauungen machen läßt. In der Schule lernen nämlich die Kleinen vorerst das »Irowa«, eine Art von Abc, das aus vier Zeilen besteht und die oben erwähnten achtundvierzig Grundlaute der japanischen Sprache enthält. Diese Grundlaute bilden nun ein kleines Gedicht, in welchem es heißt: Irowa ninovesto tsirinuru wo. Wagayo darezo tsune naramu. U wi no okuyama kefu koyete. Asaki yumemisi ewime sezu on — zu deutsch: »Farbe und Geruch sind vergänglich. Was kann es in unserer Welt Beständiges geben? Der heutige Tag verschwand im tiefen Abgrund des Nichts; er war das schwache Bild eines Traumes; er verursacht uns nicht die geringste Beunruhigung«.... Mit solcher Doctrin wird die Leichtlebigkeit, Lebhaftigkeit, Sorglosigkeit,

Digitized by Google

Gleichgiltigkeit gegenüber jedem Mißgeſchicke, ja ſelbſt gegenüber dem Tode, gewiſſermaßen anerzogen. Kindlicher Sinn, Naivetät, Freude an Zerſtreuungen untergeordnetſter Art gehören ſelbſt bei Erwachſenen zu den typiſchen Charakter-Eigenſchaften. Man begreift daher leicht, daß die japaniſche Kinderwelt die liebenswürdigſten Seiten aufweiſt. Die Heiterkeit unter den Kleinen iſt eine ſo ungeſchmälerte, daß Reiſende ſich zur Behauptung verſtiegen haben, japaniſche Kinder ſeien unfähig zu weinen, oder kämen wenigſtens nie in die Lage, ihre Thränendrüſen in Anſpruch zu nehmen. Im Hauſe dürfen die Kleinen ſich nach Herzensluſt umhertummeln; alle Zimmer und Gänge ſind mit vier Zoll dicken Matten belegt, an Stühlen und Möbeln überhaupt können ſich die Kinder nicht beſchädigen, da ſolcher Hausrath in Japan fehlt. Dabei unterwirft man die Kinder auch ſonſt keinem Zwange, ſelbſt dem Schulzwange nicht, da es keinem Japaner einfallen würde, jene der Schule fernzuhalten.

Eigenthümlich iſt, das viele der japaniſchen Kinderſpiele ganz dieſelben wie die unſeren ſind, wobei eine etwaige gegenſeitige Entlehnung nicht nachgewieſen werden kann — das Drachenſpiel allenfalls abgerechnet. Man kennt im Aufgangsreiche das »Reiftreiben«, das »Steckenpferd«, das »Blindekuhſpiel« und das Spiel »Fuchs und Küchlein«. Es exiſtiren ſehr gelungene japaniſche Zeichnungen über alle dieſe Beluſtigungen, und zwei derſelben führen wir hiermit dem Leſer in gelungenen Copien vor. Manche der japaniſchen Kinderſpiele ſind auch bei unſerer Jugend im Schwange, ſo das Kreiſelſpiel und das Ballwerfen. Der Kreiſel giebt es gegen dreißig Arten, darunter viele ſehr künſtliche; ſie laufen bergan, tanzen auf dem Seile, zerſpringen in Stücke, die ſich weiter drehen, und was dergleichen mehr iſt.

Das beliebteſte Spielzeug aber iſt der Drache. Er iſt unzweifelhaft aus dem fernen Oſten nach Europa importirt worden. Zwar hat das urſprüngliche Fabelthier auch in Europa geraume Zeit hindurch eine Rolle geſpielt, und zu der Romantik des Mittelalters paßt recht wohl das große Schauſtück, wie es der Dichter im »Kampf mit dem Drachen« vor unſerem geiſtigen Auge entrollt. Der chineſiſche und japaniſche Drache iſt von ganz anderer Art; in China zumal iſt er noch heute nicht überwunden, denn er figurirt als officielles Reichswappen — ein blaues Ungethüm im

Digitized by Google

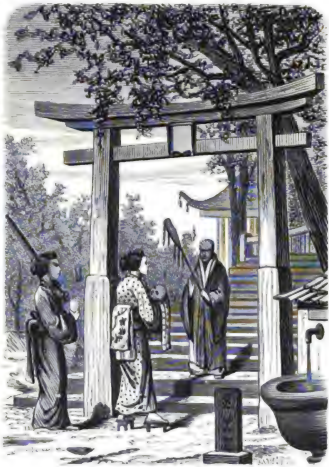
gelben (dreieckigen) Felde! .... Das ungefährliche Thier aus Pappe und Flitter mit dem langen Papierschweife ergötzt natürlicherweise die japanischen Kleinen in noch höherem Grade als die unsrigen. Sie fletschen die Zähne, oder breiten phantastisch geformte Schwingen aus. Ja, noch mehr: es giebt Drachen, die beim Auffliegen Musikstücke produciren, doch haben Augen- oder vielmehr Ohrenzeugen eines solchen Wunders sich niemals zur Behauptung verstiegen, sie hätten — Sphärenmusik vernommen ....

Japanisches Schlafzimmer.

Werfen wir nun einen Blick in das japanische Haus. Es ist aus Holz aufgebaut und meist einstöckig; das Dach, das mit Ziegeln eingedeckt ist, springt vorne weit vor und bildet eine Art Vorraum, der auch nach außen zu abgeschlossen werden kann. Niemals fehlt einem japanischen Hause ein Zier- oder Gemüsegarten; im ersteren werden förmliche Landschaften en miniatur dadurch hervorgebracht, daß man Bächlein durch die Anlagen leitet, sie überbrückt, Teiche mit Goldfischen speist und im Schatten winziger Haine kleine Tempelchen, Götzenbilder und sonstige Objecte anbringt .... Die Innenräume des Hauses haben alle eine bestimmte Größe, da die

Digitized by Google

Matten, mit denen man den Fußboden bedeckt, hineinpassen müssen. Diese Matten sind sorgfältig aus Reisstroh geflochten und bilden eigentlich das Universalmöbel, da der Japaner Einrichtungsstücke nach europäischer Art, als: Betten, Kästen, Tische, Sessel, Divans und dergleichen nicht kennt. Auf der Matte wird gespeist und Familienversammlung gehalten; Besuchende lassen sich auf derselben nieder, vertrauten Freunden ist sie ein willkommenes Plauderplätzchen. Wenn die Familie zur Ruhe geht, werden dicke Decken auf die Matten gebreitet, und Groß und Klein schlüpfen unter die ersteren; der Körper ruht aber auf der nackten Matte selbst, während zur Stütze des Kopfes ein ausgehöhlter oder geschweifter, mit Leder überzogener (daher elastischer) Holzklotz unter den Nacken geschoben wird. Alle Innenwände eines japanischen Hauses sind verschiebbar; dadurch ist die Möglichkeit geboten, je nach Bedürfniß die einzelnen Räume zu vergrößern oder zu verkleinern, mit Nebenräumen Verbindungen herzustellen und andere wieder ganz abzusondern. Nachts bleiben indeß die meisten Zimmer durch Verschieben der in Falzen sich bewegenden Wände geschlossen. Zeitlich früh aber werden sie alle zurückgeschoben, durchgehends gereinigt, gelüftet — die »Bettrequisiten« wandern in den für sie



Vorstellung eines Neugeborenen im Tempel.

Digitized by Google

bestimmten Raum. Ist die Luft würzig, das Sonnenlicht willkommen, dann läßt man beide unbehindert in das Innerste der Wohnung eindringen. Die Kinder tummeln sich auf den Matten der Zimmer und Gänge, oder im Flur. In diesem findet man häufig eine Cisterne, im übrigen Raume liegen die Wirthschaftsgeräthe, Alles sorgsam gereinigt und geordnet.

Reinlichkeit ist überhaupt ein charakteristischer Zug im Leben der Japaner. Jede vornehme Familie hat in ihrem Hause mehrere, die kleinbürgerliche Wohnung mindestens ein Badezimmer, in welchem die einzelnen Familienglieder zeitlich Morgens ihre ersten Körperwaschungen vornehmen. Im Laufe des Tages folgt dann ein heißes Bad, das nur ausnahmsweise übergangen wird. Für die mittellosen Classen existiren natürlich allerorts zahlreiche öffentliche Badehäuser, im Freien aber badet, die Fischer ausgenommen, Niemand.

Comfort nach unseren Begriffen kennt der Japaner nicht. Wenn er sein Heim besonders wohnlich und behaglich herrichten will, so schmückt er die Innenwände mit bemalten Papiertapeten, stellt einige kleine Aquarien auf kastenförmige Tabourets und exponirt auf ähnlichen Möbeln einige der so bekannten Schaustücke aus Lack, Holz, Perlmutter oder Porzellan. Von den Deckwänden der Zimmer hängen hin und wieder bunte Papierlaternen, die namentlich in den Schlafgemächern ein trauliches, sanftes Licht verbreiten .... Die wenigsten japanischen Häuser werden förmlich gezimmert; man kauft vielmehr die bereits fertigen Bestandtheile zu einer solchen Wohnung und läßt dieselben von berufener Hand zusammenstellen. Natürlich ist ein solches Heim wenig kostspielig, namentlich dann nicht, wenn statt des Tannenholzes einfache Bambusgerüste verwendet, und die Wände aus Pappe hergestellt werden .... Europäische Touristen pflegen in gewissen Vierteln der großen Städte, wo der Leichtlebigkeit keine Schranken gesetzt werden, solche subtile »Häuser« auf einige Stunden zu kaufen, und dann — des »Scherzes halber« — mit ihren Stöcken innerhalb weniger Minuten zu zertrümmern ....

Wir haben vorher erwähnt, daß auf den Bodenmatten auch gespeist wird. Eine solche Mahlzeit ist das denkbar günstigste Motiv für einen Kleinmaler. Zierlicher, appetitlicher, man möchte sagen kindlicher, als die Japaner, dürfte wohl kaum ein anderes Volk der Erde das dankbare

Digitized by Google

Geschäft der leiblichen Stärkung besorgen .... Man meint eine Gesellschaft von großen Kindern vor sich zu haben, die mehr zu ihrem Vergnügen essen, als um ihren Hunger zu stillen.

Das Hauptgericht der japanischen Mahlzeiten bildet der Reis. Er wird in einer großen lackirten Holzschüssel servirt, und zwar derart, daß man diese in die Mitte des aus Stroh geflochtenen Tischtuches stellt und jeden der Theilnehmer an der Mahlzeit zugreifen läßt. Zu diesem Ende füllen diese ihre Porzellantassen und verspeisen den Inhalt, ohne sich hierbei irgend welcher Eßinstrumente zu bedienen. Nur wenn Fleischstücke begehrt werden, wendet man die bekannten vierkantigen Eßstäbchen an, deren Gebrauch immerhin einige Geschicklichkeit erfordert, wie mancher Europäer, der ihre Hantirung versucht hat, an sich erprobt haben dürfte.

Die Fleisch-, Fisch- und Geflügelstücke befinden sich natürlich in eigenen Lackschüsseln. Dann kommen noch weiche oder harte Eier, Lotussalat, Bambussprossen, einige Gemüsearten, dann als Würze die sogenannte Soja (eine pikante Sauce), schließlich Zuckerwerk, allerlei Bäckereien, eingemachte Früchte — Alles in rothen oder bunten Lacknäpfen, die in harmonischer Farbenanordnung (meist in concentrischen Kreisen) auf die Matte niedergestellt werden. Das Tischgeschirr ist überhaupt allerliebst; es zeigt prächtige Phantasie-Zeichnungen oder Malereien, Goldblättchen, Perlmuttereinlagen oder Holzinkrustationen. Häufig ist das ganze Gefäß mit einem feinen durchsichtigen Lack überzogen. Will man im Tafelgeräthe besonderen Luxus entfalten, so bedient man sich silberner Filigranständer, auf welche die Schalen aus Perlmutter oder Stiftenmosaik gestellt werden. Die Süßigkeiten des Nachtisches werden meist auf prächtigen Präsentirtellern, das Backwerk in Behältern, die die Form irgend eines Thieres haben, herumgereicht, und nie fehlt es hierbei an lustigen Einfällen und harmlosen Scherzen — Scherze, die nach unseren Moralbegriffen freilich kaum in eine gute Gesellschaft passen dürften .... Den Schluß eines jeden Mahles bilden Thee und Reisbranntwein (Saki); beide werden ohne Zucker und im heißen Zustande genossen. Nachdem die Mahlzeit zu Ende ist, wird der »Tabacco-bon«, ein Kasten, welcher alle Erfordernisse und Requisiten des Rauchers enthält, in den Kreis der Gäste gestellt, und das narkotische Kraut aus Pfeifen mit ganz winzigen Silberköpfen geschmaucht.

Natürlich sind solche Gastereien, die der Ueppigkeit gerade nicht ganz entbehren, nicht allgemein im Schwange. Der arbeitende Theil der Bevölkerung hat, wie überall in der Welt, zumeist seine liebe Noth mit der bescheidensten Befriedigung täglicher Bedürfnisse. Es kommt eben immer darauf an, welcher Gesellschaftsclasse der Einzelne angehört, und da gerade in Japan in dieser Hinsicht bislang strenge Unterschiede walteten, so dürfte es nicht überflüssig erscheinen, nun auch einige Worte über die gesellschaftlichen Zustände vorzubringen.

Will man von einzelnen reformatorischen Maßnahmen aus neuester Zeit absehen, so zerfällt die Bevölkerung Japans in acht Classen. Diese sind: die alten Lehnsfürsten, der Adel ohne Grundbesitz, die Priester, die Krieger, die Beamten und Aerzte, die Kaufleute und Großhändler, die Handwerker und Künstler, dann die Landleute und Taglöhner. Außerhalb diesen Classen stehen die Gerber und Henker und andere Personen, welche mit Leichen, Häuten und Fellen in Berührung kommen .... Die Classenabsonderung hat heute wohl kaum mehr scharfe Grenzen; eine eigentliche Kriegerkaste besteht schon seit dem Jahre 1873, wo die allgemeine Wehrpflicht eingeführt wurde, nicht mehr; andererseits hat man den bisherigen Druck, der beispielsweise auf dem im Ganzen sehr reichen Kaufmannsstande lastete, aufgehoben, da das damit angestrebte Gegengewicht zu dem herrschsüchtigen und verschwenderischen Adel nunmehr völlig außer Betracht kommt. Seinerzeit war nämlich der Aufwand, den die Kaufleute machen durften, durch specielle Gesetze in die engsten Grenzen eingeschränkt, während man den Adel systematisch zum größeren Luxus veranlaßte. Der Grund zu dieser ungleichen Behandlung lag aber erwiesenermaßen darin, den Reichthum der Großen und damit ihre politische Macht möglichst zu schwächen, während man die in den Händen der Kaufleute angehäuften Schätze für ungefährlich hielt.

Die Repräsentanten des japanischen Adels zeichnen sich durch eine selbstbewußte Haltung, einen stattlichen Wuchs und große Sorgfalt in der äußeren Erscheinung aus. Ihrer helleren Hautfarbe und anderer physischen Merkmale halber, haben europäische Forscher der Samurai-Kaste eine aparte Nationalität vindiciren wollen (etwa wie unter den Hindus), doch ist dieser Irrthum wiederholt von berufenster Seite widerlegt worden. Auch

Digitized by Google

ist es ein Irrthum, wenn man den japanischen Adel seiner historischen und socialen Prätentionen halber, als ein Hinderniß im modernisirten Staatswesen des Sonnenaufgangs-Reiches erblicken will. Oppositionell ist nur der Klein-Adel gesinnt, das ist derjenige, vor dem der Daïmios lehnspflichtig war und sich auf diese stützen konnte. Da nun mittlerweile der alte Feudalstaat in eine constitutionelle Monarchie umgewandelt und das Vasallenthum abgeschafft wurde, der lehnspflichtige Klein-Adel aber an Stelle seiner früheren Einkünfte nur schmale Staatspensionen erhielt, so ist es begreiflich, wenn sich dieser gegen die neue Ordnung der Dinge auflehnt. Er ist der Träger jener aufrührerischen Bewegungen, die noch immer zeitweilig das Reich durchzucken, mit denen es aber früher oder später ein Ende für alle Zeiten nehmen wird. Im Durchschnitte sind die höheren Gesellschaftsclassen im hohen Grade opferwillig und patriotisch, sie haben Gefühl für das Gemeinwohl und ganz abnorme Begriffe von persönlicher Ehre. Glücklicherweise kommt das Folgeübel solch' subtiler Ehrbegriffe — das eigenhändige Bauchaufschlitzen (Harakiri) — heute in Japan nur mehr selten zur Geltung. Ueberdies ist der Nationalcharakter des Japaners, namentlich sein Gleichmuth und Leutseligkeit, die sich auch im Verkehr zwischen Repräsentanten höherer und niederer Gesellschaftsclassen allemal geltend machen, Bürge für ein ferneres gutes Einvernehmen und die unbestrittene Fortdauer der eminenten Stellung des Adels im modernen japanischen Staatsleben. Die Beweise hierzu findet man in dem Wohlgedeihen der neuen Repräsentativ-Verfassung, der sich alle Stände so rasch accommodirt haben und die sich niemals als ein Hinderniß allgemeinen Gedeihens erwies. Und das ist viel, ja sehr viel, erwägt man, daß Japan tausendjährige Staatseinrichtungen, auf und in denen sein gesammtes, hochentwickeltes Culturleben fußte, opfern mußte ....

Wenden wir uns nun den übrigen Ständen zu. Die Priester, sowohl die der Sinto- wie der Buddha-Religion, recrutiren sich zum Theile aus der höheren Rangclasse, zum Theile aus der Bürgerschaft, wodurch sie gewissermaßen ein verbindendes Glied zwischen den beiden großen Gruppen der Gesellschaft bilden. Die Sinto-Priester wohnen in kleinen, bei den Tempeln erbauten Häusern; sie lassen sich bei ihren gottesdienstlichen Functionen durch ihre Frauen assistiren und werden theils

Digitized by Google

durch die öffentlichen Cassen, theils durch Legate und milde Gaben der Gläubigen erhalten. Weit besser leben die Priester der verschiedenen buddhistischen Secten. Ihr Einkommen ist bedeutend und die Bonzerien sind luxuriös eingerichtet. Hinsichtlich ihrer moralischen Eigenschaften läßt sich indeß wenig Gutes sagen.

Der Stand der Aerzte war in Japan bislang wohl ein sehr angesehener und geachteter, seine pecuniäre Seite aber eine sehr schattenvolle. Jede Haushaltung verfügt über erprobte Gesundheitsmittel und gute Hausfrauen greifen überall der ärztlichen Praxis vor. Ueberdies thaten die Aerzte selbst wenig für ihre wissenschaftliche, namentlich fachliche Ausbildung. Erst in unseren Tagen hat auch hier ein Umschwung stattgefunden, der hoffentlich recht bald seine guten Früchte tragen wird.

Die Beamten, welche derselben Classe wie die Aerzte angehören, wurden vordem, das heißt als noch das Doppel-Kaiserthum und überhaupt das feudale Staatswesen bestand, hauptsächlich den Reihen der niederen Daïmios entnommen. Diese »Yakunins« waren immer schlecht bezahlt, wodurch sie sich zu Erpressungen und Veruntreuungen, manchmal sogar zu verbrecherischen Handlungen gezwungen sahen. In Yeddo bewohnten die Yakunins mit ihren Familien einen besonderen Stadttheil, sofern sie nicht selbst durch ihre Functionen zum zeitweiligen Aufenthalt an anderen Orten des Reiches gezwungen waren.

Ueber den Kaufmannsstand haben wir bereits oben einige Bemerkungen gemacht. Eine Rangclasse tiefer stehen die Künstler, Handwerker und Kleinhändler. Sie leben wie alle arbeitenden Classen Japans durchgängig in Dürftigkeit, und so ist es von ihnen umso rühmenswerther, daß sie sich bestreben, ihren Arbeiten einen möglichst hohen Grad der Vollendung zu geben .... In noch dürftigeren Verhältnissen leben die Landleute. Zwar hat sich auch hier seit der Lahmlegung des Feudalwesens Manches gebessert; gleichwohl beschränkt sich das Eigenthum der im Allgemeinen sehr intelligenten und betriebsamen Landbevölkerung auf einige werthlose Geräthe, auf eine ärmliche Hütte, einige Kleidungsstücke, wenige Matten und einen kleinen Vorrath von Thee, Reis, Oel und Salz.

Von allen Gesellschaftsclassen Japans hat durch die neue Reformbewegung die Kaste der Jetas (Parias) vielleicht am meisten gewonnen.

Vordem aus der Gesellschaft ausgestoßen und vom Gesetze ignorirt, genossen die Mitglieder dieser Classe ihrer Beschäftigung halber (Gerber, Abdecker und Alle, die mit Thierfellen zu thun haben) die Verachtung Aller. Es ist diesbezüglich charakteristisch genug, daß unter allen europäischen Kleidungsstücken, die aus Leder verfertigten nur schwer Eingang fanden; die Damen, die überhaupt conservativer als ihre Männer sind und für den Begriff »Mode« in ihrer Sprache nicht einmal ein passendes Wort haben, sträubten sich bislang, Lederhandschuhe oder Stiefletten zu tragen. Die größte Bresche schlug aber die Reorganisation der Armee in das alte Vorurtheil. Da dieselbe hauptsächlich nach preußischem Muster adjustirt ist und somit auch die lederne Fußbekleidung acceptirt hat, gelangten die Schuster und überhaupt Lederarbeiter derart zu Ehren, daß von ihrer früheren geächteten Stellung nicht mehr die Rede sein konnte. Eine Verordnung, die solcher freiwilligen Auffassung bald auf dem Fuße folgte, schlug dem Fasse vollends den Boden aus ....

Der gewaltige Umschwung, welcher im letzten Jahrzehnt im ostasiatischen Inselreiche platzgegriffen hat, zwingt uns diesmal vom Gegenstande insofern etwas abzuweichen, als es zur Beurtheilung der gegenwärtig dort herrschenden socialen Verhältnisse ganz unerläßlich ist, die seit dem Jahre 1868 stattgehabten Umwälzungen kennen zu lernen .... Bis zu jener Zeit war Japan eigentlich nichts Anderes als ein in zahllose Parteien gespaltener Feudalstaat, dessen Macht in erster Linie durch das Doppel-Kaiserthum, in zweiter Linie durch die Lehensfürsten repräsentirt wurde. Ursprünglich, das heißt vom Gründungsjahre der gegenwärtigen Dynastie (600 v. Chr.) bis in's XII. Jahrhundert hinein, kannte Japan nur einen Beherrscher, den Mikado. Er entstammte dem alten Göttergeschlechte Zin-mu's (Zin-mu-ten-wo) und war sonach sowohl das geistliche, wie das weltliche Oberhaupt der Japaner. Innere Wirren, blutige und constante Parteifehden zwangen den Mikado Go-toba im Jahre 1185, und zwar seinen zweiten Sohn Yoritomo zur Bändigung der widerspenstigen Daïmios an die Spitze eines großen Heeres zu stellen. Er erhielt den Titel eines Krongenerals oder Schoguns; daraus entstand fälschlich »Taikun«, ein Name, den die Amerikaner zuerst in Cours brachten und der sich im europäischen Publikum bis auf den Tag hartnäckig behauptet hatte. Yoritomo war glücklich in seinen Unter-

Digitized by Google

nehmungen; die Armee vergötterte ihn, und da er nicht ohne Ehrgeiz war, ſo benützte er den günſtigen Zeitpunkt, um alle Attribute der äußeren, alſo weltlichen Macht an ſich zu reißen, und die Macht des Mikado's auf das rein religiöſe, oder richtiger kirchliche Gebiet zurückzudrängen. Zwar bedurfte es mehrerer Jahre, um das Widerſtreben, welches der Vater dem Sohne entgegenſetzte, zu brechen, ſchließlich aber wurde der Schogun in ſeiner unabhängigen Stellung anerkannt, wodurch neben dem geiſtlichen (legislativen) Oberhaupte ein weltliches (executives) förmlich eingeſetzt wurde .... Siebenhundert Jahre hat dieſes Doppel-Kaiſerthum gedauert, obwohl es eigentlich kein ſolches war, denn der Schogun war und blieb immer nur der Stellvertreter des legitimen, in directer Linie von den Göttern abſtammenden Mikado. Gleichwohl wurde dieſes Letzteren Macht immer mehr in den Schatten zurückgedrängt, bis das Erſcheinen der Europäer in neueſter Zeit in dieſen Verhältniſſen einen völligen Umſchwung hervorrief.

Mädchen bei der Toilette.

Unter unausgeſetztem heftigen Parteihader durch volle fünf Jahre erreichten die Wirren im Jahre 1866 ihren Höhepunkt. Der frühere (vorletzte) Schogun war geſtorben und ſeine Erbſchaft trat der Fürſt Yoſchi-Hiſa an, entſagte aber ſofort allen ſeinen Herrſcherrechten, wodurch momentan die weltliche Herrſchaft auf den Mikado (Komei-ten-no — der 187. der Dynaſtie) zurückfiel. Dieſer ſtarb aber ſchon im folgenden Jahre (1867) und überließ den Thron ſeinem kaum fünfzehnjährigen Sohne Mutſo Hito, der am 28. Auguſt 1868 zum Kaiſer gekrönt wurde. Er anerkannte die abgeſchloſſenen Verträge mit den Europäern und Alles ſchien in beſter

Ordnung verlaufen zu wollen. Das war nun gleichwohl nicht der Fall. Die nördlichen Daïmios, welche es mit der Partei des abgetretenen Schogun hielten, proteſtirten gegen dieſe Neuordnung der Dinge und griffen zu den Waffen .... Das war das Signal zu einem kurzen, aber blutigen Bürgerkriege, deſſen böſe Nachwirkungen noch heute von Zeit zu Zeit das Aufgangsreich durchzucken. Die Rebellen marſchirten 30.000 Mann ſtark gegen die Reſidenzſtadt Kioto, und ebenſo ſtark mochte das Heer des Mikado geweſen ſein, das im Thale des Yodogawa (zwiſchen Oſaka und Kioto) Stellung genommen hatte. Es kam zu einer dreitägigen Schlacht, die mit der Niederlage des Feudaladels, beziehungsweiſe der Partei des Schoguns, endete. Kleinere Zwiſchenfälle abgerechnet, bezeichnet dieſer Entſcheidungskampf das definitive Ende des Schogunats. Viele Lehensfürſten unterwarfen ſich freiwillig, andere wurden mit der Zeit gewonnen (wie der rebelliſche Admiral Enemoto, der ſich die Geſchmackloſigkeit zu Schulden kommen ließ, in Hakodade auf Yeſſo die Republik auszurufen), andere ſchließlich zur Anerkennung der neuen Ordnung gezwungen. Der Mikado überſiedelte nach Yeddo, das nun den officiellen Namen Tokio erhielt und ſeitdem die Reſidenz des Kaiſers Mutſo-Hito iſt.

Japaniſche Klopflerin.

Im Jahre 1852 geboren, ſteht dieſer reform-freundliche und anſpruchloſe Monarch heute in ſeinem achtundzwanzigſten Lebensjahre. Schon im Jahre 1873 gab er ſeinem Volke eine Repräſentativ-Verfaſſung, welche 1875 in's Leben trat. An der Spitze der Staatsgeſchäfte ſteht der Dai-ſchi-in, welcher aus dem eigentlichen Staatsrathe (Schoïn), dem Miniſter-Collegium (Uïn) und dem Senat (Saïn) beſteht. Die urſprüng-

Digitized by Google

liche Eintheilung des Reiches in neun Provinzen wurde abgeschafft und an deren Stelle eine solche in sechzig Departements (Kens) verfügt.

Die Hofhaltung des jungen Kaisers soll nach den Versicherungen Aller, die dieselbe zu controliren Gelegenheit hatten, eine höchst bescheidene, ja bürgerlich-einfache sein. Die Kaiserin Haruko, die zwei Jahre älter als ihr erlauchter Gemal ist, nimmt an allen Reformbestrebungen des Letzteren lebhaften Antheil, namentlich auf dem ihr so naheliegenden Gebiete des Frauen- und Familienlebens. Sie hat sich an die Spitze der Reorganisation des Schulwesens, soweit dasselbe das weibliche Geschlecht betrifft, gestellt und den neu gegründeten Mädchenschulen und Lehrerinnen-Seminaren ihre volle Fürsorge zugewendet. Da die Ehe des kaiserlichen Paares kinderlos ist, so wird dieses opferfreudige und rühmenswerthe Streben in keiner Weise behindert. Nach den neuesten Berichten soll nun auch die Kaiserin bei officiellen Gelegenheiten europäische Toiletten, obgleich mit stark japanischem Beigeschmacke tragen .... Am japanischen Hofe befinden sich augenblicklich unter anderen weiblichen Mitgliedern der Dynastie die Mutter des Kaisers Fuschiwara Asako (geboren 1833), dessen Großtante Katsura Samiko (geboren 1828) und die Prinzessinnen Rei-kan Schi-io Schinn (geboren 1816) und En-Schio Schi Bun-Schin (geboren 1842). — Die kaiserliche Residenz befindet sich gegenwärtig im großartigen Staatsgebäude in Akasaka, da der kaiserliche Palast vor wenigen Jahren abgebrannt ist. Es wird jetzt ein neuer Palast gebaut, dessen Kosten auf drei Millionen Yen oder sechs Millionen Gulden veranschlagt sind ....

In den vorangegangenen Mittheilungen über das japanische Volk haben wir mehrfach von dessen angeborener Heiterkeit und dem Hange nach harmlosem Vergnügen berichtet. Es dürfte daher an der Zeit sein, diese Zerstreuungen und Volksbelustigungen, von denen sich im Aufgangsreiche weder Jung noch Alt ausschließt, etwas ausführlicher zu beschreiben .... Diese Aufgabe ist für den Fernstehenden eigentlich eine ziemlich undankbare, denn nie und nimmer vermag sich das farbige und ursprüngliche Bild des buntbewegten Volkslebens selbst der lebhaftesten Phantasie so greifbar plastisch und naturgetreu einzuprägen, wie es sich in Wirklichkeit darbietet.

Da die Japaner einen regelmäßig wiederkehrenden allwöchentlichen Ruhetag nicht kennen, so suchen sie Erholung und Zerstreuung wann und

Digitized by Google

wo sie sich gerade finden, das heißt sobald das Bedürfniß nach ihnen sich einstellt. Nur an den periodischen Jahresfesten und den sogenannten Mathuris oder Kirmessen verläuft die Belustigung programmmäßig, sonst ist sie allemal improvisirt; und man improvisirt sie womöglich täglich. Nach vollbrachter Arbeit strömt das Volk auf die öffentlichen Plätze, wo es immer etwas zu sehen oder zu hören giebt. Die Gruppen werden immer bunter: braune, wunderbar tätowirte und nur mit einem Lendentuche bekleidete Kulis, Bürger und Handwerker in faltigen Gewändern, Soldaten in blauen Uniformen von modernem Schnitt, conservative Samuraïs in Nationaltracht, dazwischen trippelnde Dämchen mit goldgestickten Kirimons und einfache Bürgers-Frauen, jede mit einem auf dem Rücken hockenden Kinde — das Alles drängt und schiebt nach einem exponirten Platze .... Und was ist dort zu sehen? Es ist ein Erzähler von Profession, der seine Geschichten zum Besten giebt. Nicht ohne rednerischen Schwung, aber mit maßvoller Anwendung trägt er dieselben vor. Von Zeit zu Zeit unterbricht er sich, um eine Tasse Thee zu trinken, oder ein paar Züge aus seiner kleinen metallenen Tabakspfeife zu thun, denn das nöthige Requisit hierzu hat er beständig bei der Hand. Natürlich benützen auch die Zuhörer die Pausen, um zu rauchen und zu scherzen. Die Erwachsenen sind hierbei so kindisch wie die Kleinen, die Dämchen kichern und die Kinder reißen vor Verwunderung ihre kleinen Schlitzaugen auf.

Und was enthalten diese Improvisationen? wird die freundliche Leserin fragen. Die japanische Volksliteratur, der sie entlehnt sind, bildet den unerschöpflichen Born, aus dem die Declamatoren schöpfen. Namentlich sind es die nationalen Epopöen, und in diesen wieder die volksthümlichen Helden, die bei der Menge beliebt sind. Da ist vor Allem Asahino Sabro. Er sprengt mit seinem Schlachtrosse gegen eine Schaar von Feinden an, packt mit der rechten Hand einen eisengepanzerten Krieger, welchen er in der Luft herumdreht und weit hinweg schleudert, während er mit der Linken vermöge eines einzigen Keulenschlages zwei andere Gegner niederschlägt .... Darob große Sensation unter den Zuhörern. Dann kommen die anderen Helden an die Reihe. Ritan Rosiro ist ein gewaltiger Jäger. Er springt rittlings auf den Rücken eines gewaltigen Ebers, der schon manchen seiner Gefährten mit den gewaltigen Hauern aus

Digitized by Google

dem Leben geſchafft hat. Noſiro packt aber von oben herab die beiden Vorderbeine des Ungethüms und ſtößt ihm dann gemächlich das Jagdmeſſer in den Nacken. Ein nicht minderer Teufelskerl iſt Suſigeh, der Stallmeiſter eines kaum dem Namen nach gekannten Mikado. Er führte einſt das Kunſtſtück auf, mit ſeinem Pferde derart auf das Schachbrett zweier Spieler zu ſpringen, daß jenes mit den Hinterhufen darauf ſtehen blieb und den Körper kerzengrade in der Schwebe erhielt. Auch über einen Odyſſeus verfügt die japaniſche Volksliteratur — den tapferen General Tametomo.

Bei epiſchen Productionen dürfen niemals Geſang und Muſik fehlen. Und das iſt dann eine wunderliche Harmonie, denn jede Bewegung muß mit dem Rhythmus zuſammenfallen, jede Miene des Vortragenden ſich an die entſprechende Ton-Nuance anſchmiegen. Wehe dem Darſteller, der einmal aus dem monotonen Takt fällt. Dabei trifft es ſich freilich, namentlich in den Gärten, wo ſolche Vorſtellungen von den Reichen bezahlt werden, daß der Declamator gar keine Zuhörer hat und er ſich ſeiner Aufgabe vor einem gänzlich leeren Zuſchauerraume entledigt. Dies allein beweiſt, wie ernſt es japaniſche Künſtler mit ihrem Metier nehmen.

Minder tragiſch will uns freilich die heitere Art ſcheinen, in der ſich die jungen Mädchen der wohlhabenden Familien gefallen, und die im engeren Kreiſe jedem Gaſte unaufgefordert einen Ohrenſchmaus von ſehr fragwürdiger Güte zu Theil werden laſſen. Die Muſik der Japaner dürfte kaum in der Lage ſein, ſich als göttliche Kunſt geltend zu machen. Reiſende haben ſich darüber luſtig gemacht, daß man das Schlagen mit einem Stocke auf eine Bratpfanne Muſik nenne, und ſie ſagten weiter, jene hätten Inſtrumente, welche dazu erfunden worden ſeien, Jemanden zu Tode zu martern. Sie ſingen — aber das Gackern der Hühner ſei ein Wohllaut gegen ihren Geſang. Nun hat ſich aber neuerdings herausgeſtellt, daß die Japaner zwar eine ganz miſerable »nationale Muſik«, dabei aber entſchieden muſikaliſchen Sinn hätten, der ſich namentlich dadurch kundgebe, daß ſie europäiſche Lieder und Inſtrumentalpiecen raſch erlernen und an den Vorträgen derſelben Gefallen finden. Uebrigens iſt wohl zu glauben, daß unter ſchönen Händen auch die japaniſchen Saiteninſtrumente wunderbar ſüß tönen und Textworte wie He-to-tsu-to ya

Digitized by Google

ho-to-jo aka-de-ba — zur Himmelssprache werden, die auch mancher verliebte Europäer spielend zu erlernen wüßte .... Wie lange noch wird aber der Weltreisende sich dieser Urwüchsigkeit freuen können? Wir denken, daß schon im nächsten Decennium die Besucher Japans selten Gelegenheit finden werden, den wundersamen Weisen der Volksmusik zu lauschen. Dann werden die stumpfnäsigen Schönen in den Salons von Yokohama oder Tokio graziös mit irgend einem »Leitmotiv« des großen Zukunftsmusikers aufwarten.

Wir haben vorher bemerkt, daß bei öffentlichen declamatorischen Productionen meist auch Sängerinnen auftreten, welche den Vortrag musikalisch begleiten. Eine Sängerin, welche allein ihre Vorträge hält, hat gewöhnlich ein kleines Pult vor sich, auf dem ihr Legendenheft liegt, und begleitet ihren Gesang mit dem Samsin, der japanischen Zither, die nur drei Saiten hat und für ein verwöhntes musikalisches Ohr nichts weniger als harmonisch klingt. Sängerinnen, welche sich einigen Ruf erworben haben, treten dann zu dreien oder vieren auf, begleiten sich aber dann nicht selber, sondern besitzen ihr eigenes Orchester. Dasselbe besteht in der Regel aus einigen Zithern, einer Art Violoncell, das, je nachdem es mit dem Bogen gestrichen wird, oder nicht, Kokiu oder Biva heißt, und dem Gotto, einer großen Harfe, deren Saiten der Länge nach auf einem Kasten gespannt sind, der den Resonnanzboden bildet und am Boden liegt. Die Musikerin kann dieses Instrument nur dann spielen, wenn sie an den drei ersten Fingern der rechten Hand künstliche Nägel aus Elfenbein befestigt.

Kenner des japanischen Volkslebens versichern, daß diese dramatisch-musikalischen Productionen immerhin hörenswerth seien, namentlich in den Theehäusern während der lauen Sommernächte, wo Saitenspiel und Gesang, fröhliches Geplauder der bunt herausgeputzten Spaziergänger und die, im dichten Buschwerk der Theegärten irrlichternden vielfarbigen Papierlaternen dem ganzen Bilde den Anstrich einer »Venezianischen Nacht« geben. Dieser Zauber wird aber offenbar nur durch den äußeren Apparat, nicht aber durch die Musik selbst hervorgerufen ....

Wir kommen nun auf die periodischen Jahresfeste zu sprechen. Sie heißen Gosekis und wurden ursprünglich in Kioto, als diese Stadt noch Residenz des Mikado war, vom kaiserlichen Hofe veranstaltet, wodurch

Digitized by Google

ſie folgerichtig ein religiöſes Gepräge erhielten. Gleichwohl wurde dadurch die Heiterkeit nicht im mindeſten beeinträchtigt, denn die Moral des Kami-Cultus gipfelt in dem Satze: Jedes fröhliche Herz iſt rein .... Und ſo müſſen die japaniſchen Herzen (dieſe großen Kinderherzen!) außergewöhnlich rein ſein, denn ſie ſind über die Maßen fröhlich. Jede Altersclaſſe hat ihre beſonderen Feſte; für die Erwachſenen und Familien hat das Seki oder Neujahrsfeſt ſeine Bedeutung, für die weibliche Jugend das Puppenfeſt, für die männliche das Bannerfeſt. Dann iſt noch das Laternenfeſt und das Feſt der Chryſanthemen. Außerdem giebt es noch ſogenannte Mondfeſte (Reïbis), das an jedem Neumond und jedem Vollmond, häufig auch in den beiden Vierteln begangen wird.

Zum Puppenfeſte, das auf den dritten Tag des dritten Monats fällt, ſchmückt die Hausfrau das hübſcheſte Zimmer mit Zweigen und Blumen aus, zwiſchen die die Puppen, welche die Mädchen bei ihrer Geburt zum Geſchenke erhalten haben, aufgeſtellt werden. Die bei der hierauf ſtattfindenden Gaſterei ſervirten Speiſen ſind faſt immer eigenhändig von den Mädchen bereitet — natürlich unter ausgiebiger Aſſiſtenz der betreffenden Mutter. Auch unſere jungen Mädchen ſind ja bekanntlich mitunter ſtolz auf ihre angeblichen Leiſtungen, von denen ſie ziemlich beſtimmt wiſſen, daß »Mama« mitgeholfen .... Auch das Laternenfeſt iſt ein Mädchenfeſt. Die Kleinen laufen dann truppweiſe in den Gaſſen umher, ſingen aus voller Kehle, was es Zeug hält, und ſchwenken ihre Papierlaternen in der Luft.

Bei allen Feſtlichkeiten iſt natürlich die geſammte Familie des Japaners anweſend. Der Theegarten enthält ſeine ganze irdiſche Seligkeit .... Man darf hierbei freilich nicht die gleichnamigen Localitäten vor Augen haben, wo leichtfertige Damen die Hauptrolle ſpielen, wodurch bei uns ganz ungerechtfertigt alle Theehäuſer in üblen Ruf gekommen ſind. In den Theegärten, welche Rendezvousplätze der bürgerlichen Familien ſind, wird der Anſtand niemals verletzt; man treibt hier Muſik und Tanz und ergötzt ſich ſo gut als es geht. Keine größere Luſt für den vielgeplagten Kleinbürger, als mit ſeiner Gattin und den baarhaupt einherſchreitenden Kleinen auf einer Terraſſe zu hocken, links und rechts durch ſpaniſche Wände von den übrigen Gäſten getrennt, einige Leckerbiſſen und Backwerk

auf der Strohmatte zur Erfrischung und eine gemiethete »Muzme« zur Gesellschafterin. Dann läßt er sich von dieser Lieder vortragen und Tänze aufspielen, und er findet es nicht gegen seine Würde, in höchst eigener Person ein Tänzlein zu executiren, das übrigens bei der angebornen Anmuth und Körpergewandtheit der Japaner selten in eine Caricatur ausartet.

Und nun erst, wenn es in solchen Theehäusern tolle Tänze und abenteuerliche Maskeraden giebt! Diese letzteren unterscheiden sich sehr vortheilhaft von ähnlichen Volksbelustigungen im Abendlande. Jede japanische Maske hat ihren traditionellen Charakter und ihre besondere Bedeutung. Da wird der göttliche Tungu dargestellt und der gutmüthige ungemein pausbackige Okamo; als Ideal aller Häßlichkeit figurirt die unglückliche Hiyotoko, als nationales Gespenst der Froschmensch Kappa, der im südlichen Nippon »umgeht«; auch die Masken des Affen Saru und des »Löwen von Korea« sind allemal vertreten, sowie Caricaturen von Daïmios und Kriegshelden. Hinsichtlich der Formen der Gesichtsmasken erweist sich die Phantasie der Japaner geradezu als unerschöpflich. Es giebt solche mit beweglichen Kinnbacken, mit ein, zwei, drei Hörnern und der gleichen Zahl von Augen, allerhand Thierköpfe, kleine Teufelchen und kolossale Dämonen .... Man kann sich nichts Farbigeres und Lebendigeres, Ungezwungeneres und Erheiternderes denken, als solche Aufzüge. Ausschreitungen oder unfläthige Späße sind unerhört; jedes Kind kann sich das Treiben ansehen, oder kann ohne Bedenken sich in dasselbe stürzen, es wird niemals Schaden nehmen .... Zu den außergewöhnlichen Kunstgenüssen bei solchen Festen zählen noch die Ringkämpfer (wahre Speckkolosse!), die Equilibristen, Gaukler, Schwertfresser, Gymnastiker, Taschenspieler, Schauspieler u. s. w., deren Leistungen man aus zahlreichen Reisebeschreibungen kennt.

Das japanische Hauptfest ist die Neujahrsfeier. Am Vorabend ist jede Stadt von einem förmlichen Lichtmeer umflossen; alle Theehäuser gleichen großen Transparenten, in den mit Bäumen, grünen Zweigen und Blumenkränzen geschmückten Gassen brennen Tausende von bunten Papierlaternen. Die heitere Menge jubelt, man sieht maskirte Menschen, Possenreißer und Taschenspieler; hier wird musicirt, dort gesungen, und die Luft

Digitized by Google

iſt förmlich parfümirt von dem ſtark aromatiſchen Holze der Feſtons und des Reiſigs .... Der Reiſende Humbert, der einen ſolchen Feſtabend ausführlich geſchildert hat, verſichert, das Ganze mache einen magiſchen Eindruck, und dieſe Wirkung wird es wohl auch auf die Feſt-Theilnehmer machen, denn noch ſpät Abends umſtehen die Frauen und Kinder neugierig die zahlloſen Buden, in welchen Zuckerwerk und Spielſachen verkauft werden .... Am Neujahrstag ſelbſt erreichen alle dieſe Beluſtigungen natürlich ihren Höhepunkt; dazu kamen in früherer Zeit noch die pompöſen officiellen Aufzüge u. dergl. m. Im Großen und Ganzen hat dieſes Feſt viel Aehnlichkeit mit unſerer Weihnachtsfeier; Alles iſt mehr oder weniger darauf berechnet, den Kindern ein Vergnügen zu machen — nur amuſiren ſich hier die großen Kinder in noch höherem Grade, als es bei uns mitunter der Fall zu ſein pflegt. Eine religiöſe Beziehung iſt indeß beim japaniſchen Neujahrsfeſte nicht vorhanden, obwohl in jedem Bürgerhauſe Familienandachten ſtattfinden; die Prieſter aber haben dabei nichts zu ſchaffen.

Japaniſche Sängerin.

Andere Hausfeſte der Japaner ſtehen mit den ſogenannten »Glücksgöttern« in Beziehung. Sie haben nichts gemein mit den Laren und Penaten der Römer, mit welchen man ſie vielfach verglichen hat. Neben den officiellen Culten und den nebelhaften Theogenien hat das Volk ſich

Digitized by Google

ſelber eine Mythologie zurecht gemacht, die ſeinen innern Bedürfniſſen entſpricht und rein menſchlich erſcheint, etwa wie jene der Griechen, nur mit dem Unterſchiede, daß ſie ſich auf Typen der irdiſchen Glückſeligkeit beſchränkt und keinen Anſpruch auf ideale Schönheit erhebt .... Thatſächlich ſind die japaniſchen Götter des Glückes nicht mehr und nicht weniger als einfache — Hausgötter ....

Das maleriſche Bild japaniſchen Volkslebens gewinnt weſentlich an Plaſtik, wenn wir Streifzüge durch die größeren Städte des Landes unternehmen. Wir wollen einige ſolcher Städtebilder hier zum Schluſſe mit knappen Strichen zeichnen, ohne übermäßige Anforderungen an die Phantaſie des Leſers zu ſtellen .... Yeddo, Oſaka, Kioto ꝛc. ſind oft und eingehend beſchrieben worden, aber in mancher Beziehung machen dieſe Schilderungen heute ebenſo wenig Anſpruch auf Genauigkeit, wie die japaniſchen Zuſtände überhaupt, die ſich von Jahr zu Jahr in immer wechſelndem, aber ſtets fortſchrittlichem Lichte repräſentiren. Die wichtigſte und größte Stadt des Inſelreiches iſt Tokio (früher Yeddo genannt), die Reſidenz des Kaiſers. Man hat ſie ihrer ungeheuern Ausdehnung halber, die jener Londons gleichkommen ſoll, das Babylon des fernen Oſtens genannt. Mit dieſer Vorſtellung ging jene von der Einwohnerzahl des früheren Hauptſitzes des Schogunats Hand in Hand; man gab ihr zwei, drei, ja ſogar fünf Millionen; Ziffern, die immerhin geeignet waren, uns abſonderliche Begriffe von dieſer Rieſenſtadt zu machen. Die Wahrheit iſt die, daß Yeddo vor dem politiſchen Umſchwunge, alſo bis in die Mitte der Sechziger Jahre, eine Einwohnerzahl von mindeſtens 1½ Millionen beſaß, während das

Haruka, Kaiſerin von Japan.

moderne Tokio nach dem Census von 1879 etwas über eine Million Seelen (genau 1,042.880) beherbergt. Damals stellte allein die Hofhaltung des Schogun ein Contingent von 180.000 Köpfen zur Gesammtbevölkerung: die Daïmios, die verpflichtet waren, ihre Familien und ihre Truppen-Contingente in Yeddo zu belassen, während sie selbst nur zeitweise anwesend zu sein hatten, zählen mit diesen die ungeheuere Summe von nahezu einer halben Million. Seit der in's Leben getretenen Neu-Ordnung der Dinge ist dieser ungeheuere Troß wie vom Erdboden verschwunden. Das Quartier — der Soto-Siro — das die Daïmios einnahmen, ist noch immer völlig entvölkert. Allenthalben stößt der Wanderer hier auf die altersgrauen Burgen (Jaske's) mit ihren weißgetünchten Mauerfluchten, schilfbewachsenen Gräben und schwarzen Ziegeldächern. Aus den schwarzvergitterten Fensterlucken blicken keine Späher mehr aus und die gepanzerten Samuraïs sind von den Thorthürmen verschwunden. Diese leeren, menschenverlassenen Straßen waren Jahrhunderte hindurch Zeugen ununterbrochener, lärmender und glänzender Aufzüge. Es waren die einzelnen Feudalherren, welche damals mit ihrem unübersehbaren Gefolge zu den Audienzen des Schoguns zogen. Die Menge staunte und bewunderte und die Agenten der eifersüchtigen Lehensfürsten spionirten unter den drängenden, oder im Staube liegenden Massen, um zu erfahren, wie sie über den einen oder anderen der großen Herren dachten.

Auch im Siro (Schloß) ist es nun stille. Der ungeheuere Park, aus dem der »Tokio« besteht, ist nun auch den Fremden, wenn sie die nöthige Legitimation erhalten können, erschlossen. Kein Geheimniß brütet mehr über dem uralten Sitze der alt-japanischen Krongenerale, die durch so viele Jahrhunderte die thatsächlichen Beherrscher des ostasiatischen Inselreiches waren. Heute wandern zahlreiche Fremde, Kaufleute, Angehörige der Diplomatie und Touristen mit dem eingebornen Volke durch die großen Verkehrsstraßen, namentlich aber in der sogenannten »Ziegelstraße«, dem fashionablen Rendezvousplatze der Vornehmen Tokios ....

Das ungeheuere Häusermeer der japanischen Haupt- und Residenzstadt ist von keinem der vorhandenen Aussichtspunkte vollständig zu überblicken. Von einem dieser Aussichtshügel, dem Atago-Yama, zu dessen Gipfel vierundachtzig Stufen führen, gewinnt man ein ziemlich orientirendes

Digitized by Google

Digitized by Google

Bild, doch bleibt auch von hier aus ein großer Theil der östlichen Quartiere dem Auge unerreichbar. Obwohl diese massigen Complexe von keinem besonderen Reize sind, ist das Gesammtbild gleichwohl interessant. In der Mitte des Häusermeeres strömt der Ogawa (der »große Fluß«), dasselbe in zwei Theile sondernd; links (das ist östlich) liegt die Handelsstadt Hondscho, rechts Schiwa. Hieran schließen gegen Westen der Soto-Siro und Siro (jetzt Tokio) und gegen Süden Hamagoten und Sinagawa, in welch' letzterem Stadttheile der Bahnhof der Strecke Tokio-Yokohama liegt. Mit diesen Haupttheilen der Residenzstadt ist natürlich der gewaltige Complex noch keineswegs geschlossen; zahllos sind die kleineren Quartiere, welche in nördlicher und westlicher Richtung um den beschriebenen Kern ihre Häusergruppen breiten. Ein großer Theil dieser Häuser — ja, gewiß die Mehrzahl derselben — ist aus Holz aufgeführt, und so ist Tokio nächst Constantinopel jene Stadt, welche unter allen Capitalen unserer Erde am meisten durch Feuersbrünste zu leiden hat .... Erst im abgelaufenen Jahre (1879), am zweiten Weihnachtstage, brannten in allerkürzester Zeit über 10.000 Häuser nieder, wobei etwa 36.000 Menschen obdach- und besitzlos wurden.

Auch diese Calamität dürfte eine der Mitursachen werden, wenn im Verlaufe der Jahre das altberühmte märchenhafte Yeddo sein originelles, phantastisches Kleid abgestreift haben sollte .... An Stelle der flüchtig aufgeführten, feuergefährlichen Holzbauten werden Steinhäuser treten, wahrscheinlich in jenem plumpen und geschmacklosen Style, den die Engländer in die Kaiserstadt des fernen Ostens importirt haben. Hoffen wir, daß zum mindesten jene Stadttheile, wo sich das frisch pulsirende Volksleben concentrirt, britischen Geschmacklosigkeiten nicht so rasch zum Opfer fallen werden. Es sind dies die malerischen Viertel am Ogawa, mit ihren unübersehbaren Reihen von Theehäusern, in denen kein Tag vergeht, ohne daß nicht Raketen und Feuerwerke abgebrannt werden würden. Und an den üblichen Volksfesten tummeln sich Tausende und Tausende von Vergnügungsbooten mit ihren gesang- und musikliebenden Passagieren und buntfärbigen Papierlaternen — ein prächtiges Schauspiel für die Insassen jener Jaske's, die in der Nachbarschaft, das heißt am Nordostende des Soto-Siro in stiller Abgeschlossenheit am Ogawa liegen.

Digitized by Google

Noch lebhafteres Treiben herrscht jenseits des Stromes. Dort nimmt, wie schon erwähnt, die Handelsstadt — der Hondscho — seine Ausdehnung, nach allen Richtungen durchschnitten von schiffbaren Canälen. Dschunken schwimmen da wie gezähmte Seeungeheuer ruhig durch das Chaos kleiner und kleinster Familienboote. An Stelle der stattlichen Fürstenburgen, die hier fehlen, treten die feuersicheren Wartthürme, die Canalufer hoch überragend, und hin und wieder taucht aus dem Dächergewirre ein buddhistischer Tempel mit geschweiftem Dache und mehrfachen Stockgallerien. Und nun erst dieses Drängen und Treiben auf den stark gewölbten Brücken, deren größte und interessanteste das Nippon-Bassi ist! Ueberall lärmende und geschäftige Menschen, polternde Lastkarren, leichte Dschinrigschas von stämmigen nackten Kulis gezogen, die mit ihrer interessanten Fracht — kokettirende Muzmes — in raschem Tempo über das Straßenpflaster hinwegtraben. Dazu der klare tiefblaue Himmel und die prächtige Vegetation der zahlreichen Gärten, die überall, da und dort, inselartig aus dem unermeßlichen Häusermeere aufragen. Fern im Hintergrunde unterbricht ein stiller, vereinsamter Wächter den Horizont dieser unvergleichlichen Schaubühne; es ist der Vulcan Fusi-Yama, dessen Scheitel bis zu 11.600 Fuß aufragt, bedeckt von einer Tagereisen weit sichtbaren Schneehaube....

Japan besitzt bekanntlich seit einigen Jahren auch seine Eisenbahnen, und der Bau neuer Linien schreitet ununterbrochen fort. Eine jener Linien verbindet die Residenzstadt Tokio mit der großen Handelsstadt Yokohama. Früher war die Hauptverkehrsader, und zwar nicht nur zwischen den zwei genannten Punkten, sondern überhaupt im Reiche, die von Toikosama im XVI. Jahrhundert angelegte große Heerstraße, welche als Tokaïdo von Nagasaki auf Kiusu bis nach Yeddo, als Oskiokaïdo, von hier bis zur Nordspitze Nippons, Hakodade gegenüber, führt. Die Theilstrecke zwischen Tokio und Yokohama ist, seitdem die Locomotive auch diese lieblichen Gestade-Landschaften durchbraust, ziemlich verödet. Die früheren Postläufer sind verschwunden und mit ihnen die Züge von Saumpferden, Pilgern, phantastisch ausgerüsteten Jakunin-Truppen und die in Pracht-Norimons (Tragsänften) reisenden Daïmios, in deren Gefolge sich allemal ein förmliches Armeecorps befand. Die Bucht von Yeddo, an der auch Yokohama liegt, verfügt über alle landschaftlichen Reize, die man sich als Naturfreund nur

wünschen mag. Ueberall mit Cedern, Fichten, Cypressen und Lorbeerbäumen bewaldete Hügel, deren dunkles Grün lebhaft zu den lichteren Farbentönen der Hausgärten und Bambushaine contrastirt. Dazwischen Obst- und Zierbäume, schmucke Villen und zierliche Strandhäuschen, die über die spiegelblanke See schimmern. Und diese herrliche Bucht beherbergt auch stattliche Flotten von Dschunken, Last- und Familienbooten aller Art, zu denen sich bei Yokohama selbst die großen Handelsschiffe, Fracht- und Passagierdampfer und Kriegsschiffe der europäischen Mächte und der übrigen seefahrenden Nationen gesellen.

Yokohama, vordem ein unbedeutendes Fischerdorf, ist heute die wichtigste Handelsstadt Japans; sie hat in kaum anderthalb Decennien mit einem gewaltigen Sprunge das uralte Emporium des Inselreiches, Hiogo, überholt. Die Niederlassung ausländischer, namentlich europäischer und amerikanischer Kaufleute giebt der Stadt ein ganz eigenthümliches Gepräge. Obwohl die Japaner-Stadt (das Benten) mit seinen zahlreichen Läden von Curiositäten, Lack, Porzellan, Elfenbeinarbeiten und Bronzewaaren, noch ganz original und urthümlich ist, so hält ihr gleichwohl das fashionable Mandarin-Bluff, wo die Villen der Europäer liegen, oder das moderne Treiben entlang des »Bunds«, wo englische Damen ihre Ponywagen kutschiren, die Wage. In Yokohama hat die Mischung des Europäischen mit dem Japanischen bereits ganz bedeutende Fortschritte gemacht.

Auf Mandarin-Bluff concentrirt sich das gesellige Leben. Man ladet sich — erzählt Linienschiffscapitän Freiherr von Oesterreicher — zum Diner ein, vereinigt des Abends größere Gesellschaften, man musicirt, trägt Gesangsstücke vor und verplaudert oder vertanzt die Pausen, um nächsten Tags wieder anderswo sich zu vereinigen. Mit Hilfe der Bahn nach Tokio fährt man auch zu Soiréen über Land. Im Sommer verbringt ein namhafter Theil der Damenwelt in den Sommerfrischen von Hakone oder Hakodade .... Das ist Alles ....

Von Tokio und Yokohama führt die bereits erwähnte Heerstraße — der Tokaïdo — längs der Südküste Nippons bis zur äußersten Westspitze der Insel. Sie berührt eine stattliche Zahl größerer und kleinerer Städte (angeblich über ein halbes Hundert), Dörfer, Weiler und Schlösser. Die wichtigsten unter jenen sind die Hafenstädte Hiogo und Osaka, ersteres

Digitized by Google

(gegenüber der Insel Amadsi gelegen) war durch Jahrhunderte der Mittelpunkt des japanischen Seehandels, und noch heute rivalisirt Hiogo mit dem aufstrebenden Yokohama, wie der erste Blick des Reisenden in die Fremdenstadt Kobé lehrt. Zwischen Hiogo und Osaka läuft seit einigen Jahren eine Schmalspurbahn, und in neuester Zeit hat dieselbe ihre Verlängerung bis zur altehrwürdigen Mikado-Residenz Kioto (Miako) gefunden.

Wenn irgend etwas in dem modernen Japan geeignet erscheint, den ungeheueren Umschwung aller Verhältnisse durch ein sprechendes Zeugniß zu beweisen, so ist dies der Schienenweg nach dem »Rom der Japaner«. Noch vor zwölf Jahren ereignete es sich, daß in dieser an 400.000 Bewohner zählenden Priesterstadt des fernen Ostens von zwei fanatischen Japanern ein Anfall auf den englischen Gesandtschaftszug gemacht wurde, wobei neun Mitglieder desselben mehr oder minder schwere Verwundungen davontrugen. Der Mikado war kaum erst aus seiner mythischen Abgeschlossenheit an's Tageslicht getreten und die Bewohner Kiotos konnten es nimmer begreifen, daß nun auch die fremden Barbaren das geheiligte Antlitz des Göttersprößlings schauen sollten. Aber in Japan haben sich innerhalb eines einzigen Jahrzehntes Dinge zugetragen, die auf dem Gebiete der Politik, der Cultur- und Staatengeschichte aller Zeiten und Völker unerhört sind. Heute steht das »Rom der Japaner« jedem Fremden offen und über das düstere Dächerlabyrinth gellt der Pfiff der Locomotive — jener anheimelnde Schall, der namentlich in fernen, der europäischen Cultur entrückten Ländern so zauberhaft klingt.

Zwischen den sechs Armen des Yodogawa, der von Kioto her strömt, liegt Osaka, das »Venedig Japans«. Man sieht, die Phantasie der Reisenden griff mit Vorliebe nach verwandten Städtebildern des Westens, denn Osaka ist bereits die dritte Stadt, die solchen Vergleich über sich ergehen lassen mußte. Wir haben zuerst Tokio als das »Babylon« des fernen Ostens kennen gelernt, wir werfen nun einen flüchtigen Blick über das buntbelebte, von Dschunken und Booten aller Art erfüllte Canalnetz des japanischen Venedigs und besteigen dann den ersten besten Zug, um innerhalb einer schwachen Stunde inmitten des ungeheueren Häusercomplexes von Kioto — das Rom im Sonnenaufgangsreiche — einzutreffen. Und siehe, auch hier hat sich eine ähnliche Metamorphose zugetragen, wie am fernen

Digitized by Google

Tiber. Der Mikado ſpielt als geiſtliches Staatsoberhaupt nicht mehr die alte Rolle; er iſt nun hauptſächlich der weltliche Beherrſcher des Inſelreiches und hält zu Tokio Hof, während ſeine uralte Reſidenz vereinſamt iſt. Zwar iſt die halbe Million Menſchen, welche die rings um den Marujama-Hügel ſich breitende Stadt bewohnen, noch immer arbeitſam, geſchäftig und allen Fortſchritten zugeneigt — der alte Glanz aber iſt geſchwunden und mit ihm die guten Zeiten des Prieſterthums.

In Kioto giebt es nicht weniger als eintauſendvierzig Tempel. Hiervon ſind neun Zehntel dem Buddha-, der Reſt dem Sinto-Cultus geweiht. Die urſprüngliche Religion der Japaner bezieht ſich auf die Verehrung der Naturkräfte, ſpeciell des Himmels und jener Mächte, welche den Verkehr zwiſchen der unſichtbaren Gottheit und dem Menſchen vermitteln. Dieſe Vermittlung beſorgen andere, der erhabenen und unnahbaren Sonnengottheit unterſtehende göttliche Weſen, ſogenannte Schutzgötter oder Kami's. Ihr Cultus reicht zurück bis zu den Anfängen der japaniſchen Geſchichte, iſt aber durch die ſpäter auftretenden religiöſen Anſchauungen modificirt worden. Der Kami-Cultus, nach dem chineſiſchen Ausdrucke auch Sinto genannt, iſt die eigentliche Staatsreligion Japans. Er iſt der Ausfluß des japaniſchen Volkes und mit deſſen ſocialen und ſtaatlichen Einrichtungen innig verknüpft, gerade ſo wie die Lehre Kong-fu-tſe's mit den chineſiſchen Sittengeſetzen und den patriarchaliſchen Einrichtungen in Staat und Familie.

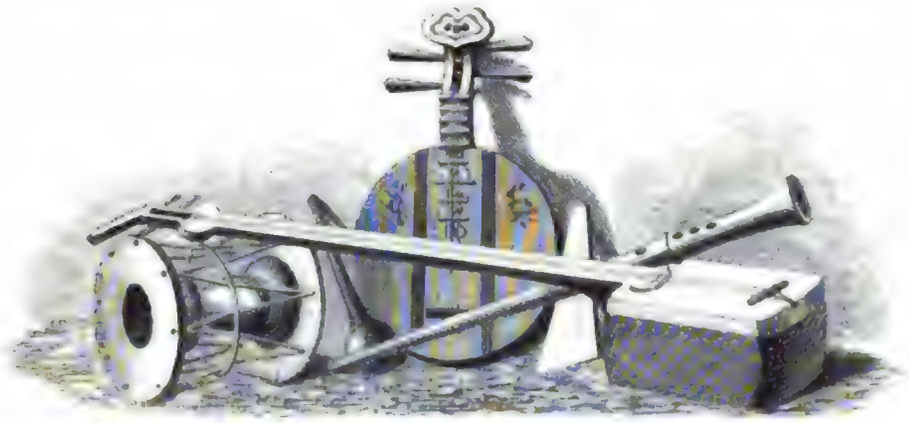
Auf die Sinto-Religion gründete ſich die an Stelle der Militär-Autorität tretende Sinto-Theokratie, welche ſpäter dem Buddhismus den Platz räumen mußte. Dieſer trat in Japan um die Mitte des VI. Jahrhunderts u. Z. auf und ſchlug allenthalben tiefe Wurzeln. Buddha, der Königsſohn Sakjamuni, hatte keinen Götterapparat entfaltet; ſein »Nirvana« beſtand einfach in dem Aufgehen der individuellen Exiſtenz in dem eigenſchaftsloſen Nichtſein, wo der Menſch durch Erwerbung der höchſten Erkenntniß und durch Ausübung der vollkommenſten Tugenden die ewige Ruhe ohne Auferſtehung oder Wiedergeburt finden könne. Gleichwohl fand der brahmaniſche Götterſchwarm eheſtens Eingang in die urſprüngliche reine Lehre Buddha's hauptſächlich durch das Verfahren der erſten Buddha-Apoſtel ſelbſt, welche dieſen zum Gegenſtande göttlicher Verehrung machten. Ueber 84.000 Theile ſeines Körpers ſollen in alle

Digitized by Google

Mars, also known as Ares or Enyalios, is the god of war. He is represented as a young man, with a helmet, shield, and spear.

Fig. 1.

Das japaniſche Volk läßt übrigens die officiellen Culte gerne beiſeite, um ſich mit jenen Gottheiten zu befaſſen, die es ſich nach ſeinem eigenen Bilde geſchaffen hat. Es ſind dies die Glücksgötter — Götter zum Hausgebrauche, über die wir bereits an anderer Stelle berichtet haben. So giebt es einen Gott des langen Lebens, des täglichen Brotes, der Zufriedenheit, Klugheit, Liebe u. ſ. w. Das iſt freilich eine wunderliche theogeniſche Praxis, ſich einen Gott ſelbſt zu formen und zu geſtalten, wie man ihn eben bedarf. Die Japaner geben ſich auch über dieſen Punkt keiner Täuſchung hin. Faßt man lediglich die Außenſeite in's Auge, ſo glaubt man viel Kinderei zu ſehen, blickt man jedoch tiefer, ſo ſind gewiſſe



Japaniſche Muſikinſtrumente

geniale Züge unverkennbar, namentlich in Bezug auf die religiöſen Caricaturen. Thatſache iſt, daß beiſpielsweiſe Soïkoïnei, der frühere Schutzpatron der Ritterſchaft, nach der Anſicht des Volkes auf den Querſack herabgekommen iſt und heute unerkannt da und dort ſein Marionettentheater aufſchlägt — um exiſtiren zu können.

So wären wir, angeregt durch die tauſend Tempel im japaniſchen Rom, glücklich in medias res religiöſer-Themen angekommen. Im Aufgangsreiche iſt aber, wie wir geſehen haben, auch die Religion keine ſo furchtbar ernſte Angelegenheit, wie anderwärts auf der Erde. Wir verlaſſen daher Kioto mit dem erneuten Eindrucke von jener vielgeprieſenen untrübbaren Heiterkeit und beneidenswerthen Lebensfreudigkeit, die Gemeingut der Japaner ſind. Der Eiſenbahnzug, deſſen Coupés Europäer und Eingeborne brüderlich theilen und in welchen dieſe laut ſcherzen und arg-

geſchminkten anmuthigen Muzmes kunſtgerecht den Hof machen, bringt uns wieder nach Oſaka zurück. Von hier iſt nur eine kurze Seefahrt von drei Tagen nöthig, um das anmuthig gelegene Nagaſaki auf Kiuſu zu erreichen.

Wunderbar iſt die weitgeſtreckte Bucht, rings von Bergen umrahmt, an deren Saume das Häuſermeer der Hafenſtadt ſich ausdehnt. Eine große Granittreppe führt vom Geſtade in die höheren Quartiere. Ueberall herrliche Vegetation, immergrüne Eichen, Lorbeer und Cypreſſen, dazwiſchen goldgelbe Reisfelder in regelmäßig aufſteigenden Terraſſen. Da und dort funkelt das vergoldete Kupferdach eines Tempels und um ſein geſchweiftes Dach ragen prächtig gefiederte Bambuskronen, während nebenan lichtſatte und ſchimmernde Ahornhaine in die ſeitlichen Schluchten abtauchen. Und nun erſt, wenn man einen der Uferberge erſteigt, wie etwa den Kompira-Yama, von deſſen Scheitel man eine der ſchönſten Ausſichten der Welt genießt!.... Von hier oben umfaßt der Blick eine berückend vielfarbige und vielformige Scenerie: Eilande in maleriſcher Anordnung, tiefeingeſchnittene Buchten von Hainen beſchattet und im Blüthenzauber prangend, der an den Geſtaden aufleuchtet. In roſiger Ferne aber verdämmert der Ocean, der ſich weich und wollüſtig an dieſen lieblichen Fleck Erde ſchmiegt.... Das iſt das Bild, mit welchem wir von Japan Abſchied nehmen....

Japaniſche Geräthe

Unter den Völkern der Süd-See.

Geographischer und ethnographischer Ueberblick. Die Malayo-Polynesier. Die weiblichen Repräsentanten des polynesischen Stammes. Aeußere Erscheinung und Tättowirung. Das Geschlechts- und Familienleben der Polynesier. Tahiti und seine Bewohner. Das eheliche Leben der alten Tahitier. Höflichkeitsgesetze; poetische Traditionen, Musik und Tanz. Französische Einflüsse. — Der Sandwich-Archipel. Die Hawaiierinnen als Schwimmerinnen und Reiterinnen. Schönheit und Anmuth der Frauen. — Mikronesien. — Melanesien. — Die Melanesier der Fidschi-Inseln. Neu-Caledonien — Die Papuanen. Ihr Familien- und Geschlechts-Leben auf Neu-Guinea. — Die Australier. Ihre Familienverhältnisse. Toilettekünste der Weiber. Belustigungen. Complicirte Ehegesetze. — Ein Blick auf die australischen Colonien. — Neu-Seeland. — Fahrt durch den Stillen Ocean nach San Francisco.

Im Süden von Japan liegt der noch zum Aufgangsreiche gehörige Archipel der Bonin-Inseln. Wenn wir uns auf diese oder die benachbarten, meistens unbewohnten Klippen-Eilande verfügen, so befinden wir uns an der äußersten Peripherie jener sternendicht über die unermeßliche Fläche des Pacifischen Oceans hingesäeten Inselschwärme, die man gemeinhin unter der Bezeichnung »Oceanien« zusammenfaßt .... Diese Inseln und Archipele gelten bekanntlich als Reste eines gesunkenen Welttheiles, auf dem nunmehr die Fluthen der Süd-See ruhen. Am dichtesten, der Zahl und Größe nach am stattlichsten sind die Inselgruppen im unmittelbaren Bereiche des Australischen Festlandes. Ihre einstige terrestische Zusammengehörigkeit mit diesem ist von Fachmännern, wie Peschel, Wallace u. A., überzeugend nachgewiesen worden. Zu diesen Inseln zählen: Neu-Guinea mit dem Louisiaden-Archipel im Osten und den Salomons-, Neu-Britannia- und Admiralitäts-Inseln im Nordosten. Hierauf folgen, immer in östlicher

Digitized by Google

Richtung mit Abbiegung gegen Süden: die Gruppe der Santa-Cruz-Inseln, der Neu-Hebriden, Loyalitäts-Inseln und Neu-Caledonien, endlich der Archipel der Fidschi-Inseln. Obwohl physikalisch zu dem Kranze dieser, den australischen Welttheil im Norden und Osten säumenden Inseln und Archipele auch noch die große Doppel-Insel Neu-Seeland zu zählen wäre, so werden von den Geographen gleichwohl nur die obigen allein mit einem Collectivnamen belegt, und zwar aus Gründen ethnologischer und geographischer Natur. Die Bewohner all' der genannten Inseln und Gruppen gehören nämlich der Papua-Race an. Sie tritt in ihrer ursprünglichen Reinheit nur auf der großen, noch immer höchst ungenügend durchforschten Insel Neu-Guinea auf, während die Bewohner der genannten Archipele als ein Mischstamm von Papua-Blut und Malayen zu betrachten sind. Die gesammte übrige Inselwelt von Fidschi bis gegen die Küsten Süd-Amerikas einerseits (inclusive Neu-Seeland im äußersten Südwesten) und bis zu den Sandwich-Inseln im Norden wird nämlich von dem östlichen Zweige der malayischen Race eingenommen. Sehr treffend und zugleich erschöpfend zeichnet Fr. Müller diese ethnographische Scheidelinie, welche für unsere folgenden Schilderungen von so großer Wichtigkeit ist. Er sagt: »Wir halten den ganzen östlichen Zweig der Malayen-Race von den Sitzen der Papuas an für einen gemischten, oder richtiger ausgedrückt mit Papua-Blut versetzten, woraus der Gegensatz beider zu einander leicht erklärlich wird, glauben aber von einer Mischung im eigentlichen Sinne des Wortes nur da sprechen zu können, wo diese durch gänzliche Umbildung des Typus offen zutage tritt ....« Dies ist nur auf den oben genannten Inseln und Gruppen der Fall, welche daher ein ethnographisch für sich abgeschlossenes Gebiet bilden, das die Bezeichnung Melanesien führt.

An Australien und Melanesien schließt im Osten die Inselwelt Polynesiens, mit ihren hervorragenden Gruppen der Freundschafts- und Schiffer-Inseln (Samoa) zunächst des Fidschi-Archipels, den Cooks-, Niedrigen oder Paumotu-Inseln und der Gesellschafts-Inseln mit dem lieblichen Tahiti, dem Paradiese der Süd-See, im Osten, dem Marquesas-Archipel im Nordosten und den Sandwich-Inseln im Norden. Mit Ausnahme dieser letzteren, welche vom zwanzigsten Parallel nördlicher Breite durchschnitten werden, liegen alle übrigen Archipele, zu denen sich noch

zahllose kleinere Gruppen und einzelne Eilande gesellen, südlich des Aequators, indem sie sammt und sonders die Erdzone zwischen diesem und dem dreißigsten Parallel südlicher Breite einnehmen. Nur die Doppel-Insel Neu-Seeland mit den dazu gehörenden Eilanden erhebt sich ganz abgetrennt fern im Südwesten der polynesischen Inselwelt. Physikalisch zu Australien gehörig, zählt es seiner malayischen Bevölkerung halber, wie schon oben erwähnt, gleichwohl zu letzterem Inselgebiete.

Einen anderen Theil Oceaniens bildet Mikronesien, unter welchem Namen man die kleinen Gruppen und Eilande zusammenfaßt, die auf dem weitläufigen Raume des Stillen Oceans zwischen Japan, dem Ostindischen Archipel, Neu-Guinea und einer angenommenen Linie, welche man sich nördlich der Fidschi-Inseln zum Sandwich-Archipel gezogen denkt, zerstreut liegen. Zu Mikronesien zählen hauptsächlich die noch zu Japan gehörigen Bonin-Inseln, dann jene des Palau-, Ladronen-, Carolinen-, Marschall- und Gilbert-Archipels.

Von ethnographischen Gesichtspunkten, die hier allein maßgebend für unsere Schilderungen sein müssen, ist es interessant, die Wahrnehmung zu machen, wie wesentlich verschieden der Culturwerth jener Racen ist, die das australisch-oceanische Gebiet einnehmen .... Der Australier (oder Australneger), der als Urbewohner des fünften Erdtheiles mehr und mehr dahinschwindet, steht auf der untersten Stufe der Cultur-Entwicklung. Seine leiblichen und geistigen Bedürfnisse sind so gering, daß ein wesentlicher Unterschied zwischen ihm und dem Thiere kaum besteht. Seine Sorge beschränkt sich lediglich auf die Befriedigung des Hungers, den er durch da und dort aufgegriffene Lebensmittel oder durch Jagd- und Fischbeute stillt. Seine Wohnung ist die denkbar primitivste, seine Zuneigung zu Weib und Kindern eine nicht viel höhere, als sie dem Thiere eigenthümlich ist. Das Gemüthsleben spielt beim Australier nicht die geringste Rolle, und so finden sich bei ihm auch kaum die Spuren von religiösen Ideen oder bestimmter Gottesverehrung.

Eine Stufe höher steht der Papua. Obwohl bei ihm sich noch keine Cultur-Elemente vorfinden, so beweisen doch Lebensweise und Gemüthsart, größere Bedürfnisse, Neigung zu anderen Dingen als solcher rein thierischer Natur, Gefall- und Putzsucht, Liebe an Besitz und vieles Andere von

Digitized by Google

einer unleugbaren höheren pſychiſchen Beanlagung und phyſiſchen Entwicklung, als wir ſie beim Auſtralier kennen zu lernen Gelegenheit haben .... Der Dritte in der Reihe — der Malayo-Polyneſier — nimmt noch eine höhere Stufe auf der Leiter menſchlicher Geſittung ein. Es laſſen ſich bei den Polyneſiern durch Gewohnheit und Sitte geheiligte Geſetze nachweiſen, die religiöſen Ideen ſind beſtimmt ausgeprägt und nehmen bereits

Mädchen von Tahiti.

die Form der Sage an, Freud und Leid äußern ſich in Geſängen, man ehrt das Andenken ausgezeichneter Männer, man iſt für geiſtige Anregung empfänglich und bewahrt in allen Lebenslagen eine ungeſchmälerte Heiterkeit des Gemüthes. Ganz beſonders aber iſt es das Frauen- und Familienleben, welches uns intereſſante und ſympathiſche Züge aufweiſt, und deshalb beginnen wir unſere allgemeinen einſchlägigen Schilderungen mit den Malayo-Polyneſiern, gehen dann auf die Melaneſier und Papuanen über und ſchließen mit den Urbewohnern Auſtraliens.

Digitized by Google

Miss Christman, Lois, is also a senior editor. She is a member of Alpha Phi sorority, Mortar Board, Wyvern, Women's Athletic Association, Women's Research Club, and Theta Sigma Phi. She is also a member of the Women's Glee Club.

Miss Christman, Lois, is also a senior editor. She is a member of Alpha Phi sorority, Mortar Board, Wyvern, Women's Athletic Association, Women's Research Club, and Theta Sigma Phi. She is also a member of the Women's Glee Club.

eine reine, geſunde, gelbröthliche Geſichtsfarbe. Die Farbe der Haare iſt bei allen Polyneſiern durchſchnittlich eine dunkle, ſchwarze, oft mit einem Stich in's Blaue; die Frauen tragen die Haare meiſt kurz geſchnitten. Alle Polyneſier ſind ſchlichthaarig, wodurch ſchon an ſich der Unterſchied vom kraushaarigen Melaneſier und Papua gekennzeichnet iſt. Uebrigens werden die Haare auch mittelſt Korallenkalk gefärbt und ſie werden dann röthlich oder gar flachsgelb. Die Augen, meiſt von lebhaftem Ausdruck, ſind in der Regel tief ſchwarz, doch findet man unter den ſüdlichen Inſulanern auch ſolche von brauner Farbe.

Von allen Reiſenden vielgeprieſen iſt der ebenmäßige Wuchs, die ſchlanke Geſtalt und die Anmuth der Bewegungen unter allen Südſee-Bewohnern polyneſiſchen Stammes. Der Geſichtsausdruck iſt offen und verräth viel Lebhaftigkeit. Die Männer ſind durchſchnittlich größer und ebenmäßiger gebaut als die Frauen, welche mitunter zur Dickleibigkeit hinneigen und auch plumpere Gliedmaßen beſitzen. Solche Abweichungen vom Schönheitsideale verhindern aber gleichwohl nicht, daß die Polyneſier entſchieden zu den phyſiſch entwickeltſten Racen der Erde zählen und über zahlreiche Individuen verfügen, welche hinſichtlich des Habitus recht wohl den Vergleich mit dem Europäer zulaſſen.

Dem Polyneſier ſelbſt genügt aber ſeine Leibesſchönheit nicht; er iſt der Anſicht, daß dieſelbe durch Tättowirung noch weſentlich gewinnt, und ſo iſt dieſe in der Süd-See wie nirgends anderswo im Schwange. Sie hat ſich zur förmlichen Kunſt ausgebildet und die ſichtbaren Merkmale dieſer Kunſt haben auch ihre geſellſchaftliche Bedeutung, was beiſpielsweiſe ſchon daraus hervorgeht, daß auf einigen Inſeln die tättowirten Muſter bei den beiden Geſchlechtern allemal einer ſtreng beobachteten Schablone unterliegen. Wir werden auf dieſen Gegenſtand noch ausführlicher zu ſprechen kommen.

Die Polyneſier gehen, namentlich dort, wo das Chriſtenthum noch nicht mit ſeinen milderen Sitten Eingang gefunden hat, faſt nackt umher; ſie umhüllen nämlich nur die Lenden mit einer Art Gürtel, der bei den Frauen bis über die Kniee herabreicht. Das Material hierzu iſt vegetabiliſcher Natur. Bei feſtlichen Gelegenheiten werden Matten über den Rücken geworfen; ſonſt bleibt der Oberkörper nackt und wird höchſtens

zum Schutze gegen die Sonne mit Fettstoffen eingerieben. Das Geschlechts- und Familienleben der Polynesier hat in Folge des allmälich umsichgreifenden Christenthums und des steten Contacts halber, welche viele der seefahrenden Culturvölker mit den Inseln der Süd-See unterhalten, in den letzten Jahren erhebliche Modificationen erfahren. Früher war allgemein die Polygamie im Schwange. Wer über die entsprechenden Mittel verfügte, konnte sich Frauen in beliebiger Anzahl wählen, doch kam es selten vor, daß selbst die vornehmsten Häuptlinge ihr eheliches Glück nach Acquirirung von fünf, sechs Frauen nicht vollständig befriedigt gefunden hätten. In sehr üblem Rufe standen und stehen die Mädchen mancher Eilande. Von den tahitischen Mädchen zum Beispiel will man wissen, daß ihre Zügellosigkeit auf dem gesammten Erdballe nicht ihresgleichen finde. Auch sie sind zu besserem Lebenswandel bekehrt worden, seitdem der gefürchtete »Missionär« über ihre Reihen Heerschau gehalten und ihnen die Vorzüge der Tugend und des ehrsamen Lebenswandels vor die schönen Augen geführt hat. Ein nicht geringes Präservativ bilden die häufig vorkommenden Ehen zwischen Polynesierinnen und Europäern und man will hierbei die Beobachtung gemacht haben, daß die Anhänglichkeit seitens der ersteren in allen Fällen eine höchst intensive, ihre Zärtlichkeit eine geradezu rührende sei.

Im Allgemeinen ist der Familiensinn sehr entwickelt, wie denn überhaupt die verwandtschaftlichen Bande auch in der Stammes-Organisation eine große Rolle spielen. Verwandte Familien siedeln sich immer so an, daß sie mit ihren Hütten zusammen ein Dorf, mitunter sogar eine Gemeinde bilden. Mehrere solcher Gemeinden, oder auch nur einzelne Familien organisiren sich sodann als Stamm, mit einem Oberhaupte an der Spitze, wodurch die patriarchalische Grundlage auch in der Stammes-Organisation gewahrt ist. Trotz solcher guter Vorbedingungen herrschen dennoch Zustände, die nichts weniger als erbaulicher Natur sind. Wenn irgendwo der Satz Geltung hat: Naturalia non sunt turpia, so ist dies in der Süd-See der Fall. Von einer eigentlichen Erziehung der Kinder ist kaum die Rede; sie werden wohl von ihren Eltern in einigen Handgriffen unterrichtet, im Uebrigen aber wachsen beide Geschlechter ganz aufsichtslos heran und — was schlimmer — sie nehmen an allen intimen Beziehungen der Erwachsenen

Digitized by Google

insoferne Antheil, als man ihrer Neugierde keine Schranken setzt und dadurch ihre Früh-Reife in bedenklichem Grade fördert.

Ein Zug, der alle Polynesier auszeichnet, ist ihr heiteres, sorgloses Naturell und die damit verbundene Gastfreundschaft und naive Zutraulichkeit im Verkehr mit Europäern. Namentlich das weibliche Geschlecht zeigt in dieser Richtung einen liebenswürdigen Charakterzug, der noch von jedem Reisenden besonders betont worden ist. Aus diesem letzteren Grunde, namentlich aber in Folge übertriebener schöngefärbter Schilderungen, entwickelte sich bei uns jene vorgefaßte Meinung von der unvergleichlichen Schönheit einzelner Insulaner-Stämme, unter denen wieder die Tahitier obenan standen. Neuere Berichterstatter haben den früheren Enthusiasmus zwar abgedämpft, dabei aber gleichzeitig zugestehen müssen, daß es doch eine »schöne Race« sei, welche das Paradies der Süd-See bewohnt.

In der That, man braucht nur einen flüchtigen Blick auf Tahiti zu werfen, um sich des Zaubers, der um diese Insel webt, bewußt zu werden. Wie ein kostbares Juwel, in das grüne, unermeßliche Weltmeer gebettet, zeigt sich Tahiti dem Seefahrer, sobald er seinen Küsten näher kommt. Die Luft ist aromatisch und würzig von den zahllosen prächtigen Blumen der Tropenwelt; weich und ölig schmiegt sich die See an das von tropischer Vegetation überwucherte Gestade, und wer dann diese betritt, erblickt unzählige buntgefiederte Vögel, von deren Gesang Busch und Wald widerhallen. Dazu denke man sich die immergrünen Haine von Bananen und Brotfruchtbäumen, die vom hellen Strande die Lehnen hinanklettern, dann die reizenden Thallandschaften — die Eingangspforten nach dem Innern der Insel — Licht und Farbe in jedem Detailbilde, schöne, schlankgebaute Männer und reizende Mädchen, deren Toilette sich nun freilich nicht mehr auf die erwähnte Schürze und den Kranz von Rosen im Haare beschränkt — mit einem Worte, ein prächtiges Stück Erde, wie man es kaum irgend sonstwo finden mag.

Schon Cook hat uns die Tahitier so verlockend geschildert, daß man geneigt gewesen wäre, jenem Optimismus zum Vorwurf zu machen. Im Laufe der Zeit aber sollte sich Alles bestätigen, was der erste Weltfahrer über die geistige und körperliche Beschaffenheit, über das Leben dieser Insulaner und ihre Licht- und Schattenseiten zu berichten wußte. Man kam zu dem Resultate,

Digitized by

daß, wenn sie auch ein rohes Naturvolk waren, ihnen geistige Befähigung nicht fehlte, und daß sie im Stande sein mußten, zu einer höheren Cultur überzugehen. Dies hat sich denn auch in dem abgelaufenen Jahrhundert bewahrheitet. Ihre Unsitten sind durch den Einfluß der Missionäre, wenn auch nicht ohne harte Mühe, beseitigt, frühere Einrichtungen und Gebräuche, wenn auch nicht immer zum Vortheile, durch moderne verdrängt und Ackerbau, Wissenschaft und Kunst sind bei ihnen gefördert worden. Das Alte ist meist verschwunden; nur im Innern findet man noch Anklänge an früheres Leben und Treiben, und dieses möchten wir nun mit einigen Strichen zeichnen.

Das eheliche Leben der alten Tahitier zeigte so ziemlich dieselben Erscheinungen aus der späteren, aber noch heidnischen Zeit. Auf eheliche Treue wurde strenge gesehen, dagegen stand es den Ledigen beiderlei Geschlechts völlig frei, ein Leben nach ihrem Geschmacke und Bedürfnisse zu führen. Eine gewisse Zügellosigkeit scheint sonach den Tahitiern schon von Anbeginn her eigenthümlich gewesen zu sein. Die ehelichen Bande wurden übrigens allemal erst nach dem ersten Kinde festgeknüpft, und dann war noch immer die Erklärung des Vaters vonnöthen, ob dasselbe am Leben bleiben sollte. Der Kindermord wurde bislang in einem Umfange und einer alles moralische Anstandsgefühl empörenden Schamlosigkeit geführt, wie nirgends sonstwo in der Welt. Die Tahitier freilich meinten und meinen einen triftigen Entschuldigungsgrund zu haben, wenn sie erklären, die Kinder würden nur deshalb geopfert, um bei der Heiligkeit derselben vermittelnde Schutzgeister bei den Göttern zu erhalten. Auch ist die Zuneigung der Eltern zu den Kindern immer eine große gewesen, nicht aber umgekehrt; das Alter zumal befand sich völlig vogelfrei gegenüber der unehrerbietigen und spottsüchtigen Jugend. Eine uralte tahitische Sitte war die Bundesbruderschaft, die auch auf die Ehe einen Einfluß, und zwar einen höchst sonderbaren hatte. Zwei Männer, welche aus persönlicher Zuneigung ein Schutz- und Trutzbündniß für's Leben geschlossen hatten, mußten sich allemal auch zur — Weibergemeinschaft verpflichten — eine Einrichtung, die einen nahezu unauslöschlichen Fleck auf den moralischen Charakter der Tahitier wirft.

Höflichkeitsgesetze herrschten auf Tahiti — wie uns Kneebusch berichtet — vordem in großer Zahl. Während in gesellschaftlichen Kreisen muntere

Digitized by Google

Gespräche geführt wurden, zeigte man bei Versammlungen und Verhandlungen ein würdevolles Benehmen. Einen Fremden empfing jeder, sowohl der Häuptling als der letzte Unterthan, mit äußerster Freundlichkeit und Leutseligkeit. Der gewöhnliche Gruß bestand im Berühren der Nasen und die Begrüßungsformel in einem Zwiegespräch. Das letztere bestand darin, daß der Empfänger und seine Familie unausgesetzt: »Willkommen« riefen; der Gast antwortete: »ich komme«; die Familie: »Gott segne dich!« der Gast, indem er sich setzte: »hier« .... Der Hausherr erkundigte sich dann nach der Ursache des Besuches, und nach einigen Auseinandersetzungen folgte allemal eine reiche Bewirthung. Oft kam es vor, daß man die Namen vertauschte, wodurch einem besonders innigen Freundschaftsverhältnisse Nachdruck verliehen werden sollte.

Es ist begreiflich, daß ein Land, welches mit einem so vorzüglichen Klima und mit einer wunderbaren Natur bedacht ist, wie Tahiti, seit jeher bei den Bewohnern neben der ausgeprägten Sinnlichkeit auch Gefühls- und Geistesregungen wachhielt. Kein Volk der Süd-See verfügt über so viele poetische Traditionen wie die Tahiti-Insulaner. Es ist freilich die Frage, ob sich dieser ursprüngliche Schatz bis auf den Tag vererbt hat, und ob die heutigen Bewohner denselben noch immer, wie vordem, sorgsam hüten. Gewiß ist, daß sich unter den alten Tahitiern sowohl lyrische, wie epische, und sogar Ansätze zu dramatischen Poesien vorfanden. Cook hat von solchen berichtet, und Gerland, Ellis, Wallis, Wilson und Andere haben das Vorhandensein derselben bestätigt. Alle ihre Spiele wurden von Liedern begleitet, und selbst im Kampfe suchte man sich durch Absingen anfeuernder Gesänge Muth und Stärkung zu holen. Bemerkenswerth ist, daß sich beispielsweise der Inhalt der alten Epen durchaus auf streng ernste Dinge, wie die Erschaffung der Welt und der Menschen, die ältesten Thaten der Götter und die Kämpfe der Vorfahren bezog, indeß die dramatischen Versuche lediglich komischen, ja sogar grotesken Inhalts waren.

Minder begünstigt wurde durch die Tahitier die Musik, für die sie übrigens keine natürliche Begabung zu haben scheinen. Dafür lieben sie auch heute noch leidenschaftlich den Tanz, der ganz besonders die Frauen in freudige Erregung versetzt. Sie schmücken sich zu diesem Ende mehr

Digitized by Google

als gewöhnlich und finden sich in großer Zahl auf dem hierzu bestimmten Platze ein, der mit Matten bedeckt und früher wohl auch mit einem Flugdache überdacht war. Diese Tänze sind schon seit langem ihrer früheren religiösen Bedeutung entkleidet und haben neuester Zeit vollends an Anziehungskraft verloren, da die Missionäre ein scharfes Auge auf die »pikante« Seite dieser Productionen haben .... Es ist übrigens eine selbstverständliche Sache, daß bei einem von Natur aus mit physischen Eigenschaften so reichlich bedachten Volke auch alle übrigen Leibesübungen, wie Waffenübungen, Fechten, Schwimmen u. s. w., sich immer ausgiebiger Pflege erfreuten. Namentlich im Schwimmen zeigen beide Geschlechter eine große Gewandtheit und Ausdauer; die Weiber ganz besonders entfalten hierbei, sowie ihre nördlichen Schwestern, die Hawaïierinnen, ein übermüthiges und anmuthiges Wesen, das jeden Zuseher gefangen nehmen muß. Man bedient sich bei diesen Wasserspielen eines kleinen, spitz zulaufenden Brettes, meist aber verläßt sich jede auf ihre eigene Geschicklichkeit. Immer suchen die reizenden Schwimmerinnen eine Welle zu erreichen, sich auf dieselbe zu legen und sich an die Brandung treiben zu lassen, wo sie dann untertauchen, zurückschwimmen und das Spiel von neuem beginnen.

Tahiti ist die Hauptinsel der elf Eilande, aus welchen der Archipel der Gesellschafts-Inseln besteht. Dieser, sowie der Poumu-Archipel stehen unter französischem Schutz, die regierende Königin Pomare IV. besitzt aber so wenig Autorität, daß man es hier factisch mit einer französischen Colonie zu thun hat. Französisches Wesen macht sich denn auch heute, mehr als für das originelle Süd-See-Völkchen von Nutzen sein dürfte, überall breit, und so hat es die reizende Hauptstadt Papaete glücklich zu einer »Rue de Rivoli«, zu einem »Palais de Justice«, zu einer »Place de la Cathedrale« u. s. w. gebracht. Dabei fehlen auch nicht chinesische Theehäuser und ähnliche importirte Einrichtungen, die natürlich die ursprüngliche Originalität Tahitis mehr und mehr verwischen .... Man braucht sonach nicht darüber Klage zu führen, daß beispielsweise die unserem Erdtheile so naheliegenden Länder des Orients durch Industrie-Unternehmungen, Handelsbewegung, Schulen, Eisenbahnen und Telegraphen allmälich an ursprünglichem Colorit verlieren; auch in der fernen Süd-See vollzieht sich solcher Wandel, nur findet er hier die traurige Illustration,

Digitized by Google

daß die Civiliſation den ſo empfänglichen und durchſchnittlich gutmüthigen Inſulanern derart zuſetzt, daß ihr völliges Ausſterben nur mehr eine Frage der Zeit geworden iſt ....

Ein anderes, an Lieblichkeit der landſchaftlichen Scenerien und Liebenswürdigkeit der Bewohner mit Tahiti rivaliſirendes Paradies der Süd-See iſt Hawaïi, eine der Inſeln des Sandwich-Archipels. Man zählt zu dieſem außerdem noch die großen Inſeln Oahu, Kauai, Niihau, Maui, Molokai und Lanai und mehrere kahle Felſeneilande .... Auch Hawaïi war wiederholt der Gegenſtand farbenprächtiger Schilderungen; Reiſende, die wochenlang die unermeßliche Süd-See durchſteuert hatten, begrüßten dieſen herrlichen Fleck Erde als ein aus den Fluthen aufgetauchtes Eden .... Schon von Weitem leuchtet der weiße Strand auf. Dahinter dehnen ſich die Laubdächer des Brotfruchtbaumes, üppig und dicht, ſcharf zu den grotesken Pandaneen und den graziös gefiederten Bambu-Wedeln contraſtirend. Der Baum des Strandes iſt die Cocospalme, deren ſchlanker Stamm mit der üppigen Garbenkrone ſchon von weitem den Ankömmling grüßt. Fern im Innern aber findet die Scenerie einen prächtigen Abſchluß durch die gewaltigen Bergmaſſen: impoſante Kegel, die ſich bis zu dreizehntauſend Fuß erheben. Es ſind dies die noch immer thätigen Vulcane Mauna Kea, Mauna Loa und Mauna Hulolai und ferner der Kilauea, »der merkwürdigſte Feuerberg der Welt, deſſen ſchreckenvolle Größe der Scene, welche der Keſſel ſiedender Lava darbietet, wenn man ihn bei Nacht betrachtet, kaum durch die vulcaniſchen Phänomene an

Eingeborne von Süd-Auſtralien

irgend einer anderen Stelle der Erde übertroffen wird«. Dieſe Vulcane gelten bei den Hawaïern als uralte Götterſitze, und noch immer hängen jene, wenn auch im Stillen, der Tradition ihrer alten Götter an.

Das Leben der Hawaïer war bislang das ſorgloſeſte von der Welt. In neuerer Zeit hat ſich freilich auch bei dieſem Inſelvolke der conſtante Verkehr mit europäiſchen Elementen als nicht in allen Fällen vortheilhaft erwieſen, und für das bischen Civiliſation, das ſie empfingen, mußten ſie gar manchen urwüchſigen, dabei aber liebenswürdigen Zug opfern. Nichts iſt reizender, als das Bild, welches uns Reiſende von ihrem Empfange auf abgelegenen Häfen der Sandwich-Inſeln gezeichnet haben. Kaum iſt der Dampfer zur Ruhe gekommen und der Anker in die Tiefe geſtürzt, ſo wird es lebendig im ſchönen Hafen. Die Luft iſt von fröhlichen Stimmen erfüllt und überall tauchen die prächtigen Leiber jugendlicher, äußerſt gewandter Schwimmerinnen aus der öligen, weichen Fluth. Es ſind Mädchen — braune Nymphen, die mit übermüthigen Scherzen das angekommene Schiff umkreiſen und ihr glockenreines »Aloha!« (Willkommen!) der verwundert dreinſchauenden Geſellſchaft an Bord entgegenjauchzen. Immer dichter werden ihre Reihen, und um die Roſenkränze, die ſie in den Haaren tragen, irrlichtern die aufgewirbelten Waſſertropfen. Aber bei dieſer intereſſanten Schwimmproduction bleibt es nicht. Die keckeſten der Najaden erklimmen flink die Bordwand, ſchon haben ſie den Klüverbaum erreicht, da ertönt das energiſche Veto gegen ſolche Invaſion aus dem Munde des griesgrämigen, ungalanten Capitäns, und wie ein Teufelsſpuk verſinkt die tolle Schaar in den Fluthen .... Weit draußen dann, von den weichen Wellen geſchaukelt, erneuern ſie ihre

Maori-Frau (Neu-Seeland).

Neckereien, oder ſie brechen in ein ſchallendes Gelächter aus, das ganz unnachahmlich ſein ſoll.

Die Hawaïierinnen ſind auch leidenſchaftliche Reiterinnen. Fußtouren ſind ihnen ziemlich unbequem, und wenn ſie ſich gerade nicht im feuchten Elemente tummeln, ſitzen ſie gewiß im Sattel, um den kieſigen Strand abzureiten. So eine Amazone, die oft unerwartet aus dem tropiſchen Pflanzendickicht auf ihrem blumengeſchmückten, milchweißen Renner hervorbricht, dem erſtaunten Fremden vielleicht ein heiteres »Aloha!« entgegenruft und dabei die Gerte ſchwingt, iſt eine Staffage, die prächtig zu dem landſchaftlichen Hintergrunde paßt. Bemerkt mag werden, daß die Hawaïierinnen zu Pferde immer rittlings ſitzen und es in Bezug auf tolle Calvalcaden ſelbſt ihren Männern zuvorthun. Auch ſonſt iſt das ganze Auftreten dieſer intereſſanten Menſchenkinder allemal ein höchſt anziehendes, ja, beſtrickendes. Alle ihre Bewegungen ſind anmuthig. Ihr elaſtiſcher Körper wird durch keine Mode-Thorheiten unnatürlich zuſammengeſchnürt, auf ihrem Kopfe ſitzt kein Berg falſchen Haares. Ein talarartiges Gewand umfließt die geſchmeidige Geſtalt und im Haare trägt ſie herrliche Blumen. Die Farbe der Haut iſt ein eigenthümlich, wohlthuend berührendes, klares Olivenbraun; große, ſchelmiſch blickende Augen, etwas volle, rothe und ſchön geſchwungene Lippen, zwiſchen welchen prächtige Zähne wie feuchte friſchgeſchälte Mandeln ſchimmern, laſſen das Geſicht entſchieden als höchſt anziehend erſcheinen. Allerdings trifft es ſich auch, daß bei einzelnen Repräſentantinnen dieſer Inſulanerinnen das Geſicht etwas ſtarkknochig ſich ausnimmt. Wo aber findet man tadelloſe Schönheit? Und genügt es nicht, wenn der Blick dieſe herrlichen Formen durch das luftige Gewand deutlich erkennt, wenn ein unvergleichliches Augenpaar uns zulächelt und die neckiſch grüßende Erſcheinung ihrer anmuthigſten Bewegungen halber zur köſtlichſten Augenweide wird?

Und dennoch, dieſes Bild iſt nicht frei von bekümmerndem Beigeſchmack. Die Thatſache, daß auch die Hawaïierinnen unter den Einflüſſen der Civiliſation entſchieden der Degenerirung anheimfallen, iſt längſt eine feſtſtehende, und die gebildeten Repräſentanten der Inſulaner ſelbſt geſtehen dieſelbe zu. Sie klagen die Urheber ſolches Wandels nicht an, aber ſie trauern gleichwohl, in dem Sinne etwa, wie Jemand, der ſich in etwas

Digitized by Google

Unabwendbares fügt, oder der ein köstliches Gut verloren. Sie gestehen auch, daß der Einfluß der Missionäre nicht immer ein segenvoller war, und daß der allenthalben gewahrte Schein die frühere Naivetät und kindliche Ursprünglichkeit untergraben, dabei aber keineswegs die Sittlichkeit durch Octroyirung von Sitten gehoben oder modificirt habe....

Mit den heiteren Bildern aus Tahiti und Hawaii verlassen wir die polynesische Inselwelt, um unsere Umschau über Mikronesien und Melanesien fortzusetzen. Unsere Ausbeute ist namentlich hinsichtlich der Bewohner, welche die unzähligen Eilande und Inselschwärme Mikronesiens einnehmen, nicht von Belang. Zudem sind jene mit den Polynesiern eines und desselben Stammes, obwohl hin und wieder Abweichungen in Sitten und Gebräuchen existiren, welche auf die Einflüsse eines anderen ethnischen Elements — der papuanischen Melanesier — zurückzuführen sind. Einen charakteristischen und interessanten Uebergang vom Polynesier zum Mikronesier einerseits, und von diesem zum Melanesier andererseits, bilden die Bewohner des Gilbert-Archipel. Das Leben ist hier kaum mehr ein idyllisches zu nennen. Das Kriegshandwerk spielt eine große Rolle, und es wird nicht nur von den Männern, sondern auch von den Weibern ausgeübt. Wie auf den Palau-Inseln dürfen auf den Eilanden des Gilbert-Archipels nur tättowirte Mädchen heiraten, und es sind sonach Die, welche die Kosten einer so theueren Körperverzierung nicht erschwingen können, gezwungen, ledig zu bleiben.

Die Muster der Tättowirung bestehen in Punkten und Linien, selten aus nachgeahmten Figuren oder Gegenständen aus dem täglichen Leben, Fischen oder Vögeln. Nächst den Bewohnern der Gilbert-Inseln sind es jene der westlichen Carolinen, welche den Hautschmuck bis zur Ueberladung treiben. Zu den beliebtesten Mustern für Weiber gehören mehrere Reihen kleiner Narben auf Schultern und Armen. Die Tättowirung geschieht mittelst eines Instrumentes, das einer Reißfeder gleicht, am Ende aber rund und gespalten ist. Durch das Eintreiben eines Holzkeiles in die runde Oeffnung kann dieselbe beliebig vergrößert oder verkleinert werden, je nachdem das Muster der Figuren solchen Wechsel erfordert. Auch bedient man sich eines Kammes, dessen Zähne in die Haut und natürlich auch in's Fleisch getrieben werden, worauf der schwarze Farbstoff mit

Digitized by Google

einem blaugrauen Tone hervortritt. Auf einzelnen Inseln ist die Zeichnung an Männern und Frauen streng geschieden; auf manchen sind die letzteren nur sehr schwach, auf einigen gar nicht tättowirt.

Die Melanesier sind der zweite Stamm der großen Familie der Süd-See-Insulaner. Wir haben bereits einmal erwähnt, daß wir in jenen eine ursprünglich malayische Bevölkerung zu erkennen haben, die im Laufe der Zeit in die Papuanische umgewandelt worden ist. Der leibliche Typus der Melanesier ist demnach der der Papua, und nur die Idiome, welche sie sprechen, weisen auf ihre malayische Abstammung hin und unterscheiden sie ethnologisch vom reinen Papua, dessen Bekanntschaft wir weiter unten machen werden.

Auffallender noch als durch die physische Erscheinung charakterisirt sich der betonte Unterschied in Bezug auf die Lebensweise und die herrschenden Sitten, von denen uns ganz besonders diejenigen interessiren müssen, welche auf das weibliche Geschlecht Bezug haben. Das lebensheitere, ja zügellose Wesen der Polynesier fehlt den Melanesiern fast ganz. Von Liebeshändeln, die dort schon im zartesten Alter im Schwange sind, weiß man hier nichts, ja, die Scheu vor solchen Affairen geht soweit, daß auf einzelnen Inseln die Ansicht herrscht, junge Männer, denen der Bart noch fehle, das heißt: die das achtzehnte oder zwanzigste Lebensjahr noch nicht erreicht haben, müßten sterben, sobald sie sich mit einem Mädchen einließen. Die Melanesier heiraten demnach verhältnißmäßig spät, jedenfalls später als die Polynesier, unter denen förmliche Kinder-Ehen vorkommen, und wo den Launen selbst vollständig unreifer Knaben keine Schranke gesetzt wird.

Auch unter den Melanesiern herrscht die Polygamie, aber sie findet vielfache Beschränkung; die Frauen leben entschieden eingezogener und sittsamer, als jene Polynesiens, und es muß daher auffallen, daß deren Behandlung in Melanesien eine weitaus schlechtere ist. In der Familie ist die Absonderung von Mann und Frau eine vollständige; Frauen nehmen nicht einmal gemeinschaftlich an den Mahlzeiten theil und die Nacht bringt der Gatte außerhalb des Heims, im Gemeindehause, zu. Eine andere Schattenseite am Familienleben der Melanesier ist der schrankenlos betriebene Kindesmord, zu dem sich noch eine andere Scheußlichkeit gesellt, das Tödten jener Personen nämlich, welche durch Alter oder Gebrechen für

Digitized by Google

die Gesellschaft nutzlos geworden sind. Es ist übrigens erstaunlich, mit welcher stumpfen Resignation die Betreffenden ihr düsteres Schicksal aufnehmen. Die natürliche Folge solcher Einrichtung ist aber die, daß weder die Kinder, noch die Jugend überhaupt für das Alter irgend welchen Respect an den Tag legt, ein sociales Gebrechen, das wir auch unter den Polynesiern gefunden haben .... Nach manchen Reiseberichten bestand bislang auch der Brauch, daß die Frau dem Manne in den Tod nachfolgen mußte, doch scheint das Missionswesen sowohl dieser Unsitte, sowie auch der noch gräßlicheren des Cannibalismus mit Erfolg gesteuert zu haben.

Unter allen Inseln Melanesiens sind jene der Fidschi- oder Viti-Gruppe die bekanntesten und einige Mittheilungen über sie dürften daher von Interesse sein .... Vielfach wird behauptet (Pickering, Berthold Seemann, Williams, Prichard ꝛc.), daß die Fidschi-Insulaner nicht eigentliche Melanesier seien, sondern gewissermaßen einen ethnologischen Uebergang vom Polynesier zu jenen bildeten. Die Streitfrage ist nicht sehr von Belang, da solche Uebergänge ja in der Regel vorkommen und auf dem ungeheueren Gebiete der australisch-oceanischen Welt überhaupt Erscheinungen ethnographischer Natur zutage treten, die alle bestimmt gezogenen Rahmen durchbrechen.

Erwähnenswerth ist, daß auf Fidschi das Tättowiren fast nur beim weiblichen Geschlecht vorkommt, und auch bei ihm sieht man wenig davon, weil der größte Theil der eingeätzten Muster von der Schürze (»Liku«) verdeckt wird. Jungen Mädchen tättowirt man die Finger mit Streifen und Sternen, damit sie hübsch aussehen, wenn damit den Häuptlingen Speise dargereicht wird; sobald eine Frau Mutter geworden ist, tättowirt sie sich an jedem Mundwinkel einen blauen Fleck. Auch das Bemalen des Körpers ist allgemein im Brauch und die Frauen lieben besonders das grelle Zinnoberroth. Ihr Kopfputz, der sich bei den Männern ganz abenteuerlich ausnimmt, ist bei jenen viel einfacher .... Als Bekleidungsstück figurirt ein sechs Fuß langer, schleierdünner Stoff, der um die Lenden geschlungen und so gegürtet wird, daß die Enden bis zu den Knieen herabtroddeln. Schmucksachen sind sehr beliebt; man durchlocht die Ohren so weit als möglich und behängt die Lappen übermäßig mit schweren Gegenständen. Dazu gesellen sich der Brustschmuck und die Halsbänder:

Digitized by Google

Glasperlen, Perlmutterstücke, Hundszähne, Kiefer von Fledermäusen und dergleichen mehr. Arm- und Beinringe fehlen niemals und die Mädchen lieben ganz besonders Blumenkränze, mit denen sie sich über und über behängen ....

Originell ist nachfolgender Glaube, wie er unter den Fidschi-Insulanern herrscht. Wer in den Himmel kommen will, muß nothwendig Frauen gehabt haben und auch dafür dem Gotte Beweise mitbringen. Deshalb werden (oder wurden vielmehr) nach seinem Tode Weiber geschlachtet. Unverheiratete Männer haben ganz und gar keine Aussicht, in den »Buruto« zu gelangen. Falls ein solcher den Versuch machen wollte, würde ihm sofort die »große Frau«, eine Göttin, die die Todfeindin aller Junggesellen ist, entgegenspringen und den frechen Himmels-Eindringling in Stücke reißen. Sollte ihr das Attentat mißlingen, dann ist immer ein anderer Gott zur Hand, der rettend beispringt und die Seele des armen Junggesellen an einem Steine zerschmettert.

Nächst den Fidschi-Insulanern sind die Bewohner Neu-Caledoniens unter allen melanesischen Stämmen die bekanntesten. Die Insel ist, wie man weiß, französischer Besitz; sie hat neuerdings als Strafcolonie und Verbannungsort französischer Communards mehr als irgend ein Eiland der Süd-See die allgemeine Aufmerksamkeit erregt. Von den Bewohnern läßt sich nichts berichten, was über das von den Melanesiern im Allgemeinen Mitgetheilte hinausginge. Garnier, dem wir sehr werthvolle Schilderungen über Neu-Caledonien verdanken, fand unter den Insulanern Geophagen — Erdesser — aber ganz speciell nur unter den Frauen, die aus krankhaftem Gelüste Erde verzehren; dann und wann macht das Kind der Mutter das nach. Sie nennen diese Erde, welche geschmacklos ist, »Pagute«. Die ewigen Freuden des Paradieses spielen bei den Kanaken Neu-Caledoniens die größte Rolle unter deren religiösen Vorstellungen. In diesem Paradiese wird viel getanzt, die Kinder werden groß und die Alten wieder jung. Dabei geht ihre Vorstellung von der Fortexistenz des Menschen nach dem Ableben so weit, daß sie annehmen, jeder Selige könne nach Belieben in den Nächten auf die Erde herabkommen und unerledigte Angelegenheiten in Ordnung bringen. Daraus erklärt sich auch die Scheu des Insulaners, des Nachts seine Hütte zu verlassen; er ist immer

Digitized by Google

gewärtig, durch den einen oder anderen Abgeschiedenen Schaden zu nehmen. Die Neu-Caledonier gehen übrigens wie alle Süd-See-Insulaner ihrem Absterben mit Riesenschritten entgegen. Am drastischsten ersieht man dies aus den nachfolgenden statistischen Angaben. Der Stamm von Poëbo, der 1856 fünftausend Köpfe zählte, schmolz bis 1864 bis auf siebenhundert zusammen; andere Stämme, die vordem mindestens zweitausend Köpfe ausmachten, werden heute auf kaum mehr denn — hundert geschätzt....

Das nächste Gebiet, welches wir nun betreten, ist die große Insel Neu-Guinea, die Heimat der reinen Papuanen. Die Insel ist eines der am wenigsten bekannten Gebiete unseres Planeten. Der Grund liegt theils in dem feindseligen Charakter der Eingebornen, theils in den der Schifffahrt so gefährlichen Korallenriffen, welche die Insel umsäumen und die Häfen oft geradezu unzugänglich machen. Oberflächlich bekannt sind nur einige Küstenstriche, dagegen ist das Innere bis auf den Tag eine vollständige terra incognita geblieben.

Das beste Kennzeichen des reinen (australischen) Papua besteht in dem üppigen, langen Haupthaare, welches sich zu Büscheln vereinigt und das Haupt perrückenartig umgiebt. Auf die Pflege seines Haarschmuckes verwendet der Papua täglich mehrere Stunden; er benützt jeden freien Augenblick, um seine Perrücke mit dem dreizackigen Kamme aus Bambu zu bearbeiten. Das weibliche Geschlecht flicht die Haare in lange Zöpfe, oder schmückt es mit Federn. Auch wird eine rothe pulverisirte Substanz als Färbemittel benützt. Während der männliche Papua auf Neu-Guinea in der Regel nackt umhergeht, legen die Mädchen mit Eintritt der Altersreife einen Fransengürtel (Liku) an. Trotz solch' adamitischer Zustände zeichnen sich die Papuanen gleichwohl durch hochgradige Sittsamkeit und Keuschheit aus, wie denn auch ihre Ehrfurcht vor den Eltern und ihre Geschwisterliebe von vielen Reisenden gerühmt wird. Ihre sinnigen Gebräuche bei Hochzeiten, Geburten und Todesfällen zeugen von einem traulichen Familienleben.

In der That bildet auch die Familie beim Papua den Mittelpunkt des gesellschaftlichen Lebens. Der Mann spielt die Rolle eines Oberhauptes im patriarchalischen Sinne, und diese Rolle erstreckt sich zunächst auf so viele Ehefrauen, als der Papua zu nehmen beliebt. Die Ehe-

ſchließung iſt ganz und gar Kaufgeſchäft, und entbehrt, lärmende feſtliche Aufzüge abgerechnet, jedes ceremoniellen Beigeſchmackes. Im Innern der Inſel ſoll übrigens ein Verlobungsbrauch in Uebung ſein, der darin beſteht, daß ſich ſowohl Braut und Bräutigam, wie die nächſten beiderſeitigen Verwandten, die Stirne zum Zeichen der Verbrüderung leicht aufritzen.

Es liegt in der Natur der Sache, daß bei einem ſo primitiven Naturvolke, wie die Papuanen eines ſind, von einer eigentlichen Kindererziehung nicht gut die Rede ſein kann. Die Kleinen ſind ſchon von dem Augenblicke an, wo ſie laufen können, völlig ſich ſelbſt überlaſſen; ſpäter begleiten die Knaben ihre Väter auf Jagd- und Fiſchzügen, während die Mädchen zu Hauſe von den Müttern zu häuslichen Arbeiten angehalten werden. Im Allgemeinen werden die Mädchen für werthvoller als die Knaben gehalten, da dieſelben durch das übliche Kaufgeſchäft bei Ehen, gewiſſermaßen das lebende Capital der Familie repräſentiren.

Originell iſt die Zuneigung der Papuanen zu dem unreinſten aller Hausthiere — zum Schweine. Friſchlinge nehmen bei Frauen und Mädchen geradezu die Stelle unſerer Schoßhunde ein. Reiſende, welche hin und wieder flüchtig die Küſten Neu-Guineas berührten, überraſchte nichts mehr, als junge Mädchen zu erblicken, welche Ferkel auf den Armen wiegten, dieſelben zärtlich an die Bruſt drückten und mit allerlei Koſenamen belegten.... Die braunen Schönen wären freilich ein wenig zu entſchuldigen, wenn man bedenkt, daß ein ſolcher Schweinchen-Cultus neuerdings in anderer, zarterer Form ſelbſt unter unſeren abendländiſchen Modedamen zahlloſe Prieſterinnen gefunden hat....

Das Heim einer Papua-Familie iſt ein Pfahlbau, in welchem die Frauen ein beſonderes Gemach haben. Wenn ſie in die Wochen kommen, müſſen ſie indeß das Haus verlaſſen und ihre Niederkunft in eigens hierzu vorhandenen Hütten außerhalb des Dorfes abwarten. In der Verzierung und Ausſchmückung verrathen übrigens die Papuanen einen Kunſttrieb, wie man ihn bei einem ſo primitiven Volke gar nicht erwarten ſollte. Sie beſitzen einen ziemlich entwickelten Formenſinn, welcher ſich in der plaſtiſchen Nachahmung verſchiedener Gegenſtände kundgiebt. Auch bekunden ſie große Vorliebe zu Tanz und Muſik, wobei die Kunſt freilich ganz leer ausgeht,

Digitized by Google

denn während jener einfach nur aus grotesken Sprüngen beſteht, wird Polyhymnen der Tribut durch ein markerſchütterndes Trommelgeraſſel dargebracht.

Die wichtigſte Beſchäftigung iſt die Trepang-Fiſcherei. Ein Mann, welcher ſich eine Gattin kauft, bezahlt ſie mit ſo und ſo viel Stück dieſer Seewalze, welche bekanntlich in China für einen großen Leckerbiſſen gilt. Für das Mädchen giebt man Trepang, für Trepang erhandelt man Elfenbein, Gongs, chineſiſches Geſchirr, Baumwollenzeug und allerhand andere Sachen ein; ohne Trepang würde ſich der Papua nicht den geringſten Luxus geſtatten dürfen, ja, ſein ganzer, ziemlich ſchwunghaft betriebener Tauſchhandel würde mit einem Schlage ſtagniren. Sobald ein Jüngling die Abſicht hat, eine eheliche Verbindung einzugehen und mit dem Vater des Mädchens hinſichtlich des Kaufpreiſes einig geworden iſt, unternimmt er eine Seefahrt, die oft viele Monate, oder ein ganzes Jahr währt. Er ſegelt mit ſeinem »Prahu« (Nachen), der aus einem ausgehöhlten Baumſtamme beſteht, von Inſel zu Inſel, und fängt unverdroſſen die Seewalzen. Sorgen um ſein Heim plagen ihn nicht, da er weiß, daß inzwiſchen ſeine Habe unangetaſtet bleibt. Sobald er zurückkommt, bezahlt er, und reicht der Fang nicht, dann tritt er zu ſeinem Schwiegervater in das Verhältniß eines Schuldners, das indeß ſelten zu einem drückenden wird.

Civiliſirte Neu-Seeländerin.

Wenn wir zum Schluſſe einen Blick auf Neu-Guinea werfen, ſo präſentirt ſich uns dieſe große Inſel als höchſt mannigfaltig gegliedert, zum Theile mit hohen, klippigen Küſten, anderentheils mit dichtbewachſenen Küſtenebenen und dahinter wogenden üppigen Urwäldern. Graſige Plätze

oder Culturen findet man höchst selten; meist treten die Wälder bis hart an's Gestade und dann ragen die Baumriesen häufig noch über den Uferrand in's Meer hinaus, auf dessen Spiegel sie ihre dichten Lianenranken herabpendeln lassen. Fern im Innern der Insel ragen gewaltige Gebirgsmassen auf und bis dahin dehnen sich wohl auch die kolossalen Urwälder; Europäer sind aber bis dahin noch nicht vorgedrungen, und so brütet noch ein undurchdringlicher Schleier über dieses interessante Tropenland, das dicht am Aequator seine Ausdehnung nimmt, und dessen prächtige Vegetation an üppiger Fülle nahezu jener Indiens oder doch des malayischen Archipels gleichkommt. Denselben vegetativen Reichthum finden wir auch auf den Eilanden der Torresstraße, welche Neu-Guinea vom australischen Festlande trennt. Indem wir die relativ schmale Seestraße queren, erreichen wir beim Cap York die nördlichste Spitze des fünften Welttheiles, mit dessen ethnographischen Zuständen wir uns nun eine Weile befassen wollen ....

Ueber die Stellung des Australiers in der Reihe der Menschenracen sind die Ethnologen und Reisenden bis heute nicht einig geworden. Die hervorragendsten Vertreter der Wissenschaft haben oft ganz entgegengesetzte Ansichten über die Culturentwicklung der dunklen, straffhaarigen Urbewohner des fünften Welttheiles; so Darwin, Friedrich Müller, Gerland, Meinicke, Young und viele Andere. Sicher ist, daß wir es hier mit einem sehr tief organisirten Gliede der menschlichen Gesellschaft zu thun haben. Wir finden unter den Australiern die ersten Anfänge der Steinzeit; nicht nur in Anfertigung der Waffen, auch zur Bereitung der Speisen bedient man sich der Steine. Die Behausungen, in welche der Australier unterkriecht und deren Bauart höchstens auf die Dauer einiger Tage berechnet ist, nimmt sich nicht einmal so comfortabel aus, als die Höhlenschlupfwinkel und die Lagerstätten mancher Säugethiere. Die religiösen Anschauungen sind dunkel und unklar: Ahnendienst, Stein- und Baum-Verehrung, Cult von Hausgöttern, deren beinahe jede Familie einen ganz separaten hat, sowie krasser Aberglaube sind die schwachen Merkmale ihrer geistigen Regungen.

Wir denken, daß diese knappe Charakteristik genügt, um die tiefe Culturstufe, auf der sich der australische Urbewohner befindet, zu kenn-

zeichnen. Dennoch haben die düsteren Schattenseiten auch einige Lichtseiten zu welch' letzteren namentlich die warme Eltern- und Kinderliebe, die Gastfreundschaft und das Mitgefühl für Kranke und Schwache zu zählen wären .... Auch die äußere Erscheinung des Australiers ist eine möglichst unvortheilhafte. Von mittelgroßer, häufiger noch von kleiner Gestalt, zeigten seine Extremitäten, namentlich die Beine, auffallende Magerkeit und das Knochengerüste kann füglich als schwach gelten. Der Kopf, schmal und länglich geformt, ist im Ganzen bei den Männern schöner als bei den Weibern. Die Nase ist breit und eingedrückt, die Augen, die ziemlich tief liegen, sind klein und stechend schwarz, der Mund übermäßig entwickelt und die Ohren etwas vorstehend. Das straffe Haupthaar ist sehr üppig, ebenso der Bartwuchs bei den Männern, die auch sonst am Körper reichlich mit Haarschmuck versehen sind.

Unsere Mittheilungen über das weibliche Geschlecht können sich natürlich nur auf solche Erscheinungen beziehen, die irgendwie geeignet sind, uns über die moralischen und intellectuellen Eigenschaften der Urbewohner Aufschluß zu geben. Reichlich ist die Ausbeute keineswegs. Zwar haben einzelne Reisende auf die weitschweifigste Art berichtet, wie die Ceremonie des Zähne-Einschlagens bei den Kindern stattfindet, und welchen Verlauf die Nationalfeste einzelner Stämme nehmen, oder wie man die Speisen bereitet, die Todten begräbt u. dergl. m.; daß aber all' diese gewissenhaften Referate uns befriedigt hätten, können wir leider nicht behaupten.

Die Familien-Verhältnisse sind höchst primitiver Art. Es herrscht die Polygamie, und zwar ohne jede Beschränkung, in manchen Gebieten indeß auch die Polyandrie. Das Weib, das nach der Ansicht der Wilden keine Seele besitzt, nimmt die denkbar niederste Stelle ein und wird demgemäß auch behandelt. Die Ehen haben kaum Anspruch, solche genannt zu werden, denn es findet weder eine Verlobung noch eine Trauungs-Ceremonie statt. Bei der Werbung kommt häufig nur die physische Kraft des Mannes in Betracht, der das Mädchen seiner Wahl einfach raubt, und sich bei etwaigen Hindernissen auf die geschaffenen Thatsachen stützt. Seltsam ist der Brauch, daß jeder in den Familienkreis eintretenden neuen Gattin von einer der bereits aufgenommenen ein Stück des kleinen Fingers

Digitized by Google

der linken Hand abgebissen wird. Eine Erklärung für diese eigenthümliche Ceremonie hat man nicht, wie denn überhaupt die Australier über gewisse symbolische Handlungen, die sie ausführen, sowie über die Bedeutung ihrer primitiven Götzenbilder entweder geflissentlich keine Auskunft geben, oder eine solche zu geben nicht in der Lage sind.

Daß die Behandlung der Weiber eine äußerst schlechte ist, haben wir schon erwähnt. Hand in Hand mit derselben geht die der Kinder seitens der Eltern. Zwar ist nicht zu leugnen, daß zwischen Kinder und Eltern eine gewisse Zuneigung besteht, wer aber wollte dieselbe höher taxiren, als etwa diejenige, die man beispielsweise unter den Säugethieren beobachten kann? .... Sobald die Kinder laufen können, werden sie ganz sich selbst überlassen. Später finden dann einzelne Ceremonien statt, wie die des »Tschirintschiri« oder Zähne-Einschlagens, des Bemalens der Körpertheile und der Namens-Verleihung, die mit den einzelnen Altersstufen immer wieder von neuem platzgreift. Mädchen unter zehn Jahren nennt man anders, als solche, welche dieses Alter bereits überschritten haben, und die Frauen erhalten in drei verschiedenen Altersstufen immer wieder neue Namen. Dasselbe gilt natürlich auch von den Knaben, Jünglingen und Männern. Die Ceremonie des Tschirintschiri besteht darin, daß den Knaben und Mädchen nach vollendetem achten Jahre die beiden oberen Schneidezähne gewaltsam eingeschlagen werden, eine Procedur, die natürlich nicht sehr schmerzhaft ist, da die Zähne nach kaum stattgehabtem Wechsel selten fest sitzen und einige Schläge mittelst eines Holzkeiles genügen, die Zähne in ihren Wurzellagern zu lockern. Einige Tage nach diesem Acte müssen die Kinder unter allen Umständen vermeiden, den Rücken von irgend Jemand zu sehen, da der Aberglaube herrscht, den Kleinen müsse bei Nichtbeobachtung dieser Vorsichtsmaßregel der Mund zuwachsen, was natürlich ihren Hungertod zur Folge haben würde.

Die Toilette bereitet den australischen Schönen offenbar nicht so viel Sorgen, wie den unserigen, denn die meisten von jenen leben im Zustande vollkommener Nacktheit — was kaum auffallen dürfte, wenn man weiß, daß beiden Geschlechtern jedwedes Schamgefühl abgeht. Im Uebrigen sind auch die braunen Schönen Australiens eitel genug, um ihren Körper der höchst schmerzhaften Operation des Tättowirens zu unterziehen

Digitized by Google

und dem Farbenpinsel freien Lauf zu lassen. Man schmückt das Haupthaar mit Fischgräten, Zähnen, Muscheln; junge Mädchen pudern es mit rother Erde ein, versetzen dieselbe wohl auch mit etwas klebrigem Fett und streuen dann einige Hände voll bunten Federflaumes darauf. Auch einzelne größere Schwungfedern, wie die des Emu, werden zwischen die Haarbüschel gesteckt. Als sonstiger Schmuck figurirt bei den Frauen das »Kultrakultra«, ein Halsband von gesponnenem Menschenhaar, in welches in gemessenen Zwischenräumen kurze Binsenstengel eingeknüpft sind. Von diesen Binsen fertigen die Frauen auch ihre Gürtel, die »Mundamunda«, an. Die beliebteste aller Leibeszierden ist aber eine Art vielfarbiges feines Baumwollgespinnst, eigentlich eine einzige, oft zweihundert Meter lange Schnur, welche um den Leib gewunden wird und durch angebrachte Zwischenbänder ein netzartiges Aussehen erhält. Ein ähnliches Toilettestück ist die »Jinka«; sie besteht aber nicht aus Baumwolle, sondern aus Menschenhaaren .... Erwähnen wir noch die Wurtawurta — eine Art Armschnur — und die Muschel-Colliers, so haben wir den Putzschrein einer australischen Schönen so ziemlich erschöpft.

Eine Hauptbelustigung der beiden Geschlechter bildet der Corroberri, eine Art Kriegstanz, der in einer Mondnacht bei angezündetem Feuer aufgeführt wird. Die Weiber und Kinder sind hierbei nur Zuseher, denn der Nationaltanz wird nur von den Männern aufgeführt, die sich zu diesem Zwecke besonders phantastisch bemalen. Dr. Hermann Beckler hat einen solchen Corroberri mit angesehen, ausführlich beschrieben und die Lieder, welche hierbei abgesungen wurden, in Noten gesetzt. Die Scene ist in Kurzem folgende: Im Vordergrunde sitzen in unregelmäßigen Reihen die Weiber und Kinder; vor ihnen und zu beiden Enden des Tanzplatzes brennen immer frisch auflodernde mächtige Feuer. Vor den Weibern, in einer Linie mit den Feuern, hocken Männer, die durch mächtiges Aneinanderschlagen von Bumerangs den Tact markiren. Wie die Bumerangs verhallen, kommt ein leises, klagendes, halb gesungenes Flüstern aus den Reihen der Weiber, während die gegenüberstehenden Männer (die Tänzer) bei dem plötzlichen Abbrechen des Gesanges, wie von tragischem Schmerze übermannt, umwenden und langsam, gruppenweise sich zurückziehen. Bald aber ertönen wieder die Bumerangs und nun schreiten die Männer wie

Digitized by Google

zum Kampfe vor, trennen ſich wieder und vollführen undeutliche Figuren, indem ſie gewaltig ſtampfen und einen wilden Chorus erſchallen laſſen. Dazu ſecundiren die Weiber, indem ſie die trommelfellartig über die Kniee geſpannten Decken mit den Fäuſten bearbeiten, oder vollends auf die nackten Beine mit den Händen klatſchen. Eine andere Abwechslung giebt es in dieſem Tanze nicht, und die oben beſchriebenen Scenen wiederholen ſich an einem Abende, oder eine Nacht hindurch, unzählige Male.

Obwohl die ſocialen Verhältniſſe ſolche der denkbar primitivſten Art ſind, exiſtiren gleichwohl Einrichtungen, die offenbar auf beſtehende Standes-Unterſchiede hinweiſen. Dies tritt nirgends ſo ſehr hervor, als in den Ehegeſetzen, die freilich nicht nur bei den Auſtraliern allein, ſondern ſo ziemlich bei allen Naturvölkern Geltung haben. Ein Mann kann ein Mädchen immer nur aus einer beſtimmten Familien-Gemeinſchaft (alſo Kaſte) heiraten. Es giebt zwei ſolcher Hauptkaſten, von denen jede wieder zwei Unterabtheilungen hat; dadurch werden — wenn man Mann und Frau gegenüberſtellt — vier Combinationen möglich, indem bald der Gatte, bald das Weib der höheren oder niederen Kaſte, der einen oder anderen Abtheilung angehört. Die Männer und Frauen jeder Kaſte und Abtheilung führen ſpecielle Namen (alſo acht im Ganzen) und die Kinder aus jeder ſolchen Ehe erhalten, je nachdem ſie männlichen oder weiblichen Geſchlechts ſind, die Namen anderer Familien. Die Regel iſt, daß die Kinder in Betreff des Ranges der Mutter folgen, gleichwohl aber in eine andere Familie verſetzt werden, als jene, der die Mutter angehört.... Man ſollte kaum glauben, daß die urwüchſigen Wilden Auſtraliens an ſolchen complicirten Familien-Verhältniſſen Gefallen finden könnten....

Die Auſtralier ſchwinden, ſeitdem die weiße Race von dem größten Theile des Continents Beſitz ergriffen hat, ſichtbar dahin. Immer mehr und mehr verdrängt, nehmen ſie heute hauptſächlich die Tiefländer des Innern ein, die zu den furchtbarſten und abſchreckendſten Einöden unſeres Planeten gehören. Die Natur des Bodens war auch in den Küſtenländern nicht darnach, Fremde anzulocken, und erſt ſeit der Entdeckung des Goldes (1851) hat jene Cultur und Entwicklung platzgegriffen, deren ſich heute die meiſten der engliſchen Colonien erfreuen. Auf die Schilderung dieſer Colonien können wir uns begreiflicherweiſe nicht einlaſſen. Wir wollen

nur hervorheben, daß innerhalb weniger Jahrzehnte an Stelle früherer armseliger Ansiedlungen prächtige volkreiche Städte erstanden sind, wie Melbourne mit seinen 250.000 Einwohnern, daß der Handel sich zu einem blühenden gestaltete, Eisenbahnen, Telegraphenlinien errichtet, Schulen und humanitäre Anstalten, wissenschaftliche Institute, Bibliotheken, Theater u. s. w. in erklecklicher Anzahl in's Leben gerufen wurden .... Wer sich heute eine Vorstellung von dem Leben der Colonisten machen will, der finde sich zu einer der großen Volksbelustigungen ein, oder er wandle an einem Feiertage an den Hafen-Quais Sydneys, der »Königin des Südens«, wenn es in der herrlichen Bucht von Fahrzeugen aller Art wimmelt, die großen Oceanfahrer mit inbegriffen. Ueberall sieht man buntfarbige Wimpel, festlich herausgeputzte Menschen und ein pittoreskes Durcheinander, das ganz das Gepräge einer Weltstadt trägt. Andere Belustigungen sind die Renntage von Randwick und Flamington, wo sich oft mehr als hunderttausend Menschen zum edlen Sportvergnügen einfinden. Natürlich haben die Engländer auch sonst ihre fashionablen Zerstreuungen auf australischen Boden verpflanzt und die heranwachsende australische Jugend übt sich im Cricketspiel und dergleichen, gleich den Vollblutsöhnen der großbritannischen Insel. Allenthalben überrascht der behäbige Wohlstand, sowie der Sinn für Ordnung und Gesetz. Die Colonien, einst Exile für Verbrecher und letzter Tummelplatz für Abenteurer aller Art, haben sich somit vollständig metamorphosirt und gedeihen sichtlich im edlen Wettkampfe für Cultur und Gesittung ....

Im Hafen von Sydney liegt der Dampfer reiseklar, der uns nun der australisch-oceanischen Welt entführen soll .... Wohin er uns bringen wird? Es ist eine lange, vielwöchentliche Seereise, die uns bevorsteht. Zunächst steuern wir in östlicher Richtung, um nach sechstägiger Fahrt Auckland, die Hauptstadt der Doppel-Insel Neu-Seeland, zu erreichen. Wohl wäre es nicht ohne Interesse, hier Umschau zu halten, namentlich im Innern der Insel, wo die Ureinwohner, die Maori, den harten Kampf gegen die europäische Cultur so lange, indeß erfolglos, führten; dazu gebricht es uns aber an Zeit, denn schon am folgenden Tag setzt der Passagier-Dampfer seine Reise fort .... Er steuert diesmal mitten in die polynesische Inselwelt hinein und sein nächstes Reiseziel ist Tongatabu,

Digitized by Google

die Hauptinsel des Freundschafts-Archipels. Wir treffen hier Insulaner, welche alle anderen der Süd-See an Bildung und Culturfähigkeit überragen und unter ihrem Könige Georg ein geordnetes Staats- und Familien-Leben führen. Aehnlichem Fortschritt begegnen wir auf unserer nächsten Station, den neuerdings vielgenannten Samoa-Inseln, in deren Haupthafen Apia wir einen Tag Rast halten. Dann geht es wieder weiter, immer in nordöstlicher Richtung; der Aequator wird nahezu in der Mitte des ungeheueren Wasserbeckens der Südsee durchschnitten, und am zweiundzwanzigsten Reisetage seit der Abfahrt von Sydney überrascht uns ein prächtiges Bild, das urplötzlich aus den Wogen taucht. Es sind die gewaltigen Vulcankegel der Sandwich-Inseln, alte Bekannte aus unseren früheren Schilderungen .... Im Hafen von Honolulu, in welchem wir nun Station halten, herrscht reges Handeltreiben, denn außer den Dampfern der australischen Linie finden sich hier auch die der großen pacifischen Route zwischen San Francisco und Yokohama, respective Shanghai ein. Mit der Erinnerung an die bereits früher genossenen anmuthigen Bilder (das helle »Aloha« der reizenden Schwimmerinnen tönt unseren Leserinnen wohl noch in den Ohren) verlassen wir auch diese Station, um nun in mehr östlicher Richtung unsere Reise fortzusetzen. Acht Tage wird unser Dampfer von den Wogen geschaukelt. Es sind genau dreißig Tage seit der Abreise von Australien verstrichen, wenn fern am Horizont die Linien prächtiger Bergketten aus den Nebeln tauchen .... Das ist Amerika, und zwar das romantische Gestade von San Francisco. — —

Toilette-Gegenstände der Papuanen

Nord-Amerika.

1. Die Gesellschaft in den Vereinigten Staaten.

San Francisco und sein soziales Leben. — Allgemeines über die gesellschaftlichen Zustände in der Union. Das Mormonenthum. Joë Smith und Brigham Young. Die Salzseestadt. Organisation und Wesen des Mormonismus. Mormonische Damen. Die Pluralität und das Ansiegeln. Die weltliche und himmlische Ansiegelung. Polygamie oder Polyandrie? — Andere religiöse Secten. Die Shakers und ihr System. „Mutter Anna." Die Revivals und Camp-Meetings. Bibel-Communisten. Weibergemeinschaft oder die „zusammengesetzte Ehe". — Allgemeines über die Frauenfrage. Spiritistinnen und Seherinnen. Elisabeth Denton. Das System der Frauenrechtlerinnen. Die Grundursachen der Emancipations-Bewegung. Statistische Mißverhältnisse. — Geistige Regsamkeit der Amerikanerin. Hervorragende Dichterinnen der Union. — Das öffentliche Leben in den großen Städten. Aufwand und Luxus. Temperenzlerinnen. — Städtebilder: New-York, Chicago, St. Louis, Cincinnati, Washington, Boston, Philadelphia, New-Orleans, Baltimore. — Aus dem Familien- und Geschlechtsleben der Prairie-Indianer. — Die Neger.

So sich heute die »Königin des Pacifischen Oceans« — San Francisco — erhebt, lag vor etwas mehr als drei Jahrzehnten ein kleines spanisch-mexikanisches Dorf, Yerba Buena mit Namen. Nichts ist bezeichnender für den ungeheueren Aufschwung aller Zustände und Verhältnisse im fernen Westen, als das fabelhaft rasche Emporblühen der herrlichen Hauptstadt des californischen Goldlandes. Nachdem die Entdeckung des ersten Goldlagers im Jahre 1846 zunächst den Anstoß zu einer ausgiebigen Invasion der pacifischen Gestade gegeben hatte, fielen bald auch andere schwerwiegende Momente in Betracht, so die unerschöpfliche Fruchtbarkeit

jener Küſtenſtrecken, die einen förmlichen Garten zwiſchen dem Meere und der impoſanten Sierra Nevada bilden, und vor Allem die ungemein günſtige Lage des Hafenpunktes ſelbſt. San Francisco liegt am nördlichſten Ende einer kleinen Halbinſel, die mit dem parallel laufenden Feſtlande eine beinahe zehn Meilen lange und durchſchnittlich drei Meilen breite Bucht — die San Francisco-Bai — einſchließt. Dort, wo das Häuſermeer der Stadt das Nordgeſtade der erwähnten Halbinſel ſäumt, erhebt ſich knapp gegenüber das Ufer der Halbinſel Saucelito und auch dieſe ſchließt nord- und oſtwärts geräumige Meeresbuchten ein, die Baien von Oakland und San Pablo. Die ſchmale Meeresſtraße, welche San Francisco von Saucelito ſcheidet, iſt das weltberühmte »Goldene Thor« (»Golden Gate«), die Einfahrt in die mehr erwähnten Baien und Buchten.... Unvergleichlich feſſelnd iſt das Panorama, welches ſich vor den Blicken Desjenigen entrollt, der nach wochenlanger Fahrt durch den Canal des Goldenen Thores ſteuert. Schon von ferne können die Augen des Beobachters den herrlichen Gebirgsrahmen umfaſſen, der fern im Hintergrunde mit bizarr geformten Zinnen und bewaldeten Hängen das Bild abſchließt. Im Canal ſelbſt ragen die Mauern eines Forts aus der glatten ſchimmernden Fluth empor, und indem das Schiff immer tiefer in die große Hafenbucht einlenkt, gewinnt die Scenerie an unendlicher Mannigfaltigkeit, an Leben, Licht und Wärme. Das Küſtengebirge (Coaſt-Range) tritt jetzt zum Greifen nahe an das jenſeitige Hafenufer heran, und wo das üppige Gartengrün bis zum leuchtenden Meeresſpiegel herabtaucht, entfaltet ſich ein reizendes Städtebild. Das iſt Oakland, das »Brooklyn« San Franciscos, der Endpunkt der Central-Pacific-Bahn, alſo gleichzeitig die eine Ausgangsſtation jenes gewaltigen eiſernen Bandes, das die beiden Oceane aneinander kettet.

Von der Rhede aus beſchäftigt aber eine andere Scenerie all' unſere Sinne: das die Hügel und Hänge hinankletternde Häuſermeer San Franciscos, dieſes laute, vollpulſende Leben, das Puſten der Dampferſchlote, die ſchrillen Pfiffe der Locomotive — übermüthigen Jauchzern gleich — dazu ein unentwirrbares Concert von ſummenden, ſurrenden, dumpfen und hellen Tönen — ein von Booten und Schiffen wimmelnder Hafen und hin- und herwehende Dunſt- und Rauchſchleier in der Höhe.

So iſt das Totalbild San Franciscos und juſt ſo malt es ſich die Phantaſie des Fernſtehenden aus .... Und wenn ſich der Reiſende ſodann an's Land begiebt, ſo wird ihm eine noch weit größere Ueberraſchung zu Theil. In ſeinem Gehirne ſpuken anfangs die Schauerbilder von einem wüſten und abſchreckenden Leben; er gedenkt der abenteuerlichen Geſtalten, die ſich ſeinem Gedächtniſſe bei der Lectüre dieſes oder jenes Romanes eingeprägt haben, und hinter jedem wetterharten, maleriſch zerlumpten Proletarier wittert er einen von der Geſellſchaft Geächteten, der ſein Recht auf der Spitze ſeines Bowiemeſſers trägt. Er iſt gefaßt, liederlichen Weibsbildern zu begegnen und jenen typiſchen Repräſentanten des transatlantiſchen Goldfiebers, deren Geſchlechtsverwandte man ja auch in unſeren heimiſchen Spielhöhlen findet.

Dieſe düſteren Nebelbilder zerfließen aber wie dunſtiges Gewölk im Strahle der freundlichen Morgenſonne, wenn der Fremde ſich mitten in das bunte und fieberhaft erregte Leben der Goldſtadt ſtürzt. Ueberall ſieht er nur Wohlſtand und Ordnung, impoſante Bauten, welche in glänzender Reihe die breiten und comfortablen Straßen einſchließen. Ja, ſelbſt die zahlreichen aus Holz errichteten Privathäuſer der Reichen zeugen von gutem Geſchmacke, von Sinn für Ordnung, Reinlichkeit, Symmetrie, und wer einen Blick in das Innere dieſer luſtigen Wohnungen wirft, den würde eine mitunter an's Fabelhafte ſtreifende Pracht überraſchen. Man vermißt in den großen Verkehrsadern San Franciscos, zu denen die Kearny-, Montgommery- und California-Straße zählen, nichts, was jeder anderen Großſtadt eigenthümlich iſt. Glänzende Auslagen reihen ſich in großer Zahl aneinander, ein buntes Gewühl wogt auf und ab, elegante Fußgänger occupiren die breiten, wohlgepflegten Trottoirs, während an ihnen ſchmucke Reiter und flinke Equipagen mit faſhionabler Geſellſchaft vorüberjagen. Namentlich lebhaft iſt der Verkehr dort, wo derſelbe durch die Pferde- und Drahtſeilbahnen vermittelt wird. Die letzteren haben ſich für alle Bewohner der auf hohen Hügeln ſich dehnenden Clary- und California-Straße, in welch' letzteren die Paläſte der Eiſenbahnkönige ſtehen, als ganz unſchätzbar erwieſen. Auf der Drahtſeilbahn der Clary-Straße allein ſind ſeit Eröffnung nahezu zwei Millionen Paſſagiere befördert worden.

Und so heiter wie der ewig milde Himmel Californiens sind auch die Bewohner der neuerdings viel gepriesenen, seinerzeit aber viel verlästerten »Königin des Pacifischen Oceans«. Mit Recht berühmt ist die Gastfreundschaft, welche der Fremde in San Francisco genießt. Wer Freude und Geschmack an abwechslungsreichem gesellschaftlichen Verkehr hat, der wird in dieser Richtung wohl kaum Mangel leiden. Namentlich ist es die amerikanische Damenwelt, die jeden Europäer bezaubert. Von jener unsinnigen Freiheitsbeschränkung — schreibt Lehnert — welche auf unseren Mädchen auch dann noch haftet, wenn sie ein kaum mehr verführerisches Alter erreicht haben, weiß man in Amerika nichts. Die persönliche Würde des amerikanischen Mädchens ist so erhaben gedacht, daß eine stete Ueberwachung gar nicht nöthig erscheint. Das amerikanische Fräulein empfängt Visiten befreundeter Herren, fährt, reitet oder promenirt mit denselben ganz nach Belieben, und Niemandem fällt es ein, darüber die Nase zu rümpfen....

Auch in dieser Beziehung hat man bei uns bislang ziemlich verkehrte Vorstellungen. Wem sind zum Beispiel nicht die tabakkauenden Gentlemen bekannt, von denen man zu erzählen weiß, sie würden durch Affichen freundlichst aufgefordert, nicht auf den Kamin, sondern in den — Kamin zu spucken? Oder wer hat nicht von jenen Verächtern jeder besseren Umgangsform gehört, die unter Umständen auch keinen Anstand nehmen, ihre Flegeleien gegenüber den Damen auszuüben?.... Derlei ist in der guten Gesellschaft unerhört und kommt einfach nur in jener Sphäre vor, die, wie bei uns, das Vorrecht besitzt, sich über den guten Ton hinwegsetzen zu dürfen, da sie mit demselben niemals — Bekanntschaft gemacht hat.

Die Californier sind große Frauenverehrer. Sie anerkennen neben der Macht des Dollar nur noch die, welche vom schönen Geschlechte repräsentirt wird. Die falsche Vorstellung von der demokratischen Gemeinsamkeit im amerikanischen Leben und Streben wird durch nichts schlagender widerlegt, als durch die Thatsache, daß die Frauenwelt Amerikas immer eine Art von Aristokratie im besten und edelsten Sinne des Wortes bildet — eine Aristokratie des Geistes, in der freie Sitte, geläuterter Geschmack, poetische und künstlerische Thätigkeit und überhaupt das höhere geistige

Digitized by Google

Element ſeine glänzendſten Vertreterinnen findet. Man kann ſich wohl kaum ein beſſeres Gegengewicht für die raſtlos ſchaffende, durch und durch der materiellen Seite der Lebensaufgabe ergebenen männlichen Hälfte der amerikaniſchen Geſellſchaft denken, als jene Hüterinnen geiſtiger Schätze, jene Prieſterinnen geiſtiger Beſtrebungen.

Ein gleich vortheilhaftes Bild wie jenes in den vornehmen Familien San Franciscos empfängt man von dem öffentlichen, faſhionablen Leben. Dem Europäer fällt nichts mehr auf, als der Abgang der Stutzer und anderer Pflaſtertreter, die bei uns Staffagen der widerlichſten und erheiterndſten Art abgeben. Die californiſche Damenwelt würde dieſe Caricaturen aller Promenaden in anderen Weltſtädten gewiß in kürzeſter Zeit unſchädlich machen. In San Francisco kennt man weder Nichtsthuer, noch privilegirte Epicuräer. Alles ſchafft, arbeitet und erweiſt ſich irgendwie nützlich. Selbſt die jungen vornehmen Mädchen bleiben nicht zurück, und ſind ſie von excentriſcher Art, ſo treten ſie in einen »Kirchenbauverein« ein, der ſeine Fonds durch Veranſtaltung von Bazars, Concerten, Schauſtellungen und dergleichen herausbringt. Mit einer Kirche beglückt die kindliche Mädchenſchaar irgend einen jungen Paſtor, der es verſtanden, die Sympathien der jugendlichen Herzen zu erlangen. Gar mancher »Präſident« eines ſolchen Vereines, den man ſich als eine duftloſe, ſteifleinene Emancipirte vorſtellt, würde unſern verwöhnteſten Courmacher bezaubern und ihn unrettbar zu willigem Werkzeuge der anmuthigen »Vereinsſchweſter« machen.

Trotz dieſer Lichtſeiten am ſocialen Leben San Franciscos, entbehrt es gleichwohl nicht einer Schattenſeite. Wir meinen die chineſiſche Einwanderung, oder vielmehr die ſogenannten »Kulis«, die kaum etwas Anderes ſind, als Sklaven. Das Bedenklichſte an der californiſchen Chineſenfrage iſt, daß ſich die gelbe Race am pacifiſchen Geſtade durch Einwanderung viel raſcher vermehrt, als die weiße. Inwieweit damit Fragen ſocialer Natur zuſammenhängen, kann nicht Zweck und Aufgabe dieſer wenigen Zeilen ſein, in welchen wir lediglich die weibliche Hälfte der chineſiſchen Emigration vor Augen haben .... Es giebt im Staate etwa dreitauſend Chineſinnen. Ein Bericht vom 3. Februar 1870 des ad hoc eingeſetzten Ausſchuſſes an den geſetzgebenden Körper Californiens erklärt, es ſtehe, eingezogenen Erkundigungen zufolge, feſt, daß ein großer Theil

Digitized by Google

Mr. Chamberlain was the first to notice the small figure that had appeared in the doorway. He was a little man, dressed in a suit of clothes that looked as though they had been made for a much larger person. His face was pale and his eyes were set deep in his head. He looked like a man who had been ill for a long time.

"Who are you?" demanded Mr. Chamberlain, as he rose to his feet. "What do you want?"

The little man made no reply. He stood there looking at them, his eyes moving from one face to another. Then he turned and walked out of the room.

behaupten, eine Horde Chineſinnen ſei ſchlimmer als die Cholera .... Wir beſitzen die intereſſanteſten und wahrheitsgetreueſten Bilder aus der Chineſenſtadt Californiens, Bilder, mit denen gewiß auch manche unſerer Leſerinnen Bekanntſchaft gemacht hat, und die gewiß nicht darnach waren, Geiſt und Seele zu erquicken. Man denke ſich nur in dieſes düſtere Gaſſengewirr verſetzt, mit ſeiner verpeſteten Luft, ſeinen himmelanſtrebenden ſchmutzigen Häuſern, in denen Spiel- und Laſterhöhlen etablirt ſind und die Zuchtloſigkeit ihre gräßlichſten Orgien feiert. Und die hohen, häßlichen Häuſer, ſchwach mit Papierlaternen beleuchtet, ſind vollgepfropft von menſchlichen Creaturen, denen das Elend ſeinen Stempel aufgedrückt hat. Alles zu beſchreiben, was man auf einer Wanderung durch dieſes grauſige Viertel zu ſehen und zu hören bekommt, iſt einfach unmöglich. Selbſt die mit vielem Comfort und Luxus ausgeſtatteten eleganteren Reſtaurants ſind nicht darnach, den Europäer anzuziehen. Ein paar purpurroth bemalte Damen in Prachttoiletten, mit kleinen, verkrüppelten und in fabelhaft enge Schuhe eingezwängten Füßen und mit einer ganz unmöglichen Coiffüre, ſpielen die chineſiſche Laute und ſchnarren zur Erheiterung der Gäſte irgend ein heimiſches Lied aus dem »blumigen Reiche« dazu. —

Shafer-Frau.

Mit dieſen flüchtigen Strichen hätten wir die Reihe unſerer Geſellſchaftsbilder aus den Vereinigten Staaten von Nord-Amerika eröffnet, und laſſen nun die übrigen in bunter Reihe folgen. Hierbei ſtoßen wir freilich faſt

ausnahmslos auf Erscheinungen, die dem europäischen Leser zum mindesten befremdlich erscheinen müssen. Dabei darf man nicht vergessen, daß in der Union mehr als sonstwo in der Welt, das religiöse Element bestimmend auf die gesellschaftlichen Zustände einwirkt. Es giebt keine Staatsreligion, sondern nur eine unbestimmte Menge von Confessionen. Von dem ganzen babylonischen Durcheinander dieser letzteren greifen wir indeß nur die markantesten hervor, was genügen dürfte, um unseren Leserinnen ein Gesammtbild von jener eigenthümlichen Welt zu geben, über die so viel und darunter Vorzügliches geschrieben worden ist, und die gleichwohl bei uns fast unbekannt ist.

Indem wir sofort das Mormonenthum in den Kreis unserer Mittheilungen ziehen, berühren wir eine der brennenden socialen Fragen, an denen es in der transatlantischen Republik bekanntlich keinen Mange giebt. Die Frage hat freilich ihre vielfachen Seiten, und so verwerflich die Institution der Polygamie an sich ist, so hat sie beispielsweise die Mormonen gleichwohl nicht verhindert, ein festgefügtes, geordnetes Gemeinwesen einer mehr und mehr gedeihlichen Entwicklung entgegenzuführen und allerorts Wohlstand erblühen zu lassen. Nichts bekräftigt diese Thatsache mehr, als ein orientirender Blick auf die geschichtliche Entwicklung des Mormonenthums. Nicht die Zähigkeit, mit der die ersten Anhänger der neuen Lehre an ihrer Mission festhielten, ist's, was uns mit Bewunderung erfüllt; derlei ist mehr oder weniger eine Eigenthümlichkeit einer jeden religiös-particularistischen Bewegung. Was uns angenehm berührt, das ist vielmehr der Culturwerth, den die Mormonen trotz aller — allerdings nur zu berechtigten — Gegnerschaft repräsentiren.

Als Brigham Young, der erst vor Kurzem in das ewige Reich eingegangene Mormonenpapst, auf seiner beschwerlichen Wanderung durch die Prairien und über die Felsengebirge, fern im Westen im Territorium der Utah-Indianer erschien, da war dieses noch eine vollständige Wildniß. Für die flüchtigen »Heiligen der letzten Tage«, deren Zahl durch die nicht minder fanatischen Heiden vorher erheblich gelichtet wurde, bildete aber das öde verlassene Land ein wahres Kanaan, ein Land der Verheißung, der segenbergenden Zukunft.... Durch den romantischen Weber-Canon waren die mormonischen Emigranten in eine Landschaft hinabgestiegen, die mächtig

Digitized by Google

auf ihre Phantaſie wirken mußte. Zu ihren Füßen lag der, wie von Millionen von Diamantkryſtallen flimmernde Salz-See, und an den Rändern der zaubervollen Ebene, in welcher kein menſchliches Weſen zu erblicken war, erhoben ſich die gewaltigen Bergſpitzen der Uintah-Mountains und der Wahſatſch-Alpen. Hier, in unnahbarer Abgeſchloſſenheit, fühlten ſie ſich ſicher vor den Verfolgungen ihrer Feinde, hier konnten ſie den Grundſtein zu ihrem Neu-Jeruſalem legen und ihre irdiſche Exiſtenz unangefochten im Sinne jener heiligen Ueberlieferungen friſten, die der Mormonen-Stifter Joë (Joſef) Smith als direct von Gott geoffenbart wiſſen wollte Brigham Young, der die Mormonen an den Salz-See geführt hatte, ging aber noch um einige Schritte weiter als ſein Vorgänger. Wenn Joë Smith einfach nur, mit Feſthaltung am alten Teſtamente, in ſeinem »Book of Mormon«, das neue Teſtament verſtümmelte und die chriſtliche Lehre auf einigen ihrer unklaren Gebiete nach ſeinem Geſchmacke ergänzte, indem er ſich hierbei auf angeblich ihm gewordene Offenbarungen berief — erklärte ſich Brigham Young, »der Löwe des Herrn«, ohne Umſchweife für den Nachfolger Jeſu Chriſti. In der That errang er ſich unter ſeinem Anhange eine an göttliche Verehrung grenzende Unterwürfigkeit. Auch iſt nicht Smith, ſondern Young der Begründer der Polygamie, obwohl man dieſe Inſtitution den Mormonen ſchon während ihres erſten Aufenthaltes in Ohio und Illinois in die Schuhe ſchob. Young behauptete, die Polygamie ſei Smith ſeinerzeit durch eine göttliche Offenbarung anbefohlen worden, und er ſetzte hinzu, daß ſein Vorgänger in der That mehrere Frauen beſeſſen habe. Die Familie Smith's, der am 7. Juni 1844 in Illinois durch das aufgebrachte Volk gelyncht worden war, ſtellte indeß von Anbeginn her dieſe Fabeln in Abrede, und ſo entſtand frühzeitig im Schooße der »Gläubigen« ein Schisma, zu welchem ſpäterhin noch ein neues hinzutreten ſollte.

Brigham Young war am 24. Juli 1847 am großen Salz-See angelangt. Nur wenige Tage ſpäter wurde der Raum für eine große Stadt abgeſteckt und der Bau des ſogenannten »Tabernakels« begonnen. In der kurzen Zeit von nur drei Decennien hat ſich aus der erſten nothdürftigen Anſiedlung eine große, von breiten Straßen durchzogene Stadt, mit ſtattlichen Häuſern, Gärten, Parks, Promenaden, öffentlichen Gebäuden (Hotels,

Digitized by Google

Theater) entwickelt. Wo immer hin das Auge blickt, gewahrt es freundliche Anlagen und die zierlichen Heims der reichen Mormonen, die aus dem üppigen Gartengrün auftauchen. Berühmt sind in der Salt Lake City (Salzseestadt) die Gebäudecomplexe, in welchen bis vor wenigen Jahren Young die spärlichen Freuden des irdischen Jammerthales genoß. Es ist dies »Brighams Block«, mit dem dazu gehörigen gelben »Löwenhaus«, sowie der »Bienenkorb«, wie der verstorbene Mormonenpapst zart und sinnig sein Harem zu benennen beliebte. Man würde irren, wollte man mit diesen und ähnlichen Baulichkeiten den Begriff von besonderer äußerer Herrlichkeit verbinden. Die massiven »Paläste« sind zumeist schmucklos und nüchtern, so nüchtern beinahe, wie das Mormonenthum selbst, dessen Streben hauptsächlich auf physisches Wohlbefinden hinausläuft.

In der Salzseestadt wiegen die »Gläubigen« zwar in stattlicher Anzahl vor, doch sind sie keineswegs die einzigen Bewohner derselben. So lange Utah und die neue Ansiedlung Young's von jedem Verkehre mit der Republik ausgeschlossen blieb, bildete Salt Lake City das Paradies der polygamischen Weltverbesserer. Das erste Unglück, welches die Mormonen traf, bestand darin, daß Utah, welches zur Zeit der Einwanderung noch mexikanisches Territorium war, nur ein Jahr später, und zwar gleichzeitig mit Californien an die Vereinigten Staaten abgetreten wurde. Dadurch fielen die Gläubigen wieder in die Machtsphäre der verhaßten »Heiden«, und wenn auch eine unmittelbare Bedrängniß nicht sofort zu befürchten war, so lag es gleichwohl außer allem Zweifel, daß das mälige Vorrücken der weißen Race gegen Westen früher oder später Gefahren über Neu-Jerusalem bringen könnte. Fiel doch mit der Gründung von Salt Lake City gewissermaßen die epochale Entdeckung des Goldreichthums in Californien zusammen — Anlaß genug, um die ungeheueren Entfernungen zwischen dem Osten und Westen des Welttheiles ihres vermeintlichen Schreckens ehestens zu berauben. Als vollends im Jahre 1869 die Pacificbahn eröffnet und nur ein Jahr später die Flügelbahn Ogden-Salt Lake City dem Verkehr übergeben ward, pulsten mit einem Schlage fremde, zum Theile feindliche Lebens-Elemente in den mormonischen Organismus und neben den »Gläubigen« gedieh die Generation des »Gentile«- (Nicht-Mormonen) Elements. Indeß ist es mit dem Einflusse des Letzteren

Digitized by Google

noch allenthalben ſchlecht beſtellt. Die Maſſe der Mormonen hält zäh und unbeugſam zu einander; ſie iſt von einer abergläubiſchen Verehrung und ſklaviſchen Furcht hinſichtlich der Satzungen ihres Glaubens erfüllt, und der Präſident mit ſeinen zwölf Apoſteln können nach wie vor auf den blinden Gehorſam der Gläubigen rechnen. Weder die Verfolgungen der letzten Jahre, noch der fremde Einfluß haben in die alten Inſtitutionen Breſche zu legen vermocht. Ja, während am Lande die patriarchaliſchen Zuſtände unter den Mormonen-Familien ſelbſt den Gentile-Elementen einigen Neid abringen, blüht andererſeits das mormoniſche Miſſionsweſen heute mehr als je, und der rechtgläubige Anhang erhält von Jahr zu Jahr friſche Elemente. Namentlich ſind es Dänemark und Schweden, welche in neuerer Zeit vielfach das gelobte Land am fernen Salz-See aufſuchen, während die romaniſchen Völker ſammt und ſonders dem Mormonenthum gegenüber ſich ſehr ablehnend verhalten. Während es in Salt Lake City an germaniſchen »Schweſtern« keineswegs fehlt, iſt es andererſeits conſtatirt, daß ſich in den mormoniſchen Harems keine einzige Franzöſin befindet .... Die einzige Gefahr für das Mormonenthum liegt in dem conſtanten Verkehre desſelben mit der Außenwelt, wodurch der ſtarre Particularismus mehr und mehr durch moderne civiliſatoriſche Einflüſſe zerſetzt wird. Schon haben ſich viele Gentile-Elemente, darunter namentlich jene deutſcher Nationalität, durch Energie und Fähigkeiten in den Vordergrund zu ſtellen gewußt; ſie nehmen öffentliche Stellungen als Lehrer oder Bibliothekare ein, oder bekleiden Beamtenpoſten, und ihre intellectuellen Schätze ſind es — wie Paul Oeker trefflich bemerkt — die für die Anſchauung geſitteter Geſellſchaft erfolgreicher das Wort führen, als Hunderte von gerichtlichen Anklagen, gelehrten Streitſchriften und Miſſionen.

In der That hat der Kampf, den bisher die Regierung der Republik mit dem Mormonen-Unweſen führte, ſo viel wie zu gar keinem Reſultate geführt. Zur Zeit der Präſidentſchaft Grant's, und zwar im Jahre 1871, hatte man den erſten Verſuch in dieſer Richtung gemacht; doch ſollte derſelbe kläglich aus rein legislatoriſchen Urſachen ſcheitern. Verhaftete und abgeurtheilte Polygamiſten mußten freigelaſſen und freigeſprochen werden, da die betreffenden Schwurgerichte nur aus Gentile-Elementen zuſammen-

Digitized by Google

geſetzt waren, was den betreffenden Geſetzen zuwiderlief. Eine gemiſchte Jury hätte aber die noch viel bedenklichere Conſequenz der möglichen Freiſprechung aller Angeklagten nach ſich ziehen können. Zur Zeit der größten Bedrängniß war Young feſt entſchloſſen, ſeine Schöpfung am Salz-See zu verlaſſen und in Arizona eine neue Colonie zu gründen. Schlechte Ausſichten nach dieſer Richtung beſtimmten den Mormonenpapſt ſein Vorhaben aufzugeben, und ſo mußte er reſignirt mehrere geſetzliche Beſtimmungen über ſich und ſeine Getreuen ergehen laſſen, die ſich zwar gleichfalls als wenig wirkungsvoll erwieſen, dennoch aber in den Particularismus des Mormonenthums Breſche legten. Bezeichnend iſt, daß die Frauen ſelbſt es ſind, die ſich ablehnend gegenüber allen zu ihren Gunſten unternommenen Schritten verhalten. Zwar ſtimmen alle Berichterſtatter und gründliche Kenner darin überein, daß der Mormonismus keine Religion für Frauen ſei .... Verſen conſtatirt, daß die Frauen der Mormonen ſehr häufig angeſtrengt arbeiten müſſen, um ſich, ihre Kinder und nicht zuletzt ihren Gatten zu erhalten. Auch iſt die ſociale Stellung der Mormonin keine beſonders glänzende, ſchon deshalb nicht, weil ſich ihr Werth einzig und allein nach dem ihres Gatten richtet. So kommen — nach den Lehren Young's — Frauen nur durch ihren Ehemann in den Himmel. Deshalb iſt es für jedes Mädchen von größter Wichtigkeit, zu heiraten. Hat ihr Mann noch andere Frauen und duldet ſie auf Erden viele Zurückſetzungen und Kränkungen, ſo wird ihre Stellung im Himmel deſto ſchöner. Ein ſterbendes Mädchen läßt ſich daher noch auf dem Sterbebette einem Manne »anſiegeln«, und zwar womöglich an einen Diener der Kirche, da ſie durch dieſen einen höheren Rang im Himmel erhält .... Nach Oeker iſt allen »Schweſtern« (Mormonen-Frauen) das Mormonenthum nichts weniger als angenehm. Ein apathiſcher Zug, der Stempel reſignirter Gleichgiltigkeit, der ihnen alle eine gewiſſe Aehnlichkeit unter einander verleiht, iſt ein beredter Zeuge für das Daſein des Kreuzes .... Der treffliche Dixon geht noch viel weiter und er ſtellt den Mormonen-Frauen, auf Grund vielfältiger perſönlicher Erlebniſſe, das allerungünſtigſte Zeugniß aus. Nach ihm wird die Frau durch den Mormonismus entſchieden auf der geſellſchaftlichen Leiter herabgeſetzt .... »Die langen leeren Wände, die umlaubten Villen, die leeren Fenſter, Thüren und Verandas, Alles läßt dem Beſchauer

mehr eine Art Eifersucht, Abtrennung und Unterwürfigkeit eines Moslem-Harems vermuthen, als die Fröhlichkeit und Freundlichkeit eines christlichen Heims. Männer sehen sich sehr selten zu Hause, noch seltener in Gesellschaft ihrer Frauen. Absonderung scheint da Mode zu sein, wo Polygamie Gesetz ist .... Die mormonischen Damen sind höchst unterwürfig und dabei ruhig, als ob aller Geist, alle Munterkeit, alles Leben aus ihnen herausgepredigt worden wäre. Sie lachen selten, außer mit einem bleichen müden Blick. Sie wissen sehr wenig und finden an sehr wenig Dingen Interesse; sie sind scheu und zurückhaltend, als ob sie fürchteten, daß eine Meinungsäußerung über einen Sonnenuntergang, einen Wasserlauf, oder eine Bergkette, von ihren Herren als ein gefährlicher Eingriff in die Heiligthümer des häuslichen Leben betrachtet werden würde. Während man im Hause ist, werden sie in das Wohnzimmer gebracht, wie bei uns die Kinder, sie kommen einen Augenblick herein, verbeugen sich, schütteln die Hände, dann schleichen sie wieder hinaus, als ob sie selbst fühlten, daß sie in Gesellschaft nicht an ihrem Platze sind.«

Trotz solch' harten Looses haben die Frauen von Utah im Jahre 1876 dem Congreß eine Bittschrift vorgelegt, welche die Unterschrift von mehr als zweiundzwanzigtausend »Schwestern« trug und die Aufhebung der Gesetze gegen die Polygamie und Anderes zum Gegenstande hatte. Die weiblichen Anwälte der Polygamie versicherten, daß keine von ihnen allen durch Ueberredung oder Gewalt zur Unterschrift der Petition gezwungen wurde, und überdies kein Mädchen unter zwölf Jahren die Erlaubniß zum Unterschreiben erhielt. Ob diese Demonstration großen Werth hat, darf auf die Thatsache hin, daß die Damen in Utah seit dem Bestehen der Pacificbahn, neben anderen fremden Einflüssen, sich auch sehr dem Modeteufel ergeben haben, entschieden bezweifelt werden. Die Mormonen-Frauen leben nicht mehr so bescheiden und zurückgezogen, sie stellen Ansprüche an das Leben, zumal an einigen Luxus in der Toilette, der noch vor zehn, zwölf Jahren, als Dixon die Salzseestadt besuchte, total unbekannt war. Dadurch paralysirt sich das polygamische Verhältniß von selbst. Die Ehemänner fürchten die großen Auslagen, die ihnen die Velleitäten der verschiedenen Gemalinnen auf den Hals laden. Genau betrachtet, dürften hinsichtlich der Existenzfähigkeit des Mormonismus Diejenigen am

Digitized by Google

ſicherſten gehen, welche da erklären, daß durch den conſtanten Contact mit der übrigen Welt die Zerſetzung und Auflöſung nur eine Frage der Zeit ſein könne.

Ueber das Weſen des Mormonismus iſt viel und eingehend geſchrieben worden, ja, es giebt vielleicht kaum eine Erſcheinung im amerikaniſchen Geſellſchaftsleben, die einen größeren Verbrauch von Tinte und Federn hervorgerufen hätte, als die Young'ſche Theorie und Praxis der »Pluralität«. Bekannt iſt, daß der Mormonismus die Ehe allen Pflichten der Menſchen auf Erden voranſtellt. Weder ein Mann, noch eine Frau, ſagte Young, kann alle in den Willen Gottes vollſtändig erfüllen. Dieſe Pflicht vermeiden, heißt die heiligſte aller Pflichten umgehen. Young ſelbſt beſaß fünfzehn oder ſechzehn Frauen, und vielleicht auch mehr, da in Neu-Jeruſalem über die Ehen der Mitglieder der oberſten Präſidentſchaft keine Liſten geführt werden. Es war übrigens in Utah allezeit Mode unter den Frauen, daß jede derſelben, ſobald ſie ihren Gatten durch den Tod verloren hatten, ſich durch Vermittlung des Biſchofs ihres Bezirkes einem der drei Präſidenten »anſiegeln« ließ. Young wurde auf dieſe Weiſe der Gatte einer erklecklichen Zahl alter Witwen, und dieſe führten auch den nominellen Rang ſeiner Frauen, ohne daß der Vielbeweibte je auch

Bibel-Communiſten-Mädchen.

Vitrine 19 (Ethnography Gallery, Level 2). Photo: Bill Lyons, 1977. Left to right: Ethnographic Gallery, Level 2; Vitrine 19; Vitrine 20; Vitrine 21; Vitrine 22; Vitrine 23; Vitrine 24; Vitrine 25; Vitrine 26; Vitrine 27; Vitrine 28; Vitrine 29; Vitrine 30; Vitrine 31; Vitrine 32; Vitrine 33; Vitrine 34; Vitrine 35; Vitrine 36; Vitrine 37; Vitrine 38; Vitrine

niemals durch pietätvolle Hände bekränzt wird. Es hat demnach allerdings den Anschein, daß die Frauen Young's diesem über das Grab hinaus denselben winzigen Antheil an Liebe zukommen lassen, den der Vielbeweibte zu Lebzeiten den einzelnen Schönen seines »Bienenkorbes« zu schenken in der Lage war.

Die Pluralität zeigt sich indeß in einem noch weit schlimmeren Lichte, als man gemeinhin annimmt. Dixon hat die Existenz von Ehen zwischen Blutsverwandten constatirt, ein gesellschaftlicher Zustand, der sich keineswegs auf das alte Testament, wohl aber auf die Bräuche — in den Wigwams der Indianer zurückführen läßt. Die »Heiligen« in Utah, die zu der Beschränkung in der Ehe, wie sie Moses, Abraham und Mohammed aufstellten, lächeln, erklären mit der größten Unverfrorenheit, daß weder in der Natur, noch in der Offenbarung ein Grund sich fände, warum Verwandte einander nicht heiraten sollten. In den Harems der Heiligen stehen sonach die weiblichen Bewohner sehr häufig in näherer Blutsverwandtschaft, als es das amerikanische Gesetz zuläßt. Es kommt täglich in der Salzseestadt vor, daß ein Mann zwei Schwestern heiratet, die Witwe seines Bruders, oder gar Mutter und Tochter. Ja, in einem Haushalte zu Utah kann man mitunter das Ungeheuerliche sehen, wie drei Frauen, welche zu einander im Verhältnisse von Großmutter, Mutter und Tochter (Enkelin) stehen, in dem Harem eines Mannes als seine Frauen leben!

Solche Zustände sind gewiß von so anwidernder Art, daß man die Anstrengungen der Regierung begreiflich finden wird, dem Umsichgreifen des Mormonenthums entgegenzutreten. Sociale Auswüchse dieser Art sind um so bedauerlicher, als in jeder anderen Beziehung den »Heiligen vom jüngsten Tage« nur Lobenswerthes nachgesagt werden kann. In Neu-Jerusalem und überhaupt im Territorium Utah herrscht überall die größte Ordnung; Alles arbeitet und schafft, und Tagdiebe sind ebenso unerhört wie Bettler oder Landstreicher. Die Mormonen haben nach Kräften die reichen Hilfsquellen des gesegneten Landes ausgebeutet und müssen sonach als Pionniere der Cultur von unanfechtbarem Werthe gelten. Betrug doch der gesammte Erlös aus den Producten und Erzeugnissen des Territoriums in einem der letzten Jahre die Kleinigkeit von mehr als zwanzig Millionen Dollars — bei einer Gesammtbevölkerung von nur 150.000 Seelen.

Digitized by Google

Solche Lichtseiten wiegen aber die Schattenseiten, die am Mormonismus haften, kaum auf, da ähnliche Erfolge wohl auch ohne die Lehre von der Pluralität zu erzielen wären, während diese an sich bei größerer Verbreitung selbst die politische Consequenz des absoluten Machtverhältnisses für die Heiligen nach sich ziehen könnte, was einer Gefahr für die bestehenden gesellschaftlichen Einrichtungen sehr ähnlich sehen würde. Da Amerika ohnedies der denkbar fruchtbarste Boden für wildwucherndes Sectirerthum ist, so ist gar nicht abzusehen, wie sich die Dinge gestalten würden, wenn die compacte Masse des Mormonenthums durch mehrfaches Schisma in gegenseitig verbitterte Religions-Genossenschaften der bedenklichsten Art sich zertheilen würde. Ohnedies verfügt die »Mormonenkirche« schon heute über etwa zehntausend »Dissenters«, welche die Vielweiberei entschieden perhorresciren. In den Jahren 1860 bis 1865 ist es wiederholt zwischen Altgläubigen und Schismatikern zu ernsten Conflicten gekommen, und die Gesellschaft eines gewissen Joë Morris ward blutig vernichtet; nur wenige Familien retteten sich nach Idaho.

Wir haben nun noch der Hauptceremonie in der Mormonen-Ehe, des sogenannten »Ansiegelns« zu gedenken. Die Stätte, wo in Salt Lake City die »Ansiegelung der irdischen Seelenbräute an die von ihnen erkorenen Wahlverwandtschaften« stattfindet, ist das »Endowment House«. Der Act selbst geht unter Entfaltung phantastischer und zum Theile barocker Gebräuche vor sich, die in Vielem an jene der Freimaurer erinnern. Die Ansiegelung kann eine zweifache sein. Die, welche auf Lebenszeit geschieht, ist die »weltliche«, die andere Art der Ansiegelung, welche auf ewig (das heißt auch im Jenseits) zu währen hat, ist die »himmlische«. Kurz, der Mann kann eine Frau zum Weibe nehmen, entweder nur für diese Welt, wie wir Alle in der christlichen Kirche thun, oder für diese Welt während seines Lebens und die nächste Welt nach seinem Tode.

So obenhin betrachtet, könnte man die zweite Art der Ansiegelung schlecht und recht als eine krasse Absurdität ansehen. Sie hat aber ihre viel schlimmere Seite. Da die beiden Ansiegelungs-Arten logischerweise eine mehrfache Anwendung zulassen und das »Irdische« mit dem »Himmlischen« offenbar nichts zu schaffen hat, so erklärten und erklären die Mormonen-Apostel, daß eine Frau, welche einem Manne auf Zeit angesiegelt worden

Digitized by Google

iſt, einem anderen Manne ohne die geringſten Hinderniſſe für die Ewigkeit angeſiegelt werden kann. Mit Recht dürfte man hier die Frage aufwerfen, unter welchen Umſtänden dieſe merkwürdige Doppel-Ehe geſchloſſen wird, und wie weit die Kenntniß des einen Gatten (nennen wir ihn den irdiſchen) von dem exiſtirenden geheimnißvollen zweiten Ehebund reicht. Die Mormonen ſelbſt leugnen dieſen monſtröſen Doppel-Bund, er ſoll aber gleichwohl öfters vorkommen. Da ihn allemal ein gewiſſer geheimnißvoller Schleier umgiebt und die Prieſter zumal die »himmliſche« Anſiegelung über die irdiſche ſetzen, ſo verbirgt ſich dahinter ganz unzweifelhaft ein Heirats-Modus, welcher der Polyandrie wie ein Ei dem andern gleicht. Alſo nicht nur die Pluralität in weiblichem, auch die in männlichem Sinne kommt unter den Mormonen vor! Wir ſprechen hier freilich ein großes Wort gelaſſen aus, aber Niemand wird uns beſtreiten können, daß gerade die Myſtik, welche mit Vorliebe mit der himmliſchen Anſiegelung getrieben wird, der Vermuthung Raum giebt, dem betheiligten Paare ſei es weniger um die Myſtik, als vielmehr um eine Beziehung zu thun, die im allerbeſten Falle einer Beeinträchtigung der ehelichen Rechte des nach irdiſchem Ritus angeſiegelten Gatten gleichkommt. Ein Kenner des Mormonenthums, der dieſe Verhältniſſe in den Bereich ſeiner Unterſuchung gezogen hat, fragt malitiös: »Welcher Mann mit einer hübſchen Frau kann ſicher ſein, ob ihre Tugend nicht von den Apoſteln in Verſuchung gebracht wird, dieſe fremdartige, unbeſtimmte Beziehung für eine andere Welt, mit einem Manne höheren Ranges in der Kirche, einzugehen?....«

Das iſt aber noch lange nicht Alles. Eine Mormonen-Frau kann auch — einen Todten (!) zum Bräutigam für den himmliſchen Bund wählen, in dieſem Falle tritt aber die Stellvertreterſchaft eines Mormonen-Apoſtels in Kraft. Ein Mädchen, deſſen Schwärmerei ſo weit reicht, daß ſie den Wunſch hegt, als überirdiſche Seelenbraut die Königin eines verſtorbenen Heiligen werden zu wollen, bedarf nur das Ja-Wort des Propheten, um dem todten Manne angeſiegelt zu werden. Hier auf Erden aber erhält ſie einen Stellvertreter in dieſem oder jenem Aelteſten oder Apoſtel, oder der Prophet ſelbſt bürdet ſich das ſchwere Amt eines irdiſchen Ehemannes auf, und läßt ſich dafür im Namen des Seligen mit — Kindern beſchenken.

Digitized by

Dixon erzählt folgenden Vorfall: Eine Dame in New-York ward von unbezwingbarer Luſt ergriffen, die Frau des ermordeten erſten Propheten (Smith) zu werden. Sie machte ſich auf den Weg nach dem Salz-See, warf ſich Brigham zu Füßen und bat ihn mit warmer Inbrunſt, ihm in Joſef's Namen angeſiegelt zu werden. Youngh konnte ſie nicht brauchen, denn ſein Harem war überfüllt. Er vertröſtete die Schwärmerin und ſchickte ſie fort; aber die Gluth der Leidenſchaft war bei ihr eine zu heftige, um ſo kurze Abfertigung zu ertragen. Sie nahm den Propheten im Sturme und endlich gab er nach. Er ſiegelte ſie Joſef für die Ewigkeit an, übernahm aber deſſen Stellvertreterſchaft hier auf Erden und führte die himmliſche Seelenbraut in — ſein Harem .... Dieſe eigenthümliche erotiſche Paſſion der weiblichen Heiligen erklärt ſich leicht, wenn man der ſpiritiſtiſchen Allüren eingedenk iſt, die ſo viele der transatlantiſchen Schönen mächtig beherrſchen, und die wir weiter unten zur Sprache bringen werden ....

Amerika iſt das große Treibhaus für religiöſe Secten. Nur ein Land dürfte es in dieſer Richtung übertreffen — Rußland nämlich. Gleich Pilzen ſchießen aus dem Boden der großen Republik neue Glaubensgemeinſchaften auf und die größten Tollheiten, welche die menſchliche Phantaſie zu erſinnen weiß, finden ihre Verkörperung in jenen »Propheten«, welche, plötzlich von Offenbarungs-Miſſionen erſchüttert, als Verbreiter eines neuen Glaubenslichtes da und dort auftreten, und wunderbarerweiſe ſofort Anhang gewinnen. Unter der großen Zahl ſolcher Secten greifen wir zwei, die für die in den Vereinigten Staaten herrſchenden Zuſtände beſonders bezeichnend ſind, heraus. Es ſind dies die ſogenannten Shakers oder »Zitterer«, und die Bibel-Communiſten.

An einer ſonnigen Hügelſeite, drei Meilen ſüdlich des am oberen Hudſon liegenden Badeortes »Neu-Libanonenquelle«, liegt das Heimatsdorf des ſonderbaren Völkchens, welches im Volksmunde den Spottnamen »Zitterer« führt. Sie ſelbſt nennen ſich aber die »Vereinigte Geſellſchaft der Gläubigen an die zweite Erſcheinung Chriſti«. Die Begründerin dieſer Secte war Anna Lee, ein armes, wenn man will auch unwiſſendes Mädchen, das frühzeitig mit der Gottheit in einen intimen ſeeliſchen Verkehr trat. Später ehelichte es einen gewiſſen Stanley; die Verbindung war jedoch

Digitized by Google

eine unglückliche und Anna erhielt ohne Schwierigkeiten von ſeinem Gatten die Erlaubniß, ſich jener Secte anzuſchließen, die nachmals mit dem Namen Shakers belegt wurde.

Sollte dieſes wenig glückliche Vorleben etwa beſtimmend auf die reformatoriſchen Ideen der Religionsſtifterin eingewirkt haben? Die Shakers ſind nämlich der directe Gegenſatz der Mormonen — ſie ſind Eheverächter. Ihre Kirche baſirt auf der großen Idee, daß das Himmelreich gekommen und Chriſtus wirklich auf Erden erſchienen ſei, um die perſönliche Oberherrſchaft Gottes wieder herzuſtellen. Dieſer Grundidee ſchließen ſich andere an: die Abſchaffung der alten Geſetze und geſellſchaftlichen Einrichtungen, zumal der Ehe. Mutter Anna hatte erklärt, daß Adam's Sünde darin beſtand, Eva geehelicht zu haben, wodurch die Erde durch eine ungeſetzliche Nachkommenſchaft bevölkert wurde. Sie ſtellte ferner den Selbſtmord als oberſtes Dogma auf, und zwar in der Form, daß zum mindeſten die Auserwählten, das heißt die Mitglieder der Geſellſchaft, durch Eheloſigkeit das Aufhören des Menſchengeſchlechtes herbeiführen ſollten.

Welch' wunderbare, bizarre Idee! Der Berg Libanon iſt der Mittelpunkt eines Syſtems geworden, welches eine beſtimmte geiſtige Richtung, eine tief eingreifende Organiſation hat, der Mittelpunkt eines vollkommen für ſich beſtehenden Lebens. Es iſt eine Körperſchaft, in der Niemand geboren werden und Niemand einen Ehebund ſchließen kann; ihre Liebe iſt ſowohl im Geiſte wie in der That cölibat, die Geſchlechter ſind in Ewigkeit getrennt; der Tod ſelbſt erſcheint ihnen nur wie ein Wechſel der Kleidung, ein Ablegen der ſichtbaren Bekleidung des Fleiſches gegen eine unſichtbare Glorie des Geiſtes.

In Anbetracht ſolch' merkwürdiger Thatſachen ſollte man meinen, es hier ſchlechtweg mit einer Geſellſchaft von Tollhäuslern zu thun zu haben, mit religiöſen Fanatikern, die eine verfehlte Erden-Exiſtenz hinter hirnverrückten Dogmen verſchanzen, oder ihr feindſeliges Verhältniß gegenüber der beſtehenden geſellſchaftlichen Ordnung durch Annahme willkürlicher Einrichtungen ſocialer und religiöſer Natur documentiren wollen .... Und dennoch iſt gerade das Gegentheil der Fall. Gleich den Mormonen widmen ſich auch die Shakers unausgeſetzt der Arbeit; ſie halten das

Dig

gemeinsame Familien-Interesse hoch, und da sie dem communistischen Grundsatze der Gütergemeinschaft huldigen, so arbeitet Jeder für Alle. Jede Zitterer-Gemeinde, deren es achtzehn giebt, die in achtundfünfzig Familien zerfallen, und zusammen etwa zweitausendvierhundert Köpfe zählen, ist ein kleines Culturcentrum, in dem Ordnung, Enthaltsamkeit, Mäßigkeit, Betriebsamkeit und Frömmigkeit herrschen. Die Straßen der Dörfer sind wie ausgestorben, denn es giebt in ihnen keine Schnapsläden, keine Wein- und Bierschenken, kein Gefängniß und kein Pfandhaus. Es ist ein Bild voll sonnigster Feiertagsstimmung und ganz denselben Eindruck machen die glücklichen Leute, die kaum je ein Mißton ihren Gedanken und Gefühlen entrückt.

Seltsam freilich muß das Leben und Weben in einer Zitterer-Familie den fremden Beobachter erfassen. Und die Ueberraschung wird noch eine größere, wenn man inmitten von Frieden und Reichthum junge Männer und junge Frauen wandeln sieht, welche nie von dem Zauber der Liebe erfaßt werden, nie an die Befriedigung dieser beglückenden und verzehrenden Flamme denken. Und nun erst diese allerliebsten munteren Kinder, die, einmal erwachsen, sich selbst nie an dem Anblicke einer eigenen Nachkommenschaft erfreuen werden. Unter ihnen wandeln die mitunter sehr schönen Shaker-Frauen, in ihren kleinen Musselinhauben, dem weißen, um den Oberkörper geschlungenen Tuche, und dem sackähnlichen Rocke, der in gerader Linie von der Taille bis zu den Fußknöcheln herabfällt. Durchgehends ist diesen sonderbaren Leutchen ein Zug von Sanftmuth und Güte eigen, nur auf den Gesichtern der Mädchen schlummert eine unverkennbare Melancholie, die aber ganz gewiß keine solche, denn vielmehr der Ausdruck untrübbarer innerster Seelenruhe sein mag.

Da der Zitterer ein Mönch, die Zittererin eine Nonne ist, so liegt es in der Natur der Sache, daß die Secte aussterben müßte, erhielten sie nicht von Zeit zu Zeit Nachwuchs. Ein Missionswesen existirt aber nicht, und die Shakers überlassen es ganz dem Zufalle, neue Adepten zu erhalten. Dies gelingt jederzeit am besten bei Gelegenheit der sogenannten religiösen Revivals (Feste zur Wiederbelebung des Glaubens), Schauspiele, die an Ungeheuerlichkeit und Verirrung unter civilisirten Völkern kaum ihresgleichen haben dürften. In Amerika bricht die religiöse Leidenschaft

Digitized by Google

haben. In den Augen der »Bibelleute« ist die Ehe Betrug, das Eigenthum Diebstahl. Sie haben sich von der Republik losgesagt und eine religiöse Gesellschaft gegründet, die auf dem Principe der Güter- und — Weiber-Gemeinschaft basirt. Vater Noyes heißt der große Prophet, der die Welt in seinem Sinne verbessert hat. Nach seiner Ansicht haben alle großen amerikanischen Socialisten darin gefehlt, daß sie die Verwirklichung ihrer Lehren aus dem Spiele ließen. Noyes setzte daher seinen beiden Hauptdogmen von der »Brüderschaft zwischen Männern und Frauen« und der »Gemeinschaft der Arbeit und ihrer Früchte« zwei andere Glaubensartikel voran: den Frieden mit Gott und die Errettung von der Sünde.

Ein weiteres Grundprincip unter den Bibelleuten ist das der »Sympathie« .... Sie verbessert den Willen des Einzelnen und »versöhnt die Natur mit dem Gehorsam, die Freiheit mit dem Lichte«. Die einzige Möglichkeit, im Schooße der Bibel-Communisten glücklich zu werden, liegt sonach darin, daß man das thue, was der allgemeinen Stimmung am angenehmsten ist. Man nimmt an, daß die Familie immer besser sei, als der Einzelne.

Dixon, der uns höchst schätzenswerthe Mittheilungen über seinen Aufenthalt unter den Bibelleuten gemacht hat, sagt von ihnen: »Der wahre Kern ihres häuslichen Systems ist eine Beziehung der Geschlechter zu einander, welche sie die »Zusammengesetzte Ehe« nennen. Gütergemeinschaft, sagen sie, begreift Weiber-Gemeinschaft in sich. Vater Noyes behauptet, daß es ein Fehler sei, entweder zu sagen, daß ein Mann nur einmal in seinem Leben lieben, oder daß er nur *einen* Gegenstand auf einmal lieben kann. Im Gegentheile, die geheime Geschichte des menschlichen Herzens wird die Behauptung rechtfertigen, daß es im Stande ist, verschiedene Male und verschiedene Personen zu lieben. Das ist Naturgesetz. Daher ist bei der (am Oneida-Bache) lebenden Bibelfamilie die zusammengesetzte Ehe ihrer Mitglieder zu einander und zu allen die bemerkenswertheste Thatsache in ihrem Haushalte: ein Ritus, welcher die ganze Körperschaft in einen Ehekreis verwandelt. Jeder Mann wird der Mann und Bruder jeder Frau; jede Frau die Frau und Schwester jedes Mannes ....« Diese haarsträubenden Zustände belegt Dixon documentarisch, indem er einen

Digitized by Google

Canon »über die Liebe« mittheilt, den Noyes eigenhändig für den Genannten niedergeschrieben hat ....

Ueberraschend ist auch hier, wie bei den Mormonen und Shakers, die in der Gesellschaft der Bibelleute herrschende Ordnung, Wohlhabenheit, Betriebsamkeit und Ruhe. Alle Hände sind ununterbrochen thätig, das Gesammtvermögen zu vergrößern. Die Professionisten hantiren, die Agronomen bestellen das Land und kaufmännische Talente besorgen den Vertrieb der Erzeugnisse und Producte .... Die Frauen und Mädchen sollen von mitunter bezaubernder Schönheit sein. Ihre Tracht ersieht man aus der beigegebenen Illustration. Die Damen tragen das Haar kurz geschnitten und in der Mitte gescheitelt. Corsets werden niemals angelegt; eine Art Tunica aus Musselin, Baumwolle oder grober Seide reicht bis zu den Knieen herab und weite Beinkleider aus demselben Stoffe vervollständigen die Toilette. Das Oberkleid ist bis an den Hals zugeknöpft und die Aermel hängen lose herab. Die Mädchen sollen ungemein viel Anmuth und Geschmeidigkeit und dazu so allerliebste Gesichter besitzen, daß sie im Stande sind, selbst das verwöhnteste Auge zu befriedigen, das kälteste Herz zu erwärmen.

Die Bibel-Communisten waren vor einiger Zeit der Meinung, daß sich ihre Familien rasch vermehren würden. Die Institution mag in der That den Begierden einer großen Anzahl von Leuten beiderlei Geschlechts entgegenkommen; sie ist wie geschaffen für lebensmüde Männer und phantastische Frauen, die im Namen der Religion den Leidenschaften die Zügel schießen lassen. Die Bibelleute haben die freie Liebe zum gesellschaftlichen Princip erhoben und auf die entsprechenden Neigungen unter der Gesammtbevölkerung gerechnet .... Und in der That gehen die neuesten Nachrichten dahin, daß sich der »Prophet« der Bibelleute und diese selbst in ihrem Calcül nicht getäuscht haben ....

Diese eigenthümlichen socialen Zustände in den Staaten der Union sind gewissermaßen das Product der amerikanischen Begriffe von Sitte und Moral. Jedes Volk hat in dieser Richtung erwiesenermaßen seine ihm eigenthümlichen Begriffe. Es ist ein ethnisches Moment, das auch bei neuen Racenbildungen zur Geltung kommt, und in den Vereinigten Staaten speciell prägt sich in Anschauungen und Charakter-Eigenschaften unverkennbar die stattgefundene Blutvermischung unter der eingewanderten und autoch-

thonen Race aus .... Einflußreicher noch als dies rein ethnische Moment dünkt uns aber die gesellschaftliche Stellung der Frau mit Allem, was damit enger oder weiter zusammenhängt. Wie nirgends in der Welt hat hier die sogenannte Frauenfrage alle Geister in Bewegung gesetzt. Es ist eine Bewegung, die den ganz eigenthümlichen Mißverhältnissen zwischen den beiden Geschlechtern (in statistischer Beziehung) entsprungen sein dürfte und die ihre Intensität erst nachträglich durch die merkwürdigen Doctrinen der Vorkämpferinnen für Frauenrechte erhalten hat.

Das Uebel hat indeß noch eine andere Seite. Es ist bekannt, daß kein Volk der Erde so sehr dem Spiritismus ergeben ist, wie das amerikanische angelsächsischer Race. Vor zwölf oder fünfzehn Jahren zählte man bereits drei Millionen Anhänger der neuen Lehre und in allen größeren Städten, namentlich in Chicago, Philadelphia und Providence (Rhode Island), wurden große Zusammenkünfte arrangirt. John Pierpont aus Washington hatte zuerst decretirt, daß die bisherigen religiösen Vorstellungen nicht mehr hinreichen, um die unsterbliche Seele zu befriedigen, daß die Kirchen demnach ganz zwecklos existiren und nur neue Offenbarungen die natürlichen Beziehungen zwischen den Seelen im Dies- und Jenseits erhalten könnten. Natürlich bot man sofort den ganzen bekannten Apparat der Geisterseherei und Geisterriecherei auf und die unbekannten »Medien« waren von da ab das allein herrschende seelische Element in der Natur. Der Spiritismus ward die Seele einer neuen gesellschaftlichen Ordnung.

Unter dem ungeheueren Zulauf gaben besonders die Damen einen bedeutenden Procentsatz ab. Es erschien eine Spiritisten-Zeitung, die neben den höheren Lehrsätzen des neuen Glaubens auch das Feld praktischer Bedürfnisse cultivirte, und die weiblichen Medien verschmähten es nicht, in pomphaften Reclamen ihre Zauberkünste anzupreisen. Eine Frau Eliza Williams bot ihren Beistand auf medicinischem Gebiete an; eine andere Dame, S. J. Young, kündigte ihr Geschäft als ärztliche Hellseherin an; eine dritte, Frau H. S. Seymour, stellte sich Jedem, dem es beliebte, als »Versuchs-Medium« zur Verfügung, und dergleichen Hocuspocus mehr. Natürlich mußten so schwerwiegende Dienste auch entsprechend entlohnt werden, und neben den unsichtbaren Geistern spielte unter den Spiritisten-Gemeinden der Dollar allemal die größte Rolle.

Digitized by Google

Aus der Maſſe der Spiritiſten entwickelte ſich eheſtens eine Art weiblicher Prieſterſchaft, die der Seherinnen. In Boſton, der Heimat Agaſſiz' und Longfellows', entſtand ſie und ihre Gründerin war Eliſabeth Denton. So harmlos dieſe Schule — etwas anderes kann man die Geſellſchaft der Seherinnen wohl nicht gut nennen — ſich ausnimmt, ſo ſchwerwiegend iſt ſie in Bezug auf die Frauenfrage, und zwar aus folgendem Grunde. Die Seherinnen vertreten die Anſicht, daß ihr Organismus ein viel zarterer, viel umfaſſenderer, kurz, ein weitaus höherer, als der des Mannes ſei. Nur Frauen vermögen im Fluge ihrer himmelanſchwebenden Phantaſie die geiſtige Welt voll und ganz zu begreifen, nicht aber der gröbere, härtere Mann, der ſtumpferen Geiſtes iſt. Wir werden etwas weiter unten ſehen, daß die Vorkämpferinnen für Frauen-Rechte dieſes Dogma allen anderen vorausgeſetzt haben, woraus ſich unbeſtreitbar die Wahrheit ergiebt, daß die ſo hochgeprieſene Frauenfrage eine ſpiritiſtiſche Vorgeſchichte hat.

Es liegt in der Natur der Sache, daß Frauen, deren Geiſt im ſpiritiſtiſchen Sinne das ganze Univerſum umfaßt, ſich auch berufen fühlen, über die elenden Inſtitutionen der Menſchen zu raiſonniren. In New-York trat bald ein Congreß von Jungfrauen und Matronen zuſammen, in welchem über Liebe, Ehe, Scheidung und verwandte Themen debattirt und manche ſouveräne Entſcheidung zum Beſchluß erhoben wurde. So begann der Kampf — der Krieg war dem ſtärkeren Geſchlecht erklärt. Um ihren Theorien eine hiſtoriſche Unterlage zu geben, betraten ſie das Feld der Negation. Sie haben zunächſt die Geſchichte des Sündenfalles (in ihrer bibliſchen Form) beſtritten, ſie haben die alten Geſetzgeber lächerlich zu machen verſucht und jede Tradition des häuslichen Lebens auf den Kopf geſtellt. Eva, die vom Baume der Erkenntniß aß, wurde von der Schlange (dem Sinnbilde der Weisheit) deshalb angeſprochen, da dem Manne die Fähigkeit zu dieſer »höheren Erkenntniß« abging. Darnach war die Verführung, welche der Urmutter der Menſchheit wurde, eine rein geiſtige, und dieſe Errungenſchaft wurde von der ſchon im Paradieſe höher ſtehenden Frau dem Manne vermittelt.

Nachdem dieſe ſonderbaren Apoſtel die ganze Menſchengeſchichte als eine großartige Verirrung hingeſtellt und alle edleren, menſchenwürdigen

Beziehungen zwischen beiden Geschlechtern schechtweg geleugnet hatten, gingen sie von dem Felde der negativen Thatsachen auf jenes der positiven Erörterungen über ....

Bald tagte in Ohio der erste Weibercongreß und eine gewisse Betsey war sein Präsident. Es wurde eine Resolution mit zweiundzwanzig Artikeln angenommen, mit denen die sociale Gleichberechtigung von Mann und Frau theoretisch und praktisch verwirklicht werden sollte. Es gehört freilich die Langmuth und Sorglosigkeit amerikanischer Behörden dazu, solches Treiben unbeanstandet zu lassen. Oder nahmen es die ehrenwerthen Gentlemen nicht sonderlich Ernst mit der weiblichen Revolution, die bereits in Rhode Island, in Ohio, namentlich aber in Massachusetts lichterloh emporschlug? Diese Zumuthung wäre allerdings eine etwas starke gewesen. Decretirten doch die weiblichen Apostel kurz und bündig, daß sie in Zukunft alle jene Gesetze, welche ihrer Meinung nach das Geschlecht ungerechterweise unterdrücken, für null und nichtig erklären würden.

Mit dieser Erklärung wurde gleichzeitig folgende Resolution bekannt gegeben: Jedes menschliche Wesen, welches das gesetzmäßige Alter erreicht hat, welches dem Gesetze gehorchen muß und Taxen zu zahlen hat, um die Regierung zu unterstützen, eine Stimme haben müsse; .... politische Rechte haben nichts mit dem Geschlechte zu thun und das Wort »Mann« muß aus allen Staatsconstitutionen ausgestrichen werden; .... die Eigenthumsrechte, soweit sie Eheleute angehen, müssen revidirt werden, und zwar dergestalt, daß die Frau bei Lebzeiten eine gleiche Controle über das durch ihre gemeinschaftlichen Opfer und ihre gemeinschaftliche Arbeit erlangte Vermögen habe, die Erbin ihres Mannes in der Ausdehnung werde, wie er ihr Erbe ist, und berechtigt sein müsse, bis zu ihrem Tode testamentarisch über denselben Antheil des gemeinsamen Vermögens verfügen zu können, wie der Gatte.

Es ist über allen Zweifel erhaben, daß gewisse gesetzliche Einrichtungen, namentlich solche, welche Vermögens-, Erbschafts- und persönliche Rechte betreffen, die Frau gegenüber dem Manne entschieden benachtheiligen. Im Rahmen legislatorischer Bestimmungen und Reorganisation ist daher eine Verbesserung der socialen Stellung der Frau recht wohl denkbar und

Digitized by Google

es fehlt in allen Culturländern nicht an bescheidenen Maßnahmen und Neuerungen, welche diesem rein praktischen Bedürfnisse Rechnung tragen .... Alles übrige ist Absurdität, Verrücktheit — leeres Hirngespinnst. Was soll man dazu sagen, wenn sich beispielsweise eine Frauenrechtlerin darüber beklagt, oder vollends dagegen protestirt, daß die Prediger ihre Allocutionen täglich und immer wieder mit dem Satze: »Innigstgeliebte Brüder!« einzuleiten, als zählten die Frauen nichts, oder als wären sie nicht anwesend? .... Oder wenn eine andere die Ehe als eine unvollendete Form der Beziehungen der beiden Geschlechter zu einander, ja, als einen vollständig »unheiligen Zustand« erklärt? ....

Die Reformatorinnen sind, wie erwähnt, nicht bei rein gesellschaftlichen Fragen stehen geblieben; sie haben auch in das Gebiet der Naturwissenschaft hinübergegriffen und die Frau als den höchsten, vollendetsten Organismus in der Natur hingestellt. »Der Mann ist nur das Urbild der Thiere, während die Frau vermöge ihrer seelischen Gaben zu der himmlischen Rangordnung gehört. Er ist der Herr der Erde und sie ist die Botin des Himmels« .... Ein galanter Germane würde antworten: Ja wohl, denn sie ist — ein Engel! In jenem Dogma liegt übrigens ein Widerspruch, und zwar der, daß der Mann ausdrücklich als »Herr der Erde« anerkannt wird, was ja die Reformatorinnen gerade bestreiten wollen.

Je tiefer man in die Theorien der Frauenrechtlerin der Union eindringt, desto deutlicher gewahrt man den — spiritistischen Pferdefuß. Die weiblichen Apostel haben die Frau nicht höher und nicht niedriger als zum Range einer Prophetin erhoben. Sie betonen hierbei ausdrücklich die Gabe des Weibes »mit den himmlischen Sphären in Verbindung« treten zu können, und solche Ueberschwänglichkeit benimmt der ganzen Frage das Bischen Ernst, der an ihr haftet .... Ja, noch weiter gehen die blassen Schwärmerinnen von Ohio und Massachusetts. Sie erklären nämlich die Wissenschaft zwar als eine unbestreitbare Domäne des Mannes, aber diese Wissenschaft ist, wie ihre Repräsentanten, grob und sinnlich; als Gegengewicht ist durch die höhere Begabung der Frau der Spiritualismus entstanden, die reine und heilige Wissenschaft, die Religion der Zukunft. Nur diese spielt in der Entdeckung der Wahrheit eine Rolle; »die objective Welt fängt an in die subjective überzugehen und das erhabene Geschlecht

Digitized by Google

wird vermöge einer inneren Erleuchtung die Myſterien des Himmels und der Hölle für uns löſen« .... So wären wir glücklich bei dem gemeinſamen Programm der Spiritiſten und — Frauenrechtlerinnen angekommen.

Eliſabeth Denton iſt der Anſicht, daß der Frau die Herrſchaft gebührt, weil ſie neben allen Organen, welche ſie mit dem Manne gemeinſam beſitzt, noch ein Uebriges beſitzt, das der Ernährung. Sie beruft ſich auch auf die Wahrheit, daß das aus den meiſten Eigenſchaften zuſammengeſetzte Leben das höchſte ſei, und da dies bei dem Leben der Frau zutrifft, ſo iſt dieſes Leben erhabener als jenes des Mannes. Der Schwärmerin fällt es natürlich nicht ſchwer, auf der Baſis dieſer Vorausſetzung ſelbſt die Naturforſchung auf den Kopf zu ſtellen, und ſie thut dies ohne große Umſchweife mit der Darwin'ſchen Theorie von den rudimentären Organen bei den männlichen Thieren. Darwin betrachtet nämlich die rudimentären Mammae als die Ruinen alter Organe, welche einſt zum Gebrauche beſtimmt waren, das heißt: er glaubt, daß Functionen der Männer in einer längſt vergangenen Zeit den Functionen der Frauen ein wenig näher ſtanden, als dies jetzt der Fall iſt. Eliza dreht aber den Stiel um und erklärt, daß dieſe Mammae die Keime neuer Organe ſind, mit anderen Worten: daß die Organe der Männer ſich mit der Zeit ſo entwickeln werden, um ähnliche Functionen wie die Frau verrichten zu können.

Hinſichtlich der leiblichen und organiſchen Vollkommenheit der Frau, und zwar ganz ſpeciell der amerikaniſchen angelſächſiſchen Race, giebt ſich übrigens Eliſabeth Denton einer argen Täuſchung hin. Da die amerikaniſchen Frauen ſelten arbeiten, ſo erſchlaffen die Muskeln, die Figuren werden ſchmächtig, ſchwach und bleich. Ein ungalanter Yankee ſagte einmal von ſeinen Landsmänninnen: »Sie haben keine Knochen, keine Muskeln, keinen Saft — ſie haben nur Nerven. Und wie ſollte man es anders erwarten? Statt des Brotes eſſen ſie Kreide, ſtatt des Weines trinken ſie Eiswaſſer; ſie tragen enge Corſets und dünne Schuhe.« Und zum Schluſſe meint dieſer ungezogene Bär: »Solche Dinger ſind nicht lebensfähig, und Gott ſei Dank, in hundert Jahren wird keines ihrer Abkömmlinge mehr am Leben ſein« .... In der That haben auch europäiſche Beobachter zugeben müſſen, daß die Mädchen in den Staaten der Union (und zwar die der nördlichen und öſtlichen) bei all' ihren körperlichen Vorzügen, ihrer

Digitized by Google

interessanten Blässe, ihrer gewinnenden Schönheit und bestrickenden Anmuth — gleichwohl einen entschiedenen Mangel an Lebenskraft bekunden. Auch hinsichtlich ihrer europäischen Abstammung macht sich ein wesentlicher Unterschied fühlbar. In den nördlichen Gebieten, wo sich das flämische Blut geltend macht, ist die leibliche Schönheit der Frauen ganz anderer Art. Die Haut ist zarter, das Auge blauer und feuriger als beim englischen Typus; die New-Yorker Schöne hat mehr Farbe, die Bostoner Schöne mehr Feuer und Zartheit. Nur unter den höheren Ständen Amerikas hat sich das ursprüngliche englische Schönheitsideal ungeschmälert zu erhalten gewußt. Bewunderer derselben versichern, daß die schönste Dame des Inselreiches mit den Repräsentanten des zarten Geschlechtes in der Union zu rivalisiren vermöchte.

Dennoch hat selbst eine Amerikanerin — Katharina E. Becher — eingestanden, daß sie in dem großen Kreise ihrer Bekannten in der ganzen Union seit Anfang dieses Jahrhunderts nur zehn verheiratete Frauen kennen gelernt habe, welche vollkommen gesund und kräftig waren. Ein Uebelstand, der solche Zustände zum Theile mitbedingt, ist das großartige Mißverhältniß zwischen beiden Geschlechtern. Nach dem Census im Jahre 1860 gab es im Bereiche der Union um 733.000 mehr weiße Männer als weiße Frauen, und zehn Jahre später betrug diese Differenz noch immer 469.000, also beinahe eine halbe Million Köpfe.

Dieses auffallende Mißverhältniß bildet eine der Grundursachen der Emancipations-Bewegung. In Amerika ist nicht der Mann, sondern die Frau der am Ehemarkte begehrte Theil. Während in Europa, wo in den einzelnen Culturstaaten die Zahl der Mädchen und Frauen die der Männer um mehrere Hunderttausend übertrifft, eine förmliche Jagd nach Ehegatten stattfindet, hat in Amerika das heiratslustige Mädchen diese Steeple chase nicht nöthig. Sie hat die freie Wahl unter zahllosen Ehecandidaten; sie weiß, daß sie schlechtweg als Repräsentantin ihres Geschlechtes ein vielbegehrtes und vielgesuchtes Subject ist und ihre Hand an sich ein Capital repräsentirt. Daraus erklärt sich auch die Redensart, die da lautet, daß in der Union nicht die Männer, sondern die Frauen freien. Sie sehen darin einen natürlichen Vorzug ihres Geschlechtes, und die souveräne Macht, mit der selbst das letzte Kammerkätzchen allezeit über ihr

Digitized by Google

Herz und ihre Hand verfügen kann, hat in der amerikaniſchen weiblichen Welt jenes ſtolze Selbſtbewußtſein hervorgebracht, deſſen Krone das Emancipationsfieber iſt. Kein Mädchen in der Union will arbeiten; weibliche Bedienung iſt ſo viel wie unbekannt, da ſelbſt das ärmſte Mädchen in jedem Augenblicke an den Mann gelangen kann. Mit Ausnahme von Maryland, New-Hampſhire, New-Jerſey, New-York, Nord-Carolina,

Negerdamen.

Rhode Island und Columbia herrſcht in allen übrigen Staaten und Territorien eine conſtante und intenſive Nachfrage nach Mädchen. Man vermißt es in der Geſellſchaft, in den Tanzſälen, in der Familie, auf den Promenaden, in den Theatern, und ſelbſt in der Salzſeeſtadt tönt mitunter der Ruf nach Mädchen.

So wird es begreiflich, daß den Schönen der Kamm ſchwillt und ihre Unentbehrlichkeit ihnen mehr als nöthig zu Gemüthe geht. Sie gehen nicht ſchüchtern einher, wie die züchtigen, um ihr künftiges Eheglück

Digitized by Google

beſorgten Fräuleins, Miſſes, Signoritas u. ſ. w. Freilich ſind auch in Amerika jene emancipirten Jungfrauen nicht ſo häufig, wie wir irrthümlich annehmen — jene kecken Mannweiber nämlich, die im Eiſenbahncoupé, oder im Salon des Dampfbootes, oder im Parke von Saratoga, auf dem Broadway, oder ſonſtwo das große Wort führen, unliebenswürdige Manieren beſitzen und eine Voreingenommenheit von ſich ſelbſt zur Schau tragen, die einfach widerlich iſt. Solche Erſcheinungen ſind in der amerikaniſchen Geſellſchaft glücklicherweiſe ebenſo ſelten, wie der ruppige, tabakkauende Gentleman, der rechts und links ausſpuckt und die Beine auf den Tiſch oder über eine Stuhllehne ſtreckt.

Die Angelegenheit verliert aber kaum etwas von ihrem unerquicklichen Beigeſchmack, wenn wir die ehrenwerthen und ſittſamen Fräuleins im Vollbewußtſein ihrer Gottähnlichkeit über das männliche, »rohe und ſinnliche« Geſchlecht zu Gericht ſitzen ſehen. In ſolchen Verſammlungen werden jene Ideen über die Ehe genährt, die ausſchließlich dem Sectirerthum zugute kommen. Wer von den hoffnungsvollen Mädchen die Ehe grundſätzlich verachtet, hat als letztes Auskunftsmittel immer noch irgend eine Shakers-Familie zur Verfügung. Andere ergeben ſich dem ſpiritiſtiſchen Hocuspocus, wieder andere fallen in's Extreme und huldigen der Theorie der freien Liebe, die ſie ſchließlich den Polygamen am Salzſee oder vollends den Pantagamen der Bibel-Communiſten in die Arme treibt .... So iſt in den Staaten der Union thatſächlich das ſtatiſtiſche Mißverhältniß zwiſchen den beiden Geſchlechtern die hauptſächlichſte Urſache aller jener reformatoriſchen Schrullen geworden, welche die Frauenfrage in ſich ſchließt, und deren Erſcheinungen wir in knappen Zügen hier erläutert haben.

Der Rückſchlag ſolcher Zuſtände macht ſich übrigens auch in den Familien geltend, obwohl wir hierbei zur Vermeidung einer jeden falſchen Auslegung die Ausnahme in mehrfacher Anwendung gelten laſſen wollen. Da in vielen Gebieten der Union die jungen ledigen Männer beinahe alle Dienſte verrichten müſſen, die bei uns den Mädchen, ſpeciell den Dienſtmädchen zufallen, ſo hat ſich in dieſer Richtung ein gewiſſes Gewohnheitsverhältniß herausgebildet, das auch durch die Ehe nicht alterirt wird. Die amerikaniſchen Junggeſellen kochen, ſie beſtellen den Gemüſegarten, ſie ſchöpfen Waſſer, ſpalten Holz und halten das Heim in Ordnung. Solcher

Existenzen giebt es in der Union mehrere Hunderttausend und ihr Cölibat ist durchaus kein freiwilliges. In den großen Städten, namentlich in New-York, hat dieser Uebelstand eine Entsittlichung hervorgerufen, die mit keiner ähnlichen Erscheinung anderwärts in Culturländern ihresgleichen findet.... Gelingt es aber dem Einen oder dem Anderen »unter die Haube« zu kommen, das heißt: ist eine der schmalhändigen Misses so gnädig, den Bewerber aus dem Pfuhle der männlichen Existenz auf die Höhe ihres mehr himmlischen Daseins emporzuziehen, so muß der glückliche Gatte seinen bisherigen Gewohnheiten treu bleiben. Er wird nicht Herr in seinem Hause, die Herrschaft fällt der Frau zu; am Morgen schickt sie den Gatten mit dem Korbe auf den Markt, wo er die Lebensmittel zu kaufen hat; sie führt über die Einnahmen des Gatten Buch und weiß hierbei jeden Abzug, den sie diesem an seinem für die Bier- und Weinstube bestimmten Taschengelde macht, in jene Sammelbüchse zu escamotiren, aus der sie — ihren Putz bestreitet.

Zu den Mißverhältnissen zwischen beiden Geschlechtern gesellt sich übrigens noch ein zweiter statistischer Uebelstand, der der Abnahme der Geburten. Der Rückgang ist stetig und allgemein, und man ist heute glücklich dahingekommen, daß eine amerikanische Familie selten mehr als zwei Kinder besitzt. Es degenerirt also nicht nur das weibliche Geschlecht, sondern die Race an sich, und Friedrich v. Hellwald ist zu der Annahme geneigt, daß wir in Nord-Amerika, falls die Zufuhr europäischen Blutes stocken sollte, hier ein ähnliches Schauspiel erleben könnten, welches uns die spanischen Creolen in Mittel- und Süd-Amerika bieten. »Deutliche Anzeichen der Racen-Degeneration sind bei den weißen Amerikanern schon zur Genüge vorhanden, denn die geistigen Fähigkeiten bieten leider keinen Ersatz für dahinschwindende körperliche Kräfte. Die Hauptmerkmale des Gedeihens einer Race sind aber körperliche Kraft und Ueberschuß der Geburten über die Todesfälle.«

Einen Lichtblick in all' diesen bedauerlichen socialen Erscheinungen bildet die große geistige Regsamkeit der Amerikanerin. Man hat lange Zeit hindurch bei uns über das poetische Schaffen und die literarische Thätigkeit der transatlantischen Gesellschaft spöttisch gelächelt. Diese schlechte Meinung hielt auch dann noch an, als die amerikanische Literatur bereits

Digitized by Google

längst einen erfolgreichen Wettstreit mit der zeitgenössischen Dichtung des Mutterlandes begonnen hatte und derselben auf mehr als einem Gebiete nicht blos in der Quantität, sondern auch in der Qualität den Rang abzulaufen drohte. Die Metropole des amerikanischen Westens, New-York und Neu-England, welche von jeher die Pflanzstätten geistiger Cultur gewesen sind, liefern das ansehnlichste Contingent an hervorragenden geistigen Capacitäten. Seitdem sind die herrlichen Schöpfungen eines Longfellow, Lowells, Drake's, Stoddard's, Bayard Taylors, Edgar Allan Poes u. v. A. längst dem abendländischen Publikum vermittelt worden und man hat ihnen die gebührende Anerkennung nicht vorenthalten.

Erfreulich ist die lebhafte und ergiebige Theilnahme des weiblichen Geschlechtes an diesem geistigen Schaffen. Durch die Betheiligung der Frauen im poetischen Wettstreite wird der ideale Zug, der durch die amerikanische Poesie geht, noch wesentlich erhöht. Die unverhältnißmäßig große Zahl amerikanischer Dichterinnen steht im engsten Zusammenhange mit der Stellung der Frauen in jenem Lande. Während der männliche Theil der Bevölkerung in der Regel schon mit dem vierzehnten Jahre die große Jagd nach Erwerb beginnt und geringe Zeit auf seine geistige Ausbildung zu verwenden hat, bleibt dem weiblichen Theile nach der dortigen Lebenssitte meist hinlängliche Muße, sich ganz seiner intellectuellen Ausbildung hinzugeben.

Wir erfüllen somit eine angenehme Pflicht, wenn wir am Schlusse unserer socialen Streiflichter einige der glänzendsten Repräsentantinnen am amerikanischen Parnaß unseren Leserinnen und Lesern vorführen. Wir nennen zuerst Mrs. Osgood, in deren Lieder der poetische Idealismus seine edelste Feier gefunden. Sie wurde im Jahre 1816 in Boston geboren und war die Tochter des Kaufmannes Joë Locke. Sie vermälte sich 1835 mit dem Maler S. S. Osgood, mit dem sie mehrere Jahre in London verlebte, kehrte jedoch schon 1840 in ihre Heimat zurück, und zwar nach Philadelphia, wo auch eine Prachtausgabe ihrer durch Innigkeit und Idealität ausgezeichneten poetischen Werke erschien. Mrs. Osgood hatte noch nicht das fünfunddreißigste Lebensjahr erreicht, als sie am 12. Mai 1850 der Schwindsucht erlag .... Geistig zunächst steht dieser Dichterin Grace Greenwood (Sara Jeane Clarke), deren Prosaschriften und

Digitized by

Gedichte sich durch Gedankenfülle und Bilderreichthum auszeichnen. Elizabeth Oakes-Smith, eine der energischesten Vertreterinnen der Frauenrechte, ist so glücklich beanlagt, daß sie die Aufmerksamkeit der gebildeten Welt in noch weit höherem Grade durch ihre Tragödien, Prosawerke und Gedichte auf sich lenkte, als durch die weniger poetischen Emancipations-Theorien. Ihre Werke leiden indeß an einer unkünstlerischen Weitschweifigkeit, wahrscheinlich ein Folgeübel zu vieler und heißer oratorischer Campagnen. Im Range zunächst stehen ihr M. Elizabeth Hewitt, Caroline M. Sawyer (geboren 1812 zu Newton in Massachusetts) und Emma C. Embury. Die letztere Dame ist eine der fruchtbarsten Schriftstellerinnen ihres Landes. Die älteste, uns bekannt gewordene amerikanische Dichterin ist Anna Bradstreet (1613—1617). Der gelehrte John Norton sagt in einem poetischen Nachrufe, daß »Virgil, wenn er ihre Werke gehört, seine eigenen verbrannt haben würde«. Eine der jüngsten Dichterinnen ist die hinter dem Pseudonym Stuart Sterne sich verbergende Tochter Gertrud des Doctor Gustav Bloede. Ihre Mutter war eine Halbschwester des Dichters Friedrich von Sallet. Zu Dresden 1848 geboren, kam sie sozusagen schon als Säugling nach Amerika, nachdem ihr Vater aus politischen Rücksichten aus Deutschland flüchten mußte. Strodtmann sagt von dieser Dichterin: »Die Einflüsse deutscher Abkunft und Bildung paaren sich in den Liedern der jungen Dichterin auf originelle Weise mit den aufgenommenen Elementen amerikanischer Denk- und Gesinnungsart.« Die Familie der Dichterin wohnt seit 1860 in Brooklyn, der Schwesterstadt von New-York....

Das öffentliche Leben in den großen Städten der Union ist unzähligemale und von den berufensten Federn beschrieben worden. Für unser Thema sind indeß diese bunten Lebensbilder nur von mittelbarem Werthe, da sie unsere Skizzen über das amerikanische Frauenleben im Familienkreise nur dürftig ergänzen. Sicher ist, daß in den eleganten Quartieren von New-York, Cincinnati, Buffalo, Philadelphia, Boston, Chicago, St. Louis u. s. w. das öffentliche Leben seine glänzendsten Seiten entfaltet, und daß diesen Centren moderner Civilisation gewissermaßen das gesammte Culturmaterial zugeführt wird, deren das gewaltige Landgebiet der Vereinigten Staaten bedarf. Den Ton in jeder Beziehung

Digitized by Google

giebt aber unbestreitbar New-York an, die größte Stadt Amerikas und der erste Handelsplatz der Union. Die Bewohner dieses Emporiums schreiten in Bezug auf Politik, Literatur, Mode und Luxus allen ihren Landsleuten mit gutem (oder schlechtem) Beispiele voran. Der Aufwand, den die New-Yorker Damen treiben, ist geradezu ein sprichwörtlicher geworden. Der immer großartige, zunehmende Reichthum setzt den Launen der transatlantischen Schönen keine Schranken. Und sie haben deren im Ueberflusse. Sie scheuen nicht, Toiletten anzulegen, die ein kleines Capital repräsentiren, das heißt: fünfzehn- bis zwanzigtausend Gulden kosten. Bei einem jüngst stattgehabten Empfange (1880) des mexikanischen Gesandten im »Weißen Hause« zu Washington machte Mrs. Astor beispielsweise dadurch Sensation, daß sie Diamanten trug, welche auf achthunderttausend Dollars geschätzt wurden. Während des Empfanges wurde die Dame von zwei Geheimpolizisten überwacht, während ein Polizist bei Tag und Nacht vor der Thüre ihres Zimmers im Hotel Wache hielt. Dieser übertriebene Luxus steht eigentlich im zweifachen Widerspruche mit der demokratischen Gleichheit, auf die die Amerikaner so stolz sind, und ganz speciell mit den Theorien der Frauenrechtlerinnen, die ja ihre physische und geistige Vollkommenheit so sehr als über alle Zweifel erhaben hinzustellen verstanden haben, daß sie den irdischen Tand wohl kaum vonnöthen haben dürften.

Das glänzende fashionable Leben New-Yorks entfaltet sich auf dem berühmten Broadway, der über drei Stunden langen Hauptstraße, welche die Stadt in schnurgerader Richtung durchläuft. Fast alle großen Hotels, Vergnügungsorte und auch viele große Waarenlager liegen hier. Tausende von Wagen drängen sich in dem bunten Gewirre, aus welchem Reiter und Reiterinnen emporauchen. Ueberall fieberhafte Bewegung, Geschäftsdrang, ein Rennen und Stoßen, ein Drängen und Surren und Rasseln — Pferdegetrabe und Stimmengewoge in endlosen Variationen, ein vollpulsendes Leben, das erst im Weichbilde der Millionenstadt erstirbt .... Im Sommer aber ist's anders. Keine nordamerikanische Stadt kann sich eines solch' infernalischen Sommerklimas rühmen, wie New-York. Die Hitze erreicht eine solche Höhe, daß sie unter der arbeitenden Classe täglich Opfer fordert; Pferde stürzen mitten auf der Straße todt zusammen. Jedermann, der mit Zeit und Geld nicht zu kargen braucht, flieht in den

Digitized by Google

extremen Monaten aus diesem Höllenpfuhle, während die stabile Bevölkerung Unmassen von geistigen Getränken absorbirt.

Das Laster der Trunkenheit hat überhaupt in den Unions-Staaten eine Verbreitung gefunden wie nirgends anderswo auf der Erde. Man rechnet in den großen Städten durchschnittlich auf einhundertfünfzig bis zweihundert Menschen einen »Saloon«, wie man die Wirthshäuser und Schenken nennt. Vor einigen Jahren haben sich eigene Gesellschaften, sogenannte »Temperenz-Gesellschaften«, gebildet, welche mit allen erdenklichen Mitteln der Trunksucht zu steuern suchten. So nützlich eine solche Agitation sich erweisen müßte, so haben die frommen weiblichen Temperenzler gleichwohl ihrem Auftreten dadurch einen komischen Beigeschmack gegeben, daß sie ihrer Agitation gewissermaßen die Bedeutung einer religiösen Mission gaben. In feierlichen Aufzügen bewegten sich diese Mäßigkeits-Priesterinnen nach den verschiedenen »Saloons« und verrichteten an deren Schwelle und unter den Augen der hartgesottenen Sünder ihre Befreiungs-Gebete. Die Opposition war aber zu mächtig, und so verlief die ganze Bewegung spurlos im Sande.

Nächst New-York sind die beiden großen Rivalinnen Chicago und St. Louis die interessantesten und bedeutendsten Städte der Union. Jede derselben zählt heute mehr als eine halbe Million Einwohner. Wer eines sprechenden Beispieles bedarf, was der Yankee zu leisten vermag, der findet kein besseres als in Chicago, der binnen Jahresfrist aus ihren durch Feuersbrunst entstandenen Ruinen, einem Phönix gleich, frisch emporgetauchten Metropole der großen Binnenseen .... St. Louis aber darf sich seinerseits rühmen, großartiger und malerischer als irgend eine andere ihrer Schwestern zu sein. Sie ist, inmitten des ungeheueren Mississippi-Beckens und beinahe gleich weit von den Felsengebirgen und den Küsten des Atlantischen Oceans und des mexikanischen Golfes gelegen, die natürliche Hauptstadt der Union, die sie mit der Zeit auch politisch werden dürfte .... Gegenüber diesen beiden Emporien halten die übrigen volkreichen Städte keinen Vergleich aus. Cincinnati giebt kaum ein anderes Bild als die nächstbeste englische Fabrikstadt; in Washington, die Bundes-Hauptstadt der Vereinigten Staaten, ist eine künstliche, wie durch den Willen eines Machthabers geschaffene Stadt, ohne jeden innern, aus

Digitized by Google

ſich ſelbſt entwickelten Charakter; Boſton iſt die geiſtige Capitale der Union — in ihr leben die erſten Literaten und Gelehrten Amerikas (Longfellow, Holmes, Emerton ꝛc.), hier findet man die gediegenſten Zeitſchriften, die größten Buchhandlungen, die werthvollſten Muſeen, die großartigſten Wohlthätigkeits-Anſtalten. Philadelphia iſt durch und durch eine Induſtrieſtadt, mit einer viel ruhigeren, in ſich abgeſchloſſenen Bevölkerung, als beiſpielsweiſe New-York ſie aufweiſt, und dennoch gilt dieſe Stadt mit ihrem Reichthum, ihren Anſtalten und Induſtrien als das Urbild amerikaniſchen Schaffungsgeiſtes und amerikaniſcher Thätigkeit. Nennen wir noch New-Orleans, die Metropole des amerikaniſchen Südens, mit ihrem ungeheueren, neun engliſche Meilen im Dyameter meſſenden Häuſermeere — Baltimore, die Hauptſtadt Marylands, die neben dem Rufe einer bedeutenden Handelsſtadt auch den genießt, die ſchönſten Frauen der Union zu beſitzen, ſo haben wir unſere Charakteriſtiken von den großen Städten der Vereinigten Staaten ſo ziemlich erſchöpft. — —

Mexikaniſche Dame.

Damit beſchließen wir auch unſere Mittheilungen über die geiſtigen und ſocialen Zuſtände unter der weißen Bevölkerung. In den folgenden wenigen Zeilen wollen wir uns mit zwei anderen Elementen, den Indianern und den Negern, beſchäftigen, deren Leben uns wenig intereſſante Seiten darbietet. Die »Rothhaut«, der bekanntlich durch einen ganz ſpeciellen Zweig der Literatur ein unleugbarer romantiſcher Nimbus zu Theil wurde, iſt dem conſtanten, aber unaufhaltſamen Dahinſchwinden anheimgefallen und ſeine uralten Heimatsbezirke hat die eingewanderte weiße Race ſtückweiſe zum Schauplatze ihrer Culturbeſtrebungen gemacht. Nur wenige Indianerſtämme erfreuen ſich noch ihrer vollen und ungeſchmälerten

Digitized by Google

Unabhängigkeit; die meisten aber hat, wie dies ja einem vielbewährten Erfahrungssatze entspricht, die Civilisation derart hart zugesetzt, daß ihre Fortexistenz nur mehr eine Frage der Zeit sein kann.

Da die Indianer ein Naturvolk sind, so zeigt das sociale Leben innerhalb der einzelnen Stämme so ziemlich dieselben Erscheinungen, wie wir sie bereits bei anderen primitiven, auf der Stufenleiter der Gesittung möglichst tiefstehenden Völkern kennen gelernt haben. In mancher Hinsicht ist übrigens die Indianerin noch schlechter daran, als das Weib bei irgend einem anderen wilden Stamme der Erdkugel. Schon als Kind erfährt sie, sofern die mütterliche Fürsorge sich auch auf die Knaben der Familie zu erstrecken hat, arge Zurücksetzung. Während die Knaben frühzeitig ihrem unbändigen Unabhängigkeitstriebe überlassen werden, wird das Mädchen zu irgend einer einfachen häuslichen Beschäftigung herangezogen, und mit Eintritt des elften oder zwölften Jahres ist es reif genug, um sich mit dem Gedanken vertraut zu machen, von dem Einen oder Anderen seiner Stammesgenossen zum Weibe begehrt zu werden.

Die Werbung ist höchst einfach. Der junge Krieger verfügt sich zum Vater des Mädchens, um dasselbe zu erhandeln. Hoch können die indianischen Mädchen in der Werthschätzung unmöglich stehen, sonst käme es zwischen Werber und Vater nicht zu jenem seltsamen Feilschen und Handeln, bei welchem der galante zukünftige Gatte seine Erkorene möglichst nieder, der Vater aber möglichst hoch taxirt. Sind die Beiden nicht handelseinig geworden, dann zerschlägt sich das Heiratsgeschäft für einige Tage und bei der zweiten Werbung stellt dann der eigennützige Vater seinen Preis schon um Bedeutendes niederer.

Nach Ausfolgung der stipulirten Kaufsumme gehört das Mädchen dem Werber, der nun in seine Rechte als legitimer Eheherr tritt. Wie primitiv die Familienverhältnisse unter den Indianern geartet sind, das ersieht man am besten daraus, daß das junge Paar im Anfange fast nie über ein eigenes Heim verfügt. Der junge Krieger führt seine Gattin einfach in das Zelt seines Vaters, wo er mit ihr so lange verbleibt, bis sich die Möglichkeit ergiebt, ein eigenes »Lodge« (Zelt) aufzuschlagen. Ein solches Zelt, das aus einem einfachen, mit Büffelfellen eingedeckten Stangengerüste besteht und nur ein kleines Loch zum Unterkriechen besitzt,

Digitized by Google

iſt der Tummelplatz von oft mehr als einem Dutzend Menſchen beiderlei Geſchlechts und aller Altersſtufen, vom Kinde bis zum Greiſe. Auf den, den Boden bedeckenden Büffelfellen ſchlafen nicht nur die Eltern, ſondern häufig auch alle verheirateten Söhne, dann die erwachſenen Mädchen u. ſ. w. Ein penetranter Geſtank, gemengt mit den intenſiven Rauchwolken des Herdfeuers, die nur durch eine Oeffnung an der Spitze des Zeltes entweichen können, herrſcht in ſo einer ekelhaften Behauſung. Der Mann kümmert ſich nur um ſeine Waffen, um die Jagd und den Krieg; das Weib muß Alles und Jedes beſorgen, alle Arbeiten verrichten, ohne auch nur die geringſte Anerkennung hierfür zu finden.

Bei keinem Naturvolke giebt es ſo primitive Moralgeſetze als bei den Indianern. Eheliche Treue wird weder geübt, noch verlangt. Zwar giebt es einzelne Stämme, wo für Treubrüche Strafen verhängt werden, im Großen und Ganzen aber kümmern ſich die beiden Gatten ſo viel wie gar nicht um ihre gegenſeitigen Handlungen und Unterlaſſungen. Ja, es beſteht hin und wieder ſogar die Sitte, daß jedem Manne ein gewiſſes Recht über jede Frau, wo immer er ſie findet, zuſteht, und ſo kriegeriſch die Indianer ſonſt ſind, ſo wird es doch nie Jemandem einfallen, ſeine Ehre als Gatte, ſofern ſie geſchmälert erſcheint, zu vertheidigen. Dadurch entſteht natürlich auch eine hochgradige Laxheit auf Seite des weiblichen Geſchlechts. Es denkt weder an ſein häusliches Glück, noch an ſeinen Ruf. Da jeder Mann ſo viele Weiber nehmen kann, als ihm beliebt, ſo herrſcht in einem Zelte oft das abſtoßendſte, abſcheulichſte Leben. Von einem Familienleben iſt, eine natürliche Zuneigung der Mutter zu den Kindern abgerechnet, die ja auch dem Thiere eigen iſt, niemals die Rede.

Die Folge ſolcher Zuſtände ſind folgende nette Gebräuche unter den Indianern Nord-Amerikas. Findet ein Mann beiſpielsweiſe Gefallen an der Frau eines Andern, dann giebt er ihr dies bei nächſtbeſter Gelegenheit zu wiſſen, mit dem Zuſatze, daß er ihr Gatte werden wolle. In ſolchem Falle ſteht es der edlen Tochter Eva's einfach frei, ſich bei Nacht und Nebel aus ihrem Familienzelte fortzumachen und in das Lodge des Nebenbuhlers unterzukriechen. Der betrogene Gatte remonſtrirt zwar, nach erfolgter Abſchlagszahlung ſeitens des Don Juan in der kupferrothen Haut giebt er ſich aber, wie jeder ſeinesgleichen, mit den geſchaffenen Thatſachen

Digitized by Google

zufrieden. Ein ſolcher Weiber-Wechſel findet natürlich alle Augenblicke ſtatt, und ſo iſt der eine oder andere edle Krieger nie ſicher bei ſeiner abendlichen Heimkunft, ſeine Ehehälfte noch in ſeinem Heim anzutreffen. Uebrigens beachten auch die Häuptlinge niemals die Treuloſigkeit eines Weibes. Sie fühlen ſich ſo erhaben, ſo mächtig, daß ſie der Verluſt eines Weibes nicht mehr und nicht weniger berührt als der Verluſt einer Adlerfeder ihres Kopfſchmuckes, oder eines Schnürriemens ihrer Mocaſſins. Ein Häuptling kann ſeinem entlaufenen Weibe hundertmal im Tage begegnen, er wird von ihm nie die geringſte Notiz nehmen.

Ein Gutes hat dieſe befremdende Sitte gleichwohl. Da die Frauen, wie es in der Natur der Sache liegt, ſehr hart gehalten werden und Tag für Tag zahlloſe Demüthigungen und Rohheiten ertragen müſſen, ſo finden ſie ein Rettungsmittel nur darin, daß ſie ſich einem andern Manne an den Hals werfen. Dies gilt übrigens nur für den Fall, daß die Flüchtige vorher »begehrt« worden iſt. Häßlichkeit und Alter ſind demnach die größten Hinderniſſe zu einem erſprießlichen Situationswechſel .... Bei den Stämmen, wo der geſchlechtliche Umgang weniger frei iſt, graſſirt natürlich der Ehebruch im Geheimen. Das wiſſen ſelbſtverſtändlich die Herren Rothhäute und ſo haben ſie eine eigene Procedur, eine Art »Generalbeichte«, die alljährlich einmal ſtattfindet. Sie beſteht in Folgendem: Alle Männer eines Stammes bilden eine lange Doppelreihe, durch welche die Frauen und Mädchen hindurchſchreiten müſſen. Jeder Mann iſt gezwungen, diejenige, mit welcher er unerlaubten Umgang gepflogen, damit zu bezeichnen, daß er ihr die Hand auf die Schulter legt. Ein Verleugnen giebt es hierbei nicht, und zwar deshalb nicht, weil die Schuldige in ſolchem Falle ihren Verführer einfach in's Geſicht ſchlägt und ihn einen Feigling nennt. Sie thut dies weniger aus weiblichen Stolz und Heroismus, als vielmehr aus dem Grunde, da ein ſolches Bekenntniß für ſie von keinen ſchlimmen Folgen begleitet iſt. Die Strafe beſteht einfach darin, daß die Schuldige innerhalb eines Jahres »ohne Begleitung« ſich außerhalb des Zeltes nicht blicken laſſen darf. Thut ſie das, dann fällt ſie dem Nächſtbeſten zum Opfer und bei der nächſten Generalbeichte ſteht ſie wieder als Sünderin da. Hat ſie aber die Probezeit gut beſtanden, ſo iſt alle Schuld abgewaſchen und ihre »Ehre« wieder makellos bis zum nächſten Treubruche ....

Digitized by Google

Neben der Indianerin nimmt sich die auf amerikanischem Boden naturalisirte Negerin wie ein höheres Wesen aus. Zwar ist auch der Culturwerth des Negers gleich Null; civilisatorische Einflüsse, sociale Gleichstellung, religiöse Erziehung u. dergl. m. haben aber zum mindesten einen Theil der Söhne Afrikas zum Besseren geführt, freilich nur Solche, denen ein Funke höheren Strebens von Anbeginn her innewohnte. Die Kenner der amerikanischen Neger-Frage sind sammt und sonders in dem Punkte einig, daß die Emancipation den Neger eigentlich werthlos gemacht hat. So lange er Sklave war und die strenge Zucht ihn zur Arbeit zwang, repräsentirte er den denkbar besten Arbeiter in den Südstaaten der Union. Seine kräftige Natur qualificirte ihn dazu. Als die Sklavenketten sprangen, fiel der Neger in's Extreme und wollte keine Hand mehr rühren. Er nahm das Recht in Anspruch, nach seiner Art ein besseres Dasein zu fristen, und trat in allen socialen Fragen störend dazwischen. Zu seinen eigenen Racen-Untugenden gesellte sich die der freien Amerikaner, und nachdem der Congreß den Neger nicht nur politisch, sondern auch social mit dem Weißen gleichstellte und dessen Zulässigkeit zu jedem Regierungsposten — den Präsidentenstuhl nicht ausgenommen — decretirt hatte, entwickelte sich unter den Schwarzen ein bedenkliches Selbstbewußtsein, das mit den moralischen und intellectuellen Qualitäten der Betreffenden im denkbar schroffsten Widerspruche stand und noch immer steht.

Der schwarze Mann degenerirt übrigens sichtbar. Aus dem Norden, wo er vor seiner Befreiung eine Zufluchtsstätte fand, ist er beinahe ganz verschwunden, und im Süden nimmt seine Zahl von Jahr zu Jahr in erschreckendem Procentsatze ab. Nur in einzelnen Staaten erfreut er sich noch eines leidlichen Wohlbefindens. Unter den Maulbeerbäumen seines geliebten Alabama, im Reisfelde, in der Zucker- und Baumwoll-Plantage ist er fröhlich wie ein Vogel. Mit seinem Baumwolltuche um den Kopf und seinem Banjo auf dem Knie singt er seine endlosen monotonen Lieder — um so lebhafter, je intensiver die Sonne ihm in's Gesicht brennt. Hier ist der Neger in seiner eigentlichen Heimat, in einer Ecke — der sonnigsten Ecke der Vereinigten Staaten ....

2. Central-Amerika und Weſtindien.

Seefahrt vom Miſſiſippi-Delta nach Veracruz. Unvortheilhafte Eindrücke. Reiſeweg nach Mexiko. Tropiſche Landſchaften. Die mexikaniſche Hauptſtadt und ihre Frauen. Beſchäftigung der Damen. Die Kinder und ihre Erziehung. Die mexikaniſchen Landfrauen. — Central-Amerika. Ethniſche Elemente. Guatemala und ſeine indianiſchen Bergbewohner. Geſellſchaftsclaſſen. Erbauliches Eheleben in Honduras. Sociale Rangordnung in Nicaragua. Unflätige Zuſtände daſelbſt. — Weſtindien. Habanah und ſein glänzendes öffentliches Leben. Die übrigen großen Antillen. Frauentypen von den kleinen Antillen.

Oeſtlich von Alabama hätten wir noch einige Nachleſe in Georgia und Florida zu halten; ſie iſt faſt belanglos und ſo wenden wir uns weſtwärts, dorthin, wo der Miſſiſſippi, der »Vater der Gewäſſer«, der Rieſenſtrom der Neuen Welt, majeſtätiſch dem nahen Meere zuſtrömt. Die letzte große Stadt, die ſich an ſeinen trüben Waſſern erhebt, iſt New-Orleans, das Emporium des Südens. Im Unterlaufe theilt ſich das gewaltige Strombett in unzählige Arme, aber ſie verſchmelzen wieder ineinander, ſobald der Miſſiſſippi ſeiner Mündung ſich nähert. Dieſe, ein Delta-Gebiet von enormer Ausdehnung, wird durch fünf Mündungsarme gebildet. Rings umher gewahrt das Auge nichts als Rohrbrüche und Cypreſſenwälder, verſumpfte Flußarme und Rieſentümpeln, in denen Alligatoren ſich ſonnen. Bei Hochwaſſer iſt übrigens das Inundationsgebiet unüberſehbar; nur die Baumkronen ragen aus den Fluthen hervor und um ihre Stämme und

Wipfel ſpinnt ſich das einheimiſche Rieſengeſchlecht der Schlingpflanzen. Lange noch im Meere draußen trüben die Miſſiſſippi-Fluthen den Ocean, welcher die central-amerikaniſchen Tropenländer beſpült. Später aber verſchwinden dieſe Spuren und wir ſteuern unter einem glühenden Himmel in beinahe ſüdlicher Richtung anderen, mit einer zum Theile großartigen Pflanzenfülle bedachten Geſtaden zu. Auch die Menſchen ſind hier von anderem Typus, von anderer Abſtammung, mit anderen Sitten und Gebräuchen und anderen Anlagen ausgeſtattet, als jene amerikaniſchen Nordländler, deren Bekanntſchaft wir ſoeben gemacht haben.

Unſere Fahrt durch den Mexikaniſchen Golf findet ihr vorläufiges Ende in der Hafenſtadt Veracruz. Vielverſprechend iſt dieſes Bild gerade nicht. Die öde, verwahrloſte Stadt erhebt ſich an einem Geſtade von glühendem Flugſande, kein Baum, kein Buſch ziert die verfallenen Straßen, die verödeten Paläſte. Die Bewohner, häufig von der furchtbaren Geiſel dieſer Länder, dem gelben Fieber, heimgeſucht, ſchleichen trübſelig umher und bilden mit den zahlreichen Aasgeiern, die auf allen Dächern auf Beute lauern, eine höchſt traurige Staffage .... Nichts hält uns hier zurück. Wir durcheilen raſch den ſchmalen Küſtenſaum, um die erſte Erquickung dort zu finden, wo die ſandige Ebene in Sawannen übergeht und ſpäter die erſten Mimoſenkronen uns grüßen. Mälich ſteigen wir nach dem mexikaniſchen Tafellande empor. Das Küſtengebirge wird überquert und ſchon umfaßt uns die herrlichſte tropiſche Vegetation, lange bevor das maleriſch gelegene Orizaba mit ſeinem gleichnamigen Rieſenvulcane (auch Citlaltepetl genannt), in Sicht kommt. Dann geht es in ein tiefes Thal hinab, ſpäter die »Cumbres« — den aufgeſtülpten Rand der mexikaniſchen Hochfläche — hinan, bald durch öde, bald durch bebaute Gegenden und zuletzt durch ein wahrhaft paradieſiſches Thal, in deſſen üppiger Vegetation das liebliche Puebla mit ſeinen fünfundſiebzigtauſend intelligenten und geſitteten Bewohnern liegt. Dieſe Stadt iſt unſere letzte Station vor Mexiko, der Hauptſtadt des Landes. Um zu ihr zu gelangen, durchziehen wir noch geraume Zeit die reizvolle und durch fabelhafte Ueppigkeit ausgezeichnete Hochebene, müſſen jedoch ſpäter ein mächtiges Randgebirge, mit den prächtigen Schneegipfeln des Popocatepetl und Iztaccihuatl überſchreiten — von Vegetationszone zu Vegetationszone

Digitized by

emporklimmend — bis wir aus einem herrlichen Walde von Tannen, Kiefern und Cedern der jenseitigen Lehne den ersten Anblick des Thales von Mexiko genießen.

Mexiko steht bekanntlich im Rufe, die glänzendste Stadt des spanischen Amerika zu sein, doch geht aus allen Reiseschilderungen ganz unzweifelhaft hervor, daß an diesem Rufe weniger die Stadt und ihre Bewohner, als die herrliche landschaftliche Umrahmung der uralten Metropole des mexikanischen Hochlandes hauptsächlichen Antheil hat.... Die Bevölkerung ist schon seit Langem bei allen civilisirten Nationen in Mißcredit gekommen. Die politische Verworrenheit, welche dieses Land zerrüttet, die Unordnung im Regierungs- und Verwaltungsapparate und vollends die moralische und sittliche Verkommenheit der Bevölkerungsmassen ist ein stehendes und viel variirtes Thema aller Beschreiber und Bereiser des tropischen, in seiner Art einzig herrlichen Landes.

Ueber die Schönheit der mexikanischen Frauen sind die Urtheile verschieden, doch wird allgemein zugegeben, daß die Städtlerinnen, namentlich die von rein spanischer Abkunft, immerhin zu den würdigen Repräsentanten weiblicher Schönheit zu zählen sind. Ihre Augen sind groß und schwarz, ihr Haar üppig und glänzend, die Zähne blendend weiß. Klein von Gestalt, bietet die Städtlerin durch eine gewisse angeborne Anmuth, die dem südlichen Blute eigenthümlich ist, einen vortheilhaften Eindruck. Auch kommt ihnen eine übermäßig entwickelte Prachtliebe sehr zu statten, obwohl gerade der unsinnige Luxus, den die mexikanischen Damen treiben, leicht Anlaß zu einigem Tadel geben könnte. Wir besitzen über die gute Gesellschaft in Mexiko das trefflichste und erschöpfendste Urtheil von einer Persönlichkeit, deren Beobachtungen von um so größerem Werthe sind, als diese Persönlichkeit eine — Dame, die Gräfin Paula Kollonitz, ist. Wir geben daher in Nachfolgendem so ziemlich den Gedankengang der ausgezeichneten Reiseschriftstellerin wieder.

Das Leben der Mexikanerin ist ein solches der Frömmigkeit, des süßen Nichtsthuns und der Toilettenliebhaberei. Nur ein lobenswerther Zug ist ihnen eigen — der Hang zu ihren Kindern, der mit einer sehr sorgfältigen Erziehung dieser letzteren verbunden ist. Gewöhnlich eröffnet die mexikanische Dame ihr wenig beschwerliches Tagewerk mit einem Kirchen-

Digitized by Google

Fig. 1. Ivory Statuette of Aphrodite. Found at Cnidus. Height 6 inches. Now in the British Museum.

Fig. 2. Ivory Statuette of Aphrodite. Found at Cnidus. Height 6 inches. Now in the British Museum.

Solche Verhältniſſe erſcheinen um ſo bedauerlicher, als die mexikaniſche Dame ein zartes, liebenswürdiges Weſen von beſtrickenden Manieren und ſchwärmeriſch-ernſter Gemüthsart iſt. Nichts charakteriſirt ſie mehr, als der Vergleich mit einer Treibhauspflanze. Daß eine ſolche eigenthümlich geartete Individualität leiblich nur mangelhaft zu gedeihen vermag, liegt in der Natur der Sache. Die Mexikanerin, ohnedies klein und ſchwächlich

In einem Garten zu Mexiko.

von Geſtalt, laborirt meiſt an irgend einem pathologiſchen Zuſtande. Die Mädchen heiraten bereits im vierzehnten oder fünfzehnten Jahre; der Kinderſegen iſt ein äußerſt reicher, und da die Mutter trotz ihrer Frühreife ſelten ein Muſter phyſiſcher Entwicklung iſt, ſo werden und bleiben auch die Kinder Schwächlinge. Ihre Beſcheidenheit, Wohlerzogenheit und gemeſſenes Weſen und andere lobenswerthe Eigenſchaften erſetzen natürlich nicht im entfernteſten jenes phyſiſche Wohlgedeihen, das den Stolz und die Freude einer jeden europäiſchen Mutter ausmacht. Die Kinder werden

übrigens auch durch die Eitelkeit ihrer Mutter körperlich ruinirt. Man kann dieſe zarten Sprößlinge ſelbſt an friſchen, ja, kalten Abenden halb nackt, das Haupt ohne Bedeckung und mit Blumen geſchmückt, an der Seite ihrer Mutter über die Alameda-Promenade fahren ſehen. Die Sterblichkeit unter den Kleinen muß unter ſo bewandten Umſtänden natürlich eine ſehr große ſein, und bei allen jenen, die der Tod verſchont, tritt ſchon im zwölften Jahre eine geiſtige Stagnation ein, von der ſich Gräfin Kollonitz in einem franzöſiſchen Mädchen-Penſionate der Hauptſtadt überzeugen konnte ....

Die mexikaniſchen Landfrauen, meiſt Miſchlinge ſehr verſchiedenen Grades, beſitzen entſchieden weniger phyſiſche Vorzüge als die Städtlerinnen rein ſpaniſchen Blutes. Zwar ſind auch hier Vorzüge, wie glänzende feurige Augen, blendende Zähne, reichliches Haar u. dergl. nicht ſelten; dafür aber ſind andere Geſichtstheile nichts weniger als ſchön, die Naſe häßlich geformt, der Mund groß, die Backenknochen vorſtehend. Ihre Kleidung beſteht aus einem leichten, lebhaft gefärbten Unterrock, einer einfachen Camiſa aus weißer Baumwolle, zu welch' beiden Toiletteſtücken ſich bei Ausgängen noch der um Kopf und Schultern geworfene »Rebozo« geſellt .... Ihre Hauptnahrung beſteht aus Tortillas (ein Maisgebäck) und Frigoles; die letzteren ſind kleine, ſchwarze, ſehr ſchmackhafte Bohnen und bilden das eigentliche mexikaniſche National- und Lieblingsgericht, ſofern es dem Landmanne ſeine Mittel nicht geſtatten, das noch beliebtere Ragout von Truthühnern ſich zu vergönnen. Suppe iſt bei Reichen und Armen beinahe unbekannt, der Kaffee, trotz ſeiner Güte, elend zubereitet, dagegen die Chocolade von beſonderer Würze und ſehr ſchmackhaft.

Das niedere Volk iſt übrigens allenthalben in einem erſchreckenden Grade moraliſch verkommen und ſeiner Mehrheit nach ein blindes Werkzeug in der Gewalt der Geiſtlichkeit. Unſicherheit des Lebens und des Eigenthums, politiſche Wirren ohne Ende, Spiel- und Trunkſucht und andere Laſter haben die Maſſen mit der Zeit vollends degenerirt, und ſo dürfte jener amerikaniſche Schriftſteller Recht haben, der da behauptete: Mexiko könne nur dann halbwegs für die Cultur gewonnen werden, wenn man von ſeinen acht Millionen Einwohnern mindeſtens ſieben der Ausrottung überliefert. Erfreulicher Art ſind übrigens auch in den höheren Ständen

Digitized by Google

die Zustände nicht. Leeres Formenwesen, altspanische Grandezza und ein Schein von Vornehmheit paaren sich mit geistiger Unbedeutendheit, Gefühlsrohheit und lächerlichem Racenstolze, Eigenschaften, die jeder civilisatorischen Entwicklung ebenso hinderlich sind, als sie andererseits das Familienleben zersetzen ....

Ganz die gleichen, ja, in mancher Hinsicht noch viel traurigere Zustände herrschen im übrigen Central-Amerika, das heißt: in jenen südlich an Mexiko sich reihenden Freistaaten, die den amerikanischen Isthmus von der Halbinsel von Yucatan bis zur Landenge von Panama einnehmen. Diese Freistaaten, mit einer sehr gemischten Bevölkerung, sind Guatemala, Honduras, San Salvador, Nicaragua und Costarica (nebst Britisch-Honduras).... Es kann nicht unsere Aufgabe sein, uns mit den einzelnen dieser Staaten im Detail zu beschäftigen. Sowohl die Natur, wie die ethnographischen Verhältnisse sind in all' den genannten Landgebieten die gleichen, und so fassen wir das Mittheilenswerthe in ein übersichtliches Gesammtbild zusammen.

Die Bevölkerung Central-Amerikas (inbegriffen Mexikos) setzt sich hauptsächlich aus vier Elementen zusammen, welche die folgenden sind: die Indianer oder die Urbevölkerung, Creolen (Nachkommen der ersten spanischen Eroberer, also Weiße von weißen Eltern), Mischlinge und Neger. Die Indianer unterscheiden sich wesentlich von ihren nordamerikanischen Stammesgenossen, indem sie in Central-, wie auch in Süd-Amerika keine auf Jagd und Krieg erpichte Nomaden, sondern ein sehr rühriges, ackerbautreibendes Volk sind, das steigenden Aufschwung nimmt.... Sie stehen in sittlicher Beziehung entschieden höher als die vielen Mischlingsarten, unter denen die Mestizen (Abkömmlinge eines weißen Vaters und einer indianischen Mutter) die zahlreichsten sind. Die herrschende Race bilden die Creolen, die auch als die einzigen Cultur-Repräsentanten gelten müssen. Ihr Culturwerth steht übrigens in keinem Verhältnisse zu der stolzen und selbstbewußten Art, welche sie zur Schau tragen. Ohne das Talent zu besitzen, nach unten bildend zu wirken, verhalten sie sich gleichzeitig ablehnend gegen alle fremden (civilisatorischen) Einflüsse, wodurch sie nur bedingungsweise als vermittelndes Glied zwischen fremder Cultur und einheimischer Uncultur gelten können....

Digitized by Google

Wenn wir über das Gesammt-Territorium von Yucatan bis Panama Rundschau halten, um für unsere Zwecke da und dort eine Ausbeute zu machen, so kann diese schlechterdings von nur sehr bescheidener Art sein. Wohl ist die Natur nicht ohne Reiz und man vermißt nur schwer ihren segenvollen Einfluß auf das Völkerleben. Es sind zum Theile Paradiese, in denen wahrhaft — paradiesische Zustände herrschen. Guatemala mit seinem herrlichen Izabal-Thale, wo die tropische Natur mit seltener Pracht sich entfaltet, liefert uns hier und da noch ein erfreuliches Bild. Im Bereiche des genannten unvergleichlichen Urwaldes, in denen sich Vögel im Prachtgefieder, glänzende Schmetterlinge, Kolibri, Papageien und Tukane tummeln, liegen die Districte indianischer Bergbewohner, die im Rufe geistiger und körperlicher Vorzüge stehen. Mann und Frau schlafen in Hängematten, die Kinder dagegen auf Matten auf harter Erde. Die Toilette der Frauen und Mädchen erfordert nicht viel Worte. Erstere legen einen bunten Rock an, letztere begnügen sich mit einem kurzen Hüftenröckchen und einem Haarbande, an das sie vorne lange buntfarbige Schwungfedern als Kopfzier befestigen. Die Kinder laufen völlig nackt herum, nicht zu ihrem Schaden, denn es sind immer nette, wohlgestaltete Jungen .... Guatemala hat übrigens auch seine Stände, welche drei Gesellschaftsclassen repräsentiren: das Volk (Indianer und Zambos — Indianer-Neger-Mischlinge), die »Gentry« (Mestizen und Mulaten) und den Adel, der sich aus reichen Kaufleuten und dem Clerus zusammensetzt. Große Unterschiede dürften zwischen diesen Ständen kaum bestehen, obwohl neuerdings liberale Anschauungen durchgedrungen sind und die Regierung neben anderen lobenswerthen Thaten sogar eine höhere Töchterschule in Guatemale in's Leben rief.

Ueber Honduras ist kaum Erfreulicheres zu berichten. Von Geselligkeit und Familienleben ist da — wie uns Jegor von Sivers versichert — keine Rede. Man nimmt fast nirgends weiße Frauen wahr, und eine wahre Ehe ist hier so selten wie ein Stück Eis. Weiße, Cariben und Indianer schließen nur Heiraten auf kurze Kündigung, und zwar muß das weibliche Wesen, dem sie ihre Gnade zuwenden, auch die Dienste einer Magd verrichten. Die Frauen nehmen nie an den Mahlzeiten Theil. Sie sind putzsüchtig und wenn sie reich sind, fröhnen sie einem bescheidenen

Digitized by Google

Luxus, der in bunten, faltigen Röcken mit mehreren Beſätzen und in einem langen franſenbeſetzten Umſchlagtuche beſteht, welch' letzteres mehr oder minder geſchmackvoll um die Schultern drapirt wird. So geht das Weib eine Zeit hindurch auf Koſten des Mannes mit ſtolzer Grandezza einher, bis ihr der Ehevertrag gekündet wird und das alte Elend wieder ſeinen Anfang nimmt. In Central-Amerika fürchten nämlich beide Geſchlechter nichts ſo ſehr als die Arbeit. Man zieht das Darben jeder ſaueren Erwerbsbeſchäftigung vor.

Indianerin aus Guatemala.

In Nicaragua liegen die Dinge noch viel ſchlimmer. Die ſociale Stufenleiter beſchränkt ſich hier auf zwei Geſellſchaftsgrade, auf die Claſſe der »Baarfüßigen« und die der »Beſchuhten«. Dieſe Ständeordnung iſt dem Gehirn der Mulatto-Meſtizen entſprungen, und es iſt wunderbar genug, daß gerade die »beſchuhten« Ariſtokraten ein verkommenes und verarmtes Gelichter bilden, und daß ſie auch eine dunklere Hautfarbe haben, als die von ihnen verachteten Baarfüßer, welche die niedere Claſſe repräſentiren.... Solch' wunderliche ſociale Ordnung paßt vollkommen zu dem Bilde, welches das Leben in Nicaragua uns darbietet. Selbſt in der Hauptſtadt findet man weder eine Bibliothek, noch ein Muſeum. Um acht Uhr Abends iſt Alles wie ausgeſtorben; eine Straßenbeleuchtung giebt es nicht, aber jeder Hauseigenthümer muß eine Lampe in irgend eine Fenſterniſche ſtellen. Die angeſehenſten Familien wiſſen nicht, was ein Leintuch oder überhaupt Bettwäſche iſt — man ruht auf einem hölzernen Lattenwerke, über das ein Ochſenfell gebreitet wird. Man ſchläft allenthalben in den Kleidern und Morgens ſteht man auf, ohne daran zu denken, mit dem Waſchwaſſer

Digitized by Google

in nähere Berührung zu treten. Man ſchüttelt und reckt ſich aus, läßt ſich den Kaffee und die Cigarette reichen und das Tagewerk iſt eröffnet. Die ärmeren Claſſen ſchlafen nicht ſelten ohne andere Bedeckung als ihre zerlumpten Kleider, unter freiem Himmel. Auch ſie theilen natürlich die allgemeine Abneigung gegen Waſchungen. Uebrigens herrſcht in Nicaragua ſo große häusliche Reinlichkeit, daß beiſpielsweiſe in den »Städten« Matagalpa und Segowia ein Beſen für eine große Merkwürdigkeit gilt. Wenn ein hoher Feſttag naht, bindet man einige Palmwedel zuſammen und fegt damit die Wohnung!....

Beſſeres können wir über Coſtarica mittheilen, das von neueren Reiſenden als die reichſte, mit der beſten, arbeitſamſten und gebildetſten Bewohnerſchaft der fünf Republiken betrachtet wird. Ueberall herrſcht Wohlſtand in ſeltenem Grade und ein Bettler iſt hier eine ſo große Merkwürdigkeit, daß man von drei, vieren, die im Lande exiſtiren — Photographien verkauft. Alles arbeitet und iſt beſtrebt, ſein Beſitzthum möglichſt ertragsreich zu machen. Daß dieſe Lichtſeiten übrigens auch ihre Schattenſeiten haben, braucht kaum hervorgehoben zu werden, wenn man erwägt, wie ſchlecht es in allen mittel-amerikaniſchen Freiſtaaten mit dem Unterrichtsweſen, der Criminaljuſtiz und anderen ſtaatlichen Einrichtungen beſtellt iſt. — —

Unſere nächſten Zeilen wollen wir nun einem flüchtigen Beſuche der weſtindiſchen Inſelwelt widmen. Man weiß zur Genüge, daß ſich von der Südſpitze von Florida bis in die Nähe der Orinoco-Mündung, zwiſchen dem Golfe von Mexiko, dem Cariben-Meere und dem Atlantiſchen Ocean, eine Inſelſchnur erſtreckt, welche die Bezeichnung Antillen führt. Sie zerfallen in zwei Gruppen: in die großen Antillen mit den Inſeln Cuba, Jamaica, Hayti und Puerto-Rico nebſt mehreren dazu gehörigen Eilanden, und in die kleinen Antillen: ein Kranz kleiner Inſeln und Inſelchen, die ſammt und ſonders europäiſche Colonialländer bilden. Damit iſt auch der große Unterſchied gekennzeichnet, der in ethnographiſcher Beziehung zwiſchen Central-Amerika und Weſtindien beſteht. Auf den Inſeln giebt es nirgends mehr eine autochthone Bevölkerung. Sie iſt im Laufe der Zeit ſpurlos verſchwunden und heute theilen Europäer, Neger und Miſchlinge alles Land, das vordem theils kriegeriſche, theils mildgeſinnte,

sanftmüthige Indianerstämme innehatten. Da sich überdies das öffentliche Leben in den Städten zusammendrängt, so dürfte eine flüchtige Umschau in denselben genügen, um uns eine Vorstellung von dem Treiben in diesen europäischen Colonien zu verschaffen.

Wir kehren zunächst in Habanah, der freundlichen Hauptstadt von Cuba, ein .... Was uns sofort auffällt, das ist der Abgang weiblicher Staffage in den Straßen und auf den Plätzen. Mit Ausnahme der Negerinnen begegnet das Auge kaum einer weiblichen Gestalt und vollends selten sind vornehme Frauen. Dieser Uebelstand erklärt sich dadurch, daß Habanah für die Mehrzahl seiner Bewohner eine Art Versuchsstation ist, indem Fremde, namentlich Spanier (denen die Insel gehört), sich einfinden, um einige Reichthümer zu erwerben und dann wieder heimwärts zu ziehen. Sie bringen selten ihre Familien mit, und die vielen Beamten und Soldaten besitzen keine. Man kann sonach auf Grund solcher Thatsachen kaum von einem Familienleben sprechen.

Um so lebhafter, ja glänzend, ist das öffentliche Leben. Die elegante Welt hat die vornehme und ziemlich stille »Neustadt« inne, wo sich die schönsten Privathäuser, die vornehmsten Promenaden, die besuchtesten Kaffeehäuser, die Theater und das Casino Español befinden. Die prächtige Boulevardstraße Paseo de Isabel durchzieht dieses fashionable Viertel in seiner ganzen Ausdehnung. Eine doppelte Palmenallee maskirt die zum Theile prachtvollen, statt der Fensterscheiben mit bunten Eisengittern versehenen Gebäude und auf den breiten Fahrwegen tummeln sich Reiter und Wagen in buntester Abwechslung. Welche Gestaltenfülle, welche Farbenpracht! Abends drängt sich die elegante Welt in den prächtigen Cafés, oder sie lustwandelt im Garten des Generalcapitäns. Im Jardin Botanico wetteifert Frauenschönheit mit blendendem tropischen Blumenreiz. Dunkeläugige Señoritas flüstern wie die zartbefiederten Palmenwedel im buhlenden Abendwinde, und wenn sie ihre Neugierde im Kreise ihrer Freundinnen befriedigt haben, besteigen sie die »Volante« (offener, hochrädriger Wagen), mit der sie den Paseo de Tacon hinabjagen, um dem Tacon-Theater ihren Besuch abzustatten. Es ist ein Riesengebäude und faßt an die dreitausend Zuschauer .... Der Eindruck des gefüllten Hauses ist ein höchst glänzender: die Damen in großer Toilette in ihren Logen, heben sich wie ein strah-

Digitized by Google

Stelle: Kirche und Bethaus. Das Bethaus, dem methodistischen Typus der Bauausführung folgend, ist klein, meist schindel- oder ziegelgedeckt, mit einem Türmchen versehen, das die Glocke beherbergt, und enthält nur die notwendigsten Teile der Einrichtung (Altartisch, Kanzel, Taufstein) nicht.

Noch viele Orte hat Stolz besucht, gewiß, die Gastlichkeit

war ihm überall und insbesondere alten Freunden in Köln zu teil, wo Bachem, Baumgarten, Hüffer ausgezeichnete Wirte . . . Wirte für schöne Tage waren. Aber Stolz hat auch Orte besucht, die nicht auf der Karte stehen, wie z. B. Stolzenhain, wo Paul Heyse Ostern, welche auf den Stolzschen Geburtstag fielen, zu feiern pflegte. Stolzenhain, Stolzenhain, Stolzenhain, wie oft hat Stolz diesen Namen in seinen Briefen geschrieben, wie oft hat er ihn gesprochen, wie unaussprechlich beglückend war, daß Paul Heyse ihn dort gefunden hatte und daß man beinah Nachbarn wurde. Die Heyses erfüllten

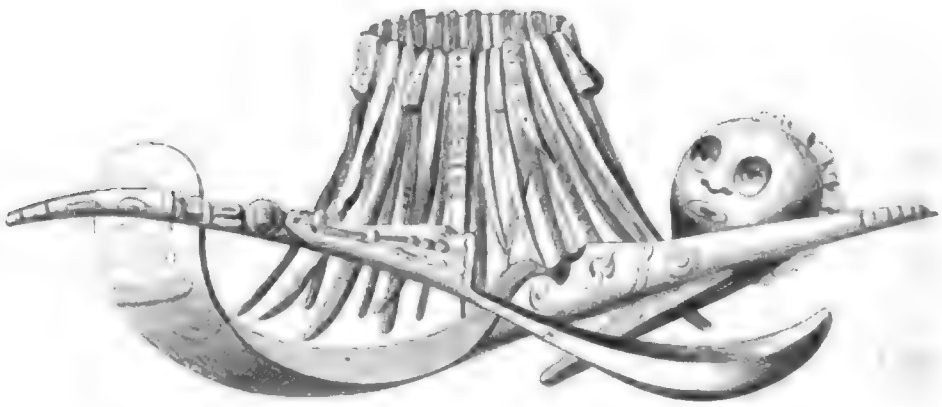
aufdringlich und unmanierlich, durch die Art, wie ſie zu Pferde durch die Straßen jagen und ihre Cigarrenſtummel wie Hußaren von einem Mundwinkel in den anderen ſchieben, oder vollends ſich dem edlen Zeitvertreibe des Tabakkauens hingeben. Von einer geiſtigen Arbeit oder ſelbſt häuslichen Beſchäftigung iſt niemals die Rede. Die Damen kennen nichts Anderes als Schlafen, Eſſen, Rauchen, Reiten und zur Abwechslung — Lungern und Nichtsthun.

Etwas beſſer iſt es mit den Verhältniſſen auf den Kleinen Antillen beſtellt, auf welchen ſich, je nach den politiſchen Beſitzverhältniſſen, zahlreiche Europäer: Briten, Niederländer, Schweden, Dänen, Franzoſen und Spanier, niedergelaſſen haben. Natürlich drücken alle dieſe Nationen auch den einzelnen Colonien ein verſchiedenartiges Gepräge auf .... Auf St. Thomas (däniſch) geberdet ſich die Bewohnerſchaft noch etwas urwüchſig. Die Frauen huldigen zwar dem Modeteufel, aber mit ihren grellen Kleidern, flatternden Bändern, thurmhohen Chignons und farbigen Lederſtiefletten bekunden ſie gerade keinen außergewöhnlichen Geſchmack. Die ärmeren Weiber tragen abgetragene und abgeriſſene Ballkleider öffentlich zur Schau und zu dieſer Toilette paſſen recht wohl die plumpen Holzſchuhe an den braunen Füßen.

Negerin von Hayti.

Auf Guadeloupe und Martinique gebieten die Franzoſen. Und ein eigenthümliches Schauſpiel bietet ſich unſeren Blicken. Die Schönen dieſer Eilande haben ſich wunderbar den Einflüſſen ihrer Lehrer und Meiſter gefügig gezeigt. Sie ſind leichtſinnig und leichtlebig, putz- und genußſüchtig, kokett und nicht nur nicht ſittenſtreng, ſondern lax im höchſten Grade. Und dennoch iſt Alles halb und barock; man ſieht zierliche Füße

ohne Strümpfe in Lackſtiefletten ſtecken; der bunte Rock iſt mit Spitzen, Volants, Falben und zuletzt mit einer gewaltigen Schärpe geſchmückt, die um die Taille geſchlungen wird. So weit kämen »europäiſche Motive« der Toilettekunſt zur Geltung. Die nothwendigen Ergänzungen ſchafft die Phantaſie dieſer Tropenkinder. Sie winden ein blaues Tuch um den Kopf, und als Oberkleid benutzen ſie nur ein weißes Hemd mit kurzen Aermeln und weitem Halsausſchnitte. An den Ohrlappen befeſtigen ſie oft den werthvollſten Goldſchmuck, verſchmähen dabei aber keineswegs die ſimpelſte Glasperlenſchnur, die ſie um den Hals ſchlingen. Im Großen und Ganzen aber ſind dieſe Schönen eine nette Staffage in dem hübſchen Bilde, das Martinique bietet, und das ſich unter allen Kleinen Antillen durch ſeine Reinlichkeit hervorthut. Alles erſcheint wie blank geſcheuert: die weißſchimmernden Häuſer, die glatten Trottoirs, die ſauberen Waſſercanäle. Ordnung und Nettigkeit herrſcht allerorts, und im Bunde mit der zauberiſchen Natur gewährt ein ſolches Bild immerhin einen Genuß auf ſo viele jämmerlichen Erſcheinungen, mit welchen der Reiſende in der weſtindiſchen Inſelwelt vorliebnehmen muß.



Indianiſche Geräthe.

Digitized by

Süd-Amerika.

Ethnographiſche Einleitung. Sociales aus Venezuela. Elend und Kinder. Seltſame Beluſtigungen. — Städtebilder aus Columbia. Prächtige Naturſcenen. Geſellſchaftliche Zuſtände. Fromme Frauen. Die „Aguinaldos“. — Ecuador. Quito und ſeine Frauen. Primitive Toiletten. Die Napos-Indianerinnen. — Peru. Anblick des Landes. Lima. Die Frauen von Lima und ihre Zerſtreuungen. Oeffentliches Leben. Cuzco und der Ahnenſtolz ſeiner Familien. Die Cusqueñas. Ihr Alltagsleben. — Bolivia. Die Frauen in La Paz. — Chile. Sympathiſche Seiten am chileniſchen Volkscharakter. Das Heim einer vornehmen Familie. Schönheit der Frauen. Abendleben auf der „Alameda“ zu Santiago. Die Liebe im Volkslied. Araukaniſche Frauen. Seltſame Hochzeitsgebräuche. Aus dem Leben der Tehuelchen (Patagonier). — Argentinien. Die Gauchos. Buenos-Ayres und ſeine Frauen. Uruguay. Das Leben in Montevideo. — Paraguay. Guarani-Frauen. — Braſilien. Rio de Janeiro. Bevölkerungs-Elemente. Die braſilianiſchen Frauen. Indianerinnen vom Amazonas. Geophagen. Schlußwort.

Eigenthümlicher noch, als die Verhältniſſe im romaniſchen Central-Amerika, ſind jene auf dem ſüdamerikaniſchen Continent. Man hat dieſen das »lateiniſche Amerika« genannt, und gewiß mit Recht, wenn man erwägt, daß überall in dem unermeßlichen Gebiete, das ſich vom Aequator bis in die eiſigen Fluthen des Südpolarmeeres erſtreckt, die romaniſchen Bevölkerungs-Elemente, als herrſchende auftreten.

Der Zahl nach überwiegend ſind natürlich die Indianer, die hier, wie in den central-amerikaniſchen Staaten zumeiſt eine ſeßhafte Lebensweiſe führen. Repräſentiren die culturtragenden und culturfördernden romaniſchen Elemente ein ziemlich gleichgeartetes Bild, ſo gilt dies minder von den ſüdamerikaniſchen Indianern, die in den verſchiedenen Gebieten in den mannigfaltigſten Entwicklungsſtadien ſich befinden. Im Gegenſatze zu den Indianern Nord-Amerikas

Digitized by Google

tritt bei jenen das Jäger- und Fiſcherleben bedeutend zurück; dabei iſt der Zuſtand abſoluter Culturloſigkeit ebenſo häufig vertreten, wie ein Anflug höherer Cultur, der eben durch Betriebſamkeit im Landbau zur Geltung kommt.

Die romaniſche Bevölkerung Süd-Amerikas, mit der wir uns in den nachfolgenden Schilderungen hauptſächlich befaſſen werden, zerfällt in zwei Gruppen: die erſte iſt ſpaniſcher, die zweite portugieſiſcher Abkunft. Beide haben den uralten Antagonismus, der ſie auf der Pyrenäen-Halbinſel ſeit jeher feindlich auseinanderhielt, auf den Boden der neuen Welt verpflanzt, ein Verhältniß, das uns bei jeder noch ſo nebenſächlichen Frage ſchroff entgegentritt. Der Gegenſatz iſt rein ethniſcher, oder wenn man will nationaler Natur; er manifeſtirt ſich aber auch in politiſch-ſtaatlicher Beziehung, indem Spaniſch-Amerika in allen ſeinen Staatenſchöpfungen, wie Venezuela, Columbien, Ecuador, Peru, Bolivien, Chile u. ſ. w., die republikaniſche Regierungsform adaptirte, während das portugieſiſche Braſilien den einzigen monarchiſchen Staat Amerikas repräſentirt. In den compacten Maſſen von Indianern, Spaniern und Portugieſen wuchern überdies zahlreiche Miſchlings-Racen, die überall das abendländiſche Culturleben zu einem abſtoßenden Zerrbilde gemacht haben, und anſtatt die Geſittung in die indianiſchen Maſſen zu verpflanzen, vielmehr alle Erbübel der rothen Race in den geſellſchaftlichen Erſcheinungen der weißen Völker-Gemeinſchaften zu unheilvollem Durchbruche gelangen ließen.

Nichts zeichnet dieſe eigenthümlichen Verhältniſſe beſſer, als die nachfolgenden Worte Fr. Ratzel's: ....»In jeder Hinſicht bedeutend ſind für den Menſchen- und Völkerforſcher die Verhältniſſe der ſüdamerikaniſchen Völker und Staaten. Alte Halbculturen ſind mitten im Aufſtreben, lange vor der Blüthe, niedergetreten worden. Einwanderer europäiſchen Stammes haben ſich unter den Eingeborenen niedergelaſſen, Menſchen afrikaniſcher und in neueſter Zeit auch mongoliſcher Race ſind hinzugekommen, und ein Völkergemiſch iſt entſtanden, wie man es ſo bunt und ſo ganz im Werden und Gähren vorher nicht gekannt hat. Dieſe in beſtändiger Veränderlichkeit ſchillernde Maſſe hat ſich geſellſchaftlich und politiſch in die europäiſchen Formen gegoſſen, vermag ſie aber keineswegs zu erfüllen, und dieſelben nehmen in Folge deſſen bei ihnen faſt überall einen verzerrten Charakter an, den man in den meiſten Beziehungen als barbariſche Ent-

artung bezeichnen kann« .... Dieſe treffende Charakteriſtik genügt vollauf, um dem Leſer die nachfolgenden, nichts weniger als erfreulichen und nur ſelten Lichtſeiten aufweiſenden Mittheilungen ſeinem Verſtändniſſe nahezurücken.

Wir beginnen unſere ſüdamerikaniſchen Schilderungen mit Venezuela, deſſen Nordgeſtade vom Caribiſchen Meere, alſo von demſelben Gewäſſer beſpült wird, deſſen Wogen auch an den Küſten aller Großen und Kleinen Antillen branden .... Von der ſüdlichſten der letzteren, alſo von Trinidad aus, müßte das ſcharfe Auge eines Beobachters die ferne Schleierhülle erſpähen können, welche die Nähe des Feſtlandes anzeigt. In der That dehnt ſich dort in verhältnißmäßig geringer Entfernung das Geſtade des Continents, und zwar das großartige Mündungsgebiet des Orinoco .... Vor unſeren Blicken breitet ſich wie ein weites Meer die dunkle Fluth des Rieſenſtromes aus, und dazwiſchen leuchten die milchweißen Streifen Waſſers auf, die über die Untiefen des Strombettes in die indigoblaue See hinausrollen. Wie vom Sturme gepeitſcht, ſtürmen mitunter die Wogen auf das ſchlummernde Meer einher. Im Hintergrunde gewahrt man die üppigen und herrlichen Tropenwälder, deren immergrüne Kronen über den Strom ſich beugen, und deren gefiederte und großblättrige Wipfel in der Gluth der Tropenſonne nach Erquickung lechzen.

Minder erfreulich als die herrliche Natur, ſind die Verhältniſſe, in welchen hier der Menſch ſeine beſcheidene Erden-Exiſtenz friſtet. Wer heute einen Blick in die Hauptſtadt Venezuelas, Caracas, wirft, der erblickt kaum die erſten Anläufe zu einem geordneten Gemeinweſen, oder zu einem halbwegs annehmbaren Familienleben. Zwar beſitzt Caracas ſeit neueſter Zeit eine ziemlich ſtattliche, im gothiſchen Style aufgeführte Univerſität, und ihr gegenüber erhebt ſich der doriſche Prachtbau des Congreßpalaſtes und aus dem Gartengrün der »Plaza Bolivar« ragt ſogar ein prächtiges Standbild, das des großen Befreiers, auf — damit haben wir aber auch alle Herrlichkeiten der Stadt erſchöpft. Ein Blick in das nächſtbeſte Haus, in den erſten beſten Familienkreis wird mit einem Schlage eine jede Illuſion zerſtören, die ſich etwa der Einbildungskraft des fremden Beſuchers bemächtigen könnte.

Treten wir zuerſt in die Hütte des ärmeren Bewohners. Wir ſehen eben eine Geſellſchaft ihre Mahlzeit einnehmen, bei der es höchſt originell

Digitized by Google

zugeht. Nur die Männer eſſen am Tiſche, die Frauen halten ſich allemal in reſpectvoller Entfernung oder verbleiben vollends beim Herde. Meſſer, Gabeln und Löffel, die ſchon beim Pflanzer ſelten zu finden ſind, fehlen hier ganz, man genießt die Speiſen einfach mit den Fingern, oder trinkt die Fiſchbrühe aus dem Teller, nachdem man ſie zuvor mittelſt einer getrockneten und ausgehöhlten Jotuma-Frucht aus der Schüſſel geſchöpft hat. Auch das Trinkglas iſt ein unbekanntes Ding, und man löſcht ſeinen Durſt friſchweg aus dem Waſſerkühler, oder gießt das Waſſer in eine Jotuma-Schale. An Küchengeräthen finden ſich vor: Jotuma-Krüge, ein Paar Kalebaſſen, der Stampf- und Mahlapparat zum Maisbrot, ein eiſerner kleiner Keſſel, eine Erdbank, die zugleich als Herd und Tiſch benützt wird, ein paar Steine anſtatt des Dreifußes, ein großer Waſſerkühler, drei oder vier Jotuma-Flaſchen und diverſe Jotuma-Schalen verſchiedener Größe.

Das Haus, welches dieſes Inventar beſitzt, iſt beinahe immer aus Holz aufgeführt, da der Steinbau entweder zu theuer, oder dem Einſturze während eines der alljährlich ſich wiederholenden heftigen Erdbeben ausgeſetzt wäre. Aber auch die primitiven Bretterbuden finden ihre Zerſtörer in den Termiten, die nur das härteſte Holz, die Ceder, verſchonen. Die große Zahl der Häuſer hat aber nur feſtgeſtampften Erdboden, in deſſen Staub ſich der ungemein ekelhafte Erdfloh einniſtet und von dort ſich auf den Menſchen verpflanzt, dem er durch das Einniſten zwiſchen Fleiſch und Haut — wo er auch ſeine Eier legt — unſägliche Qualen bereitet. Die nur ſelten weißgetünchten Lehmwände ſind übrigens meiſt geſchwärzt und voll Spinnengewebe. Bei dem geringen Verbrauch von Kleidungsſtücken unter dieſem tropiſchen Himmel, werden jene einfach in ein Taſchentuch gebunden, oder über eine Sparre geworfen. Als Bett dient ein über Steinblöcke geſpanntes Segeltuch, oder eine wollene Hängematte, häufig aber auch nur ein einfaches Holzgeſtell, über welches Binſenmatten gebreitet werden. Auf ſolcher gemeinſamer Liegeſtätte finden ſich allabendlich ſämmtliche Hausinſaſſen ein: Eltern und Kinder, Dienſtboten männlichen und weiblichen Geſchlechts, Alles durcheinander, ohne daß hierbei einem Vorhange auch nur die geringſte Rolle zufiele. Daß hierbei Moral und Sittlichkeit beſonders gewännen, wäre gerade nicht leicht zu behaupten.

Digitized by Google

Denſelben Mangel an Schamgefühl treffen wir übrigens auch im Kreiſe der beſſeren Stände. Das Verhältniß zwiſchen Eltern und Kindern iſt hier ein ſo ungezwungenes, aller Schicklichkeit entbehrendes, daß ſich die Feder ſträubt, hiervon auch nur flüchtig Notiz zu nehmen. Man findet gar nicht ſelten vier, ja fünf Generationen, eheliche und uneheliche, im ſelben Hauſe vereint, faſt patriarchaliſch und zu gleicher Zeit ganz individuell abgeſchloſſen. Der Fall, daß einem Gaſte mit der Herrin des Hauſes gleichzeitig auch eine natürliche Tochter vorgeſtellt wird, gehört beinahe zur Regel. Erwachſene nehmen niemals Anſtand, vor Kindern über Dinge zu ſprechen, die anderwärts ſelbſt im Kreiſe geſitteter Männer verpönt ſind. Natürlicherweiſe wird der Nachwuchs bei ſo bedenklicher Erziehung frühzeitig in ſeinem gewöhnlichen Lebenswandel auf einen Pfad gedrängt, der kaum nach den elyſäiſchen Hainen der Tugend führen dürfte. Das ſpaniſche Blut und Temperament ſorgt ſo gut für das Gegentheil, wie das ſchöne Vorbild, das die Jungen im Kreiſe ihrer eigenen Familie finden.

Auch ſonſt bietet das Leben in den Städten, zumal in den Familien der höheren Stände, nichts weniger als erfreuliche Seiten. Die Vergnügungen beſchränken ſich beinahe ganz auf die kirchlichen Feſte, daran es in dem ſpaniſch-katholiſchen Venezuela keinen Mangel giebt. Außerdem beluſtigt ſich das Volk an öffentlichen Stier- und Hahnengefechten, und insgeheim mit dem berüchtigten »Monte«, einem Hazardſpiele, das alle Geſellſchaftsclaſſen mächtig beherrſcht und zu den traurigſten Ausſchreitungen führt. Die geſellſchaftlichen Vergnügungen finden endlich noch eine wunderliche Anwendung bei Todesfällen und Leichenbegängniſſen .... Bei den erſteren ſpielen Klage- und Betweiber eine große Rolle. Liegt ein Mädchen im Sterben, ſo wird deſſen Körper noch rechtzeitig — alſo bei Bewußtſein der ſo unglimpflich Behandelten — mit Limonienſaft eingerieben, damit häßliche Flecken an der Leiche nicht auftreten können. Das Lichthalten und Heulen ſoll ſich unbeſchreiblich lächerlich ausnehmen. Dabei wird der Eitelkeit der Lebenden auf eine Weiſe gefröhnt, die erſtaunenswerth iſt; Männer, die im Leben nichts als leinene Hoſen und ein buntes Hemd getragen, müſſen in ſchwarzen Tuchkleidern, Lackſtiefeln und Handſchuhen begraben werden.

Digitized by Google

Stirbt ein Kind, ſo finden noch andere ſeltſame Gebräuche ſtatt. Es wird faſt immer als »Angelito« (Engelchen) behandelt und darnach die Ceremonie durchgeführt. Man putzt das kleine Weſen möglichſt pompös auf und ſetzt es dann auf einem Paradebette aus, zu dem Jedermann die ganze Nacht hindurch Zutritt hat. Wer in dieſen Nachtbeſuchen irgend einen Ausdruck der Trauer erblicken wollte, der ginge gewaltig irre. Im Gegentheile, ein ſolcher Sterbefall giebt häufig Anlaß zu allerlei Luſtbarkeiten, und es iſt widerlich genug, bei denſelben ſelbſt die Eltern des verſtorbenen Kindes tanzen zu ſehen. Als Erfriſchungen werden hierbei Kaffee, Chocolade, Biscuits, Rum, Wein und Cigarren gereicht.

Bäuerin aus Venezuela.

Hand in Hand mit ſo wenig lobenswerthen Sitten geht auch ſonſt durch das ganze Familienleben ein Zug von Nonchalance, der eine europäiſche Hausfrau zur Verzweiflung bringen würde. Man kennt keine feinere häusliche Zerſtreuung; Poeſie und Muſik ſind beinahe ungepflegt, der Geſang einer der primitivſten Art. Gewöhnlich ruhen in einer vornehmen Familie alle weiblichen Hände. Es will viel ſagen, daß die Frauen ſich ihre Kleider ſelbſt machen, aber einen beſonderen Geſchmack bekunden ſie dabei nicht. Andererſeits kann man beinahe in jedem Salon zerſetzte Möbel, zerbrochene Geräthe und Kehricht aller Art ſehen, und keine Frau zeigt ſich bemüht, ſolchem Schlendrian entgegenzutreten, oder denſelben auch nur anſtößig zu finden. Als höchſter Genuß geſelliger Zerſtreuung betrachten die Frauen und Mädchen ihre intimen Zuſammenkünfte, die ſie entweder an den balkonartigen Fenſtern, oder ganz und gar vor den Hausthüren abhalten, und hierbei ihre Phantaſie im ſüßen Stadt- und Familienklatſche

ſchwelgen laſſen. Kurz, Alles was uns die großen Städte in Venezuela bieten, iſt weitaus das Nüchternſte und Unerquicklichſte unter den ſocialen Verhältniſſen der verſchiedenen ſüdamerikaniſchen Freiſtaaten.

Erfreulicheres können wir aus Columbia, der im Weſten von Venezuela liegenden und bis über die Landenge von Panama ſich hinaus erſtreckenden Staaten-Conföderation, mittheilen. Columbia iſt von drei

Marktfrauen in Carthagena (Columbien).

großen Gebirgsketten durchzogen, zwiſchen denen die beiden heißen und tiefen Thäler des Cauca und Magdalena liegen. Beide Flüſſe, ſowie ein dritter des Landes, Atrato, werden von Dampfſchiffen befahren .... Der Reiſende, welcher das Antillen-Meer weſtwärts durchkreuzt und ſich der Küſte von Columbien nähert, bekommt zuerſt die Sierra da Santa Martha zu Geſicht. Die Höhen fallen zum großen Theile jäh nach dem Geſtade hin ab und ſind die Ausläufer der Sierra Nevada, welche, wie ſchon ihr Name beſagt, ſich über die Schneelinie erhebt. Mit einem Blicke überſieht

man Regionen vom heißen tropischen Tieflande, bis zu den eisbedeckten Berggipfeln. Und diesen bodenplastischen Verhältnissen entspricht auch das Klima: von der Polarkälte auf den Hochzinnen bis zur Hitze Senegals in den Thälern; dazwischen die gemilderten Klimate der gemäßigten Zone, die man auf den Hochebenen und Gebirgsabhängen genießt.

Die wichtigste und stattlichste Hafenstadt, die wir an der columbischen Küste anlaufen, und in der wir sofort einen Einblick in das hiesige Leben und Treiben gewinnen, ist Carthagena. Die Stadt, die in mancher Hinsicht an ihre Namensschwester in Spanien erinnert, bietet ein sehr malerisches Bild. Die Festungsmauern sind hoch und breit und machen noch immer einen gewaltigen Eindruck, obwohl jene Glanzzeit längst entschwunden ist, da Carthagena ein Handelsmittelpunkt zwischen den atlantischen und pacifischen Küstenreichen bildete und seine Flotten gar oft auf das hohe Meer hinausgesteuert waren, um Jagd auf Buccaniere und Flibustier zu machen. Gleichwohl wird man bei näherem Zusehen sofort des großartigen Verfalles dieser Küstenstadt gewahr. Der Hafen ist selten belebt, die Mauern sind vertrödelt und in den schlammigen Gräben wimmelt es von Kaimans und Schlangen.

Werfen wir einen Blick in das Innere Carthagenas. Es ist Abend. Allenthalben dringt aus den Häusern ein monotones Gemurmel; es sind Lobhymnen, welche die Familien zum Preise der unbefleckten Jungfrau absingen. Die Häuser, an denen wir vorüberwandeln, sind fast durchwegs aus Bambus aufgeführt, aber sie liegen allenthalben in Gärten und der betäubende Orangenduft dringt bis in die Wohnräume. In diesem Stadttheile wohnen fast nur Farbige und man sieht es ihnen an, daß sie des Lebens Sorge nicht sonderlich drückt. Alles zeigt heitere Mienen, die Kinder spielen und lärmen, die Erwachsenen der Familie gruppiren sich um den Hausvater, der auf dem »Tiplé«, einer kleinen Guitarre aus Cedernholz, heimatliche Klänge zum Besten giebt, oder seinem Weibe accompagnirt, das irgend ein monotones Lied herableiert.

In anderen Hütten giebt man sich dem Tanzvergnügen hin, dem sogenannten »Bambuco«, der lebhaft an den Tanz der Congo-Neger erinnern soll. Als Introduction wird ein Rundgang oder Umzug gehalten, worauf die Tänzer unter den anwesenden Mädchen ihre Wahl treffen. Auf

Digitized by Google

ein Zeichen der Muſikanten treten zwei Paare in die Mitte und der Tanz nimmt ſeinen Anfang. Der Tänzer führt dabei ſehr verwickelte Pas auf, ſchlägt Entrechats, ſtampft mit den Füßen und bewegt die Arme, um dem Tanze möglichſt viel Leben und Bewegung zu geben, während das Mädchen anfangs faſt ganz regungslos daſteht. Allmälich aber rührt ſie ſich von der Stelle und gleitet in Zickzacks oder Kreiſen über den Fußboden hinweg bis in die Nähe ihres Tänzers, dem ſie einen herausfordernden Blick zuwirft, und ihm dann mit raſcher Wendung den Rücken weiſt .... Beim Bambuco ſpielt übrigens auch der Geſang eine Rolle, und da dieſer faſt immer der poetiſche Erguß irgend eines wollköpfigen Dichters iſt, in deſſen Adern afrikaniſches Blut rollt, ſo dürften Tanz und Geſang von ziemlich gleichem Werthe ſein.

Ein viel friſcheres, lebendigeres Bild bietet das Leben und Treiben in den Straßen, zumal auf dem großen Marktplatze, über welchen wir mit der freundlichen Leſerin nun zu ihrer Erquickung einen Rundgang machen wollen. Welche herrliche Fülle der köſtlichſten Naturproducte! Da ſieht man Schildkröten-Eier zu Bergen aufgehäuft, das Dutzend zu zehn Kreuzer .... Daneben liegen Haufen von Rohzucker, Bananen, Cacao, Yuccas, Ignamen, Cocusnüſſe, Orangen und Ananas. Der mächtige große Cedrat liegt neben der rothfleiſchigen Pampelnuß, der Nispero neben der Pomarosa, welche einen köſtlichen Roſenduft von ſich giebt. Sauerſüße Chirimoya theilen den Platz mit wohlſchmeckenden Mandroños. Mit ihnen parfümiren die Frauen ihre Kleider. Dabei fehlt es nicht an zahlreichen anderen Geräthen und nützlichen Gegenſtänden, wie: die fleiſchigen Blätter der Agave, aus denen man die ſeidenartige Faſer zu Netzen und Stricken gewinnt; zierliche Petacas (Käſtchen aus geſpaltenen Blattſtielen geflochten), Strohmatten, Taſſen, Schüſſeln und überhaupt Kalebaſſen in allen Formen und Größen. Ein Negerknabe bietet den vorüberwandelnden Damen ſogenannte »Cocuyos« an, eine Käferart, deſſen Augen in der Dunkelheit einen eigenthümlichen phosphoreſcirenden Glanz verbreiten. Die Schönen Carthagenas benützen denſelben mit Vorliebe als originellen Haarputz, indem ſie drei, vier dieſer Käfer in ein kleines Netzſäckchen ſperren und dasſelbe in den Haaren befeſtigen. Der Lichtglanz ſoll ſo ſtark ſein, daß man beim Scheine, den eine Anzahl dieſer in einem Glaſe verwahrter

Digitized by Google

Insecten verbreitet, sogar lesen könne — offenbar eine arge Uebertreibung. Um die Thiere frisch und gesund zu erhalten, werden sie tagsüber in das Innere eines theilweise entleerten Zuckerrohres gesperrt, dessen Saft ihnen zur Nahrung dient.

Was dem Besucher des öffentlichen Marktes in Carthagena vor Allem auffällt, das ist die außergewöhnliche Schönheit der Mestizen, zumal der Frauen. Diese haben einen prächtigen Wuchs und alle ihre Bewegungen zeugen von angeborener Anmuth. Wenn man sie des Morgens in einzelnen Gruppen auf den Stadtbrunnen zuwandeln sieht, die Krüge graziös auf den Achseln haltend, meint man die schönsten antiken Gestalten vor sich zu haben. Der malerisch drapirte Ueberwurf verhüllt nicht neidisch die schöngeformte Büste; der kleine, zierliche Fuß ist untadelhaft, das Auge voll Feuer und von Lebenslust trunken.

Solche Staffage paßt recht wohl zu dem Bilde, das wir nun genießen, wenn wir Carthagena verlassen und mittelst Dampfschiff den gewaltigen Magdalena-Strom hinaufsteuern. Unser Besuch gilt den Städten Marinilla und Medellin und später der Hauptstadt Santa Fé de Bogota .... Die Einfahrt in den Tropenstrom ist von berauschender Großartigkeit, zumal in vorgerückter Dämmerstunde .... »Im Westen schwimmen rosarothe, dunkelrothe und purpurne Wolken auf orangefarbenem Grunde, der allmälich in helleres Gelb verläuft, während das Firmament im Zenith noch tief blau ist. Nach und nach schwächen sich alle Farbentöne ab, das Rosa geht in Lila, das Rothe in Violet über und das purpurne Gewölk wird blaugrau, bleibt aber von einem goldenen Rande eingesäumt« .... Dieses Schauspiel währt eine Zeit, dann erhebt sich im Osten der bleiche Mond und gießt magisches Licht in die erhabene Landschaft. In der Abendstille hört man die Baumgrille zirpen und der Regulus singt eine förmliche Tonleiter. Aus dem Schilfe ertönt der Ruf der Otter, in der Ferne verhallt das Gebrülle des Tigers, indeß am nahen Ufer die Kaimans mit ihren Kinnladen klappern und das Faulthier seine weinerliche Stimme vernehmen läßt .... Noch zaubervoller mag das Bild am Morgen sich ausnehmen, wenn die würzige Luft von der sangesfreudigen gefiederten Welt und von den Prachtexemplaren tropischer Schmetterlinge erfüllt ist. Im Dickicht flattern dann Papageien lärmend umher und oben in den

Wipfeln finden sich paarweise die blauen, rothen oder grünen Aras ein. Dazwischen schwebt schwerfällig der Pfeffervogel, oder tummeln sich Schwärme von Sperlingen, die hier ein höchst farbiges, buntes Gefieder besitzen. Der Cardinal läßt seine pfeifenden und zischenden Töne vernehmen und schmucke Witwenvögel schaukeln sich auf steifen Grashalmen .... Nicht minder herrlich nehmen sich die Pracht-Schmetterlinge aus: die goldgelben Callidryas, die Hymeniten, der stattliche Eresbusstrin und der grün-blaue Morpho Menelaus.

Zu dieser Naturherrlichkeit bilden die Bewohner eine höchst bescheidene Staffage; kaum daß sie die Fülle, welche ihnen die Vorsehung in den Schoß geworfen hat, zu würdigen verstünden. Von einer Gesellschaft ist in den größeren Städten, wie Medellin, Marinilla, Rio Negro, Antioquia u. s. w., kaum die Rede. Nur die Frauen machen einander Besuche, und wenn diese erledigt sind, strömen sie in Begleitung ihrer Teppichträger in die Kirche, um vor dem Ewigen Gnade für ihre Trägheit und ihren Müßiggang zu finden. Die erwähnten Teppichträger sind deshalb da, um in den sitz- und bänkelosen Gotteshäusern ihre Teppiche auf die Steinplatten auszubreiten, damit die Herrinnen nicht etwa Knieschmerzen bekämen. Der Teppichträger ist eine Art Charakterfigur aller um den Aequator herumliegenden Länder und jedes gute Haus hält einen solchen. Er ist entweder Neger oder Mestize und wird für sein schweres Amt eigens herangebildet. Auch vertritt er in mancher Familie die Rolle eines Gespielen, oder — was offenbar schlimmer ist — eines Prügeljungen.

Ueber die gesellschaftlichen Zustände in Columbia können wir uns kurz fassen. Ist das öffentliche Leben schon an sich einförmig und langweilig, so gilt dies in noch höherem Grade von den einzelnen Familienzirkeln. Wir haben schon einmal erwähnt, daß die Frauen fast den größten Theil des Tages in den Kirchen zubringen, oder sich gegenseitige Besuche abstatten. Der Sonntag bringt in dieses einförmige Dasein eine kleine Abwechslung. Im Empfangszimmer des Familien-Oberhauptes versammeln sich dann zu irgend einer festgesetzten Tageszeit die schwarzäugigen Frauen und Mädchen, indem sie auf abgenützten Sofas oder vollends auf langen, mit Teppichen belegten Bänken Platz nehmen. Dann werden

Digitized by Google

die jungen Leute empfangen und die Unterhaltung, falls dieser Ausdruck erlaubt ist, nimmt den allergewöhnlichsten Verlauf.

Für intimere Beziehungen sind übrigens diese officiellen Empfänge nicht geschaffen. Das weiß die junge Welt in Columbia recht gut und so findet sie andere Mittel und Wege, sich unter vier Augen entsprechende Privat-Amusements zu machen. Was auf den abendländischen Promenaden der Dandy oder, derber ausgedrückt, der »Pflastertreter« ist, das ist für die columbischen Städte der Eckensteher. Er treibt sich stundenlang an den Straßenecken herum, rauchend und spähend, und seinen Blicken entgeht keine Bewegung an den vergitterten Fenstern. Gewöhnlich erhofft er das freundliche Entgegenkommen irgend einer Schönen, die dann seine Auserwählte — seine »Aguinaldos« ist.

Eine wesentliche Zerstreuung bieten die sogenannten »Zwölf Nächte« (vom fünfundzwanzigsten December bis sechsten Januar), in denen es ausnahmsweise etwas lebhafter und unterhaltender hergeht als gewöhnlich. In dieser Zeit allgemeiner Heiterkeit ist es auch dem Fremden unbenommen, in dieser oder jener Familie vorzusprechen und er wird immer willkommen sein. Junge Leute machen einander Geschenke, und es geht dabei her wie mit unserem Vielliebchen. Wer den andern überrascht und zuerst sieht, ruft laut: »Meine Aguinaldos!« und bekommt ein Geschenk. Sind die Nächte duftig und sternenhell — und sie sind es beinahe das ganze Jahr hindurch — dann gehen die jungen Männer vor das Haus irgend einer erkorenen »Muchacha« und bringen ihr ein Ständchen. Vielleicht hat sie ein solches erwartet, vielleicht auch nicht; gewiß ist, daß sie recht bald auf den Balkon hinaustritt, dem Gesange und dem Guitarrenspiele horcht und als Zeichen des Dankes eine Blume hinabwirft.... Das ist Alles. Sonstige öffentliche Unterhaltungen kennt man in Columbia so wenig wie in Venezuela, ja, die Städte des ersteren haben es nicht einmal noch zu einem Theater gebracht, da die Geistlichkeit eine jede Dame, die die Bretter betreten wollte, sofort in Acht und Bann erklären würde. Das sogenannte »Theater« von Medellin besteht zum Beispiel aus einer Bude, dessen Parterre weder Sitze noch eine Bedachung hat und die Rollen nur von den Männern für Männer gespielt werden. Diese rauchen und spazieren in dem geschlossenen Raume auf und ab, jene improvisiren, was das Zeug

Digitized b

hält. Wie die Kunst hierbei wegkommt, das möge die freundliche Leserin selbst beurtheilen ....

Der nächste der südamerikanischen Freistaaten, dem wir unseren Besuch abzustatten haben, ist Ecuador, das Land zu beiden Seiten des Erdgleichers, ein Gebirgsland von den großartigsten Dimensionen, überreich an mächtigen, über Granit- und Porphyrmassen stürmenden Bergströmen. Die Anden durchziehen die Republik von Südsüdwest nach Nordnordost in parallelen Cordilleras (Ketten) und begrenzen mit ihren Knoten von Savanilla, Assuay, Chisinche und Huaca drei große Hochplateaus. An diese schließen einige räumlich beschränktere Becken, oder Hochthäler, und das berühmteste derselben ist dasjenige von Quito .... Der Reisende, der tagelang durch üppige Tropenwälder geritten ist, kann auf dem fünfzehntausend Fuß hohen Passe des Chimborazzo in das regelrechteste Hagel- und Schneewetter bei eisigem Sturme gelangen. Nach der Süd-See drängen sich übervolle Ströme, bald in Cascaden und Stromschnellen, bald geräuschlos, aber reißend zwischen breiten Ufern dahineilend, an dem undurchdringlichen Chaos der Urwälder vorüber. Am Gestade selbst ziehen ganze Waldungen von Cocospalmen; im Schlamme aber wimmelt es von Crocodilen und die dreisten Bestien schleichen sich bis in die Nähe der menschlichen Wohnungen und entführen Thiere und Menschen in ihr trübes Element .... In der Gebirgswelt der ecuadorianischen Andes genießt man ein anderes, weit imposanteres Schauspiel. Hier drängen sich auf engem Raume die höchsten Gipfel Amerikas, meist thätige Vulcane, zusammen. Zwischen Quito und Riobamba, also auf einer Strecke von kaum fünfundzwanzig Meilen, dehnt sich eine einzige geschlossene Kette von fünfzig Vulcanen. Die bedeutendsten der ecuadorianischen Feuerberge sind der Chimborazzo, der Cotopaxi und Antisana. Seiner eigenthümlichen, streng regelmäßigen, das heißt: kegelförmigen Gestalt wegen ist der Cotopaxi unter allen Vulcanen der Erde vielleicht der merkwürdigste, der berühmteste der Chimborazzo, der lange für den höchsten Berg der Erde galt.

Ehe wir in einige ethnographische Details eingehen, möchten wir eine knappe Gesammt-Charakteristik von den Bewohnern Ecuadors geben. Hierzu brauchen wir wahrlich nicht vieler Worte. Ecuadorianer ganz reiner, weißer Abkunft giebt es sehr wenige. Eine »Aristokratie der Farbe«,

Digitized by Google

wie ſie beiſpielsweiſe in Nord-Amerika beſteht, exiſtirt demnach hier nicht. Nicht die Race, ſondern der Beſitz giebt den Ausſchlag in der geſellſchaftlichen Stufenleiter. Der Neger verachtet zwar den Indianer, und umgekehrt; der Weiße und Alle, die nur einen Tropfen ſpaniſchen Blutes in ihren Adern haben, ſehen mit Geringſchätzung auf die erſten beiden Racen herab, aber ein eigentlicher Rangunterſchied beſteht doch nur im Geldbeſitz. Neben dem allmächtigen Piaſter haben Farbe und ſelbſt Tugend und Talent keine Geltung mehr. Dieſe Grundcharakteriſtik des ecuadorianiſchen Volkes könnten wir nun mannigfaltig variiren, aber wir beſchränken uns auf die Skizzirung einiger Lebensbilder, deren Element hauptſächlich das ſchöne Geſchlecht bildet.... Schon in Guayaquil, der Hafenſtadt mit ihren primitiven Bambuhäuſern, bekommen wir einen ſchwachen Vorgeſchmack von den Herrlichkeiten, die uns in den größeren Städten der Hochplateaus erwarten dürften. Die Frauen neigen zur Fettleibigkeit und machen einen übermäßigen Gebrauch von der Schminke, welch' letztere ihnen wohl jenen Ruf ſteter Jugendfriſche verſchafft hat, den kurzſichtige Reiſende wahrgenommen haben wollen. Mit dieſer Friſche und Schönheit mag es daher ſeine guten Wege haben, ebenſo mit dem gerühmten hellen Teint, den hellen Augen und Haaren, welche in Guayaquil häufiger als irgend ſonſtwo in Süd-Amerika angetroffen werden ſollen. Die ecuadorianiſchen Damen ſcheinen übrigens auf die Conſervirung ihres Teints ſehr bedacht zu ſein. Sie legen auf Reiſen eigens zu dieſem Zwecke verfertigte Seidenmasken an und verwenden überhaupt viel Sorgfalt auf ihr Aeußeres. Dies gilt ganz beſonders

Landhaus an der Küſte von Ecuador.

Digitized by Google

von den Frauen der Stadt Cuenca, welche bereits in zweitauſend ſechshundert Meter Seehöhe liegt, alſo für uns eine Art Zwiſchenſtation vom Geſtade in's Hochthal von Quito bildet.

Quito, die Hauptſtadt der Republik, iſt eine der höchſtgelegenen Städte der Welt und die dortige Luft immer ſo kühl, daß die Leute, wenn ſie ſich Abends beſuchen, in den Salons die Mäntel nicht ablegen. Darin liegt eigentlich die ganze Merkwürdigkeit der ecuadorianiſchen Capitale, die ſonſt regelmäßig gebaut iſt, aber einen unvortheilhaften unwohnlichen Eindruck macht. Dies gilt ganz beſonders von den Häuſern, an denen man nirgends Fenſterſcheiben ſieht .... Den Glanzpunkt der Stadt bildet der mit Springbrunnen verſehene Hauptplatz, auf dem ſich die elegante Welt allabendlich ihre Stelldicheins giebt. Dieſe elegante Welt ſelbſt bedarf aber einer kurzen Charakteriſtik .... Die Frauen wären im Allgemeinen hübſch zu nennen, doch ſind auffallende Schönheiten faſt ebenſo ſelten wie ausgeſprochene häßliche Geſichter. Was die Reinlichkeit und überhaupt die äußere Eleganz zu wünſchen übrig läßt, das erſetzt eine gewiſſe angeborne Anmuth, eine vornehme Würde und eine gewählte Sprache, die in der Geſellſchaft der nördlich des Aequator liegenden Freiſtaaten etwas ganz ungekanntes iſt. Auf der Straße erſcheinen die Damen meiſt in ihre Mantillen gehüllt, und zwar werfen ſie dieſelben derart um, daß die eine Hälfte des Geſichtes verdeckt wird, die andere aber frei bleibt. Ob dieſe Coketterie, in der die Einäugigkeit ſo glänzend zur Geltung kommt, den Quiteñas beſonders vortheilhaft iſt, möchten wir dahingeſtellt ſein laſſen. Die Damen der beſſeren Stände tragen die Mantilla übrigens auch im Hauſe, und ſie

Dame aus Cuzco.

Digitized by Google

thun gut daran, da ihre übrige Toilette meiſt ſehr viel zu wünſchen übrig läßt. Auch ſind Handſchuhe, ja, ſogar Strümpfe, ganz unbekannt; die Füße ſtecken ſplitternackt in den Schuhen.

Alle dieſe barbariſchen Halbheiten und Zerrbilder der Civiliſation werden durch das Miſchgeſchlecht der Meſtizen repräſentirt. Unter den achtzigtauſend Bewohnern Quitos ſoll es mindeſtens ſiebzigtauſend Miſchlinge geben; den Reſt begreifen die reinblütigen Eingebornen (Indianer), während die Familien rein weißer Race an den Fingern abzuzählen ſind. Von den Indianern der Diſtricte an den öſtlichen Abhängen der Cordilleren ſind die halbchriſtlichen und beinahe ganz unter geiſtlicher Herrſchaft ſtehenden Napos erwähnenswerth. Es herrſcht die Monogamie unter ihnen, und Früh-Ehen, ſonſt eine Eigenthümlichkeit der Aequatorialgebiete, werden äußerſt ſelten eingegangen. Gewöhnlich werden die Mädchen im ſechzehnten oder ſiebzehnten Lebensjahre geehelicht. Ein liebenswürdiges Geſchlecht ſcheinen übrigens die Napos-Frauen nicht zu ſein. Für die Unbill, die ihnen dadurch zugefügt wird, daß ſie beinahe die ganze Tagesarbeit auf ſich laſten haben, wiſſen ſie ſich durch eine eigenthümliche Art von Selbſthilfe ſchadlos zu halten. Sie reichen nämlich ihren Gatten, deren ſie überdrüſſig geworden ſind, einen Abſud von Datura sanguena, deſſen Genuß unheilbare Blödigkeit hervorruft. Tritt dieſer Fall bei dem ſo meuchlings Vergifteten ein, dann ſteht es der Giftmiſcherin frei, mit einem anderen Manne die Ehe einzugehen. Uebrigens wiſſen dieſe Huldinnen auch mit dem Blasrohre, aus dem vergiftete Pfeile geſchleudert werden, ſehr geſchickt umzugehen .... Von den Jivaros-Indianern berichtet Orton, daß ſich bei ihnen die Sitte findet, daß bei einem Geburtsfalle nicht die Frau, ſondern der Mann ſich in das Wochenbett — oder richtiger: in die Hängematte — legt und ſich mit allerhand Leckerbiſſen füttern läßt ....

In Ecuador liegt die geſammte Erziehung der Jugend in den Händen der Jeſuiten. Sie mag nach unſeren Begriffen eine mangelhafte, ja, vielleicht eine verfehlte ſein — ſicher iſt, daß beiſpielsweiſe in Quito ein recht lebhaftes Streben nach höherer Ausbildung ſich geltend macht. Das hieſige Jeſuitencolleg begreift eine Univerſität, ein aſtronomiſches Obſervatorium, eine Bibliothek von zwanzigtauſend Bänden, ein Seminar und ein Muſeum in ſich. Auch eine polytechniſche Schule beſitzt die Hauptſtadt, und die

Digitized

wiſſenſchaftlichen Sammlungen ſind geeignet, wie ein neuerer Berichterſtatter geſteht, ſelbſt das Erſtaunen des Fremden zu erregen. Ob ſolche geiſtige Strebungen geeignet ſein könnten, auch auf die ſocialen Verhältniſſe einen läuternden Rückſchlag auszuüben, darf gleichwohl bezweifelt werden angeſichts der Race-Eigenthümlichkeiten des Meſtizengeſchlechtes, das in ſittlicher Beziehung entweder gar nicht oder nur unmerklich vorwärts ſchreitet ....

Im Süden von Ecuador erſtreckt ſich, beinahe bis in die Mitte des Wendekreiſes reichend, der meiſtgenannte der ſüdamerikaniſchen Staaten — die Republik Peru. Auch hier ſind die geſellſchaftlichen, geiſtigen und politiſchen Verhältniſſe nach der hinlänglich bekannten Schablone zugeſchnitten, und wir würden unſere Leſer ermüden, wollten wir immer wieder auf die wenig erquicklichen Erſcheinungen jener Halbcultur zurückkommen, die eine Eigenthümlichkeit des ſpaniſchen Amerika iſt .... Dennoch hat Peru auch ſein eigenartiges, nur ihm zufallendes Gepräge, und zwar ebenſo ſehr in phyſiſcher, wie in ſocialer und politiſcher Beziehung. Die Politik liegt wohl ganz außer dem Bereiche unſerer Beobachtungen. Wir übergehen ſie und werfen nur einen flüchtigen Blick auf die Phyſis des Landes, die in der That eine überraſchende Abwechslung von derjenigen der bisher durchwanderten Gebiete aufweiſt.

Wenn wir von der flachen und öden, durch die anſtürmenden Wellen in Silberſchaum getauchten Küſte unſere Blicke landeinwärts ſenden, ſo gewahren wir nichts als eine troſtlos kahle Geſtade-Ebene, in deren einförmigem Grau kaum einzelne Palmenwipfel auszunehmen ſind. Gleichwohl hat dieſes Bild etwas Großartiges an ſich, und zwar durch ſeinen unbeſchreiblich impoſanten Hintergrund. Wo die Ebene nämlich endet, dort ſetzt die Cordillere an, und ſie erhebt ſich als ein einziges ſtarres Gebilde ohne eigentliche Uebergänge bis in die Region des ewigen Schnees empor. Ueberall ein Meer von Zacken und Hörnern, wie nach der Schnur geordnet in hintereinander liegenden Couliſſen; dazwiſchen ſchroffe Einſchnitte mit reizvollen Durchblicken in das rauhe Hochland, wo die Wolken lagern und helle Schneefelder im Sonnenlichte funkeln.

Dieſer Anblick entſchädigt uns hinlänglich für den mageren Genuß, den uns die Städte des Geſtadelandes ſelbſt bieten. Die wichtigſten der-

Digitized by Google

ſelben ſind die Hafenſtadt Calao und die Capitale der Republik, Lima. Zwiſchen beiden Orten zieht eine kurze Küſtenbahn, und wir wollen annehmen, daß wir die gänzlich reizloſe Fahrt längs der ſandigen Fahrſtraße und der hohen Lehmmauern glücklich hinter uns haben .... Eine glasgedeckte Bahnhofshalle nimmt uns auf. Ein einziger Blick auf das anweſende Volk genügt, um zu ſehen, was Lima zu bieten in der Lage iſt. Da iſt beinahe jede Race, jede Racenmiſchung vertreten; man ſieht Weiße, Rothhäute, Chineſen und Neger, dann Meſtizen und Mulatten, Cholos und die zahlreichen Repräſentanten all' jener unzähligen Blutvermiſchungen, welche Lima zu einer Art ethnographiſchem Unicum machen. Wenig erbaut von ſolchem Anblicke ſtürzen wir uns in das Gewühl der Menge und in das Gewirre der Straßen, die in ſchnurgeraden Richtungen laufen und der peruaniſchen Hauptſtadt faſt das Ausſehen eines rieſigen Schachbrettes verleihen. Die Häuſer ſind meiſt ein-, ſelten zwei- oder dreiſtöckig, und ihre Fluchten treten ſo nahe aneinander, daß die Gaſſen zwar einer erquickenden Kühle nicht entbehren, dafür aber den Uebelſtand eines höchſt unzuverläßlichen Halbdunkels in ſich ſchließen.

Die meiſten Häuſer ſind aus Lehm ausgeführt. Ihre ungetrübte Exiſtenz verdanken ſie einer phyſikaliſchen Eigenthümlichkeit des Geſtadelandes, das iſt: der Regenloſigkeit. Ein atmoſphäriſcher Niederſchlag iſt hier etwas Unbekanntes. Alle Wolken, welche dem Stillen Ocean entſteigen — und die Wolkenbildung iſt ſo ſtark, daß der Himmel beinahe das ganze Jahr hindurch getrübt iſt — ziehen nach den hohen Küſtengebirgen, wo ſie, und zwar jenſeits der Waſſerſcheide, als Regenſchauer niedergehen. Daher auch dieſe ewige Dürre an der Küſte, dieſes ununterbrochene Grau in der Landſchaft, dieſer fühlbare Mangel an Vegetation, die ſich lediglich auf einzelne Palmen- und Bananengruppen beſchränkt .... Auch Lima trägt den Typus dieſer Einförmigkeit. Mit wahrhaft ſpartaniſcher Genügſamkeit bewundern die Städtler die Gartenanlage auf der großen »Plaza mayor«; man hat ſie mit einem Gitter umgeben und an der Außenſeite Ruhebänke angebracht, damit die Lechzenden dieſe beſcheidene Erquickung wenigſtens mit einiger Bequemlichkeit genießen können. Auf der ſehr geräumigen Plaza bemerkt man übrigens auch einreihige Alleen, ſie ſpenden aber weit weniger Schatten als die bedeckten Säulengänge, welche auf drei

Digitized by Google

Seiten rings um den Platz laufen; auf der vierten ragt die prächtige doppelthürmige Cathedrale empor, und man wird sonach begreifen, wenn Limas Bewohner auf nichts so stolz sind, wie auf ihren fashionablen Rendezvousplatz, auf welchem sich Abends nach Sonnenuntergang in der That ein höchst farbiges, bewegtes Leben entfaltet.

Unter den Säulengängen hat sich schon in den ersten Dämmerstunden die müßige Welt eingefunden, um in den dortigen Kaffee- und Billardsälen Zerstreuung zu suchen, oder in den zahlreichen Eisbuden Erfrischungen zu sich zu nehmen. Wenn dann die nackten starren Riesenhöhen der Cordillere ihre breiten Schatten über die Stadt legen und die Sonne in die Purpurgluth des fernen Meeres hinabtaucht — lebt Lima auf, wie aus schwerem Zauberschlafe. Was uns besonders interessirt, ist die schöne Welt, die sich allabendlich auf der Plaza einfindet. Erwägt man, daß die Limeñas im Rufe stehen, die schönsten Frauen Süd-Amerikas zu sein, so drängt es uns wohl sehr, unsere Neugierde zu befriedigen .... Bald ziehen die schwarzverhüllten Señores und Señoritas die Säulengänge herauf, immer dichter werden die Gruppen vor der Gartenanlage des Platzes, in der Springbrunnen plätschern. Zauberhaft irrlichtern die Silberfunken über die grünen Büsche, aus deren Dickicht weiße Statuetten hervorleuchten. Mit der Gluth des Abendroths wetteifern aber die Hunderte funkelnder Augen, die in die bewegten Gruppen tauchen. Die braunen Caballeros sind sehr zahlreich vertreten; sie sind galant und verstehen es, ihren Erwählten noch süßere Töne in's Ohr zu flüstern, als die der Verdi'schen Melodien es sind, die über den weiten Platz verklingen. Andere Ritter geleiten die zierlichen Dämchen unter die Säulengänge, die nun in einem förmlichen Lichtmeere erglänzen. Hier wetteifern in der That die intensiven Flammen mit dem fascinirenden Augenspiele der Señoritas, wenngleich sie ihrer Seele dadurch Kühlung zuführen, daß sie fleißig Eis consumiren .... Uebrigens beschränkt sich dieses Nachtleben nicht auf den öffentlichen Platz allein. Die Balkone aller benachbarten Häuser sind allenthalben dicht besetzt und aus dem Innern der Wohnräume ertönt Gesang und Saitenspiel. Denkt man sich das laute und lebensfrohe Volk hinzu, und die schreiende Menge zahlreicher Gelegenheitshändler, die aus dieser öffentlichen Belustigung gleichfalls ihren Nutzen ziehen wollen, so

Digitized by Google

gewinnt man in der That ein Bild, das einem immerwährenden Carneval auf ein Haar gleicht.

Unterbrechungen findet dieser letztere übrigens ziemlich häufig, und zwar in Folge der immerwährenden inneren politischen Wirren, in welcher Hinsicht Peru vielleicht schlechter daran ist, als irgend sonst ein südamerikanischer Freistaat. Das Land krankt an beständigen inneren Krisen, die oft auf die blutigste Art ausgetragen werden. Jeder Systemwechsel zieht dann allemal eine gänzliche Neugestaltung der Personalverhältnisse nach sich, das heißt: die siegreiche Partei bringt ihre Anhänger und Angehörigen zu Amt und Würden, während die Unterliegenden oft jäh aus glänzender Höhe in ihr früheres Nichts zurücksinken .... Das ist natürlich auch die Schattenseite des socialen Lebens in Lima, da jede Erhöhung und jeder Sturz nur von vorübergehender Dauer ist und das Familienleben unter solchem Wechsel beständig Schaden nimmt. Glückliches, sorgloses Genießen ist demnach wahrlich nicht der Wahlspruch der vielgeprüften Bewohner Limas und der anderen großen Städte.

Unter diesen ist Cuzco, die alte historische Residenz der Inkas (Cozco), die weitaus interessanteste. Zwar erinnert nur wenig mehr an die schöne Vergangenheit, um so größeres Selbstbewußtsein erfüllt aber die »weißen« Familien, die, wenn es nur immer angeht, mit Vorliebe ihre Stammbäume bis auf Pizarro, den grausamen Vernichter des Inka-Reiches, zurückführen. Man findet diese Stammbäume häufig auf die Treppenwände gemalt und sie ersetzen in solchem Falle den fehlenden Bilderschmuck. Eine andere Reminiscenz aus der Vergangenheit sind peruanische Alterthümer, meist verstümmelte Figuren von Inkas, welche in keinem Salon fehlen dürfen. Sonst sieht es in diesen letzteren sehr öde und langweilig aus. Die Damen führen ein Leben, welches von jenem in Lima einigermaßen absticht. Ihre Vergnügungen beschränken sich auf jene wechselseitigen Abendbesuche, die auch bei ihren columbischen und ecuadorianischen Schwestern die einzige Zerstreuung nach des Tages Last und Arbeit bilden.

Ja, die Cusqueñas (sprich: Kuskénjas) arbeiten; sie beschäftigen sich mit Stickereien, oder bereiten Sorbets. In den Salons fehlt es zwar nicht an Pianos, aber selten findet sich Jemand, der es anrührt, und ein Notenheft ist oft Monate hindurch an derselben Stelle aufgeschlagen. Neben

Digitized by

der vereinsamten Lage Cuzcos, fern vom Meere und den spärlichen civilisatorischen Einflüssen, unter denen Lima halbwegs gedeiht, entrückt, ist dort auch die Racenmischung nicht ohne Einfluß geblieben. Der Ahnenstolz einzelner Familien findet eine recht trübselige Illustration in der gewöhnlichen Aeußerung, die man aus dem Munde der Frauen von Cuzco vernehmen kann: »Somos Indias, para que negarlo?« (Wir sind Indianerinnen, können wir es leugnen?) .... In der That ist bei den Cusqueñas der indianische Typus unverkennbar, und ihre Gesichtsfarbe ist entschieden brauner, als die der Frauen der Gestadestädte. Cuzco liegt übrigens 3350 Meter hoch, also in einer Höhe, wo die Luft so dünn, die klimatischen Einflüsse so eigenthümlicher Art sind, daß eben nur ein Mischgeschlecht hier oben leidlich gedeihen kann. Erheiternd sind die zahlreichen Anachronismen, welchen man in Cuzco in den Salons auf Schritt und Tritt begegnet. So will es viel heißen, wenn eine Dame, welche »mit der Mode geht«, Toilettestücke besitzt, die um die Kleinigkeit von vierzig Jahren zurückreichen. Gewöhnlich findet man die tollsten Verquickungen; einige Frauen tragen auch das alte Nationalcostüm, und ein solches kann der Leser aus unserer Illustration ausnehmen. Die Schminke steht in hohem Ansehen, und die Schönen, die ihrer bedürfen, sind naiv genug, selbst von Gästen oder männlichen Besuchern den Liebesdienst einer Schminkoperation zu begehren. Im Uebrigen sind die Cusqueñas auch schüchterner und im Umgange unbeholfener als die Frauen Limas oder Callaos ....

Damit hätten wir einige charakteristische Züge aus dem Familien- und Frauenleben der peruanischen Städte erschöpft. Von der südöstlichen Grenze Perus brauchen wir in der grandiosen Gebirgswelt der Andes nur eine Stufe höher zu steigen, um in ein anderes Land — nach Bolivia zu gelangen. Wir befinden uns hier im höchsten und gebirgsreichsten Gebiet der ganzen neuen Welt. Hier, auf der Hochebene zunächst der Grenze, liegt der Titicaca-See in 3842 Meter Seehöhe. In der nur wenig höheren Bergwerksstadt Potosi ist die Luft so dünn, daß der Europäer unausgesetzt an Athembeklemmungen laborirt. Daß unter solchen Umständen für unsere Schilderungen nur wenig abfällt, versteht sich von selbst, und wir haben nur Einiges über La Paz, die bolivianische Hauptstadt, zu berichten.

Digitized by Google

La Paz zählt circa fünfundſiebzigtauſend Einwohner und wird von Europäern, die hier unabwendbar dem »Soroche«, einer räthſelhaften Bergkrankheit, verfallen, faſt ganz gemieden. Das Leben in dieſer Stadt iſt demnach ſo einförmig, wie die Natur ringsum abgeſtorben und öde iſt. Von einer Vegetation iſt nirgends die Rede und ſelbſt der Schmuck der öffentlichen Promenade beſteht nur aus etlichen Obſtbäumen, die kümmerlich vegetiren. Dennoch hat ſelbſt in dieſe Einſamkeit am Fuße des mächtigen Schneeberges Illimani (7250 Meter) franzöſiſche Mode und franzöſiſches Weſen Eingang gefunden, und die bolivianiſchen Damen ſollen darin ſelbſt ihren Schweſtern in der civiliſirten Welt nichts nachgeben, zum mindeſten an Eifer nicht. Dabei bleibt aber an der hochlöblichen Faſhion immer einige autochthone Barbarei haften; zu Hauſe ſollen nämlich die Frauen von La Paz eine merkwürdige Abneigung gegen Toiletten-Luxus haben, eine Abneigung, die ſie dadurch an den Tag legen, daß ſie ſich allezeit des tiefſten — Negligé befleißen. Höchſtens, daß ſie bei Empfängen einen Shawl überwerfen und damit Geheimniſſe verhüllen, die eben nicht immer ſolche der vortheilhafteſten Art ſein mögen .... Erwähnen möchten wir noch, daß unter den wenigen Europäern die Spanier und Franzoſen die Majorität bilden; die Zahl der Deutſchen iſt eine verſchwindend kleine ....

Indianerin aus Cuzco.

An der Südgrenze Boliviens nehmen zwei andere Freiſtaaten ihre Ausdehnung, die den hier bereits ziemlich ſchmalen Südtheil des Continents von Ocean zu Ocean ausfüllen. Auf der paciſiſchen Seite erſtreckt ſich Chile, ein verhältnißmäßig ſchmales Landgebiet, das ſich nur auf den

Raum zwiſchen Meer und Cordillere beſchränkt; den viel bedeutenderen Raum zwiſchen Cordillere und der atlantiſchen Küſte einerſeits und dem Stromgebiete des La Plata andererſeits umfaßt die Republik Argentinien, auf die wir ſpäter zu ſprechen kommen.

Chile ſteht ſeit Langem im Rufe, unter allen ſüdamerikaniſchen Ländern das geordneteſte Staatsweſen zu ſein, und neben einem muſter-

Gaucho Frau.

giltigen Adminiſtrations-Apparat eine betriebſame, ordnungsliebende Bevölkerung zu beſitzen, wodurch das Land niemals zum Tummelplatze politiſcher Leidenſchaften und ehrgeiziger Strebungen Einzelner werden konnte; Erſcheinungen, die den bisher durchwanderten Ländern zu beiden Seiten des Aequators unverkennbar den Stempel des ſtets Wandelbaren, des immer Werdenden und Vergehenden — des Chaos aufdrücken. Der Ehrgeiz der Chilenen beſchränkt ſich einzig und allein auf Wahrung und Entwicklung ihres Wohlſtandes und ihrer nationalen Tugenden. Sie ſelbſt

vergleichen sich mit Vorliebe mit den Californiern, und wenn in diesem Vergleiche nun auch nicht Alles und Jedes zum Vortheile der Chilenen ausfällt, so springen doch zwei berechtigte Momente in die Augen: der bedeutende Reichthum an Erzen, namentlich Edelmetallen, den die Anden-Kette enthält, und zweitens: die Gastfreundschaft und fröhliche Herzlichkeit, welche alle gesellschaftlichen Kreise auszeichnet. Die Chilenen sind ein durch und durch liebenswürdiges, dem Europäer sympathisches Volk. Alle Reisenden loben den anmuthigen Gesellschaftston, der im Kreise der sogenannten »Aristocracia de sangre azul« herrscht, die gewählten Umgangsformen und die angeborne Grazie, welche namentlich den Frauen im hohen Grade eigen ist. Das Familienleben läßt wenig zu wünschen übrig, und wie vielleicht nirgends anderswo auf südamerikanischen Boden, wird sich der Fremde so rasch den localen Gebräuchen und Verhältnissen accommodiren, wie in dem einen oder anderen vornehmen Hause Valparaisos oder Santiagos.

Ein Hauptgrund zu dieser raschen gegenseitigen Verständigung mag wohl darin liegen, daß in Chile fast jede Familie der höheren Stände ein Mitglied besitzt, das im Abendlande entweder dauernden Aufenthalt genommen, oder einem oder dem anderen Culturstaat seinen Besuch abgestattet hat. Erwägt man, in welcher crassen Ignoranz die Damen Mexikos leben, und welche barbarische Local-Eigenthümlichkeiten — die eine Folge der ausgiebigsten Blutmischung sind — die Gesellschaft in den früher durchwanderten Gebieten beherrschen, zumal in denen nördlich des Aequators, so liegt der Unterschied, der hier zwischen den Chilenen und den übrigen spanisch-amerikanischen Elementen besteht, auf der Hand.

Den ersten vortheilhaften Eindruck, den man in Chile gewinnt, sind die Niederlassungen selbst, zumal die Hauptstadt des Landes, Santiago. Die Straßen sind wohlgepflastert und rein, die Häuser zierlich, dem öffentlichen Verkehr ist, trotz des südlichen Temperaments der Bewohner, eine gewisse Gemessenheit aufgeprägt. Es ist das Bild ungeschmälerter Behaglichkeit und strengster Ordnung, das Einem auf jedem Schritte entgegentritt. Wenn wir die gewonnenen Bilder des öffentlichen Lebens, wie es in Carthagena, Medellin, Guayaquil, Lima, Cuzco und La Paz sich vor unseren Blicken entrollte, mit den täglichen Erscheinungen in Santiago

Digitize

vergleichen, so muß dieser Vergleich unbestreitbar zum Vortheile der letzteren Stadt ausfallen.

Treten wir zunächst in das Heim einer vornehmen chilenischen Familie. Ein solches Heim, lustig und geschmackvoll zugleich, besteht gewöhnlich aus einem Erdgeschosse mit schmaler Fronte, in welcher sich der Haupteingang befindet. Nach Zurücklegung des Flur nimmt uns ein gartenähnlicher, hallengesäumter Hofraum auf, nach welchem die Ein- und Ausgänge der verschiedenen Wohnräume führen. Dieses bauliche Arrangement scheint für ein idyllisches Leben wie geschaffen; man ist dem Straßenleben entrückt und kann sich zwanglos in dem Hofgarten ergehen. Keine lästigen Nachbarn beirren das fröhliche oder intime Treiben der Familienglieder. Für Empfänge sind fast immer die nach der Straßenseite liegenden Wohnräume reservirt, und an deren Fenstern finden sich dann auch häufig, namentlich in den kühlen Abendstunden, die schönäugigen, anmuthigen Señoritas ein, um mit ihren Bekannten vorübergehend zu plaudern, oder ihre Besuche entgegenzunehmen. Niemand kommt ungelegen, und wer gesellig ist, verbringt in solchen Kreisen die traulichsten Abende. Flüchtige Weltfahrer, die wie der Wallensteinische Reiter »auf Erden kein bleibend Quartier« haben, wissen von solchen Familien-Unterhaltungen zu erzählen.

Die Schönheit der chilenischen Frauen soll nach allgemeiner Versicherung über alle Zweifel erhaben sein. Es rührt dies wohl hauptsächlich daher, daß die vornehmen Familien ihre spanische Abkunft beinahe unvermischt erhalten haben. Ein Anblick, wie jener zahlreicher schwarzverhüllter Beterinnen im Dunkel der Gotteshäuser, oder — dem Contrast zuliebe — der prächtige Kranz classisch schöner Gestalten in den leichten, duftigen Abend-Toiletten im städtischen Theater, mag in der That einzig in seiner Art sein. Die Ungezwungenheit des Verkehrs zwischen Personen verschiedenen Bildungsgrades benimmt hierbei der Gesellschaft jene steife Grandezza, welche gerade in der spanischen Race unvermischten Blutes in oft übertriebenem Grade zur Geltung kommt. Andere Berichterstatter wissen nicht genug Lobenswerthes über die chilenischen Mädchen zu erzählen, und sie setzen mit einer gewissen Bekümmerniß hinzu, daß sie leider etwas zu sehr dem verderblichen Einflusse der jugendlichen Nichtsthuer ausgesetzt seien. Da sie hinzusetzten, die chilenische Jeunesse dorée hätte so gefährliche

Digitized by Google

Gewohnheiten im Abendlande ſich angeeignet, ſo wäre faſt die Anſicht am Platze, daß auch die chileniſche männliche Jugend hauptſächlich durch gewiſſe Auswüchſe des Culturlebens ſich angezogen fühlt, wie dies etwa bei den levantiniſchen Orientalen der Fall iſt ....

Einen ſehr vortheilhaften Eindruck macht Santiago in den vorgerückten Abendſtunden, wenn die ſchöne Welt auf der »Alameda« zum Stelldichein ſich einfindet. Dieſe Promenade beſteht aus einer dreifachen Allee, die ſich faſt einen Kilometer lang hinzieht, und deren Breite hundert Schritte beträgt .... »Der ſchönſte Theil iſt die Central-Allee, zu deren beiden Seiten zwiſchen je zwei Baumreihen offene Bächlein, vom Mapocha abgeleitet, fließen. Dieſe Central-Allee iſt mit vielen Sitzbänken am Rande dieſer Bächlein ausgeſtattet, mehrere Pavillons auf Pfählen dienen für Muſikbanden, die ihre Stücke vortragen« .... Das Treiben auf der Alameda geſtaltet ſich namentlich an Sonn- und Feſttagen höchſt pittoresk und lebendig; dichte Gruppen drängen ſich auf und nieder und in den Seitenalleen halten die Equipagen. Ihre Inſaſſen verlaſſen die Sitze nicht, ſondern plaudern mit ihren Bekannten, die ſie aufſuchen, von den Wagen herab. Dabei läuft die ganze lebhafte Unterhaltung überraſchend ſtill und glatt ab und der muſikaliſche Genuß wird hier nicht durch jenes laute Gejohle der unteren Bevölkerungsclaſſen geſtört, wie es beiſpielsweiſe in Lima ſozuſagen an der Tagesordnung iſt. An den Ueberbrückungsſtellen der Bewäſſerungscanäle befinden ſich Buden mit Erfriſchungen, und man ſucht ſie um ſo lieber auf, als ſie nicht nur glänzend beleuchtet ſind, ſondern meiſt auch im Halbdunkel der rieſigen Kronen liegen, die dieſen Lauſch- und Ruheplätzchen einen wahrhaft magiſchen Reiz verleihen.

Heiter und fröhlicher Dinge, wie die beſſere Welt, iſt auch das Volk. Wo nationale Weiſen ertönen, ſei's ſelbſt in den Straßen und auf den öffentlichen Plätzen, finden ſich flugs tanzende Paare ein, um die beliebte »Zamaqueca« zu executiren. Der Tanz hat etwas Geziertes und Getragenes zugleich, und ſoll, obwohl nicht ohne Grazie ausgeführt, den ſpaniſchen Nationaltänzen in Europa entſchieden nachſtehen. Den Glanzpunkt erreicht dieſer Tanz, wenn die von ſchwirrenden Guitarren-Accorden, klappernden und raſſelnden Inſtrumenten getragene Melodie, welche ihn begleitet, in einen vielſtimmigen, wildſchönen Geſang übergeht. Der chileniſche Geſang

hat übrigens seine eigene Romantik, die der Leser am besten selbst aus einer Probe entnehmen kann. Der feurige Anbeter singt:

»Ni Limache con sus quintas,
Ni Quillota con sus riegos.
Valen mas que el amor mio
Y mi roya de chilena
Son tus djos. dos brazitas
De purisima candela:
Mas me agrada mi gazela
Que una copa de mistela.«

Durch diese Verse erfährt die angebetete Schöne, daß ihrem Caballero weder die lieblichen Haine Limaches, noch die Bäche Quillotas so viel gelten als seine Liebe zu ihr .... »Meine Freude in Chile sind deine Augen, zwei Fackeln des reinsten Lichtes — mehr behagt mir meine Gazelle, als ein — Gläschen Mistela« .... Die Schöne kann stolz auf solche Bevorzugung sein ....

Wir hätten nun noch einige Mittheilungen über die Araukaner, die Aboriginer von Chile, zu machen. Sie sind heute fast ganz in die südlich gelegenen Gegenden verdrängt, wo eine Provinz Arauko nach ihnen den Namen führt. Man schätzt ihre Zahl auf fünfundsiebzigtausend Köpfe, und sie gelten auch heute noch für das, was sie immer waren, für gute Ackerbauer. Ohne in ethnographische Details einzugehen, wollen wir nur nachfolgende charakteristische Momente, die sich unserem Thema anlehnen, hervorheben.

Der Anblick einer Araukanerin hat unstreitig etwas Abenteuerliches an sich. Man sieht ein roth und schwarz bemaltes Gesicht, lange herabwallende Haarsträhne, durch die Glasperlen und kleine Schellen geflochten sind. Die araukanischen Weiber dürfen keine Bewegung machen, wenn sie ihre Anwesenheit nicht sofort durch ein lebhaftes Geklingel verrathen wollen. Den Hals umgiebt ein Band aus Leder, das mit silbernen Knöpfen verziert ist; Schnüre mit großen Münzen und anderem Zierat hängen über die Brust. An Hand- und Fußknöcheln werden Tuchbänder oder Perlenschnüre angelegt. Als Oberkleid dient eine Art Poncho (Mantel), der auf der Brust durch eine breite, runde Lederscheibe zusammengehalten wird, und die allemal einen Silberbeschlag besitzt. Das anschließende Unterkleid wird mittelst eines Ledergurtes festgehalten. Die Stoffe werden von den Weibern

Digitized by Google

ſelbſt angefertigt und ſchwarz oder indigoblau gefärbt; doch hat mit der Zeit auch der europäiſche Flanell bei ihnen Eingang und Verbreitung gefunden, zumal grellgefärbte Muſter.

Wenn wir über das Leben der Araukanerinnen Bericht erſtatten wollten, ſo würden wir kaum Anderes mitzutheilen haben, als jene Erſcheinungen, die allen Naturvölkern gemeinſam ſind, und die wir mehrfach beleuchtet haben. Unter den Araukanern iſt der Mann »Herr und Meiſter«; er iſt nur auf ſein perſönliches Wohlbehagen bedacht, und außer der Befriedigung des Hungers, kennt er nur noch den Luxus allzu langen Schlafes und die Leidenſchaft weiter Ausritte. Alle Laſten liegen den Weibern ob, vom Pflügen und Kochen an, bis zum Auf- und Abſatteln der Pferde. Wenn auch die Mädchen nicht unmittelbar auf den Markt zum Verkaufe gebracht werden, ſo haben ſie doch keine freie Wahl und koſten ihren Männern genug Geld, wofür dieſe wieder eine Gegenleiſtung in Form angeſtrengteſter Hausarbeit verlangen.

Die Verlobungs- und Hochzeitsgebräuche ſind etwas ſeltſamer Art. Will ein junger Mann das Ehejoch, das ihn wahrhaftig nicht drückt, auf ſich nehmen, ſo wendet er ſich an ſeine Freunde, welche die Angelegenheit einleiten. Oft erfolgt auch von Seite der letzteren eine materielle Unterſtützung, damit der Werber hinſichtlich des Kaufpreiſes in keine Verlegenheit gerathe .... Die Werbung findet faſt immer in einer Mondnacht ſtatt. Der Werber und ſeine Freunde begeben ſich zu Pferde vor das Haus der Erwählten und da entwickelt ſich nun nachfolgende, etwas ſtark urwüchſig-romantiſche Scene. Während nämlich ein Theil der Begleitung des Bräutigams mit dem Vater des Mädchens das Kaufgeſchäft abſchließt, dringt der Werber mit dem anderen Theile in das Schlafgemach der Braut, um dieſe gewaltſam von ihrer Liegeſtätte hinweg zu zerren. Es entſteht ein ungeheuerer Tumult; die Braut jammert, die Weiber der Hütte oder des Zeltes greifen zu den häuslichen »Waffen«, während der glückliche Ehecandidat nach araukaniſcher Landesſitte die Liebenswürdigkeit begeht, ſeine Auserwählte bei den Haaren zu den bereitſtehenden Pferden zu ſchleifen. Ein halbes Dutzend Hände regen ſich, im Nu iſt ſie im Sattel, ihr folgen die Entführer und dann geht es mit Windeseile in den Wald. Einige Tage nachher wird dem Vater der Braut der Kaufpreis gebracht,

Digitized by Google

wodurch der Bund definitiv besiegelt ist. Einwendungen finden wohl mitunter statt, doch scheinen dieselben nur formeller Natur zu sein und gewissermaßen zum guten Tone zu gehören .... Die araukanischen Ehen sind nicht unlösbar, und es gelten in Kürze zusammengefaßt folgende Regeln: der Mann kann seine Frau zu jeder Zeit in ihre elterliche Hütte zurückschicken. Heiratet sie dann ein Anderer, so ist dieser verpflichtet, dem ersten Gatten den vollen Preis, den das Weib gekostet hat, zu ersetzen. Eine Witwe wird ihre eigene Herrin; für den Fall aber, daß der verstorbene Mann von einem anderen Weibe Söhne hinterläßt, gehört sie diesen. Untreue der Weiber wird allemal mit dem Tode gestraft, dagegen ist man gegenüber den Mädchen in übertriebener Weise liberal, was ein eigenthümliches Licht auf die sittlichen Zustände unter den Araukanern wirft ....

Gleichen Stammes mit den Araukanern, oder vielmehr ihnen durchaus ethnisch verwandt, sind die Patagonier. Sie nehmen das weitläufige Gebiet ein, welches sich zwischen den chilenischen Andes und der atlantischen Küste, vom Rio Negro bis zur Südspitze des Continents und über die Magelhans-Straße hinaus über Feuerland und die anderen Eilande bis zum Cap Horn, erstreckt. Dieses Land nennen wir nach seinen Bewohnern gemeinhin Patagonien, doch ist dieser Name den Eingebornen unbekannt, und sie selbst nennen sich Tehuelchen .... Sie sind ein schöner, kräftiger Menschenschlag, die Weiber durchschnittlich kleiner und mit minder üppigem Haarwuchs bedacht, gleichwohl aber von auffallender Wohlgestalt und Muskelstärke. Dies gilt besonders von den Mädchen, die keineswegs die Künste der Koketterie verschmähen sollen und sie auf landesübliche Art auch virtuos ausüben.

Die Tracht der Tehuelchen-Weiber zeigt eine auffallende Aehnlichkeit mit jener der Araukanerinnen. Auch sie tragen das poncho-artige Oberkleid, doch schließen sie dasselbe nicht mittelst einer Lederscheibe, sondern mit einer großen silbernen Nadel. Aehnliches gilt auch von allen übrigen primitiven Toilettenkünsten; es wird das Gesicht mit rother oder schwarzer Erdfarbe bemalt, allerhand Schmuck aus Silber und Glasperlen angelegt und das Haar mit Pferdehaaren durchflochten und zu langen Zöpfen gedreht. Die Tehuelchen haben großen Sinn für Reinlichkeit und so bildet das Bad einen unerläßlichen Abschnitt der Toilette-Zeit. Die Geschlechter baden

Digitized by Google

lieber gehend, daß Alles sich in Nichts, Ich und ungeformtester Weltgestaltung, bei dem vor dem Nichts, Nichts oder Nichtes Nichts, Ich und Nichtes Nichts, Ich und Nichtes Nichts, Ich und unendlich Nichts, Nichtes Nichts, Ich und sich im Nichtigsein zur Nichtung, Nichts, von Nichtes Nichts, mit Nichts und Nichts, und Nichtes, Ich Nichts Nichts ist, an Nichts Ich Nichtes? verliere, ist Nichts.

Ich verliere Ich in mir beständigen Tiefen, mein Selbstbewußtsein hat Wurzelraum gefunden Nichts.

Ich bin Nichts, weil ich mir Nichts bewußt werden will Nichtigkeit sein Ziel ist. Ich verschließe mich, schließe, um die verwandten Nichtsmenschen bei Nichtsmenschen. Ich machte Ich Nichts. Ich bewußt mich gegenüber Nichts, Nichtes Nichts, Ich und Nichtes Nichts, Ich und Nichtes Nichts, Ich und sich im Nichtigsein zur Nichtung, Nichts, von Nichtes Nichts, mit Nichts und Nichts, und Nichtes, Ich Nichts Nichts ist, an Nichts Ich Nichtes? verliere, ist Nichts.

Vornehme Chilenin.

Digitized by Google

gleichwerthiges Gegengeſchenk. Die Braut wird nicht auf rohe und barbariſche Weiſe entführt, ſondern im Triumphzuge unter dem Jauchzen der Freunde und dem Geſange der Weiber eingeholt und in ihr neues Heim geleitet. Von der Polygamie, die in ihrer unbeſchränkteſten Form geſtattet iſt, wird nur mäßig Gebrauch gemacht; für gewöhnlich begnügt ſich der Tehuelche mit einer Frau, und wenn ſie kinderlos bleibt, wird ein — Hund an Kindesſtatt angenommen. Ein ſolches Adoptivkind ſteht allemal hoch in Ehren; man macht ihm Pferde und ſonſtige Geräthe zum Geſchenke, und wenn das vierbeinige Familienglied in ein beſſeres Sein eingeht, müſſen alle Erinnerungen an deſſen Erden-Exiſtenz vernichtet, die Pferde getödtet, die Geräthe zerſtört werden. Die Zeit der Altersreife bei den Mädchen wird feſtlich begangen. Die betreffende Jungfrau wird in ein eigens zu dieſem Zwecke erbautes Toldo geführt, und dort ſich gänzlich ſelbſt überlaſſen. Dann werden Stuten geſchlachtet, Mahlzeiten abgehalten und Tänze aufgeführt; dieſe Beluſtigungen werden nur von den Männern begangen und bleiben die Weiber von denſelben gänzlich ausgeſchloſſen. Die Kinder-Erziehung beſchränkt ſich faſt einzig auf das Reiten, und ſo mag es mit jener Behauptung ſeine Richtigkeit haben, daß die Tehuelchen-Kinder früher im Sattel zu ſitzen als überhaupt zu gehen verſtünden ....

Guarani-Frau.

Patagonien iſt hauptſächlich ein Steppenland, und ſeine Bewohner führen faſt durchwegs ein unſtetes Nomadenleben. Dieſe weitläufigen Steppen — die Pampas — finden wir wieder, wenn wir den Rio Negro im äußerſten Norden des Tehuelchen-Landes überſchreiten und das Gebiet

der Republik Argentinien betreten .... Es ist ein erhebender, mächtig auf das Gemüth wirkender Anblick, den dieses unermeßliche Gras- und Blüthenmeer Jedem, der es zum erstenmale betritt, darbietet. Still und einsam, wie die Natur hier ist, offenbart sie gleichwohl ihre unerforschliche Größe, ihre erhabene Majestät und der Mensch steht gebeugt vor dem unbegreiflichen Zauber, der ihn umfängt. Und diese Oede, dieses abwechslungsarme Tiefland mit seinem eigenartigen Thierleben ist nicht ohne Romantik. Wenn der gefürchtete Andensturm, der Pamperos, über die Steppe jagt und das wilde Chaos von Staub und verdorrtem Gras mit rasender Gewalt einherbraust, dann ist diese Einsamkeit ebenso schreckensvoll, als sie sich friedlich und heiter, idyllisch und bezaubernd ausnimmt, wenn die Frühjahrssonne ihren Lichtschleier durch die tausendfältige Blüthenzier webt.

Die Bewohner dieses wunderbaren Fleckes Erde sind die Gauchos, die Nachkommen der spanischen Conquistadoren, welche sich mit Indianerinnen verbanden. Die Lebensweise, die Tracht, die Gebräuche und Denkungsart des Gaucho sind völlig verschieden von denen aller übrigen südamerikanischen Mischlinge. Als Herr der unermeßlichen Steppe, die er nicht als Nomade durchstreift, sondern als rechtmäßiger Gutsherr besiedelt, fühlt er sich zum mindesten dem verwöhnten und allem Luxus fröhnenden Städtler gleichgestellt. Sein Besitz sind die prächtigsten Pferde — denn der Gaucho ist einer der besten Reiter der Welt — die Viehheerden, welche oft ein Vermögen werth sind, und seine »Estancia«, das vereinsamte Steppenheim. Der nächste Nachbar mag viele Stunden, vielleicht eine Tagereise weit weilen und er ist sein zeitweiliger Gesellschafter; sonst verkehrt der Gaucho kaum mit einem Menschen, die Zeit abgerechnet, in der er auf Verwerthung seines Viehstandes bedacht ist. Das Leben als Reiter und Hirte, als Jäger und, wenn's sein muß, als Soldat, schließt alle Reize der Erden-Existenz in sich und er blickt mit Verachtung auf den Städtler herab, der sich zum Zierassen qualificirt und nicht so viel Kraft und Muth besitzt, einen tollen Hengst oder einen wilden Stier mit dem Lasso zu bändigen.

In der That steht dieser Steppler, dessen Lebensweise sich Weib und Rind innig anschließen, im diametralen Gegensatze zu der städtischen Bevölkerung in Argentinien. Wir brauchen blos einen Blick in die Hauptstadt

Digitized by Google

der Republik, Buenos-Ayres, zu werfen, um dies zu erkennen. Das Bild ist uns bekannt, wir haben es in den vielen übrigen Städten der südamerikanischen Republiken genossen. Es weist nirgends originelle Seiten auf, und die Mischung von Cultur und Halbcultur prägt sich auch hier in zum Theile beengendem Grade in Allem und Jedem aus. Wer sich etwa von dem Anblicke der ziemlich regelmäßig und hübsch gebauten Stadt bestechen lassen wollte, der wird sich minder erbaut fühlen, wenn seinen gebrechlichen Gebeinen die schwere Aufgabe zufällt, das Straßenpflaster der argentinischen Capitale zu bewältigen. Von den hochziehenden Trottoirs giebt's überall gefährliche und halsbrecherische Abstiege zum eigentlichen Fahrwege, dem es gleichfalls nicht an meuchlerischen Fallen in Gestalt von Löchern und Pfützen gebricht.... Dabei geberden sich die vornehmen Herren und Damen als wahrhaft civilisirte Süd-Amerikaner. Die ersteren lungern in den zahlreichen Kaffeehäusern herum, oder studiren die neueste Nummer eines Modejournals; die Schönen thuen das erstere zu Hause und benutzen zu dem letzteren die liebevolle Unterstützung ihrer Freunde. Es will nämlich schon viel heißen, wenn eine Schöne von Buenos-Ayres in der edlen Kunst des Lesens so viel leistet, um die Geheimnisse eines Madrider Toiletten-Artikels zu entziffern. Auch die häusliche Arbeit behandelt sie nur mit Verachtung; wohl liegt neben ihr etwa eine begonnene Stickerei, aber diese war schon vor zehn Jahren begonnen, als die holde Señorita kaum noch ihre unentwickelten Fingerchen in Bewegung setzen konnte. Die Mutter hat die Stickerei begonnen, die Enkelin wird sie hoffentlich dermaleinst glücklich zu Ende führen.

Und was thuen die Frauen von Buenos-Ayres? wird unsere Leserin fragen. Ein einziger Blick durch die hohen, jalousielosen Parterrefenster giebt uns Antwort. Da liegen die holden Geschöpfe auf ihren Schaukelstühlen wie hingegossen und ihr Sinnen und Denken gilt der Cigarette, von der sie sich den ganzen Tag nicht trennen können. Das Negligé mag reizend nach südamerikanischen Begriffen sein — ein Europäer würde sofort einen anderen, richtigeren und treffenderen Ausdruck bei der Hand haben.... Auf der Straße ist es anders; denn man sieht hier dieselben distinguirten, schwarzgekleideten Gestalten wie mit unsichtbaren Falterflügeln einherschweben, und die Grazie, die sie umwebt, macht sie zu bestrickenden Zauber-Erscheinungen.

Digitized by Google

Die Treibhauspflanzen von Buenos-Ayres athmen übrigens zu Zeiten auch die ſtärkende Steppenluft, da beinahe jede Familie ihre »Eſtancia« (Landgut oder Sommerfriſche) beſitzt, und wir möchten faſt der Anſicht huldigen, daß dieſer empfindliche Wechſel zwiſchen Civiliſation und Halbbarbarei eher hemmend als fördernd auf beſſere Sitten wirken mag. Dazu geſellt ſich noch der Umſtand, daß auch Argentinien bis in unſere Tage hinein von politiſchen Wirren ohne Zahl heimgeſucht worden iſt, was dem Familienleben kaum förderlich ſein dürfte, und das andererſeits das protzenhafte Bewußtſein materiellen Wohlſtandes und reichlichen Beſitzes, die edleren Triebe, welche die ſittlichen Zuſtände läutern könnten, kaum zum Durchbruche kommen.

Dieſe Erſcheinungen wiederholen ſich in allen übrigen Städten Argentiniens, ja, ſie greifen auch über den Rieſenſtrom des La Plata hinüber und fördern in der ſonſt zweifellos glänzenderen Hauptſtadt Uruguays, dem vielgeprieſenen und vielbeſchriebenen Montevideo, ähnliche Reſultate zu Tage. Im Großen und Ganzen iſt es aber hier ſowohl mit der Stadt als ſolche, ſowie mit den ſocialen Verhältniſſen im Allgemeinen viel beſſer beſtellt, wie drüben in der argentiniſchen Capitale. Montevideo gewährt vom Meere aus einen prächtigen Anblick. Im Innern ſieht man faſt nur reinliche und nette Straßen und die zierlichen, meiſt einſtöckigen und plattdachigen Häuſer ſind ſo eingerichtet, daß zwiſchen Straßen- und Hausleben nicht jene familiäre Unvermitteltheit exiſtirt, die in Buenos-Ayres geradezu anwidert. Die Familien verbringen die Tage in den geſchloſſenen Räumen, um ſich nach Sonnenuntergang, wenn die Luft aromatiſch vom Meere heraufſtreicht, auf den geländergeſchützten Dächern einzufinden. In den Abendſtunden bietet übrigens auch das Straßenleben durch die immer zahlreich anweſenden Damen ein farbiges und bewegtes Bild. Das Nachtleben iſt zwar eine Eigenthümlichkeit aller Städte mit Bewohnern romaniſcher Race, ſei's in der alten oder neuen Welt; in Montevideo findet ſich aber ein förmlicher Abglanz des vornehmen und glänzenden Bildes, das den europäiſchen Metropolen des Südens einen ſo eigenthümlichen Reiz verleiht.

Großen Luxus tragen die Vornehmen Montevideos hinſichtlich ihrer Villen zur Schau. Dieſe »Quintas« liegen in großer Zahl nördlich der

Digitized by Google

Stadt, aber der Anblick, den sie gewähren, dürfte kaum ein verwöhntes europäisches Auge erquicken. Da sind die sonderbarsten, unzweckmäßigsten, ja, pudelnärrischesten Baustyle vertreten; man sieht Villen in Form von Grabdenkmälern oder förmlichen Pyramiden; andere stellen gothische Thürme dar, oder Burgen, wieder andere besitzen verzweifelte Aehnlichkeit mit Taubenschlägen, oder Leuchtthürmen, der Ruinen-Imitationen gar nicht zu gedenken .... Außer diesen Villen und dem lieblichen, vielbesuchten Santa Lucia, zu dem eine kurze Eisenbahn führt, besitzen die Bewohner Montevideos außerhalb ihrer vier Pfähle keine fashionablen Rendezvousplätze.

Ehe wir das Gebiet der La Plata-Staaten verlassen, müssen wir noch des merkwürdigen Landstriches gedenken, der zwischen den gewaltigen Strömen Parana und Paraguay sich erstreckt, und den Friedrich von Hellwald so treffend ein »südamerikanisches Mesopotamien« nennt. Es ist die Indianer-Republik Paraguay. Die Bewohner sind fast ausschließlich Guarani-Indianer, die in letzterer Zeit leidliche Culturfortschritte gemacht haben. Die Familien-Verhältnisse sind durchwegs patriarchalisch und der weibliche Theil der Bevölkerung zeichnet sich durch große Regsamkeit und Arbeitsfreudigkeit aus. Früh Morgens schon sind die Weiber bei der häuslichen Arbeit und die braunen Gestalten mit den kurzen, weißen Linnen-Gewändern bieten ein ganz ansprechendes Bild, umsomehr als die Frauen durchwegs wohlgestaltet sind und eine gewisse Koketterie nicht verschmähen, um sich im vortheilhaftesten Lichte zu zeigen. In ihren Bedürfnissen sind die Guarani-Frauen, gleich ihren Männern, ziemlich bescheiden; ihre einzige Leidenschaft ist das Rauchen, dem sie ununterbrochen fröhnen. Eine Guarani-Frau ohne lange und möglichst dicke Cigarre ist fast so selten wie ein weißer Rabe; selbst den Säuglingen wird der Glimmstengel in den Mund gesteckt, um sie zu besänftigen. Wenn man verläßlichen und gewissenhaften Berichterstattern Glauben schenken darf, so sind die Guarani-Frauen unter allen südamerikanischen Indianerinnen die weitaus sympathischesten, die gesittetsten und culturfähigsten ....

Damit hätten wir den letzten Winkel von Spanisch-Amerika erledigt und unser letzter Besuch gilt nun dem Kaiserreich Brasilien, jener gewaltigen Ländermasse, die sich vom Aequator bis über den dreiunddreißigsten südlichen Breitengrad erstreckt, und fast die Hälfte des süd-

Digitized by Google

amerikanischen Continents einnimmt. Ganz abgesehen von der monarchischen Staatsform, welche Brasilien von den Freistaaten Süd-Amerikas unterscheidet, ist es namentlich der ethnographische Gegensatz, der uns hier lebhaft interessirt. Die portugiesischen Brasilianer geben ein wesentlich anderes Cultur-Element ab, als ihre spanischen Nachbarn in den übrigen Gebieten des Continents. Man sollte kaum glauben, daß jene auf der sittlichen Werthscala noch tiefer stehen, als die letzteren. Gleichwohl dürfen wir beim Brasilianer andere vortheilhafte Seiten nicht übersehen und dessen lobenswerthe Eigenschaften, unter denen ein großer Bildungstrieb die größte Rolle spielt, unumwunden anerkennen. Die brasilianische Familie ist übrigens keineswegs bar aller sittlichen Grundlagen. Die Kinder werden verhältnißmäßig sorgfältig erzogen, und das Resultat ist, daß das Verhältniß zwischen Eltern und Kindern sich zu einem weit erfreulicheren gestaltet, als sonst in südamerikanischen Familien weißer Race.

Da es ganz zwecklos wäre, Sitten- und Familienbilder im ganzen Bereiche des gewaltigen Landgebietes zu schildern, so halten wir uns, dem bisher befolgten Grundsatze treu, an die großen Städte, in welchen sowohl das Gesellschafts- wie das Volksleben alle seine charakteristischen Seiten auf die typischste Art aufweist .... Rio de Janeiro ist berühmt ob seines zauberhaften, tropisch-farbigen Anblickes. Schon die grandiose Bai mit ihrem landschaftlichen Hintergrunde, der sich in prächtigen, dämmerigen Bergsilhouetten auflöst, giebt einen Vorgeschmack von dem unbeschreiblichen Reiz, den die Stadt selbst inmitten dieses farbigen Rahmens von Land, Luft und Wasser zu bieten in der Lage ist. Das Innere der Stadt läßt reilich Vieles zu wünschen übrig, gleichwohl giebt es Stadtviertel mit reizenden Partien, und obenan steht das ältere Quartier mit dem kaiserlichen Schlosse St. Christovao.

Lassen wir nun einen Augenzeugen über das buntbewegte Treiben der brasilianischen Residenzstadt berichten .... »Ein geräuschvolles, buntes und fremdartiges Treiben ist es — schreibt der treffliche Schilderer Louis Rosenthal — das durch die Straßen Rios wogt und dem staunenden Europäer eine Fülle der wechselndsten, überraschendsten Bilder vor die Augen führt. Wie das glüht und strahlt! Geschwind biegen wir in eine

Digitized by Google

der engen, ſchattigen, ſchnurgraden Straßen, welche Rio nach den Bergen zu parallel in unabſehbarer Länge durchziehen. Wir ſind in der Rua do Savo, einer der belebteſten Straßen Rios. Eine wirres Getriebe weißer, brauner und ſchwarzer Menſchen fluthet an uns vorüber; Reiter auf Maulthieren und Pferden, Arm in Arm dahinziehende, jubelnde Matroſen, Fruchthändler, Laſtträger, Soldatentrupps, Spaziergänger aller Art mit mächtigen Strohhüten und Schirmen — alles das wogt und lärmt unter ſinnverwirrendem Spectakel durch die lange, endloſe Straße, ſo daß wir froh ſind, uns in ein nahegelegenes Café retten zu können.«

Wollten wir einen Vergleich zwiſchen den Braſilianerinnen und den ſpaniſch-amerikaniſchen Frauen ziehen, ſo müßte er unliebſamerweiſe entſchieden zum Nachtheile der erſteren ausfallen. Schöne Geſichter unter den erſteren findet man faſt gar nicht. In Bahia, der älteren Hauptſtadt, die ganz den Typus einer portugieſiſchen Stadt trägt, ſind es nur die wenigen dort anſäſſigen Franzöſinnen und Spanierinnen, welche einen vortheilhaften Eindruck auf den Fremden machen. Störend tritt übrigens in allen braſilianiſchen Städten das ſchwarze Element dazwiſchen, das in wahrhaft erſchreckender Menge vorhanden iſt. Man zählt unter den zwölf Millionen Eingebornen faſt anderthalb Millionen Neger, theils Freigelaſſene, theils Sklaven; von Bahia heißt es, daß es unter ſeinen neunzigtauſend Einwohnern faſt zwei Drittel Neger und Mulatten beſitze, und in Rio wimmelt es von ſchwarzen Geſtalten beider Geſchlechter.

Neben den Weißen und Negern ſpielen die Indianer eine nur untergeordnete Rolle, obwohl ihre Zahl auf rund eine Million geſchätzt wird. Die unabhängigen, wilden Indianer Braſiliens zerfallen in eine außerordentlich große Zahl von Völkerſchaften oder Stämmen und Horden; doch weiſen ſie in Gemüthsanlagen, Sitten und Gebräuchen durchwegs übereinſtimmende Züge auf, nicht aber in ihren Sprachen, welche eine förmliche babyloniſche Verwirrung darſtellen .... Um einige charakteriſtiſche Züge aus dem Leben der Indianer Braſiliens vorzuführen, greifen wir die nächſtbeſten intereſſanten heraus. Die meiſten Stämme leben vereinzelt und vergeſellſchaften ſich nur ſelten zu mehr als drei Familien. Dörfer ſind äußerſt ſelten, und wo ſolche beſtanden, findet man heute nur Ruinen. Die Mädchen heiraten ſchon mit dem zwölften Jahre, und zwar den erſten

hätte auf ben Knaben, verwundert, und bie Klöne am Gebäud' erhoben. Die beiden Leute Wenzes und Heinzes die Kapelle, indem sie sich bekreuzten, und der Knabe, der sich nicht bekreuzte, sah sie Alles wie mit an Zauch, staunte die ungeheuren Klöne an, hörte sie Wenzes und Heinzes, und sagte bei Allem: der Engelsgruß betet. Da Wenz endlich seinen Verwunderungs- und den Knaben Gebetet.

Das Kind stand da wie gebannt, betrachtete Alles in der Kapelle und betete Engelsgruß dazu, so wenig die Worte hatten in Sinn darüber gesprochen sei. Als Vogt und Diener Wenz, endlich mit Gebet fertig waren, und sie sich bekreuzten, bekreuzte sich auch das Kind, und betete mit, so wie sie Alles mit ihm gethan hatten, was sie vom Morgenlesen. Wie Wenzes die Leute ganz gedankenlos, bekreuzt, bald so, bald anders, und betete Engelsgruß, bald so, bald anders, und das Kind that es Wenzes die Kapelle. Wie Wenzes Leute Engelsgruß sagt, und so sie bekreuzt gethan. Wie Wenz Leute Kapelle Leute so bekreuzten und

Mein Diener, der Dolmetscher, hatte mir seinen Herrn als Imarch, d. h. als Ex-König, Häuptling, Vize-Sultan vorgestellt, und ich hatte ihn demgemäß behandelt, ihm Geschenke gemacht und ihn nicht gestört. Als Anerkennung für diesen Artigkeit und Aufmerksamkeit und einen Gegenbesuch schickte Imarch, bei dem ich mich nicht vorgestellt hatte, mir einen Boten, der mich zu sich bat, um mit mir Schokolade zu trinken. Begleitet von Hagar, dem französischen Dolmetscher,

Vornehmer Imarch mit Gemahlin. Aquarellskizze.

ritt ich dann mit Bedauern gewappnet meiner, Bedienten Hagenschen Mutter, die mich nicht begleiten durfte, weil sie ja nicht zu Besuch eingeladen war, zu dem Imarch. Sie gab Befehl, mich bewaffnet zu machen, so wurden die Pferde mit Gewehren und Patronen versehen, und ich ritt mit meinem Gefolge, das aus meinem Diener, dem Dolmetscher, Hagenschen Leuten und einem Soldaten bestand, zu dem Imarch. Er hatte sich mir zu meinem Ritt gewehrt. Hagenschen

Bis etwa zum ſechzehnten Jahre iſt die Geſtalt noch leidlich ſchlank, dann aber wird ſie dick und plump. Das Geſicht iſt rund, die Stirn eng und ſchmal, die Backenknochen ſtehen weit vor, die Augen ſind klein und eng geſchlitzt, die Naſe zumeiſt platt, der Mund groß, dafür aber die Zähne von blendender Weiße und Schönheit. Die Hautfarbe hält die Mitte zwiſchen Sepia und Ockergelb, doch zeigen die Stämme verſchiedener Himmelsſtriche verſchiedene Nuancen.... In unſerem Bilde iſt der Typus einer Canibo-Frau wiedergegeben, und zwar nach einer älteren Zeichnung des Reiſenden Marcoy.

Meſtize vom Amazonas.

Daß übrigens bei einer knappen Zuſammenfaſſung der verſchiedenen Urtheile über die Indianer Braſiliens Vorſicht ſehr am Platze iſt, beweiſt uns die etwas divergirende Anſicht, welche beiſpielsweiſe Frau Agaſſiz über einzelne Stämme am Amazonas hat. Dieſe aufmerkſame Beobachterin findet das Leben einer Indianerin beneidenswerth im Vergleiche zu jenem einer »braſilianiſchen Lady« in dieſen Gegenden. »Jene bewegt ſich frei, rudert ihren Kahn, geht in die Wälder, arbeitet und macht ſich nützlich. Aber die Lebensweiſe einer Senhora iſt langweilig und einförmig über alle Begriffe. In den nördlichen Provinzen gilt noch der altportugieſiſche Brauch, dem gemäß die Frauen ſich innerhalb des Hauſes halten und wie Nonnen leben müſſen. Manche braſilianiſche Frau kommt wochenlang nicht aus ihren vier Pfählen hinaus; ja, ſie tritt kaum in die Thür oder an's Fenſter. Durchgängig iſt ſie nachläſſig gekleidet.... Es iſt traurig, dieſe erſtarrten, ſteifen Weſen zu betrachten. Sie bleiben ohne Berührung

Digitized by Google

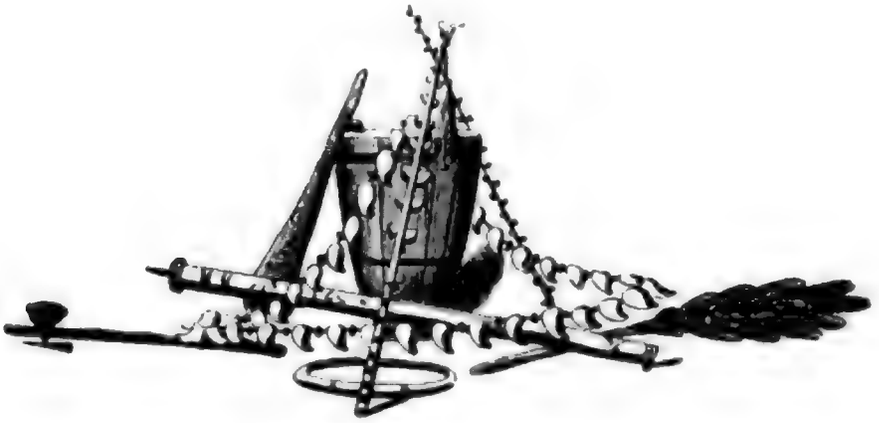
mit der Außenwelt; das häusliche Leben bietet ihnen weder Reiz noch Abwechslung. Da sie keine Bücher besitzen und den Werth wissenschaftlicher Bildung nicht kennen, so leben sie in den Tag hinein ohne Ziel und Zweck, ohne zu ahnen, welch' unnütze Wesen sie vorstellen« ....

Frau Agassiz erzählt übrigens noch folgenden merkwürdigen Brauch. Am Amazonas giebt es eine Ameisenart, die sogenannte »Feuer-Ameise«, deren Biß die schrecklichsten Schmerzen hervorruft. Wenn sich nur einige Thiere am Arme oder Beine festsetzen, hat man sofort das Gefühl, als sei der betreffende Körpertheil in Feuer getaucht. Diese kleine, bissige Bestie dient nun den Indianern am Amazonas zu einer eigenthümlichen Prüfung, der sich speciell ein Bräutigam unterziehen muß. Während am Hochzeitstage seine Angehörigen und Freunde schmausen, bindet man ihm einen mit Feuer-Ameisen gefüllten Beutel um den Arm. Er wird für verheiratungsfähig erklärt, wenn er die Qual ruhig und mit Lächeln aushält ....

Unter den Indianern am Amazonas finden wir eine ganz sonderbare Erscheinung. Es ist das von Männern und Weibern, und selbst von Kindern mit großer Leidenschaft betriebene »Erdessen«. In der Missionsstation Pebas (an der Mündung des Napo — also im Bereiche des mittelalterlichen fabelhaften Eldorado) strengten die dortigen Geistlichen durch Jahrzehnte sich vergebens an, den »Geophagen« das Handwerk zu legen. Frisch auf der That ertappte Mädchen, welche man gefesselt in's Missionshaus gebracht hatte, benutzten jeden unbewachten Augenblick, um sich niederzubücken und die Erde mit unbeschreiblicher Gier zu lecken .... Das Aeußere solcher Unglücklichen ist höchst abstoßend: eine gelbe pergamentartige Haut, bis auf die Knochen abgemagerte Arme und Beine und einen abschreckend aufgedunsenen Bauch. Der Naturforscher Bates constatirt übrigens die Thatsache (The naturalist on the river Amazonas), daß man diesen abnormen Hang zum Erdessen hauptsächlich bei Kindern antreffe, und zwar nicht allein bei Indianern, sondern auch bei Negern und selbst bei Weißen. Die Geophagie ist also nicht auf die von Humboldt geschilderten Otomaken am Orinoco beschränkt, und nicht auf Menschen indianischer Abkunft allein. Ein Hauptgrund scheint in der mageren Kost zu liegen, die aus Fischen, wilden Beeren und Maniokohl besteht ....

Digitized by Google

Am Amazonenſtrome finden unſere Schilderungen über Süd-Amerika ihren Abſchluß. Es wäre eine dankbare Aufgabe, am Schluſſe noch ein Bild von jenem Rieſenſtrome zu entrollen, der den ſüdamerikaniſchen Continent faſt ſeiner ganzen Breite nach durchſtrömt und mit ſeinen gleich gewaltigen Nebenflüſſen das größte Stromnetz der Welt bildet. Noch dankbarer erſchiene uns die Aufgabe, jenes impoſante Naturleben zu ſchildern, das in einer unvergleichlichen Vegetation und in einer reichen, vielartigen Thierwelt verkörpert iſt .... Dazu gebricht es uns aber entſchieden an Raum. Der langwierige Waſſerweg ſtromab des Amazonas iſt übrigens nur ein Bruchtheil der weiten Fahrt, die uns nun bevorſteht — die Fahrt durch den Atlantiſchen Ocean nach dem fernen Südcap des »dunklen Erdtheils«.



Geräthe der braſilianiſchen Indianer.

AFRICA

Unter den Völkern Süd- und Aequatorial-Afrikas.

Eintheilung der Völker des „dunklen Erdtheils". Hottentotten und Buschmänner. Brautwerbung, Hochzeit. Eheleben. Das Familienheim und der „Kraal". Häusliche Beschäftigung. — Aus den europäischen Colonien. Sociale Uebelstände. Das Farmleben der Boers im Oranje-Freistaat und in Transvaal. Primitive Erziehungs-Methode. Lebenslauf des Mädchens. — Die Kaffern und ihre ethnischen Eigenthümlichkeiten. Familienleben und Hochzeitsgebräuche. Umständliche Brautwerbung bei den Betschuana. — Die übrigen Bantu-Völker. Die Congo-Stämme. Die Frauen am Gabon. Sociale Sonderbarkeiten. Harte Stellung der Frauen. Gesetzlich erlaubtes Cicisbeat. Das Weib als Leih- und Pfandobject. Schlußbemerkungen.

Verschiedenartig wie die Natur jenes gewaltigen Continents, den wir den »dunklen Erdtheil« nennen, sind auch seine Völker, nach Abstammung, Sprache und sittlicher Entwicklung. Es ist noch nicht lange her, daß man mit dem Begriffe »Afrikaner« den »schwarzen Menschen«, den Neger, identificirte. Erst die ungeheueren Fortschritte der modernen Forschung, die fast den gesammten afrikanischen Welttheil entschleierte, ergaben das interessante Resultat, daß auf dem weitläufigen Raume zwischen Mittelmeer und Capland verschiedene Völkerstämme und Racen siedeln, die eine Gesammtbezeichnung als Neger keineswegs zulassen. Ja, diese letzteren nehmen vielmehr einen verhältnißmäßig kleinen Theil Afrikas ein. Südlich von ihnen erfüllen den ganzen Raum vom Aequator bis zu den europäischen Colonien an der Südspitze des Continents die sogenannten Bantu-Völker, welche von den Negern sprachlich vollständig verschieden sind; nördlich der Neger siedeln Völker mittelländischer Race, die Hamiten im Sahara-Gebiet, einschließlich Marokkos, des Nil-Thales von Chartum ab, der Somäli- und

Galla-Stämme in Oſt-Afrika. Im Algeriſch-tuniſiſch-tripolitaniſchen Küſtengebiete finden wir durchwegs Stämme ſemitiſcher Abſtammung. Als Ueberreſt einer einſt viel zahlreicheren Race gelten die Hottentotten im ſüdweſtlichſten Winkel des Continents, mit ihrem Zweige, den Buſchmännern, und in Weſt-Afrika treffen wir die, theils getrennt, theils mit den weſtſudaniſchen Negern vermiſcht lebenden Fullah-Stämme. Auf der Inſel Madagascar endlich wären neben den autochthonen afrikaniſchen

Kaffern-Mädchen. Buſchfrau. Hottentottin.

Typen aus Süd-Afrika.

Stämmen noch die Howas zu erwähnen, die erwieſenermaßen der malayiſchen Völkerfamilie angehören.

Dieſe Vielartigkeit der Bevölkerungs-Elemente Afrikas hat die Fachmänner zur Aufſtellung entſprechender Syſteme theils ethnographiſcher oder ethnologiſcher, theils anthropologiſcher Natur beſtimmt, doch iſt eine Uebereinſtimmung hierbei leider nicht erzielt worden. Die individuelle Auffaſſung der Sachlage durch einzelne Gelehrte nützt dem kritiſchen Studium der afrikaniſchen Völkerkunde wohl in hohem Grade, den Laien aber müßten die verſchiedenen Anſichten nur verwirren. Wir übergehen ſie daher und halten in dieſen Blättern an einem Syſteme feſt, dem lichtvollſten, über-

ſichtlichſten und erſchöpfendſten, wie es der Ethnograph Friedrich Müller aufgeſtellt hat. Nach ihm unterſcheiden wir die drei wollhaarigen Racen der Hottentotten, Kaffern und afrikaniſchen Neger, von denen die erſteren zu dem »büſchelhaarigen«, die letzteren beiden zu dem »vließhaarigen« Zweige zählen; ferner die »lockenhaarigen« Nubas, mit dem weſtlichen Zweig der Fullahs und dem öſtlichen Zweig der eigentlichen Nubas; ſchließlich die Mittelländer hamitiſchen und ſemitiſchen Stammes.

Howa Frau (Madagascar).

In derſelben Reihenfolge, die geographiſch von Süd nach Nord geht, werden wir die einzelnen Völker beſuchen. Es liegt in der Natur der Sache, daß wir die Naturvölker, welche den afrikaniſchen Boden in überwiegender Majorität einnehmen, nicht bis in ihre einzelnen Stammes-Individualitäten verfolgen können; es ſoll lediglich nur ein Geſammtbild von der äußeren Erſcheinung, dem phyſiſchen Typus, Charakter-Anlagen und allgemeinen Lebens-Aeußerungen, ſoweit ſie in den Rahmen dieſes Werkes paſſen, ſein, das wir hier dem Leſer vorführen. Ergänzungen ſollen überall dort ſtattfinden, wo die locale Forſchung intereſſante Erſcheinungen aus dem Geſchlechts- und Familienleben der afrikaniſchen Völker zu Tage gefördert hat. In Süd-Afrika iſt es überdies unerläßlich, auch einige flüchtige, aber charakteriſtiſche Bilder aus dem Farmleben der europäiſchen Cap-Coloniſten dies- und jenſeits des Oranje-Fluſſes zu entwerfen, und dies umſomehr, als durch die jüngſten kriegeriſchen Ereigniſſe das Intereſſe der gebildeten Welt auch für jene fernen Ableger europäiſcher Cultur in höherem Grade hervorgerufen worden iſt.

Beginnen wir unſere Wanderung. Von der Südküſte des Caplandes erhebt ſich das Geſtade-Gebiet terraſſenartig. Die erſte, oder Küſtenterraſſe iſt Culturland; die nächſthöhere begreift die ſogenannte »Karu« in ſich,

eine ungeheuere aus Sand und Thon beſtehende Hochfläche, die unter dem Sonnenbrande zu feſtem Boden eintrocknet, in der Regenzeit aber ſich in einen lachenden Gras- und Blumenteppich verwandelt und dann von den zahlreichen Heerden der angrenzenden Gebirgsbewohner als Weideplatz benützt wird. Die nächſte und letzte Terraſſe iſt das Hochland zu beiden Seiten des Oranje-Fluſſes, der ſüdlichſte Rand des immenſen ſüdafrikaniſchen Binnenplateaus.

In allen dieſen Gebieten, und in jenen über den Oranje-Fluß hinaus bis zum atlantiſchen Küſtenſtrom Kunene, das heißt bis zum neunzehnten Grad ſüdlicher Breite, ſiedeln die Hottentotten und ihr Zweigſtamm die Buſchmänner, letztere in Horden zerſtreut, bis zum Zambeſi und wahrſcheinlich noch höher hinauf. Neben der Büſchelhaarigkeit unterſcheidet den Hottentotten nichts ſo ſehr von den vließhaarigen Kaffern (A-Bantu-Völkern) und Negern, als die Hautfarbe. Dieſelbe iſt nämlich bei jenem eine gelblich-braune, mit einem röthlichen Anfluge im Geſichte. Die ſchmale, etwas vorſtehende Stirne ſchließt ein plattes, mit kleinen Augen, breiter ſtumpfer Naſe, ſtarken Backenknochen und ſchwulſtigen Lippen bedachtes Geſicht ab. Das Haar iſt rauh, grob und ſtark gekräuſelt; es wächſt in getrennten Büſcheln auf dem Kopfe, welcher dadurch das Ausſehen einer zerzauſten Bürſte darbietet. Von dieſem Typus unterſcheidet ſich jener des Buſchmanns inſoferne, als hier die Geſtalt viel kleiner, ja, zwerghafter iſt, der Kopf eine unförmliche, ſtark nach hinten verlängerte Form zeigt, und der untere Theil des Geſichtes ſehr ſtark hervorgezogen erſcheint .... Theophil Hahn, der Sohn eines Miſſionärs, im Hottentotten-Lande geboren und aufgewachſen und dieſerhalb zweifellos der zuverläſſigſte Berichterſtatter, meint ferner, daß die großen, unförmlichen Ohren, die kleinen, unſteten, tief in den Höhlen liegenden Augen dem Geſichte einen affenartigen Ausdruck geben.

Sonſtige Race-Eigenthümlichkeiten ſind nicht von Belang und würde deren Mittheilung höchſtens zu unliebſamen Weitſchweifigkeiten führen. Was uns hier mehr als alles Uebrige intereſſirt, das ſind die gewöhnlichen Lebensäußerungen dieſer Menſchen, welche, abgeſehen von den früheren Bedrückungen ihrer nördlichen, kriegeriſchen Nachbarn, unter dem Einfluſſe der auf ſüdafrikaniſchem Boden continuirlich vordringenden Civiliſation

sichtlich dahinschwinden. Aeußerlichkeiten, wie solche rücksichtlich der Bekleidung, welche den Hottentotten der europäischen Cultur näher bringen, sind wohl nur ein schwacher Ersatz für die thierische Stumpfheit und den unmoralischen Lebenswandel, welche diesen Leuten trotz allen Bestrebungen der Missionäre eigenthümlich geblieben sind.

Der »civilisirte« Hottentott hat vor dem völlig wilden voraus, daß er in Hosen von gegerbtem Leder steckt und einen großen Krempenhut auf den Kopf stülpt. Die wenig zarte Haut des Weibes verträgt sogar einen Leder-Rock. Es ist entschieden dem Buschweibe voraus, das häufig nur ein Fellläppchen anlegt. Will sich letzteres vor rauhem Wetter schützen und ist ein größeres Stück Fell gerade nicht zur Hand, so gräbt sich das zarte Geschöpf in den vorher durch Feuer erhitzten Sand. Die Hottentotten-Weiber besitzen großen Gefallen an dem Bemalen des Gesichtes, das sie in ausgiebigster Weise mittelst rother Erde oder Kohlenpulver bewirken. Trotz ihrer sonstigen Anspruchslosigkeit verschmähen sie keineswegs den Parfüm, und als solcher figurirt unter ihnen ein aus den Blättern mehrerer Diosma- und Croton-Arten gewonnenes Pulver.

Das Leben der Hottentottin von der Wiege bis zum Grabe umfaßt eine Reihe interessanter Details, die wir zu einem knappen Bilde zusammenfassen wollen. Als Kind erfährt sie eine ziemlich fürsorgliche Pflege, die so lange anhält, bis es der Säugung durch die Mutter nicht mehr bedarf. Das junge Mädchen wächst wenig beachtet heran; es trägt bis zu seiner Vollreife die denkbar einfachsten Toilette-Gegenstände, nämlich nur einige Ringe an Armen und Fußgelenken und irgend eine Halsschnur mit einem daran befestigten Amulete. Als vollreife Jungfrau aber wird an ihrem Aeußeren dadurch eine weitgehende Metamorphose bewirkt, daß der splitternackte Körper nun mit einem verzierten Pelze oder Felle bedeckt wird. Mit der Volljährigkeits-Erklärung ist auch ein besonderes Fest verbunden, das drei Tage nach dem Bekleidungs-Acte stattfindet und außer einigen ceremoniösen Förmlichkeiten in einem solennen Familienschmause besteht.

Die Hottentotten-Jungfrau ist nun heiratsfähig und an Freiern kann es ihr gewiß nicht fehlen. Der Jüngling, dem sie in die Augen sticht, entdeckt sich vor Allem seinem Vater, der sich dann mit dem Werber in

Digitized by Google

die Hütte des Vaters der Braut begiebt. Hier werden gleichgiltige Dinge besprochen, hauptsächlich aber dem Genusse des Tabakrauchens gefröhnt, und wenn sich so die Stimmung animirter gestaltet, bringt der Werber oder dessen Vater den eigentlichen Grund des Besuches zur Sprache. Erfolgt, nach vorausgegangener Beschenkung des zukünftigen Schwiegervaters, von diesem die Einwilligung, dann nimmt die Angelegenheit einen äußerst raschen und gänzlich unceremoniösen Verlauf. Es wird sogleich zum Verlobungsschmause geschritten, nach dessen Beendigung sich die Brautleute zurückziehen, um ein rechtmäßig getrautes Paar zu bilden. Eine Hottentotten-Jungfrau, die sich Morgens noch vereinsamt fühlte, kann Mittags unerwartet geworben und Nachmittags die Gattin eines zärtlichen Jünglings sein - - ein Uebergang von verschämter Jungfräulichkeit zu vollem ehelichen Glücke, der an Raschheit gewiß nichts zu wünschen übrig läßt.

Die Dauer dieses Glückes scheint allerdings nicht von Belang zu sein, denn wie bei allen Naturvölkern ist die Stellung des Weibes bei den Hottentotten und Buschmännern eine höchst gedrückte. Auf den Schultern der Frauen lasten alle häuslichen Geschäfte und Arbeiten; die Wartung und Pflege der Kinder erfährt niemals eine Unterbrechung, auch außer dem Hause nicht, und die Arbeiten werden fast immer mit dem Kinde auf dem Rücken verrichtet, welches zu diesem Ende mittelst eines langen Matten- oder Deckenstückes befestigt wird. Auf der Wanderung verrichten die Weiber förmliche Lastthierdienste, indem sie neben der eben erwähnten Bürde auch noch die Geräthe und Habseligkeiten der Männer zu schleppen haben. Gleichwohl finden die Frauen selten Dank für ihre Opferwilligkeit, ja, die gröbsten Gewaltthätigkeiten seitens der Männer sind vielmehr die Regel, wodurch die Hottentottinnen zu schüchternen, zaghaften und zumeist auch kränklichen Wesen werden, die früh altern oder dahinsiechen. Im Hinblicke auf so traurige Verhältnisse könnte die Polygamie, die bei den Hottentotten gestattet ist, das Eine für sich haben, daß durch sie eine Theilung der Arbeit ermöglicht wäre — dächte der Hottentotte überhaupt daran, von der Polygamie Gebrauch zu machen. Die Fälle, daß Jemand eine zweite Frau nimmt, sind äußerst selten; Mangel an ausreichenden Subsistenzmitteln einerseits und eine gewisse angeborne Trägheit andererseits sind die Gründe für solche Enthaltsamkeit.

Das Heim einer Hottentotten- oder Buſchmann-Familie iſt eine bienenkorbförmige Reiſig- oder Mattenhütte, ohne Kamin- oder Fenſteröffnung. Die Matten, ein verhältnißmäßig ganz vorzügliches Geflecht aus Mimoſenrindenfaſern, werden, wie ſelbſtverſtändlich, von den Mitgliedern der Familie ſelbſt erzeugt und entſprechen ihrem Zwecke, im Sommer die Luft durchzulaſſen, in der naſſen Jahreszeit aber den Regen abzuhalten, vollkommen. In der Mitte der Hütte befindet ſich ein niederer Herd aus über einander gelegten Steinen zur Aufſtellung des Kochtopfes. Die Buſchmänner ſind übrigens in der Regel genügſamer und für ſie iſt ein derartiger Hüttenbau faſt das ſichtbarſte Zeichen übertriebenſten Luxus! Wo es nur immer die Formation des Terrains geſtattet, kriecht die Buſchmann-Familie einfach wie das liebe Vieh unter, oder es ſchafft ſich dieſelbe im dichten Buſchwerk ein paſſageres Heim, das nur nothdürftig durch Auflegen von Moos oder Reiſig auf der Windſeite geſchützt wird.

Mehrere Familien bilden einen »Kraal« und zumeiſt auch einen beſondern Stamm, dem ein Häuptling vorſteht. Das Leben innerhalb des Familienkreiſes iſt gänzlich reizlos, wie ſich dies am Ende von ſelbſt verſteht. Die Ruhepauſen nach mehr oder weniger anſtrengender Arbeit oder Beſchäftigung werden ſelten durch andere Zerſtreuungen, als Trunk und Genuß narcotiſcher Reizmittel ausgefüllt. Die Lieblingsgetränke ſind das Honigbier und eine Art von Branntwein, der aus ſüßen Beeren bereitet wird; als allgemein beliebtes Reizmittel bedient man ſich der Blätter des wilden Hanfes (dacha), welcher entweder allein oder mit einem Zuſatze von Tabak geraucht wird. Tabak iſt namentlich von den Weibern geſucht; ſelbſt während des Säugens kräftigt ſich die Mutter durch fleißiges Rauchen und ſie läßt auch zeitweilig dem Kinde, ſofern es unruhig wird, von dem köſtlichen Kraut koſten.

In ihrem häuslichen Thun und Treiben unterſcheiden ſich die Buſchmänner vortheilhaft von den Hottentotten durch ihren ſehr ausgeprägten muſikaliſchen Sinn. Der Buſchmann iſt förmlich auf den Beſitz einer Geige erpicht; kann er eine ſolche nicht erlangen, ſo conſtruirt er ſich aus einem hohlen Kürbis ein Inſtrument mit zwei Saiten, und er entlockt ſelbſt dieſem primitiven Inſtrumente leidliche Töne. Theophil Hahn hat ſogar »prächtige Melodien« vernommen. Die ernſten Klänge von Chorälen, wie: »O, Haupt

Digitized by Google

voll Blut und Wunden«, »Ein Lämmlein geht und trägt die Schuld«, »Wachet auf, ruft uns die Stimme«, leiert er mit demselben Eifer ab, wie »Ach du lieber Augustin«, »My heart is in the highlands«, oder »Long, long ago«. Den Text freilich versteht er nicht, da er, abgesehen von den europäischen Sprachen, keinen Begriff von Bußkrämpfen, dem jüngsten Tage, Liebesleid und Liebeslust hat und keine Seelenschmerzen kennt.

Mehr über die primitiven Zustände, die unter diesem Naturvolke bestehen, mitzutheilen, wäre Luxus. Den Europäer dürfte vielleicht weit mehr das Leben und Treiben seiner Stammverwandten im fernen Süd-Afrika interessiren, ein Leben, das allerdings ein solches ohne besondere Reize ist. In den großen Städten, wie Cape-Town (Capstadt), Port Elizabeth, Natal (D'Urban), Pieter-Maritzburg herrscht wohl allenthalben materieller Aufschwung, von einer Geselligkeit ist aber nirgends eine Spur und die Leute sehen demgemäß sehr gelangweilt aus. In den südafrikanischen Binnen-Ortschaften wird man völlig überrascht von dem fast orientalischen Anstrich, von dem eigenartigen, beschaulichen Leben, das die Colonisten (niederländischer, deutscher und französischer Abkunft) daselbst führen. Ein Hauptgrund der ziemlich reizlosen gesellschaftlichen Verhältnisse liegt wohl in dem fühlbaren Mangel an weiblicher Mitbewohnerschaft. Da die Bevölkerung dieser Plätze meist aus Europa oder aus den westlichen Provinzen, wo bereits civilisirtere Verhältnisse existiren, sich ergänzt und eben meist nur junge Leute auswandern, die in den neuen Ansiedlungen leichter fortkommen, so ist die große Zahl der Junggesellen schon an sich erklärlich. Noch erklärlicher aber wird der Mangel an jungen Damen, wenn man bedenkt, daß der auf südafrikanischem Boden Geborne sehr jung heiratet und die Farmer selten ein hohes Alter erreichen, ohne zwei bis drei Frauen begraben zu haben.

Die jungen Männer aus Europa ziehen gewöhnlich vor, Damen aus ihrer Heimat zu heiraten. L. Holländer, offenbar ein zuverlässiger Kenner des dortigen Lebens, bemerkt treffend, daß die »Afrikanerin«, die durch Familienbande an das Capland gekettet ist und sich dort wohl und glücklich fühlt, sich schwer oder nie entschließen würde, für immer fern von den Ihrigen in dem für sie fremden Europa zu wohnen. Nun betrachtet sich aber fast jeder junge Mann, der das Capland besucht, als ein zeit-

weiliger Gast desselben. Weder das herrliche gesunde Klima, weder der leichte Erwerb, noch das freie ungezwungene Leben dünken ihm verlockend genug, um sich auf Lebzeiten an das entlegene Land zu ketten. Daraus erwächst folgerichtig eine gewisse Unlust auf Seite der zeitweilig in Süd-Afrika sich aufhaltenden jungen Europäer, Ehen mit den dortigen Landeskindern einzugehen.

Soweit über das sociale Leben in den Niederlassungen der Cap-Colonie. Ein wesentlich anderes, originelleres Bild gewinnen wir bei näherer Betrachtung der Familienzustände unter den vielgenannten »Boers« (sprich Buhrs, das heißt Bauern) im Oranje-Freistaat und in Transvaal.... Der größte Theil der älteren Bauern ist in der Cap-Colonie oder in Natal geboren und sind Abkömmlinge von den deutschen, holländischen oder französischen Emigranten, die meist wegen Glaubensverfolgungen nach Süd-Afrika ausgewandert waren. Trotz der Abneigung der Bauern gegen die straffe, auf strengen Gesetzen basirende gesellschaftliche Ordnung, die ihnen ihren früheren Aufenthaltsort so gründlich verleidete, bilden sie dennoch ein gesundes, leutseeliges und gastfreies Völkchen. Seine neue Heimat sind die unübersehbaren grasbewachsenen Flächen zu beiden Seiten des Vaal- und Oranje-Flusses. Dort, wo sich dieser aus den Bergen des Basuto-Landes herausgewunden hat, schmücken seine Ufer Mimosen, Weiden, wilde Lorbeersträucher und knorrige Olivenstämme. Es sind die ersten lieblichen Landschaften, die dem Wanderer auf seiner beschwerlichen Reise vom Gestade herauf in den Blick treten.

Die Boers führen, wie schon erwähnt, ein beschauliches, fast nur durch die Sorge, welche die rationelle Viehzucht mit sich bringt, ausgefülltes Leben. Im Hause des Boers kennt man weder Comfort, noch edleren Zeitvertreib. Um so entwickelter ist der religiöse Sinn und die Bibel ist gewissermaßen zum Sitten-Codex geworden, freilich durch Auslegungen, die keineswegs Anspruch auf Logik erheben dürfen. So geht die orthodoxe Farmersfrau beispielsweise so weit, daß sie es für eine große Sünde hält, einem anderen Manne als ihrem Gatten die Hand zu reichen. Ihre Kleidung ist ungefähr die unserer barmherzigen Schwestern, nur daß Kleider und Wäsche nicht so sauber sind, und statt der Haube eine steife schwarze Kappe den meist ungekämmten Kopf bedeckt.

Digitized by Google

Gleicht die Boersfrau in dieſer Tracht kaum einem weiblichen Ideale, ſo iſt dies noch viel weniger rückſichtlich ihrer Körperbeſchaffenheit der Fall. Dem Boer gilt die Wohlbeleibheit als Ausdruck der höchſten Schönheit, und ſeiner Anſicht nach hat die Frau das höchſte Ideal leiblicher Vollkommenheit erreicht, wenn er von ihr ſagen kann, ſie ſei »Moie fett« .... Und in der That wird man ſolche Monſtroſitäten von Wohlbeleibtheit kaum noch in einem anderen Lande wiederfinden. Das milde ſüdafrikaniſche Klima, die reichliche animaliſche Nahrung und die wenig anſtrengende häusliche Beſchäftigung ſind die Urſachen dieſes außergewöhnlichen phyſiſchen Wohlgedeihens, und ſelbſt Europäerinnen, die körperlich ſchwächlich ſüdafrikaniſchen Boden betreten haben, gelangen nach einiger Zeit zu einer wohlgefälligen Rundung ihrer Geſtalt.

Frau vom Zambeſi.

Das Heim einer Boersfamilie bietet übrigens nichts weniger als ein erquickliches Bild. Ganz abgeſehen von dem Mangel aller Wohnlichkeit und Behaglichkeit, ein Mangel, der ſo weit geht, daß ſämmtliche, oft ſehr zahlreiche Familien-Mitglieder (verheiratete und ledige) beiderlei Geſchlechtes gemeinſchaftlich ſchlafen — zeigt es wohl kaum von beſonderem Reinlichkeitsſinn, daß man ſich in vollen Kleidern, die Schuhe ausgenommen, zu Bette legt. Von einer Toilette iſt niemals die Rede; Alles wäſcht ſich der Reihe nach in demſelben Becken mit demſelben Waſſer. Auf das Frühſtück folgt das allgemeine Abſingen eines Pſalms, während die nächſten Stunden der Beſchaulichkeit gewidmet ſind. Schon um neun Uhr wird die Hauptmahlzeit eingenommen, dann um ein Uhr Kaffee, um fünf Uhr Thee und

am Meru-Fuß zur Rückkehr. Da einige Reiter, die ihre Pferde offlegt, leicht lahm, hat uns Dr. Bleiß, kameradschaftlich Pferd überlassend, zu Fuß begleitet. Ich habe mich auf dem Rückwege gleichfalls bei jeder Gelegenheit, wenn der geringste Anschein, dass eine oder die andere Pferde sich lahm, mit Eigenbeschwerden auf ein Pferd gesetzt.

Meru-Gebirge von Kibosho aus gesehen.

Wiederholt hatte mich Kirchenrat Merensky in gütiger Fürsorge für meine Gesundheit gebeten, ich möge doch nicht zu Fuß gehen, da ich bei ungehen mir geringste Verletzung, also Lahm, leicht in eine Blutvergiftung. Bereits mir einmal ereignet, als Beamte, Boten und Diener in Kibosho Fuß gingen, ich aber ritt, dass ich mir in Kibosho eine Blutvergiftung zog. Ich bitte um Beachtung, da gefährlich. Der Weg von Kibosho nach Moshi Weg gar Wanderung zurückzulegen, ein muss in steinigen

betrachtet meinen sollte. Zwar besitzt der junge Ehecandidat seinen wohlgezählten Viehstand von so und so vielen hundert Schafen, Pferden und Rindern, wo aber findet er die ihm passende Braut? .... Die Bauernhöfe liegen weit auseinander, gesellige Zusammenkünfte sind gänzlich unbekannt, desgleichen Familienfeste, Bälle und dergleichen. Nebenbei bringt ihn die peinliche Angelegenheit nicht im mindesten aus der Fassung; er verspürt keine innere Erregung, die bei der Jugend des Freiers wohl vorauszusetzen wäre, und seine einzige Sorge besteht darin, genau zu ermitteln, wie es mit den materiellen Mitteln der näher oder ferner weilenden Boers-Mädchen bestellt ist.

Um all' diesen Umständlichkeiten auszuweichen, sind unter den Farmern Familien-Heiraten an der Tagesordnung. In solchen Fällen sind die Verbindungen schon lange vorher zwischen den Eltern abgemacht und dem Freier obliegt es nur, sich den langwierigen Förmlichkeiten zu unterziehen, die mit der Erwerbung einer Braut und Gattin verknüpft sind. Der erste Ausritt erfolgt auf möglich reich geschirrtem Pferde und in reicher Toilette. Im Hause der Erkorenen findet er weder freudige Bewegung seitens der Inwohner, noch sonderliches Entgegenkommen seitens der Braut, und das bekümmert ihn umsoweniger, als er gleichfalls das denkbarste Phlegma an den Tag legt .... Die erste Begegnung mit der Erkornen hat etwas wunderlich Steifes. Wenn die Mitglieder der Familie sich zurückziehen, zupft der Freier das Mädchen seiner Wahl am Rocke — natürlich nach vorausgegangener Verständigung mit dem Vater desselben — und ladet es ein, den Abend mit ihm zu verbringen. So sitzen sie stundenlang in blödes Schweigen versunken, bis der Freier die entscheidenden Worte hervormurmelt: »Wollen wir nicht unsere Schafe zusammen weiden lassen?« .... Das genügt, um die Schöne in unbeschreibliche Aufregung zu versetzen. Willigt sie ein, dann trennen sich die jungen Leute ohne Kuß, ohne Händedruck.

Nachdem der glückliche Bräutigam noch einige Tage bei seinen künftigen Schwiegereltern verbracht hat, ohne aus seinem unerschütterlichen Phlegma aufgerüttelt worden zu sein, schreitet die Mutter an die Completirung der Ausstattung. Die Sorge darum mag nicht groß sein, da ein Mädchen ihrem Manne selten mehr Kleider und Wäsche in's Haus bringt,

Digitized by

als sie eben am Leibe hat. Das kostspielige Brautkleid wird fast nie angeschafft, sondern aus eigens hierzu bestehenden — Leihhäusern entnommen. Die Trauung wird selten mit einem Paar allein vollzogen, es finden vielmehr mehrere Copulirungen zu einer und derselben Stunde statt, und der ganze Act verläuft äußerst geschäftsmäßig. Nach beendeter Ceremonie eilen die Neuvermälten so rasch als möglich zur Garderobière, um des lästigen Flitters los zu werden, und die — Hochzeitsreise beginnt. Sie führt nicht weit — in die Farm des jungen Gatten. Hier schläft die Neuvermälte die erste Nacht im Reisewagen, dann aber im gemeinschaftlichen Familien-Schlafzimmer. Ihre Stellung bei ihren Schwiegereltern ist die einer folgsamen Tochter, denn erst von dem Augenblicke ab, da sie Mutter geworden ist, darf sie sich einer leidlichen Selbstständigkeit erfreuen, die übrigens kaum viel Lichtseiten aufweisen dürfte .... Eine Kindheit ohne Freuden, eine Jugend ohne Zauber, eine Ehe ohne Zärtlichkeit und Familienglück: das ist der Lebensweg, den das weibliche Geschlecht in den Niederlassungen und Farms am Oranje und Vaal von der Wiege bis zum Grabe zurücklegt ....

Mit unserer Abschweifung zu den Boers in Oranje und Transvaal haben wir den Verbreitungsbezirk der Hottentotten bereits überschritten und damit jenen weitläufigen Erdraum betreten, welchen die Bantu-Völker von der Küste Natals bis zum Aequator hinauf, einschließlich der Küsten des Indischen und Atlantischen Oceans (an letzterer das Capland, Namaqua- und Damara-Land abgerechnet) innehaben. »Bantu« ist nur eine Collectivbezeichnung für sämmtliche Völkerstämme, die den beschriebenen Raum besiedeln und deren Grundtypus der Kaffer ist. »Kaffer« ist sonach erstens ein ethnologischer Begriff, indem er den ganzen Völkercomplex vom Cap bis an das Gebiet der Galla im Osten, und vom Kunene-Strom bis in die Nähe des Nigers im Westen, nebst dem dazwischen liegenden Süd- und Aequatorial-Afrika umfaßt; »Kaffer« ist aber auch ein ethnographischer Begriff, indem wir unter diesem Namen ein bestimmtes, im Süden Afrikas östlich und nordöstlich von den Hottentotten ansässiges Volk meinen. Nicht zuletzt hat das Wort »Kaffer« auch eine sprachliche Bedeutung, und zwar insoferne, als es offenbar das arabische Wort »Kafir — Ungläubiger« ausdrückt. Nicht dieser äußere Umstand allein, sondern auch viel tiefere,

Digitized by Google

ethnische Gründe, weisen darauf hin, daß die Kaffern-Race einst ein noch viel größeres Verbreitungsbezirk hatte und im Nordosten Afrikas wahrscheinlich bis an's Rothe Meer und den Golf von Aden reichte. Hier standen sie, wie Friedrich Müller nachweist, frühzeitig im Verkehr mit Stämmen der mittelländischen Race, speciell mit den Hamiten, und hamitische Stämme sind es auch (Galla und Somâli), die heute das Osthorn Afrikas bis zum Cap Gardafui einnehmen.

Die ethnische Verschiedenheit des Kaffern vom Neger prägt sich, abgesehen von der Sprache, namentlich im Typus und im psychischen Charakter aus. Gesichtsbildung und Farbe erinnern an den mittelländischen Typus; der Kopf ist lang gestreckt, die Stirne gewölbt, die Nase nicht platt, sondern vorspringend und häufig auch gebogen. Der Unterkiefer ragt weit weniger hervor als beim Neger, und die Backenknochen sind nicht so ausgeprägt. Dagegen zeigt das Kopfhaar keinen Unterschied von jenem des Negers. Das Hauptmerkmal des Racen-Unterschiedes ist indeß die Hautfarbe, die beim Kaffer ein Gelbbraun ist; nur wo Mischungen mit Negerblut stattgefunden haben, erhält die Hautfarbe eine dunklere Nuance und sie wird vollends schwarz, wo das Negerblut entschieden dominirt.

Mit diesen einleitenden Bemerkungen wollen wir uns begnügen und nunmehr auf die ethnographische Schilderung übergehen. Erwägt man, in welch' zahllose Stämme und Völker die Kaffern-Race zersplittert ist, so wird man unschwer begreifen, daß von einer erschöpfenden Detailschilderung nicht die Rede sein kann. Die Ethnographen begnügen sich in der Regel, das Kaffern-Volk im engeren Sinne, also den Stamm zwischen Zambesi und Natal, als Modell hinzustellen, und wir werden uns dieser Gewohnheit anschließen und nur zum Schlusse unsere Schilderungen durch eingehendere Mittheilungen über einzelne Congo-Völker am untern Gabon und Ogowe ergänzen. Damit gewinnen wir auch einen ethnischen Uebergang von den Bantu-Völkern zu den Negern, denn die Congo-Stämme verrathen bereits eine starke Mischung mit Neger-Blut, wie denn auch Mancherlei in ihrem Thun und Lassen an die Neger-Völker erinnert, deren südliche Nachbarn jene sind ....

Die Kaffern sind vorwiegend ein Nomadenvolk, obwohl sie auch Landbau betreiben, den sie indeß als eine minder ehrenvolle Beschäftigung

betrachten und demgemäß den Weibern aufbürden. Die Kaffern zeigen ein größeres Selbstbewußtsein als die Neger; sie kennen weder die Sklaverei, noch jene unerhörte despotische Vergewaltigung, die so schwer auf den meisten sudanesischen Neger-Staaten lastet. Das Militär-Regiment, wie es beispielsweise unter den Zulus, dem tapfersten der südlichen Kaffern-Stämme, besteht, verhindert keineswegs, daß der Einzelne eine gewisse persönliche Freiheit genießt, die im Rechte der freien Meinungsäußerung und dergleichen zur Geltung kommt. Alle Kaffern zeichnen sich aus durch Tapferkeit, Energie, durch eine unleugbare Ritterlichkeit im Kampfe und gegenüber dem überwundenen Feinde. Sie sind mäßiger als die Neger, entschieden ehrlicher und mit unvergleichlich regerem Rechtsgefühl behaftet.

Das Familienleben der Kaffern beruht auf der Polygamie. Sie ist, wie bei den meisten Naturvölkern, unbeschränkt, indem sich die Zahl der Weiber, die jeder Kaffer acquirirt, nach seinen materiellen Mitteln richtet. Die Heirat ist immer ein Kaufgeschäft, indem der Freier so und so viele Kühe dem Vater der Erkorenen zukommen läßt. Neben dürftigem Besitz giebt es für den Kaffer kein größeres Ehehinderniß, als seine — Jugend. Bei den kriegerischen Gewohnheiten aller Kaffern-Stämme und bei dem Umstande, daß die Heereshaufen der Häuptlinge nur aus unverheirateten Männern bestehen, deren hohe Zahl also thunlichst erhalten bleiben muß, darf der heiratslustige Mann nur nach Einholung der Erlaubniß von seinem Häuptlinge eine Frau heimführen. Andererseits entscheidet der Wille oder die Meinung des Mädchens nichts; sein Vater giebt sie Demjenigen, der den größten Kaufpreis anzubieten vermag, namentlich dann, wenn mehrere Freier zugleich auftreten. Eine Beeinflussung des väterlichen Entschlusses findet höchstens dann statt, wenn es dem Einen oder Anderen der Freier gelingt, durch gut angebrachte Zauberkünste, entweder den Vater oder die Tochter gefügig zu machen. Letzteres findet nämlich dann statt, wenn die Bewerber als materiell gleichwerthig taxirt werden und die Wahl dem Mädchen seitens seines Vaters großmüthig überlassen wird.

Die Hochzeitsgebräuche besitzen nichts Charakteristisches. Man führt die Braut in das Haus des Bräutigams, wo eine solenne Schmauserei abgehalten wird und Geschenke zu wechselseitiger Vertheilung gelangen.

Digitized by Google

Die Braut verschenkt Schmuckgegenstände (Ringe, Armspangen, Halsketten, Federn, Knochen-Amulette ꝛc.), für welche die Kaffern eine förmliche Leidenschaft besitzen; der Bräutigam schlachtet Rinder und bewirthet seine Schwiegereltern und Gäste und nimmt dafür die Lobpreisungen, in denen sich die Frauen über seine junge Gattin ergehen, mehr oder weniger gleichgiltig entgegen. Sind diese Ceremonien einmal vorüber, dann beginnen die täglichen Plagen, die ganz und gar auf den Schultern des Weibes ruhen. Es muß die Rinder warten und das Feld bestellen; in den Kreis der Männer hat es keinen Zutritt und so nimmt es auch keinen Antheil an den häuslichen Unterhaltungen, in denen die Männer bei Rauch- und Schnupfgelagen über Stammes-Angelegenheiten, die Viehwirthschaft und selbst über höhere Politik fröhlich schwatzen.

Die westlichen Nachbarn der Küsten-Kaffern sind die Betschuana. Bei ihnen sind Brautwerbung und Hochzeit weit umständlicher. Die einfache Werbung durch den Freier genügt nicht, sondern es muß zu diesem Ende ein Freund des Ehe-Candidaten die ersten Schritte bei der Erkornen, dann bei deren Eltern und schließlich beim eigenen Vater unternehmen. Sind auf diese Weise alle Parteien in Kenntniß gesetzt, so entsendet der Vater des Freiers eine Anzahl Weiber in den Kraal der Erkornen, um Letztere in Augenschein zu nehmen. Dann erst erhält der Bräutigam seitens seines künftigen Schwiegervaters die stricte Aufforderung, sich zu erklären, wobei von der künftigen Schwiegermutter eine wohlgefüllte Schnupftabaksdose in den Kraal des Bräutigams geschickt wird. Der Kaufpreis wird fast nur durch Erpressungen zu Stande gebracht, und zwar betheiligen sich beide Parteien gleich zudringlich an diesem löblichen Geschäfte, das oft viele Wochen, ja, Monden währt. Die Zwischenzeit wird mit Besuchen und Gastereien ausgefüllt und heillos geschmaust wird auch am Hochzeitstage, der endlich hereinbricht, wenn alle Hindernisse überwunden sind.

Neben den Küsten-Kaffern im Osten und den Betschuana in der Mitte bilden die Owa-Herero im Westen das dritte Hauptglied der südlichen Bantu-Völker. Sie zerfallen in mehrere Stämme und ihre Heimsitze reichen bis Benguela in Portugiesisch-Nieder-Guinea. Alle jene Stämme zu nennen, welche nördlich des Zambesi und westlich der Suahel-Küste das

Digitized by Google

neueſter Zeit viel durchforſchte Innere von Hoch-Afrika bevölkern, kann hier nicht unſere Aufgabe ſein. Die Reiſen Livingſtone's, Stanley's und Cameron's, denen die Erd- und Völkerkunde ſo Vieles verdankt, geben umfaſſenden Aufſchluß über Land und Leute, doch würde die Wiedergabe all' des geringfügigen in den Rahmen dieſes Buches paſſenden Details zu einer trockenen und geſchäftsmäßigen Berichterſtattung führen, die namentlich unſeren Leſerinnen kaum willkommen ſein dürfte.

Wir verfügen uns demnach ohne Aufenthalt an die Weſtküſte Afrikas, um hier Einkehr bei einigen intereſſanten Stämmen zu halten, die uns durch einige unermüdliche Forſcher in der letzten Zeit etwas näher gerückt worden ſind. Es ſind dies die Congo-Völker, zu denen man die Bewohner von Benguela, Angola, Congo und Loango zählt. Weiter gegen Norden ſitzen am Gabon, und zwar an der Küſte die Mpongwe, im Innern des Landes die Bakalai, die Schikani und die Fan und mehrere unbedeutendere Zweigſtämme .... Das ganze Gebiet von den Sitzen der Owa-Herero bis in den Winkel des Golfes von Guinea, in den der mächtige Niger mündet, begreift man im geographiſchen Sinne unter der Bezeichnung Nieder-Guinea zuſammen. Den größten Theil dieſes Gebietes, vom Kuene im Süden bis zum Congo im Norden, iſt im Beſitze der Portugieſen. Das Territorium im Norden der Congo-Mündung umfaßt mehrere ſelbſtſtändige Königreiche, deren Beherrſcher Prieſterkönige vom reinſten Typus, blinde Werkzeuge des kraſſeſten Fetiſchdienſtes und ihrer Patrone ſind.

Die intereſſanteſten Stämme in dieſem Gebiete ſind unſtreitig die Fan, welche zwiſchen dem Gabon- und dem Ogowe-Fluſſe hauſen, und die Mpongwe, oder die Gaboneſen, wie ſie gemeinhin nach dem gleichnamigen Gewäſſer, an deſſen Uferländern ſie ſitzen, genannt werden .... Die Fan ſind unſtreitig der ſchönſte Menſchenſchlag unter allen Bewohnern des weſtlichen Aequatorial-Afrika. Die Frauen, welche überall dort, wo die Bevölkerung mit der europäiſchen Civiliſation noch nicht in Berührung gekommen iſt, ſehr ehrbare Sitten haben, beſitzen kein unſchönes Aeußere. Ihr Kopf iſt in die Länge gezogen, die Stirn gewölbt und ſtark hervortretend. Ihr Geſicht iſt nicht ſo knochig und mager wie jenes der Männer, ihre Hände oft überraſchend fein und zart. Sie behängen ſich mit Glas-

Digitized by Google

geben, selbst auf dem Land. In vielen Häusern über den Ställen sind Wagen nebeneinander, schmucke weiße Kühe und Rinder mit Hörnern und Glocken, Pferde, Schweine, Hühner, Gänse, Enten. Und die Bauern wissen es zu schätzen. Auf, in der ganzen Breite, ist ein reiches Leben. Schauen . . . Wie Leinen-Segen hier im Landschaftsgarten Zum Schauen jene Blicke sich dehnen. Der ungeheure Rheinspiegel ist

der Alles, der Stolz! Lebensspiegelung! Leben Blicke, verleiht und trägt Rhein! Lebensspiegel, der weder Ende noch Grenze hat. Ist dem Rhein-Bürgersinn verliehen, was es ist, der Rhein? Ernst Moritz Arndt. Dem Rhein-Bürgersinn ist verliehen, was er ist, der Rhein? Ernst Moritz Arndt. Ist es nicht vom Rheinbauern-Bürgersinn verliehen worden . . . Verliehen ist Zum Lob der ernsten, tapferen Rheinlust, wie sie sich hervorbildet den Rheinbauern, Rheinbürgern, Rheinmännern, Rheinfrauen, Rheinmädchen, Rheinkindern, Rheinvölkern, Rheinländern, Rheinstädten, Rheinfluren, Rheinbergen, Rheinwäldern, Rheinwiesen, Rheinfeldern, Rheinwasser, Rheinwein, Rheinbrot, Rheinfischen, Rheinvögeln, Rheinschiffen, Rheinbooten, Rheinbrücken, Rheinfähren, Rheinhäfen, Rheinwerften, Rheinschiffbau, Rheinhandel, Rheinverkehr, Rheinindustrie, Rheinbergbau, Rheinhütten, Rheinwerken, Rheinschmieden, Rheinschlössern, Rheinburgen, Rheinruinen, Rheinsagen, Rheinliedern, Rheinmusik, Rheinsängern, Rheinmalern, Rheinbildern, Rheinbüchern, Rheinschriften, Rheinschriftstellern, Rheinbibliotheken, Rheinmuseen, Rheinschätzen, Rheinbesitz, Rheinbesitzern, Rheinbesitzungen, Rheinbesitzungsrechten, Rheinbesitzungsgesetzen, Rheinbesitzungsgesetzgebungen, Rheinbesitzungsgesetzgebungsrechten, Rheinbesitzungsgesetzgebungsrechtsverhältnissen, Rheinbesitzungsgesetzgebungsrechtsverhältnisverhältnissen, Rheinbesitzungsgesetzgebungsrechtsverhältnisverhältnisverhältnissen, Rheinbesitzungsgesetzgebungsrechtsverhältnisverhältnisverhältnisverhältnissen, Rheinbesitzungsgesetzgebungsrechtsverhältnisverhältnisverhältnisverhältnisverhältnissen, Rheinbesitzungsgesetzgebungsrechtsverhältnisverhältnisverhältnisverhältnisverhältnisverhältnissen, Rheinbesitzungsgesetzgebungsrechtsverhältnisverhältnisverhältnisverhältnisverhältnisverhältnisverhältnissen, Rheinbesitzungsgesetzgebungsrechtsverhältnisverhältnisverhältnisverhältnisverhältnisverhältnisverhältnisverhältnissen, Rheinbesitzungsgesetzgebungsrechtsverhältnisverhältnisverhältnisverhältnisverhältnisverhältnisverhältnisverhältnisverhältnissen, Rheinbesitzungsgesetzgebungsrechtsverhältnisverhältnisverhältnisverhältnisverhältnisverhältnisverhältnisverhältnisverhältnisverhältnissen, Rheinbesitzungsgesetzgebungsrechtsverhältnisverhältnisverhältnisverhältnisverhältnisverhältnisverhältnisverhältnisverhältnisverhältnisverhältnissen, Rheinbesitzungsgesetzgebungsrechtsverhältnisverhältnisverhältnisverhältnisverhältnisverhältnisverhältnisverhältnisverhältnisverhältnisverhältnisverhältnissen, Rheinbesitzungsgesetzgebungsrechtsverhältnisverhältnisverhältnisverhältnisverhältnisverhältnisverhältnisverhältnisverhältnisverhältnisverhältnisverhältnisverhältnissen, Rheinbesitzungsgesetzgebungsrechtsverhältnisverhältnisverhältnisverhältnisverhältnisverhältnisverhältnisverhältnisverhältnisverhältnisverhältnisverhältnisverhältnisverhältnissen, Rheinbesitzungsgesetzgebungsrechtsverhältnisverhältnisverhältnisverhältnisverhältnisverhältnisverhältnisverhältnisverhältnisverhältnisverhältnisverhältnisverhältnisverhältnisverhältnissen, Rheinbesitzungsgesetzgebungsrechtsverhältnisverhältnisverhältnisverhältnisverhältnisverhältnisverhältnisverhältnisverhältnisverhältnisverhältnisverhältnisverhältnisverhältnisverhältnisverhältnissen, Rheinbesitzungsgesetzgebungsrechtsverhältnisverhältnisverhältnisverhältnisverhältnisverhältnisverhältnisverhältnisverhältnisverhältnisverhältnisverhältnisverhältnisverhältnisverhältnisverhältnisverhältnissen, Rheinbesitzungsgesetzgebungsrechtsverhältnisverhältnisverhältnisverhältnisverhältnisverhältnisverhältnisverhältnisverhältnisverhältnisverhältnisverhältnisverhältnisverhältnisverhältnisverhältnisverhältnisverhältnissen, Rheinbesitzungsgesetzgebungsrechtsverhältnisverhältnisverhältnisverhältnisverhältnisverhältnisverhältnisverhältnisverhältnisverhältnisverhältnisverhältnisverhältnisverhältnisverhältnisverhältnisverhältnisverhältnisverhältnissen, Rheinbesitzungsgesetzgebungsrechtsverhältnis

Sehen wir uns nun die Gabonesen (oder Mpongwe) etwas näher an. Wir verdanken den französischen Reisenden Griffon du Bellay und Serval sehr detaillirte Schilderungen über sie und ihr Land, das sich bekanntlich, wie überhaupt das Gesammt-Territorium zwischen Gabon und Ogowe in französischem Besitze befindet. Der Gabon, so bedeutend sein Delta sich auch gestaltet, ist kein großer Strom, sondern nur ein wenig bedeutendes Küstengewässer, das den allernächsten Gebirgen entströmt, im Gegensatze zum Ogowe, dessen Quellen tief im Innern liegen und dessen

Frauen am Gabon

Stromlauf nur im unteren Theile einigermaßen bekannt ist .... Das Gabon-Gebiet liegt gerade unter dem Aequator. Obzwar die Hitze keine übermäßig intensive zu sein pflegt, ist das Klima dem Europäer gleichwohl unerträglich. Die hohe und constante Temperatur wirkt höchst abspannend, zumal durch die enorme Feuchtigkeit und elektrische Spannung der Atmosphäre. Das allgemeine Unbehagen steigert sich während der Regenzeit; der Körper erschlafft, der Schlaf bringt keine Erquickung, die geistigen Kräfte ermatten, und zu allem Ueberflusse stellt sich auch bald Appetitlosigkeit ein. Das Klima ist namentlich den europäischen Frauen gefährlich, und wenn sie demselben auch trotzen, so degenerirt um so sicherer ihre Nachkommenschaft ....

Die Mpongwe aber, die eingebornen Kinder dieser Tropengegend, befinden sich ganz wohl in dieser unheimlichen Bratpfanne — wie der

Salamander im Feuer. Die Gabonesinnen sind fast hübsche Erscheinungen, mit wohlgeformten Extremitäten, hübschen, ausdrucksvollen Augen und kaum merklich abgeplatteter Nase. Der Mund ist keineswegs weit, wohl aber die Unterlippe etwas aufgedunsen, dagegen die Zähne, wie selbstverständlich, von tadelloser Schönheit. Die Hautfarbe ist — und dadurch unterscheiden sich die Gabonesen, wie überhaupt die meisten Stämme im westlichen Aequatorial-Afrika von ihren nördlichen Nachbarn, den Negern — ein dunkler Bronzeton. Schmuckgegenstände, namentlich Glasperlen, sind sehr beliebt und werden um den Hals getragen. Uebrigens feiert auch am Gabon die Civilisation Triumphe; die Frauen tragen nämlich stolz ihre — Kofferschlüssel zur Schau und hängen sie zu den übrigen Amuleten an die Perlenschnüre.

Nichts ist idyllischer, als ein Dorfbild am Gabon. Da treiben sich die dunklen Schönen munter umher und schwatzen was das Zeug hält. In ihrem tollen Treiben werden sie durch nichts behindert, denn ihre Toilette beschränkt sich auf ein Stück Baumwollenzeug, das um die Hüften geschlungen wird. Die Brust und der Oberkörper, der gewöhnlich unbedeckt bleibt, wird bei festlichen Anlässen mit einem zweiten ähnlichen Stücke bedeckt. Die verheirateten Frauen erkennt man auf den ersten Blick, denn von den Fußknöcheln bis zu den Kniegelenken sind ihre Beine mit dicken Kupferringen belastet.

Im Uebrigen ist die Stellung der Frauen, wie es sich leicht denken läßt, eine höchst traurige. Sie haben alle Arbeiten, selbst die schwersten zu verrichten, und geben dem Manne bei jeder Gelegenheit das Lastthier ab. Diese Ueberbürdung, sowie die äußerst frühzeitigen Heiraten bringen es mit sich, daß die Frauen früh altern. Mit zehn Jahren treten die Mädchen in den Ehestand, im vierzehnten ist dann ein solch' armes Geschöpf Mutter und im zwanzigsten ein altes Weib.

Der Abschluß einer Ehe ist ein einfaches Geschäft. Auch bei den Gabonesen spielt der Fetischmann bei mißliebigen Heiratsverzögerungen dadurch eine Rolle, daß seitens des Freiers seine Zauberkünste, die entweder die Erkorne oder ihre Eltern erweichen sollen, schwer bezahlt werden. Es gehört natürlich die Phantasie eines Liebenden dazu, um sich von den hierbei angewendeten Zaubermitteln einen Erfolg zu versprechen. Zu diesen

Digitize

Mitteln gehören in erster Linie Liebestränke, dann ein Pulver, welches aus einer Wunderkräfte besitzenden Pflanze bereitet wird u. dergl. m. Wo solche Zwangsmittel nicht nöthig sind, verlaufen die Ceremonien anstandslos und sehr rasch. Als Zeichen besonderer Zuneigung zwischen Schwiegervater und Schwiegersohn gilt, wenn der Letztere jenem gleichzeitig mit der vorgebrachten Werbung seine Schwester anbietet. Es findet hier sonach eine Art Wechselheirat statt, doch darf dieselbe niemals stattfinden, wenn die Betheiligten etwa in einem zu nahen verwandtschaftlichen Verhältnisse stehen sollten. Diese Strenge in Betreff der Consanguinität der Blutsverwandten ist jedenfalls bemerkenswerth bei einem so primitiven Volke, wie im Großen und Ganzen die Gabonesen eines sind.

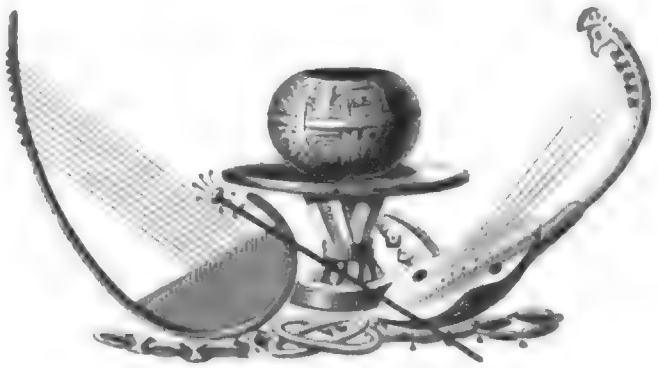
Ueber das Familienleben derselben läßt sich leider nur das Allerungünstigste berichten. Nicht genug, daß der Mann seine Frau oder Frauen — denn auch die Gabonesen huldigen der Polygamie — zu förmlichen Sklavinnen degradirt, er schätzt sie auch als seine rechtmäßigen Gattinnen nicht sonderlich hoch. Wenn er der einen oder anderen derselben überdrüssig wird, so »vermiethet« er sie einfach an seinen Nachbar, eine gewiß drastische Illustration des Grundsatzes, daß bei den Afrikanern das Weib ein Capital sei, das der Besitzer so gut als möglich auszunützen sucht. Auch wird die Frau als Unterpfand für Waaren, die dem Manne anvertraut werden, abgegeben. Wenn er Forderungen hat, sucht er vor Allem einer oder der anderen Frau seines Schuldners habhaft zu werden. Trotz so schmählicher Behandlung kommt es fast nie vor, daß eine Frau davonläuft. Die armen Geschöpfe glauben, das Alles müsse so sein, und sie finden die strenge Behandlung ganz erklärlich, mehr noch aber ihre Ueberbürdung mit Arbeit, da man im Lande Lastthiere gar nicht kennt.

Merkwürdig ist die Thatsache, daß es unter den Völkern am Gabon ein gesetzlich erlaubtes Cicisbeat giebt. Der Mann ist eifersüchtig, wenn auch nicht gerade auf seine Frau, so doch auf sein Hausrecht, aber einen »Conguieh« muß er sich, ob er will oder nicht, gefallen lassen. In dieser Einrichtung kann mit Recht ein gewisses Regulativ gegen außergewöhnlich unwürdige Behandlung der Weiber erblickt werden.

Nun noch einige Bemerkungen über die gesellschaftlichen Einrichtungen. Die Sklaverei ist eine verhältnißmäßig milde und der Abstand zwischen

Digitized by Google

Herr und Diener kein zu großer. Kinder von Sklavinnen sind der übrigen Nachkommenschaft nicht gleichgestellt, wie man auch vermeidet, den männlichen Sklaven, die meist aus dem Ogowe-Gebiete stammen, Mpongwe-Mädchen zu Frauen zu geben. Auch erhalten sie nur schwer Credit zu Handelsunternehmungen und sie werden in der »Gesellschaft« auch sonst allenthalben zurückgesetzt .... Man sieht, auch unter Barbaren giebt es gesellschaftlichen Hochmuth. Die Mpongwes sollen sich übrigens rühmen, daß ihre Vorfahren keine Sklaven besessen hätten. Jedenfalls aber haben sie wenig Grund, auf ihre socialen Einrichtungen stolz zu sein, am allerwenigsten in Betreff des fadenscheinigen »Königthums«, dem sie ihr leicht erträgliches Unterthanen-Verhältniß verdanken. König — wie sich jeder gabonesische Häuptling nennt — kann zwar nur ein Mitglied der Königsfamilie werden, doch ist die Würde nicht erblich; das Volk wählt den ihm als passend dünkenden Sproß, nicht ohne ihm zuvor in öffentlicher Versammlung sein ganzes Sündenregister zu Gemüthe geführt und einige derbe Püffe versetzt zu haben. Am nächsten Tage aber gehorcht diesem sonderbaren Wahlkönig alles Volk, allerdings auf Grund einiger Nachhilfe seitens der französischen Behörden, denen es um die liebe Ordnung zu thun ist und welche kriegerischen Zeitvertreib nicht dulden.



Musik-Instrumente.

Digitized

Durch den Sudan.

Blick auf Ober-Guinea. Der König von Dahomey und seine Amazonengarde. Die 3333 Weiber des Aschanty-Königs. Despotenwirthschaft. Milde Sitten unter den Eweawo. Die Neger-Republik Liberia. Abschreckende sociale Zustände daselbst. — Senegambien. Die senegambischen Negerinnen. Die Frauen der Wolofs. Die Fulah-Race und ihre Stellung zu den afrikanischen Negern. Sittenreinheit der Frauen; ihre Toilettekünste. — Timbuctu, „die Königin der Wüste". Die Neger-Civilisation in Bornu, Baghirmi und Wadai. Tibesti und seine Frauen. Raufsucht der Weiber. Verlobungs- und Hochzeitsgebräuche. Allgemeines über die Neger-Race: Typus, Charakter, Bekleidung, Beschäftigung, das Heim. Das Geschlechts- und Familienleben. Sklaverei und Menschenhandel. „Gesang der Sklavinnen in der Wüste". — Durch den „ägyptischen Sudan". Chartum. Baker Paschas Expedition.

Längs der gabonesischen Küste in nördlicher Richtung fortschreitend, ergiebt sich uns als nächstes Wanderziel das Gebiet der Niger-Mündung, an das westwärts die Landschaften europäischer Colonien und der Neger-Reiche von Ober-Guinea schließen. Wir haben Aequatorial-Afrika hinter uns und stehen am südlichsten Rande des »Sudan«. Man begreift unter dieser Bezeichnung den ganzen mittleren Theil des dunklen Erdtheiles, und zwar innerhalb einer Begrenzung, die im Westen und Südwesten durch die Gestadelinie des Atlantischen Oceans vom innersten Winkel des Golfes von Guinea bis zum Senegal markirt ist; von hier ab bis zur Nil-Region ergiebt sich die natürliche Begrenzung überall dort, wo die große afrikanische Wüste oder das Sahara-Gebiet im weiteren Sinne in die reichbewässerten, fruchtbaren und wohlbebauten Länder Mittel-Afrikas übergeht. Im äußersten Osten begreift dieses ausgedehnte Gebiet unter der engeren Bezeichnung als »Aegyptischer Sudan« die Provinzen Sennaar, Kordofan und

Digitized by Google

Darfur in sich, während im Süden, also in der Richtung von Hoch-Afrika, wo die Forschung erst spärliche Früchte eingeheimst hat, eine scharfe Grenzlinie sich nicht ziehen läßt.

Abgesehen von den bodenplastischen und physischen Eigenthümlichkeiten dieses weiten Erdraumes, erscheint derselbe für uns noch insoferne von großer Wichtigkeit, als er identisch mit dem Verbreitungsbezirke der Neger-Völker ist. Zwar finden wir in die compacten Massen dieser letzteren allenthalben, namentlich im Niger-Gebiete und in der oberen Nil-Region, Volksstämme anderer Racen eingestreut, doch treten diese letzteren fast nirgends als herrschendes Element auf. Die Neger-Völker in ihrer ethnographischen Gesammtheit mit all' den charakteristischen Aeußerlichkeiten und Eigenschaften, die ihnen gemeinsam sind, behalten wir für später vor. Einstweilen wollen wir, gleichsam als Fortsetzung unserer bisherigen Wanderung, die südlichsten und westlichsten Gebiete des Sudans, das heißt Ober-Guinea und Senegambien, durchstreifen, um an diese Detailbilder dann Schlüsse allgemeiner Natur zu knüpfen.

Wir haben den Gabon verlassen und ziehen der Küste entlang, die bei dem gewaltigen, bei 13.700 Fuß hohen Camerun-Berge plötzlich von ihrer süd-nördlichen Richtung in eine ost-westliche übergeht. Hier ergießt sich der gewaltige Niger mit seinen zweiundzwanzig Mündungsarmen in den Atlantischen Ocean und auf seinen vielen Delta-Inseln tummelt sich ein zahlreiches kupferbraunes Völkchen, das im Punkte der Menschenopfer, des Aberglaubens und Cannibalismus das Unglaublichste leistet. In manchen Orten wird auf den öffentlichen Plätzen Menschenfleisch gleich jedem anderen Nahrungsmittel feilgeboten. In Braß und Bonny verzehrt man alle Kriegsgefangenen, im Glauben, dadurch kräftig und tapfer zu werden .... Weiter der Küste entlang, die westwärts der Niger-Mündung den Namen »Sklaven-Küste« führt, gelangen wir in das eigentliche Küsten-Territorium von Ober-Guinea, dessen Unter-Abtheilungen nebst der genannten Sklaven-Küste in fortschreitender Reihe nach Westen und Nordwesten hin, die Gold-, Elfenbein-, Pfeffer- und Sierra-Leona-Küste sind.

Von besonderem Interesse für uns sind die beiden Neger-Reiche von Dahomey und Ashanti, beide berühmt, oder vielmehr berüchtigt, durch die entsetzlichen Menschenschlächtereien und andere blutige Gräuel, die

Digitized by Google

noch immer ungebrochen fortbestehen. Der König von Dahomey residirt in Abomeh, einer Stadt von höchstens dreißigtausend Einwohnern. Seine afrikanische Majestät verfügt über keinen eigentlichen Palast, sondern nur über eine größere Anzahl von Hütten, die zwischen Gärten liegen und die sämmtlichen Wohnräume seiner zahlreichen Frauen, Sklavinnen und Kriegerinnen enthalten. Und diese Schönen haben gewiß starke Nerven, denn abgesehen von dem Ausblicke, den sie genießen und der auf jenen Tempel fällt, in welchem fast permanent gräßliche Menschenschlächtereien stattfinden, finden sie auf allen Ringmauern, die das königliche Heim umgeben, Reihen von Menschenschädeln, welche man als Trophäen aufpflanzt. Wenn der König Audienzen ertheilt, ist er allemal von einem Theile des weiblichen Hofstaates umgeben. Zur Rechten der Majestät kauern einige hundert Kriegerinnen mit den Gewehren zwischen den Schenkeln; hinter diesen stehen braun gekleidete Elephantenjägerinnen, während auf der linken Seite etliche hundert, reich in Seide und Gold gekleidete Frauen des königlichen Harems Aufstellung nehmen. Dem Throne zunächst postiren sich die drei ersten Favoritinnen und die Generalin der weiblichen Leibgarde.

Ueber diese Amazonen-Garde, wohl die einzige ihrer Art auf dem ganzen Erdballe, hat mitunter die Ansicht Verbreitung gefunden, daß ihr soldatischer Werth übertrieben worden sei. Dem ist aber keineswegs so, und thatsächlich sind die weiblichen Garden von Dahomey viel tapferer und todesmuthiger als ihre männlichen Kampfgenossen. Der Fall, daß jene den Sieg herbeiführten, nachdem die eigentlichen Truppen sich bereits zurückziehen mußten, soll gar nicht vereinzelt dastehen. Es giebt Artillerie- und Infanterie-Amazonen. Ihre ganze Ausrüstung, ihre Kleider und Waffen sind viel besser, als die der männlichen Krieger. Es giebt übrigens verschiedene Corps, die entsprechende Abzeichen tragen. Das stärkste, aber nicht ausgezeichnetste trägt als Uniform blaue Kittel mit rothen Gürtelschärpen und weiße, blaugestreifte Beinkleider, die bis zu den Knieen reichen. Auf den weißen Mützen tragen sie als Abzeichen die Figur eines Kaiman, am Halse verschiedene Amulette. Das zweite Corps besteht aus den sogenannten »Elephanten-Jägerinnen« und bildet gewissermaßen eine Elite-Truppe. Ihr Abzeichen ist eine höchst absonderliche Kopfbedeckung, ein eiserner Reif, an welchem zwei Antilopenhörner angebracht sind. Die

Digitized by Google

beim Schreiben, wobei das Blatt, auf welches Schrift und Figuren sich drücken, durchnäßt, zerreißt und so nur ein Exemplar bleibt, das dann in Kupfer gestochen wird. Ein Beispiel dieser Art ist das Titelblatt unserer Figuren. Es stammt aus einer türkischen Handschrift des Mittelalters. Einige glaubt es in seinen Zügen, und das wahrscheinlich, indessen unsicher, bei Mohammed II. gefunden zu haben. Es ist ein Bild des Todes, wie es in Asien, wo Religion und Sitten Bilder nicht dulden, selten vorkommt. Mit dem Bewußtsein seiner Lösung, mit Ernsten und Gelassenheit, hebt er

entweder, und in der Hälfte Leben, und von dieser durchbricht, dem Hauptschwert, dem Tode Einige und Einige abhauend.

Ein Bild, das, wie gesagt, in Europa selten ist, das Mohammed II. mit Wahrscheinlichkeit, Mehmed I. mit Gewißheit besaß, das in seinem Besitzthume war, gehörte wahrscheinlich dem Sultanenschatze. Wie jener hat, spricht Mehmed II. Sultan, Sohn Murad's, Enkel Bajazet's, Urenkel Mehmed's, Ururenkel Soliman's, der auch ein Bild von Tode — ein Engel — darstellt, aber nicht, wie dieses, von Menschenhand gemacht, sondern von Gottes Hand gegeben, Mehmed I. Sultan, Sohn Bajazet's, Enkel des unglücklichen Bajazet, der Gefangene, der Sklave, der Verschollene, der Todte, Mehmed I. Sultan, Sohn Bajazet's, Enkel des Bajazet, Mehmed I. Sultan, Sohn

Gedanken und Gefühle. Manchmal, häufig, will es mir scheinen, daß Shakespeare Recht hat, und daß die Liebe nur eine Form des Wahnsinns ist. Ich habe Dich geliebt, ich liebe Dich, ich werde Dich lieben, bis meine Sinne Dich nicht mehr wahrnehmen können, bis meine Gedanken, meine Gefühle, meine Empfindungen Dich nicht mehr begreifen können, bis mein Herz aufhört zu schlagen, bis mein Blut aufhört zu kreisen, bis mein Gehirn aufhört zu denken, bis mein Auge aufhört zu sehen, bis mein Ohr aufhört zu hören, bis meine Nerven aufhören zu empfinden, bis meine Lippen aufhören zu küssen, bis meine Arme aufhören zu umfangen, bis meine Füße aufhören zu tragen, bis meine Hände aufhören zu berühren, bis mein Mund aufhört zu sprechen, bis mein Geist aufhört zu denken, bis mein Leib aufhört zu leben

den königlichen Gemächern eine bevorzugte Stellung, und das ist die Königin-Mutter, welche sich auch in die Staatsgeschäfte mischen darf, und über die übrigen Weiber strenges Regiment führt ....

Im Uebrigen genießen die Ashanty-Weiber allerhand Freiheiten, und eine derselben ist die, daß sie beim Auszuge des Heeres — und das ganze Volk bildet eine Armee — jeden Zurückbleibenden tüchtig durchbläuen dürfen. Wird die Armee geschlagen, dann sind die heimkehrenden Krieger allem Spotte und Hohne ihrer ehrsamen Ehehälften ausgesetzt, die freilich weniger gefährlich sind, als der Zorn der beleidigten Majestät. Die Generale ziehen es daher vor, nach einer verlorenen Schlacht sich selbst zu tödten.

Es dürfte gewiß den Leser überraschen, wenn er vernimmt, daß in einem kleinen Winkel zwischen den beiden genannten Neger-Königreichen ein Völkchen lebt, das mit seinen wilden und blutdürstigen Nachbarn nicht nur nichts gemein hat, sondern im Gegentheile sich durch ein ganz merkwürdig trauliches Familienleben auszeichnet. Es sind dies die Bewohner von Ewe, die Eweawo, wie sie sich selbst nennen. Trotz Sklavenhandel und sonstigen schlechten Erfahrungen, vermißt man unter ihnen nirgends Anhänglichkeit an das Haus und die Familie. Ganz besonders innig pflegt das Verhältniß zwischen Eltern und Kindern zu sein. Den Namen seiner Mutter trägt der Eweer fast immer auf den Lippen, und wehe Dem, der sie beleidigt oder ihr sonst etwas zufügt. Da der Eweer immer die Wahrheit vor Augen hat, daß man nur eine Mutter besitze, Frauen aber immer ersetzlich seien, so wendet er für die letzteren fast gar keine Zärtlichkeit auf. Die Ehe ist ein Kaufgeschäft oder eine Familien-Angelegenheit, indem die jungen Leute oft in zartester Kindheit durch Einigung der beiden Eltern für ein Paar für's Leben erklärt werden. Jeder Freier ist verpflichtet, neben der Abschlagszahlung an den Vater der Braut, dieser ein vollständig neu hergerichtetes Heim zur Verfügung zu stellen, inbegriffen die Ausstattung, die Haus- und Küchengeräthe u. s. w. Ehescheidungen sollen, wie mehrfach von Reisenden behauptet wird, nicht gestattet sein. Ja, selbst die Witwe besitzt kein freies Verfügungsrecht über ihre Person, sondern geht sammt ihrem Vermögen in den Besitz des Erben über, der immer ein nächster Verwandter, häufig genug der leibliche Bruder des Verstorbenen ist ....

Digitized

Das sind wesentlich andere Verhältnisse als in Dahomey und Ashanty, wo die Männer die Vergewaltigung der Familie so weit treiben, daß sie selbst Mitglieder derselben nach Belieben in die Sklaverei verkaufen. Verheiratungen, Geburten und Begräbnisse geben keinen Anlaß zu Feierlichkeiten. Jeder kauft seine Frau und erwirbt deren so viele, als er ernähren oder bezahlen kann. Dabei bürdet er ihnen alle Arbeit auf; während der Herr und Gebieter raucht, trinkt oder schläft, muß das Weib Palmöl pressen und kochen, Holz und Wasser holen und die Speisen bereiten. Diese letzteren muß die Frau ihrem Gatten allemal knieend darreichen und niemals darf sie mit ihm gemeinschaftlich essen; u. s. w. . . . .

Wenn wir an den Küsten Ober-Guineas weitere Umschau halten, stoßen wir an der Pfefferküste auf die Neger-Republik Liberia, die wahre Caricatur eines freien Staatswesens. Zwar die Freiheit, wie sie der Neger meint: die schrankenlose persönliche Willkür und Zügellosigkeit in Familie und Gemeinde, steht in voller Blüthe, wie ja am Ende auch der Giftbaum Knospen, Blüthen und Früchte treibt. Die Neger-Republik Liberia verdankt ihre Entstehung einer Regierungs-Maßnahme in den Vereinigten Staaten, indem nach vorausgegangener Erwerbung des betreffenden Landstriches, die in Folge der Abschaffung der Sklaverei frei gewordenen Schwarzen (im Jahre 1816) in Afrika angesiedelt wurden. Dies geschah im Jahre 1822; ein Viertel-Jahrhundert später erklärte sich die Colonie als unabhängige Republik, und seitdem haben die socialen Zustände in dieser wunderlichen Republik eine höchst klägliche Entwicklung genommen.

Von einer Moral ist kaum die Rede; Männer verkaufen für ein paar Blätter Tabak ihre Frauen, Eltern ihre oft im zartesten Alter stehenden Töchter. Im Uebrigen entzieht sich das unfläthige Treiben der Weiber jeder Berichterstattung, wie wir denn auch jene haarsträubenden Schilderungen übergehen müssen, die im Jahre 1871 in der »Afrikan Times« enthalten waren, und die ausführlich über die erschrecklich umsichgreifende Immoralität Mittheilung machten. Solche Zustände sind die schließliche Errungenschaft, welche das »freie Negerthum« hervorgebracht hat, und auf dessen Entwicklung die optimistischen Theoretiker so große Hoffnungen gesetzt hatten . . . .

Digitized by Google

Im Nordweſten von Liberia nimmt die Sierra Leona-Küſte ihre Ausdehnung, von der ſich nichts ſonderlich Intereſſantes mittheilen läßt. Wir beflügeln daher unſere Wanderung, um in einem anderen bedeutenden Landgebiete einzukehren — in Senegambien. Hier haben die Franzoſen ihre Niederlaſſungen, mit alleiniger Ausnahme eines kleinen Territoriums an der Gambia-Mündung mit dem Hauptorte Bathurſt, wo die Engländer gebieten. Landeinwärts kann von einer Begrenzung Senegambiens nicht eigentlich die Rede ſein, denn dort ſiedeln zahlreiche, mehr oder minder mächtige Negerſtämme, mit denen wir uns nun ein wenig beſchäftigen möchten.

Schon in den franzöſiſchen Colonie-Städten St. Louis und Dakar bekommen wir einen Vorgeſchmack von der Culturſtufe, die dieſen weſtlichſten Negerſtämmen eigenthümlich iſt. Als die Franzoſen, namentlich unter ihrem unermüdlichen, im deutſch-franzöſiſchen Kriege mehrfach genannten General Faidherbe, unter den eingebornen Stämmen und deren Chefs energiſch Ordnung gemacht hatten, hielt die europäiſche Civiliſation ihren Einzug, und zwar in Geſtalt der — Schnapsflaſche. In einem Vertrage, welchen das Kaiſerreich Frankreich »im Namen des Schöpfers des Himmels und der Erde« abgeſchloſſen hatte, war faſt nur von dem alleinſeligmachenden Branntwein die Rede. So hieß es unter Anderem: »Die Regierung zahlt dem Brak (Häuptling) von Walo zehn Flaſchen Branntwein, ſeinen Dienern zwei Flaſchen und eine Stange Eiſen; der Prinzeſſin Gimbotte einen kleinen Koffer, ein Stück Muſſelin und vier Flaſchen Branntwein«. Dieſe zarte Dame verlangte übrigens auch noch zehn Rollen Tabak und »zu ihrem Lebensunterhalt« ein Faß Cognac ....

Selbſt in den Colonie-Städten ſtößt man allenthalben auf Scenen denkbarſter Verwahrloſung. Mütter und Kinder, ſofern ſie Negerinnen ſind, zeigen den unappetitlichſten Habitus. Die letzteren laufen völlig nackt herum und ſind über und über mit Schmutz bedeckt. Die Mütter pflegen ihre Kleinen überall mit ſich zu nehmen, das heißt: ſie binden das eine desſelben, das im Alter etwas fortgeſchrittene, mittelſt eines Tragtuches auf den Rücken, den Säugling aber an die Bruſt. Wie die Frauen mit dieſer Bürde ihrer Beſchäftigung nachgehen können, erſcheint uns unbegreiflich, und auch die Kinder fühlen ſich durch die Körperbewegungen und andere Hantirungen nicht im mindeſten beläſtigt. Uebrigens ſollen

Digitized by Google

die ſenegambiſchen Negerinnen keine abſonderlich große Zuneigung zu ihren Kindern haben.

Der Hauptſtock der ſenegambiſchen Neger iſt in zahlreiche Stämme zerſplittert. Bis zum fernen Niger erſtrecken ſich die Heimſitze derſelben, während zahlreiche Zweige bis zu der Küſte Guineas hinab ihre Verbreitung finden. Die Hauptſtämme ſind die Serare-Woloſ, dann die Mandingo, Soninke, Suſu und Bambara. Der letztere Stamm iſt zweifellos der mächtigſte. Im Norden iſt der Verbreitungsbezirk der ſenegambiſchen und weſt-ſudaneſiſchen Neger durch eine Linie begrenzt, welche man ſich von der nördlichſten Beuge des Senegal zu jener des Niger gezogen denken muß. Alles Volk nördlich dieſer Linie gehört einer anderen Race, den mittelländiſchen Hamiten an.

Man hat dieſe Neger eine »Race von Kindern« genannt, und gewiß mit Recht. Sie beſitzen alle Fehler der Kindheit, welche bei Erwachſenen als Untugenden auftreten. Von dem, was wir Menſchenwürde nennen, haben die guten Leute keinen Begriff, wohl aber beſitzen ſie Eigenliebe. Von Erkenntlichkeit oder Dankbarkeit wiſſen ſie nichts; es erfüllt ſie mit Freude, wenn man ihnen eine Wohlthat erweiſt, dieſe aber vergeſſen ſie bald, etwa ſo wie ein Kind ſein Spielzeug. Vorausſicht und Vorſorge ſind ihnen unbekannt; was ſie einnehmen, geben ſie ſofort wieder für — Branntwein und Putzkram aus. So lange ſie Geld haben, laſſen ſie ſich ſelbſt zur lohnendſten Arbeit nicht herbei, obgleich ſie ein paar Tage ſpäter dieſelbe Arbeit für eine Bagatelle verrichten .... Der franzöſiſche Conſul Pichard, deſſen amtlichem Berichte wir hier hauptſächlich folgen, iſt geneigt, ſelbſt ihre Freigebigkeit, die eine der rühmlichſten Eigenſchaften der fraglichen Stämme iſt, auf einen Mangel von Vorbedacht zurückzuführen. Auch die vielgeprieſene Gutmüthigkeit erſtreckt ſich nur auf Leute derſelben Farbe. Das größte Laſter aller weſtſudaneſiſchen Neger beſteht jedoch darin, daß ſie Verſprechungen nicht halten und einen Treubruch ebenſo leicht begehen, wie die allerkleinſte Unterlaſſung oder Uebertretung.

Ueber die Familien-Einrichtungen bei den einzelnen Stämmen wiſſen wir wenig, zum mindeſten nichts Charakteriſtiſches. Der Woloſ darf geſetzlich vier Frauen haben. Will er eine Familie gründen, ſo richtet er vor Allem einen Platz her, den er mit einem Strohzaune

Digitized by Google

umgiebt. Innerhalb desselben errichtet er die Hütten, und zwar für jede Frau eine eigene; diese Hütten müssen zum Unterschiede von jener des Mannes, welche viereckig ist, rund sein. Auch Ställe für das Vieh, Hütten für die Sklaven und die Küchen befinden sich innerhalb dieser Umzäunung.

Die Sklaverei ist eine mit den ganzen Lebensverhältnissen innig verwachsene Einrichtung, und werden die Sklaven, die ja mit ihren Herren auf der gleichen Culturstufe stehen, ziemlich gut behandelt, wenn auch nicht in der ausgiebigen Weise wie bei den Mohammedanern, obwohl auch dort der Islam sich überall Bahn gebrochen hat. So können beispielsweise die freigegebenen Sklaven nicht — wie es bei den reinen Islamiten so häufig vorkommt — in die Familie, der sie angehören, hineinheiraten. Kinder von freien Männern mit Sklavinnen bilden eine Art Unterkaste und haben keine Stimme in Verwaltung oder Regierung.

Die Frauen der Wolofs zeichnen sich durch ganz besondere Wohlgestalt und nicht unschönen Gesichtstypus aus, welch' letzterer zum mindesten das Gute besitzt, regelmäßig geschnitten zu sein. Man könnte diese Figuren überhaupt schön nennen, wenn nicht die Wade, wie bei anderen Neger-Völkern, unentwickelt wäre, und die Füße nicht platt und die Ferse keine spornartige Verlängerung nach hinten hätten. Bemerkenswerth sind das tiefe Schwarz der Haut, der wollige Krauskopf und die stark aufgeworfenen Lippen — alles Kennzeichen des echten Neger-Typus.

Das Gebiet der west-sudanesischen Neger begreift den ganzen Erdraum in sich, der einerseits durch die Meeresküste von der Senegal- bis Niger-Mündung, dann vom Niger selbst, und andererseits durch die oben gedachte Grenzlinie nach dem Sahara-Gebiete hin, umschrieben ist. Zwischen den west- und central-sudanesischen Negern finden wir, auf ein ziemlich weitläufiges Territorium verstreut, ein Volk anderer Race eingekeilt. Es sind dies die Fulbe oder Fulah, welche weder Neger (Nigritier) noch mittelländische Hamiten, sondern ein Mittelschlag zwischen beiden sind. Wie die Kaffern, bilden sie gleichsam den Uebergang von der Neger-Race zur mittelländischen, und hier speciell zum hamitischen Typus. Am oberen, namentlich aber am mittleren Niger, bilden die Fulah-Stämme eigene Staatswesen, die sogenannten Fellatah-Reiche.

Digitized

Mag das stolze Selbstbewußtsein des Fulah gegenüber dem Neger gerade nicht in jeder Beziehung gerechtfertigt sein, so steht er in sittlicher Beziehung unzweifelhaft um eine Stufe höher, als sein dunkelhäutiger Mitbewohner. Die Fulah schätzen die Arbeit ungemein hoch und sind ebenso tüchtige Viehzüchter und Ackerbauer als brauchbare Handwerker. Ein anderes charakteristisches Merkmal ist ihre tiefe Religiösität, welche, da sie Mohammedaner sind, sich in einem intensiven Fanatismus ausprägt.... Die Polygamie findet nur beschränkte Anwendung und sollen sich die Fulah-Frauen im Großen und Ganzen durch strenge Sittenreinheit auszeichnen.

Die Mädchen heiraten häufig im zartesten Alter und werden in Folge dessen schon im zwanzigsten Jahre häßliche Matronen. Diese Häßlichkeit wirkt im vorgerückten Alter namentlich deshalb hochgradig abstoßend, da die Weiber das gebleichte Haar mittelst Henna färben, wodurch es einen abscheulichen hellrothen Schimmer erhält. Uebrigens reiben fast alle Fulah-Weiber das Haar reichlich mit Ricinusöl ein, so daß dieses, vom Haupte abträufelnd, ihre spärlichen Kleidungsstücke imprägnirt und denselben einen widerlichen Geruch verleiht. Die Frisur besteht in zahlreichen dünnen Flechten, welche im aufgerollten Zustande das Aussehen von Locken haben. Als Schmuck dienen Arm- und Fußringe aus Metall und Horn und ebensolche Ohrringe. Bei den Mädchen kann von einer Kleidung kaum die Rede sein, da sie einfach nur aus einem Ledergürtel mit daran befestigten Lederfransen besteht. Die verheirateten Frauen aber legen eine Art Beinkleid an, das seiner unschönen Form halber ihnen kaum zur weiblichen Zierde gereicht. Nicht alle Fulah-Frauen verhüllen sich, doch haben viele Gewohnheiten und Gebräuche, die im Mohammedanismus begründet sind, bei ihnen Eingang gefunden. Es scheint, daß auch die Verachtung der Musik und des Tanzes, dagegen das Interesse an tanzenden Mädchen, eine den Arabern abgelauschte Gepflogenheit ist. Die Kinder sind klug und gelehrig, und da es in den Fellatah-Reichen sogar öffentliche Schulen giebt, so erhalten sie zwar eine bescheidene, aber immerhin eine solche Ausbildung, die sie zu berechtigten Repräsentanten einer höheren Culturstufe inmitten der bildungslosen Massen schwarzer Race macht....

Digitized by Google

Nach dieſer Abſchweifung zu den Fulahs iſt es an der Zeit, im Verbreitungsbezirk der afrikaniſchen Neger weitere Umſchau zu halten. Von Timbuctu, der einſt wegen ihres erdichteten Glanzes von Fabeln und Legenden umwobenen größten weſtafrikaniſchen Binnenhandelsſtadt, brechen wir oſtwärts auf. Timbuctu, die »Königin der Wüſte«, zählt eine beſtändige Bevölkerung von höchſtens dreizehntauſend Seelen, zu der während der Meßzeit noch eine flottante Bevölkerung von etwa ſiebentauſend hinzuzuzählen kommt. Die Stadt, das Wunder aller umwohnenden Völker,

Frau aus Massina (Fulah Race). Soninke-Mädchen. Khassonke Mädchen.

Weſtafrikaniſche Typen.

liegt faſt am Niger, von deſſen nördlichſter Beuge ſie kaum fünfundzwanzig Kilometer entfernt liegt. Wir ziehen mit dem gewaltigen Strome zu Thal und verlaſſen ihn dort, wo die Fulahs am dichteſten ſitzen, um nach langwieriger Wanderung in das erſte der central-ſudaneſiſchen Neger-Reiche — Bornu zu gelangen. Dieſes Königreich, ſowie das an dasſelbe ſchließende Reich des Sultans von Wadaï, ſammt dem dazu gehörigen Vaſallenſtaat Baghirmi, haben eine mohammedaniſche, für afrikaniſche Verhältniſſe ziemlich civiliſirte ſchwarze Bevölkerung, von denen die des Staates Bornu — die Kanuri — eine eigene Sprache reden. Wir finden in dieſem Gebiete neben auffallend fortgeſchrittenen ſtaatlichen und anderen Einrichtungen,

barbariſche Gewohnheiten und eine oft grauſame Bevölkerung, wie zum Beiſpiel jene von Baghirmi, über die wir durch die neueſten Forſchungen des unerſchrockenen Reiſenden Dr. G. Nachtigal die ſchätzenswertheſten Aufſchlüſſe erhalten haben.

Lange bevor der genannte Forſchungsreiſende den Schleier von der Schari-Region, der das Reich Baghirmi angehört, gezogen hatte, wurden wir durch die erſten Pioniere im Central-Sudan: Vogel, Barth, Clapperton und Richardſon, von den Verhältniſſen und Zuſtänden im Reiche Bornu, mit ſeiner vielbeſuchten Hauptſtadt Kuka, bekannt. Der neueſte Durchforſcher dieſes Landes, G. Rohlfs, hat das früher gewonnene lückenhafte Bild zu einem faſt erſchöpfenden Totalgemälde erweitert, Dank der freundlichen Geſinnung des Sultans Omar, die dem kühnen Reiſenden begreiflicherweiſe ſehr zu ſtatten kam .... Bornu iſt ein ſchönes, fruchtbares Land, ausgeſtattet mit allen Reizen der Tropenwelt, aber auch von ihren Plagen heimgeſucht. Im Norden, alſo an der Scheidelinie zwiſchen Sudan und Sahara-Gebiet, erſtreckt ſich ein mehrere Tagereiſen breiter Waldgürtel von ſchütter ſtehenden Mimoſen, zwiſchen denen ſich ausgedehnte Grasflächen breiten. Die Bewohnerſchaft iſt ſehr betriebſam, die Verwaltung iſt überraſchend gut organiſirt und das Heerweſen geordnet; desgleichen beſitzt die Hofhaltung zu Kuka einen gewiſſen civiliſirten Anſtrich. Allerdings baut ſich dieſe ganze Herrlichkeit auf die hier, ſowie überhaupt im ganzen mittleren und öſtlichen Sudan in üppigſter Blüthe ſtehende Sklaverei auf, wodurch dieſe vielgerühmte »Neger-Civiliſation« auf ihr beſcheidenſtes Maß herabſinkt .... Schlechter beſtellt iſt es übrigens mit Baghirmi,

Kanuri-Frau (Bornu).

während das Sultanat Wadaï zwar eine weit minder gesittete Bewohnerschaft wie Bornu, aber zum mindesten eine ebenso gute Regierung besitzt, die von dem Beherrscher dieses Landes (gegenwärtig Sultan Aly) ausgeübt wird ....

Von den Frauen von Baghirmi ist wenig zu berichten. Ihre Toilette beschränkt sich auf einen dünnen Strick oder eine Perlenschnur, welche um die Hüften gewunden und zwischen den Beinen durchgezogen, vorne befestigt wird. Dazu kommen lederne »Strumpfbänder« (wohl nur Kniespangen) mit Kauri-Muscheln verziert, Halsschnüre aus Glasperlen und Glas- oder Holzstücke, welche durch die Lippen gesteckt werden. Sie scheeren das Haupthaar entweder ganz oder zum mindesten am Vorderkopf, in welchem Falle das übrige Haar kurz getragen wird. Die Familie beruht auf der polygamischen Ehe. Frauen, welche ihre Gatten mit keinen Kindern beschenken, können in die Sklaverei verkauft werden; andererseits ist es jedem Weibe gestattet, nach der Geburt des dritten Kindes in ihr elterliches Haus zurückzukehren, da durch die Beschenkung des Gatten mit drei Sprossen der ursprüngliche Kaufpreis für getilgt angesehen wird.

Im Nordwesten von Wadaï und im Nordosten von Bornu greift das Neger-Gebiet weit in die Sahara-Region hinein, ja, es erreicht den Südrand der Oase Fezzan, überschreitet also den Wendekreis des Krebses. Dieses Land — Tibesti — wird von einem körperlich energischen, abgehärteten, in Folge elender Subsistenzmittel dem Hunger und Durst mit seltener Widerstandskraft trotzenden Völkchen bedacht. Da wir die ersten und einzigen ausführlichen Nachrichten über die »Tibbu« dem Reisenden Nachtigal verdanken und andere Quellen uns daher nicht zur Disposition stehen, so geben wir dessen Andeutungen über die Frauen der Tibbu in gekürzter Form fast wörtlich wieder.

Die Kleidung der Frauen besteht sehr häufig aus Ziegen- oder Schaffellen, mit denen sie mit fast bewunderungswürdiger Geschicklichkeit ihre Körperblößen zu bedecken verstehen. Ein anderes Kleidungsstück ist das blaue Bornu-Hemd, über welchem — ebenso wie über dem Fellgewande — große blaue, rothe, oder roth und weiß gestreifte oblonge Stücke Kattun (die »Futta«) getragen wird .... Auch an Schmucksachen giebt es keinen Mangel. Zunächst durchbohren sie den rechten Nasenflügel und in diese

Durchlochung ſtecken ſie Korallenſtücke von cylindriſcher Form. Können ſie dieſe nicht auftreiben, ſo müſſen Elfenbeinſtücke den Mangel erſetzen, oder ſelbſt gewöhnliche Knochen. Ja, die Gemalin, welche der jetzige Sultan Tibeſtis, Tafertemi, in Feſſan hat, entblödet ſich nicht, durch einen einfachen Dattelkern die Oeffnung auszufüllen .... Die Frauen überladen ſich überdies mit Bracelets, deren man oft ein Dutzend an einem Arme ſieht. Sie beſtehen aus Elfenbein oder Horn und ſind ein bis drei Centimeter breit. Ueber den Ellbogen pflegen ſie ein ſchmales Armband aus Achatſtücken, Kaurimuſcheln und Perlen hinzuzufügen. Natürlich fehlt es auch an Halsſchnüren nicht. Das Haar wird in unzählige Flechten geordnet, von denen die mittlere die dickſte iſt. Sie reicht dann vom Hinterhaupte bis zur Stirne. Frauen tragen zwei, Mädchen eine dieſer »Capital-Flechten«.

Alle Tibbu-Frauen gehen bewaffnet einher. Sie führen unter ihrer Kleidung einen etwa handlangen Dolch, den ſie faſt niemals ablegen. Doch iſt Richardſon's Erklärung, der dieſen Dolch ihren Liebesintriguen zuſchreibt, nicht richtig. Die Frauen Tibeſtis ſind im Gegentheile die pflichttreueſten Ehefrauen der Welt. Doch ſind ſie wie die Männer ſtreitſüchtig und zornmüthig, und bei ihrem faſt männlichen Charakter entſcheiden ſie ihre Zwiſtigkeiten ſofort durch Rauferei, die zuweilen blutig endet. Doch ſpielt hierbei nicht der Dolch die erſte Rolle, ſondern ein dicker Knüttel, ohne den eine Tibbu-Frau nie das Haus verläßt. Sie trägt ihn über der Schulter und auch ein Ledergürtel iſt dabei, damit im Falle einer Rauferei — die Kleider zuſammengeſchnürt werden können, da ſie andernfalls die freie Gliederbewegung hindern würden .... Ländlich, ſittlich! ....

Die Verlobungs- und Hochzeitsgebräuche der Tibbu weichen ein wenig ab von denen anderer mohammedaniſcher Völker. Der Brautſtand währt längere Zeit, um dem Bräutigam die Zeit zu geben, ſich das nöthige Vermögen zu erwerben. Der Heirat gehen ſtrenge, bindende Gelöbniſſe voraus, die kaum jemals gebrochen werden, wäre der Zeitraum zwiſchen Verſprechung und Realiſirung des Bundes auch noch ſo groß. Ja, man geht in dieſer Beziehung ſo weit, daß im Falle des Ablebens des Bräutigams deſſen Bruder oder nächſter Anverwandter, ſofern er unverheiratet iſt, an deſſen Stelle treten muß .... Am Tage der Hochzeit,

Digitized by Google

welche ungefähr nach arabischer Sitte gefeiert wird, führt der Mann seine junge Gattin in sein Haus, behält sie sieben Tage und liefert sie dann den Eltern zurück, während er seinen Geschäften nachgeht. Während dieser Zeit bleibt die Braut im elterlichen Hause; tritt jedoch später abermals eine längere Trennung ein, so verbleibt die Gattin in ihrem neuen Heim .... Von der Polygamie machen die Tebbu nur beschränkten Gebrauch; man findet fast nie, daß ein Mann an demselben Orte zwei Frauen hätte, und so mag es leicht vorkommen, daß sich die Frauen ein und desselben Gatten oft gar nicht kennen. Reicher Kindersegen kommt fast gar nicht vor....

An der Schwelle des östlichen oder ägyptischen Sudan, mit welchem wir unser Capitel über die Neger-Völker abschließen, dürfte es wohl am Platze sein, nun ein allgemeines, in großen Zügen gehaltenes ethnographisches Bild von dieser Race zu geben. Aus den einzelnen Details, welche der geduldige Leser da und dort kennen gelernt hat, kann eine Gesammt-Uebersicht kaum gewonnen werden, wodurch eine Ergänzung unserer Schilderungen gewissermaßen am Platze ist.

Die charakteristischen Merkmale des Neger-Typus sind das in die Länge gezogene, mit stark hervortretendem Unterkiefer und niederer schmaler Stirne versehene Haupt, der weite Mund mit seinen schwulstigen, dunkelrothen Lippen, die kleinen, enggeschlitzten Augen und die breite, eingedrückte, mit großen Löchern versehene Nase. Das Haar ist kraus, schwarz und kurz und wächst fast nur auf dem Haupte. Die Hautfarbe läuft durch alle Nuancen vom tiefen Schwarz bis zum schmutzigen Hellbraun, doch weichen selbst die hellsten Farbentöne allemal wesentlich von jenen ab, wie sie die Haut der den Negern benachbarten dunkelfärbigen Völker anderer Race (Bantu, Fulah) aufweist. Erwähnen wir noch den kurzen starken Nacken, die meist schwach entwickelten unteren Extremitäten und die stark hervortretenden Unterarme, so dürfte das leibliche Bild von einem Neger so ziemlich erschöpft sein. Von dem weiblichen Theile gelten natürlich fast durchwegs dieselben Merkmale, die Extremitäten, namentlich die unteren, etwa ausgenommen, die bei manchen Stämmen stark entwickelt sind.

Hinsichtlich des physischen Charakters der Neger wäre zu bemerken, daß fast alle Reisenden in dem Urtheile übereinstimmen, daß er »in vielen

Punkten dem des unentwickelten Kindes« ähnelt. Der Ethnograph Friedrich Müller hat ein so klares, zutreffendes und erschöpfendes Bild in dieser Richtung geliefert, daß jede Paraphrase darüber uns als überflüssige Arbeit dünkt. Nach dem genannten Gelehrten treten beim Neger, kurz zusammengefaßt, nachfolgende psychische Momente als besonders charakteristisch hervor: ....»Der Neger ist im Ganzen ein sinnlicher Mensch, bei dem die Phantasie überwiegt. Der Grundzug seines Temperaments ist daher ausgelassene Heiterkeit. Der ungezügelten Phantasie des Negers entspringen vor Allem seine Putzsucht und Eitelkeit, die sich überall im Umgange kundgeben, sowie seine Neigung zu lärmenden Schaustellungen und Tänzen. In dieser Stimmung ist er im Stande, alle Sorgen und Leiden zu vergessen und sich mit seinem harten Lose zu versöhnen .... Aeußerlichkeiten, namentlich eitler Prunk, verfehlen nie auf das Gemüth des Negers einen tiefen Eindruck zu machen. Der Neger ist gleich dem Kinde ein Mensch des reinen Augenblicks. Am liebsten verbringt er den Tag im Nichtsthun unter Tändeleien und sinnlosem Gespräch oder Gesang. Die im Ganzen geringe geistige Energie des Negers hat eine gewisse natürliche Gutmüthigkeit, ja, Sanftmuth zur Folge. Dem Stammesgenossen und Gastfreund zeigt er stets eine offene Hand und ein offenes Herz. So gutmüthig und freundlich der Neger dem Freunde gegenüber sich zu betragen pflegt, ein ebenso rücksichtsloses und grausames Betragen übt er gegen den Feind. So bewegt sich das Leben des Negers in steten Gegensätzen und finden in seinem Herzen die widersprechendsten Gefühle und Gedanken Platz. Leichtfertige, tolle Lustigkeit wechselt mit düsterer Verzweiflung, überspannte Hoffnung mit quälender Furcht, sinnlose leichtsinnige Verschwendung mit dem schmutzigsten Geize« .... Diese mustergiltige Charakteristik dürfte dem Leser genügen, um sich von dem psychischen Charakter des Negers ein scharf umrissenes Bild zu machen. Wir übergehen daher alle weiteren Details, die höchstens eine etwas ausgiebige Gedächtnißbelastung abgeben würden.

Außer den bereits anderen Orts mit flüchtigen Strichen gezeichneten Skizzen über das Geschlechts- und Familienleben bei einzelnen Neger-Völkern und Stämmen, wären noch folgende Bemerkungen allgemeiner Natur nachzutragen. In der Ehe ist die Polygamie die Regel. Da der

Digitized by Google

Neger die Frau nicht als eine Person, sondern als eine Sache ansieht, so wird man unschwer begreifen, daß von einer menschenwürdigen Stellung des weiblichen Geschlechts nicht die Rede sein kann. Heiratsfähige Mädchen werden von den Männern einfach im Geschäftswege durch Zahlung eines bestimmten Preises in Nutzthieren oder Werthsachen erworben, und es steht Jedem frei, auf diese Weise so viel Frauen zu erwerben, als ihm beliebt. Die Mädchen und Frauen sind im Großen und Ganzen züchtiger, als man auf Grund der primitiven sittlichen Zustände leichthin annehmen könnte. Dabei entscheidet freilich sehr viel, daß die ersteren durch jene Racheacte geschützt sind, die jeder Vater dem gegenüber begeht, der seinem Kinde Schande angethan hat. Gegenüber den Frauen aber gilt der Grundsatz, daß eine Sache nur materiellen Schaden nehmen könne, und demgemäß hat bei Fehltritten der männliche Miturheber in den meisten Fällen nur einen — Sühnpreis zu entrichten.

Das Heim einer Neger-Familie besteht aus so viel Hütten, als Frauen derselben angehören. Diese Hütten, aus Holzpfählen, Schilfmatten, Bambus, Reisig oder Stroh in bienenkorbartiger Form aufgeführt, sind von einer Einfriedigung umgeben, innerhalb welcher sich auch die Vorrathskammer und allenfalls das Vieh befindet. Jede Frau führt in ihrer Hütte eigene Wirthschaft und obliegt der Pflege ihrer Kinder. Zwischen Eltern und Kindern herrscht überhaupt viele Herzlichkeit, namentlich bei den central- und ost-sudanesischen Stämmen. Im Uebrigen ist das Leben des Neger-Weibes mit Sorgen und Arbeit ausgefüllt, zu denen sich im Alter noch Zurücksetzung seitens des Gatten gesellt, der, der alternden Gattin überdrüssig, die Ehefreuden durch frischen Zuwachs immer wieder zu erneuern sucht.

Hinsichtlich der Kleidung und anderen Toilette-Angelegenheiten läßt sich wohl kaum ein typisches Modell aufstellen. Charakteristisch sind allen Negerinnen der Lendenschurz, der bald ein einseitiger, bald ein doppelseitiger ist, und entweder aus Zeug, Stroh- und Ledergeflecht oder einfachen Bändern besteht. Mit ihren Haaren macht sich die Negerin viel zu schaffen, allerdings nicht zu ihrem Vortheile, wenn man erwägt, daß Einreibungen des Kopfhaares mittelst Fett, Asche und gewissen Erdarten fast täglich stattfinden. Uebrigens wird das Haar häufig auch kurz

geſchoren, bis auf einen Schopf am Scheitel, den dann in der Regel Federn und anderer Tand ziert. Zu dieſen beſcheidenen Toilette-Artikeln geſellen ſich weiter Hals-, Arm- und Wadenbänder aus Metall, Knochen oder Glasperlen, dann all' jene Verſchönerungs-Objecte, denen die Ohren und Lippen zum Opfer fallen, und die ſo vielen Negerinnen ein ſo abenteuerliches oder poſſirliches Ausſehen verleihen.

In ſocialer Beziehung kennzeichnet die Negervölker nichts ſo ſehr als die Sklaverei. Zwar iſt die Stellung der Sklaven faſt durchwegs eine ziemlich erträgliche; mit dieſer ſocialen Einrichtung ſteht aber andererſeits eine Angelegenheit in Beziehung, die zu einer brennenden Tagesfrage geworden iſt — der Menſchenhandel. Nachdem in den letzten Jahrzehnten dieſer Unfug ungeahnte Dimenſionen angenommen hatte, mußte auf Drängen der europäiſchen Mächte die ägyptiſche Regierung den Sklavenraub und Sklavenhandel verbieten, doch iſt ein eigentlicher Erfolg in dieſer Richtung bis auf den Tag nicht erzielt worden. Die Leiden, welche dieſe Unglücklichen zu erdulden hatten und noch immer zu erdulden haben, ſind unbeſchreiblich. Man legt den Gefangenen hölzerne Gabeln in's Genick und koppelt ſie ſo zu langen Gliedern zuſammen; die Hände ſind gefeſſelt. Manchmal wird an die eine oder andere Gabel ein Seil geheftet, das der Karawanenführer in den Händen hält. Ein unentbehrliches Attribut dieſes Letzteren iſt übrigens die lange Peitſche, mit der er unbarmherzig eines jeden geringfügigen Anlaſſes halber in die Colonne hineinwettert. Da wo der Pfad eng wird, ritzen und reißen die Dornen in's Fleiſch und das Blut rinnt den Körper herab. Die Weiber und Kinder können ſich freier bewegen, doch erliegen auch ſie haufenweiſe den Marſch-Strapazen und unmenſchlichen Barbareien.

Die Sklavenjagden und ihre gräulichen Scenen zu ſchildern, würde an dieſer Stelle entſchieden gegen den guten Geſchmack verſtoßen. Ein Bild aber möchten wir etwas weitſchweifiger ausmalen, und zwar giebt uns hierzu das ſchöne Gedicht eines amerikaniſchen Poeten Anlaß .... Richardſon ſchreibt in ſeinem »Reiſe-Journal«: Sebah, Oaſe von Fezzan, 10. März 1846. — »Heute Abend ſangen die Sklavinnen mit ungewöhnlicher Aufregung, und Neugierde bewog mich, meinen Negerdiener Said zu fragen, was ſie ſängen. Da viele von ihnen aus ſeinem eigenen Lande herſtammten, konnte er

Digitized by Google

and the Cumberland Plateau, to the Tennessee River, and the Cumberland Gap. Here they found the Shawnee, Cherokee, Creek, Chickasaw, Choctaw, Natchez, Yuchi, Catawba, Yamasee, Timucua, Apalachee, and Calusa.

Fig. 1.—Indians of Florida. (From a drawing by John White, 1585–1586.)

Dieſes Tagebuchblatt hat dem amerikaniſchen Dichter John Greenleaf Whittier die entſprechende Stimmung zu nachfolgendem ergreifenden Poëm gegeben:

Geſang der Sklavinnen in der Wüſte.

Wohin gehen wir, wohin gehen wir,
Wohin gehen wir — Rubie?

Herr, o Herr von Volk und Land,
Schau auf dieſen Wüſtenſand
Durch der glühenden Sonne Qual,
Durch des Mondes weißen Strahl!
Heiße Gibliwinde wehen hier,
Fremde, weite Flächen ſehen wir —
Sprich, und ſag' uns: wohin gehen wir,
Wohin gehen wir, Rubie?

Burnu-Land war reich und ſchön,
Frucht und Trank in Thal und Höh'n,
Bohnen dort und Hirſe blüh'n,
Palmenbäume ſchlank und grün.
Burnu-Land nicht länger ſeh'n wir,
Hungernd, dürſtend, ach, vergeh'n wir,
Unter'm Grimm des Mohren ſteh'n wir
Wohin gehen wir, Rubie?

Blättern gleich und Uferſand,
Kamen wir von Burnu-Land,
Hin nun rafft uns hier die Noth —
Eine iſt von Zweien todt.
Bleiche Knochen ringsum ſeh'n wir,
Allerbarmer, zu dir fleh'n wir!
Hör' uns, ſag' uns: Wohin geh'n wir,
Wohin geh'n wir, Rubie?

Seit gar manchem Mond iſt ſchon
Burnu-Land dem Blick entfloh'n;
Fremder täglich dehnt ſich aus
Um uns her der Wüſte Graus.
Wellen nur von Sand erſpäh'n wir,
Brennende Wüſtenwinde weh'n hier —
Herr der Welten, wohin geh'n wir,
Wohin geh'n wir, Rubie?

Du biſt ſtark, doch wir ſind ſchwach:
Kurz iſt unſer, lang dein Tag:
Du haſt Augen, wir ſind blind;
Du biſt weiſ', wir Thoren ſind.
Kund iſt, was da wird geſcheh'n, dir:
Fremdes Land durchirrend ſteh'n wir --
Hör' uns, ſag' uns: wohin geh'n wir,
Wohin geh'n wir, Rubie? — — — — —

Mit dem Eindrucke, den dieſer Trauergeſang in unſerer Seele zurückläßt, wollen wir unſere Wanderungen durch den Sudan fortſetzen und beſchließen. Man zählt im Oſten zu demſelben die Territorien von Darfur und Kordofan und die Landſchaften am oberen Nil, ſoweit ſie dem ägyptiſchen Reiche einverleibt ſind. Dieſes weitläufige Gebiet, vom Nilſtrome, ſpeciell vom Weißen Nil mit ſeinem ganzen großartigen Waſſernetze durchſtrömt, begreift die Stammgebiete der Schilluk, Nuër, Denka, Bongo, Mittu, Aliab, Barri u. ſ. w., und die Neger-Reiche der Sandeh (Niamniam) und Monbuttu in ſich, die uns erſt kürzlich durch den unermüdlichen Forſchungsreiſenden G. Schweinfurth erſchloſſen worden ſind.

Der »Aegyptiſche Sudan« bietet den Anblick eines entſetzlichen Elendes dar; er hat auch nicht einen einzigen Anziehungspunkt, welcher den Europäer entſchädigen könnte für das peſtilenzialiſche Klima und die brutale Barbarei .... Die Hauptſtadt dieſes Gebietes iſt Chartum, eine Schöpfung Mohammed Ali's, an der Spitze zwiſchen dem Zuſammenfluß des Blauen und Weißen Nils gelegen. Dort wohnen dreißig- bis vierzigtauſend Menſchen dicht gedrängt im Aasgeruch und Ueberſchwemmungsſchlamm, umgeben von Sandwüſten, ein Ort, ſo ſchrecklich als möglich, aber geſchäftseifrig wegen des einträglichen Handels mit Elfenbein und — »Ebenholz«. Hier tauſchen das geſittete Europa und das barbariſche Afrika ihre Laſter — »eine Hölle für ehrliche Leute, ein Paradies für Schurken« .... Trotz aller Bemühungen der europäiſchen Mächte und trotz der heroiſchen Anſtrengungen Baker Paſchas, der jahrelang mit den Sklavenjägern ſich in der oberen Nil-Region herumbalgte und dabei die kriegeriſchen Anwandlungen verſchiedener Negerſtämme mit in den Kauf nehmen mußte, geht das Sklavengeſchäft noch immer im Schwange. Vor einigen Jahren noch trug man im Zollregiſter zu Aſſuan (bei den erſten Katarakten) die

Digitize

Sklaven als — Kameele ein, um der europäischen Humanität eine Nase zu drehen.

Der vorher genannte Samuel White Baker, ein Mann von seltener Energie und hohem Wissensdrange, hatte die schwere Aufgabe übernommen, dem Menschenhandel in der oberen Nil-Region ein Ende zu bereiten. Er war mit diesem philantropischen Theile seiner Mission nicht glücklich; wohl aber mit dem geographischen Theile. Sein Ziel in dieser letzteren Hinsicht war, zu erforschen, in welchem Verhältniß der aus Speke's »Victoria-Nyanza« (Nyanza = See) abfließende Strom zum oberen Nil-Laufe stehe. Keine von den vielen Gefahren, welche in dem urwilden und ganz barbarischen Lande der Schwarzen (Niambara, Bari, Koschi ꝛc.) ihm entgegentraten, konnte ihn zurückschrecken; mit einer geradezu preiswürdigen Begeisterung für die Wissenschaft, mit dem nicht zu beugenden Willen, ein großes Problem zu lösen, ging er an seine Aufgabe, und er brachte sie zu einer glücklichen Lösung .... Ein erhöhtes Interesse gewinnt seine Reise dadurch, daß seine jugendliche Gemalin ihn begleitete und alle Beschwerden und Entbehrungen mit wahrhaft männlichem Geiste ertrug ....

Und dies war keine kleine Aufgabe, gedenkt man des traurigen Schicksals, das andere weibliche Afrika-Reisende erreichte. Auf einer Nilfahrt des rühmlichst bekannten Fräuleins Tinné erlag fast die ganze Reisegesellschaft dem Fieber. Die Opfer des verhängnißvollen Klimas waren die Baronin van Capellan (Mutter der Tinné), ihre Schwester, zwei holländische Dienstmädchen und außerdem Dr. Steudner und Signor Contarini. Bekanntlich sollte auch Alexandrine Tinné den dunklen Erdtheil nicht wieder verlassen. Auf einen Vertrag Frankreichs mit den Tuareg-Chefs der Asdscher zu Rhadames vertrauend, brach sie von Mursuk auf. Obwohl sie sich den freien Durchzug durch klingende Geschenke erkauft hatte, widersetzte sich gleichwohl eine Bande von Arabern und Tuaregs dem Weitermarsche. Am 1. August 1869 kam es zwischen den Arabern und Tuareg zum Streite, in welchen sich Fräulein Tinné mit ihrer Begleitung mischte, mit der Absicht, Frieden zu stiften. Das war das Signal zur Ermordung der Reisenden. Es ist erwiesen, daß der Streit eine Finte und die Mordthat eine beschlossene Sache war. Zum

Digitized by Google

Theile trägt Tinné wohl ſelbſt die Schuld, da ſie ihren Reichthum zu ſehr hervorgekehrt hatte.

Baker drang faſt bis zum Aequator (richtiger bis knapp zum erſten Grad nördlicher Breite) vor und erreichte bei Vacowia den Mwutan-See, deſſen Entdecker er geworden. (Am 14. März 1864.) ....»Da lag er vor mir, gleich einem Meer von Queckſilber, ein endloſes Waſſerbild nach Weſten und Südweſten, im Sonnenbrande ſchimmernd. Im Weſten, fünfzig bis ſechszig Miles entfernt, erhoben ſich blaue Berge bis zu ſiebentauſend Fuß über dem Seeſpiegel. Ich kann den Triumph nicht beſchreiben, den ich in dieſem Augenblicke empfand; ich hatte nun den Lohn für ſo viele Mühen und für meine zähe Ausdauer.... Ich nannte den See Albert-Nyanza; er und der Victoria-Nyanza bilden die beiden Quellen des Nils«....

Samuel W. Baker und deſſen Frau.

Digitiz

Die Nil- und Mittelmeer-Länder.

Abeſſinien. Allgemeine Bemerkungen. Eine abeſſiniſche Hochzeit. — Galla und Somali. — Die Nubier. — Aus dem modernen Aegypten. Ismail Paichas Gewaltwirthſchaft und Verſchwendung. Die vornehme Aegypterin. Ihr Leben und Treiben. Aeußere Erſcheinung, Toilette. Straßencoſtüm. Andere Frauentypen. Eine berühmte Frau. Das Fellah-Weib und ſein elendes Daſein. Leibliche Vorzüge desſelben. — Tripolitanien. Die Frauen Fezzans. Familien-Organiſation der Araber. Das Nomaden-Weib. Beduinen-Romantik. Eine Apotheoſe. — Weiterer ethnographiſcher Rundblick. Die Tuareg und die außergewöhnliche Stellung ihrer Frauen. Ehe-Verhältniſſe, Hochzeits-Feierlichkeiten, Erbfolgegeſetze. — Tunis und Algier. Tuniſiſche Jüdinnen. Die Kabylen. Das Leben ihrer Frauen. Sociale Einrichtungen und Gebrechen. Biskra und ſeine Tanzmädchen (Nallijah). — Marokko. Stellung des Weibes nach der Blutsverwandſchaft. Ehe-Verhältniß. Die marokkaniſchen Jüdinnen.

Nicht am Oſtrande des Sudan, und zwar im Bereiche der Quellflüſſe des »Blauen Nil«, ſteigt das Hochland von der ſumpfigen und ſteppigen Tiefebene aus mälich an. Im Anfange ſind es ſanft geneigte Terraſſen, die ſich immer ſteiler aufbauen, bis zum Rande eines gewaltigen Hochlandes, deſſen Alpenlandſchaften, Plateaux und Felſengebirge mit ihrer tropiſchen Vegetation und erquickenden Hochgebirgstriften im grellen Gegenſatze zu den bisher geſchilderten Gebieten von Mittel-Afrika ſtehen. Das iſt das Hochland von Abeſſinien. Wie es in phyſiſcher Beziehung faſt völlig iſolirt von allen Nachbargebieten daſteht, ſo bildet es auch ethnographiſch und politiſch ein in ſich abgeſchloſſenes Gebiet von ganz ſpecieller Eigenart. Es kann natürlich

Digitized by Google

nicht unsere Aufgabe sein, uns mit dem Herrschaftsgebiete des »äthiopischen Königs« Johannes näher zu befassen. Die Bewohner dieses interessanten Landes gehören weder der Neger-Race noch den benachbarten Hamiten-Stämmen des Nil- und Sahara-Gebietes an, sondern der semitischen Völker-Familie. Nach Friedrich Müller sind die Abessinier eine alte Colonie der Himjariten, welche einige Jahrhunderte vor Beginn unserer Zeitrechnung über das Rothe Meer herübersetzten. Die alte Sprache derselben, das sogenannte »Aethiopische« (Geez), ist die nächste Verwandte des in den Inschriften gefundenen Himjarischen. Sie ist übrigens heute eine todte Sprache und fristet nur in den Kirchenschriften ihr Dasein. Eng verwandt mit dem Geez ist das heutige »Tigre«, die Sprache der Nord-Abessinier, und das »Tigrana«, welche beide Idiome für Töchter der Ursprache gelten.

Die Abessinier sind ihrer Mehrzahl nach Christen, und zwar Monophysiten, und demgemäß ist auch das ganze Land überschwemmt mit Geistlichen, Mönchen, Nonnen und Schriftgelehrten. Daß diese ganze heilige Sippe nicht schwer wiegt, am wenigsten aber zur sittlichen Entwicklung der Hochländer beigetragen hat, ließe sich auf die weitschweifigste Weise ausführen. Für Volksbildung geschieht fast gar nichts. Nur die für den Kirchendienst bestimmten Kinder erhalten einen dürftigen Unterricht; die übrigen wachsen wild auf und werden mit fünf bis sechs Jahren zur Arbeit herangezogen. Auch in Abessinien lastet alle häusliche Sorge auf den Schultern des Weibes, das übrigens wenig Neigung für seinen Wirkungskreis zu besitzen scheint. Die Wohnungen starren von Schmutz und die Häuser sind Hütten der rohesten Art, aus Erde und Zweigen aufgeführt, so daß Wind und Wetter Durchgang finden; sie haben nur eine Oeffnung, die Thüre, durch welche auch der Rauch abzieht; das in der Mitte des Wohnraumes lodernde Feuer schwärzt alle Gegenstände.

Entsprechend der niederen Stufe, auf der die Cultur steht, ist auch die Stellung des Weibes. Zwar werden die Ehen kirchlich abgeschlossen, in Gegenwart von Zeugen, doch steht es Jedermann frei, sich außereheliche Gefährtinnen in unbeschränkter Zahl zu halten. Diese Einrichtung dürfte auch zu dem schlechten Rufe Anlaß gegeben haben, den die Abessinier besitzen, ein Ruf, der durch die Behauptung einiger Reisenden gekenn-

Digitized by

zeichnet ist: alle Laster der civilisirten Welt befleckten den abessinischen Charakter und Scham sei ihm unbekannt.

Unter solchen Gesichtspunkten wäre es kaum lohnend, detaillirter in das Geschlechts- und Familienleben der Hochländer einzugehen. Um aber der freundlichen Leserin dennoch einen genügenden Einblick in das Gebaren des interessanten Volkes zu verschaffen, greifen wir das uns zunächst liegende Thema — eine abessinische Hochzeitsfeier nämlich — heraus .... Die Ehen werden in Abessinien oft im zartesten Alter geschlossen. William Dalton berichtet in seinem interessanten, aber freilich nicht durchwegs glaubwürdigen Buche von einer Heirat, in welcher das Mädchen erst das achte Lebensjahr überschritten hatte.... Gewöhnlich dauert die Verlobungszeit drei Monate; in dieser Zeit kommt der Bräutigam häufig in das Haus seiner Schwiegereltern, und zwar nie ohne Geschenke, aber es ist ihm nie gestattet, auch nur einen Augenblick seine zukünftige Frau zu sehen. Nur zuweilen gelingt es ihm, daß er durch Bitten und Bestechung einer Freundin oder Dienerin es dazu bringt, ihm einen Blick in ihr Antlitz zu gestatten. Ist der Hochzeitstag festgesetzt, so will es die Landessitte, daß sich die geladenen Gäste schon Tags zuvor einfinden. Die wichtigsten Persönlichkeiten unter den Ankömmlingen sind allemal die Brautführer oder Arkers, deren Zahl sich auf acht beläuft. Einige Tage vor der Hochzeit ziehen sie, phantastisch aufgeputzt, singend vor jedes Haus der Nachbarschaft. Als Gegenleistung erfolgt immer irgend ein Geschenk, denn die Hausinsassen, die solche Liebesgabe verweigern würden, hätten eine schonungslose und gründliche Ausplünderung zu gewärtigen. Auch Diebstähle begehen diese sonderbaren Assistenten des liebeseligen Brautpaares, und zwar mit dem denkbarsten Raffinement.

Bei einer Hochzeit in der Familie eines Häuptlings wird immer große Gastfreundschaft entwickelt. Eine Folge davon ist der ungeheuere Andrang im Hause des Festgebers und nicht minder in den oft beschränkten Gassen des Dorfes oder der Stadt, wo die Feier stattfindet. Bald hocken die unübersehbaren Gäste am Grasboden längs der improvisirten Tafel und geben sich schweigsam den Freuden des Mahles hin. Diese Stille währt bis zu dem Augenblicke, wo sich das Schnarren der primitiven Musikinstrumente vernehmen läßt, worauf die Gesellschaft tumultuös auf-

Bill. The bill of birds is a horny sheath, which covers the jaws, and is of various forms, according to the habits of the bird. Those which live on grain have short, strong bills, with which they can crack the husks of the seeds; those which live on insects have slender bills, with which they can pick out the insects from the crevices of the bark of trees; those which live on flesh have strong, hooked bills, with which they can tear their prey; those which live on fish have long bills, with which they can catch the fish; those which live on nectar have long, slender bills, with which they can suck the nectar from the flowers; those which live on fruit have short, strong bills, with which they can break the fruit; those which live on worms have long, slender bills, with which they can pick out the worms from the ground; those which live on carrion have strong, hooked bills, with which they can tear the carrion; those which live on blood have strong, hooked bills, with which they can suck the blood; those which live on milk have short, strong bills, with which they can suck the milk; those which live on eggs have short, strong bills, with which they can break the eggs; those which live on honey have long, slender bills, with which they can suck the honey; those which live on pollen have short, strong bills, with which they can collect the pollen; those which live on seeds have short, strong bills, with which they can crack the husks of the seeds; those which live on roots have long, slender bills, with which they can dig up the roots; those which live on bulbs have long, slender bills, with which they can dig up the bulbs; those which live on tubers have long, slender bills, with which they can dig up the tubers; those which live on rhizomes have long, slender bills, with which they can dig up the rhizomes; those which live on corms have long, slender bills, with which they can dig up the corms; those which live on stolons have long, slender bills, with which they can dig up the stolons; those which live on runners have long, slender bills, with which they can dig up the runners; those which live on suckers have long, slender bills, with which they can dig up the suckers; those which live on offsets have long, slender bills, with which they can dig up the offsets; those which live on buds have short, strong bills, with which they can break the buds; those which live on leaves have short, strong bills, with which they can break the leaves; those which live on stems have short, strong bills, with which they can break the stems; those which live on bark have short, strong bills, with which they can break the bark; those which live on wood have short, strong bills, with which they can break the wood; those which live on resin have short, strong bills, with which they can break the resin; those which live on gum have short, strong bills, with which they can break the gum; those which live on sap have short, strong bills, with which they can break the sap; those which live on juice have short, strong bills, with which they can break the juice; those which live on pulp have short, strong bills, with which they can break the pulp; those which live on rind have short, strong bills, with which they can break the rind; those which live on peel have short, strong bills, with which they can break the peel; those which live on husk have short, strong bills, with which they can break the husk; those which live on shell have short, strong bills, with which they can break the shell; those which live on kernel have short, strong bills, with which they can break the kernel; those which live on nut have short, strong bills, with which they can break the nut; those which live on fruit have short, strong bills, with which they can break the fruit; those which live on berry have short, strong bills, with which they can break the berry; those which live on drupe have short, strong bills, with which they can break the drupe; those which live on pome have short, strong bills, with which they can break the pome; those which live on pepo have short, strong bills, with which they can break the pepo; those which live on hesperidium have short, strong bills, with which they can break the hesperidium; those which live on berry have short, strong bills, with which they can break the berry; those which live on drupe have short, strong bills, with which they can break the drupe; those which live on pome have short, strong bills, with which they can break the pome; those which live on pepo have short, strong bills, with which they can break the pepo; those which live on hesperidium have short, strong bills, with which they can break the hesperidium.

Primavera, detalle de la Fig. 1. Las Tres Gracias. Museo del Prado, Madrid.

In der Hütte wird der Bräutigam vom Vater der Braut empfangen und auf den Ehrensitz geleitet, auf welchen er sich feierlich niederläßt und in einer sphinxhaften Starrheit verharrt. Der lange Mantel ist über Nase und Mund gezogen und zu seinen Füßen liegen, wie Sklaven, seine besten Freunde, die Glieder der Familie und andere Bekannte. Eine Stunde lang verharrt die Gesellschaft in dieser feierlichen Positur, dann beginnt das Festmahl unter Musik und Gesang. Die Schlußceremonie ist die folgende: Die Braut, über und über mit einem großen Tuche bedeckt, wird in ein Gemach geführt, wo der Bräutigam ihrer harrt. Das Paar rückt knapp aneinander, und wenn der Bräutigam die an ihn gerichtete Frage, ob er die Erwählte auch wirklich ehelichen wolle, mit einem »Ja« beantwortet hat, reichen sich Beide unter der Hülle die Hände. Nun faßt der junge Gatte seine Gattin bei den Schultern und zieht sie in's Freie, wo er sie seinen Freunden zur Aufsicht übergiebt, während er in die Hütte zurückkehrt, um die Hochzeitsgeschenke der Verwandten seiner Frau in Empfang zu nehmen .... Zwei Tage danach kommen die Arkers noch einmal zusammen und schwören unter dem Tuche: daß sie immer wie Brüder gegen die junge Frau handeln, ja, sie speisen und tränken wollen, wenn sie je Mangel leiden sollte ....

Im Osten, Südosten und Süden des abessinischen Hochlandes und theilweise noch zu diesem gehörig, siedeln hamitische Stämme, und zwar Angehörige der sogenannten »Aethiopischen Familie«, mit denen wir uns nicht weiter befassen können. Erwähnen möchten wir nur, daß unter diesen Stämmen nur zwei, die Galla und Somali, einen hervorragenden Rang einnehmen. Die Somali sind Mohammedaner, doch sollen sie in Glaubenssachen sehr lau sein. Die häusliche Arbeit ruht ganz und gar auf den Schultern der Frauen, während die Feldarbeit von Sklaven aus Zanzibar verrichtet wird .... Bei den Galla ist die Stellung der Frau ausnahmsweise frei und geachtet; Mädchen genießen das Recht, einen ihnen nicht zusagenden Heiratsantrag abweisen zu dürfen. Die Frau muß zwar die Lasten des Hauswesens tragen, hat aber dafür auch innerhalb der Schranken des Haushaltes das gebietende Wort zu führen. Monogamie ist bei den Galla die Regel und auf Sittenreinheit vor der Verheiratung wird strenge gesehen.— —

Digitized by

In der Reihe der vielartigen Völker, welche den dunklen Erdtheil besiedeln, nehmen die Nubier, zu denen wir gelangen, wenn wir von Abessinien uns Nil-abwärts über Chartum hinaus begeben, gleichfalls eine Sonderstellung ein. Die Nubier gehören zu der sogenannten Nuba-Fulah-Race, deren westlichen Zweig (die Fulah oder Fulbe) wir bereits am Niger kennen gelernt haben. Wir bringen daher die betreffenden Mittheilungen in Erinnerung, da sie im Großen und Ganzen auch auf die Bewohner des mittleren Nil-Thales bis Assuan passen, obwohl hier ägyptische Einflüsse sich im Laufe der Jahre sehr fühlbar gemacht haben.

Bei den ersten Nil-Kataraкten bei Assuan betreten wir den classischen Boden Aegyptens, und zwar speciell das ruinenreiche Ober-Aegypten, dessen großartige Denkmale heute Jedermann aus den betreffenden Specialwerken hinlänglich bekannt sind. Was uns näher liegt, das ist die arabische Bewohnerin des unteren Nil-Gebietes, und zwar ebenso die glänzende Haremsschöne der modernen Pharaonen-Residenz El Kahira (Kairo), wie das braune, armselige Fellah-Weib, dessen Passionsgeschichte die Geschichte des heutigen ägyptischen Elends ist. Gewiß ist, daß die Gewaltwirthschaft in Aegypten, deren schlimmste Phase sich erst vor einem Jahre unter unseren Augen abspielte, so alt ist wie der Islam; ja, gewiß noch älter, gedenkt man der Art, wie Cleopatra, nachdem die ägyptischen Kroneinkünfte ihren Luxus nicht mehr bezahlen konnten, sich von ihrem Antonius die erpreßten Schätze ganzer Provinzen schenken ließ. Aber dieser schwüle Geist, der drohend-wild über dem Nil-Lande wetterleuchtete, war am Ende doch ein anderer, als derjenige, welcher in die verschiedenen ottomanischen Satrapen in Aegypten, zumal in den Kopf Ismaïl's gefahren war. Nur einmal dämmerte es phantastisch im Gehirn dieses Gewaltmenschen auf; es war zur Zeit der Suez-Canal-Feierlichkeiten. Ein Schiff, ein schöneres, als irgend eines aus der Ptolomäer-Zeit, wurde erbaut, um die Kaiserin der Franzosen auf dem Nil spazieren zu führen. Diese Feengondel sollte die Krone jenes Nil-Märchens werden, das 1869 den europäischen Fürsten vorgegaukelt wurde .... Die Kaiserin Eugenie hatte diese gold- und juwelenstrotzende »Dahabijeh« nie benützt, und so kam Ismaïl-Antonius um sein Privatvergnügen. Ueber die sonstige Prachtliebe und Verschwendung des Ex-Khedive wollen wir nur wenig Worte verlieren. Hier

Digitized by Google

nur ein Beispiel. Als im Februar 1874 seine Lieblingstochter Zenab ihre Vermälung mit Ibrahim, dem Sohne des bei Kafr-ez-zaijat im Nil »verunglückten« Achmet, älteren Bruder Ismaïl's, feierte, ward eine solche Pracht entfaltet, daß selbst die verwöhntesten Augen starr an solchem Märchen hingen. Diademe, Kronen, Hals- und Armbänder, Gürtel und Spangen — Alles von Diamanten strotzend — gab es nur so scheffelweise. Zweimalhunderttausend Menschen waren damals auf den Beinen, um das »lichtvolle Wunder« zu schauen, und die Menge bedachte nicht, daß an diesen Diamanten die Thränen ihrer Familien funkelten. Als dann das Lieblingskind kurz hierauf starb, ließ Ismaïl, statt der eingeheimsten Diamanten — Datteln unter das Volk streuen, und der Janhagel Kairos war des Jubels voll. Bei obgenannter Hochzeitsfeier hatte man die Kleinigkeit von zweimalhunderttausend Stearinkerzen verbrannt und die Zufahrtsstraßen mit Rosenwasser besprengt.

In diese unsere Betrachtung flicht sich unwillkürlich ein Bild ein, das einst Heinrich Heine in seiner genialen Art so überaus zutreffend gezeichnet hatte .... »Ihr kennt es wohl, jenes Aegypten, jenes geheimnißvolle Mizraim, jenes enge Nilthal, das wie ein Sarg aussieht .... Im hohen Schilf greint das Krokodil oder das ausgesetzte Kind der Offenbarung .... Felsentempel mit kolossalen Pfeilern, woran heilige Thierfratzen lehnen, häßlich bunt bemalt .... An der Pforte nickt der hieroglyphenmützige Isismönch .... In üppigen Villen halten die Mumien Siesta und die goldene Larve schützt sie vor den Fliegenschwärmen der Verwesung .... Wie stumme Gedanken stehen dort die schlanken Obelisken .... Ueberall Tod, Stein und Geheimnisse .... Und über dieses Land herrschte die schöne — Cleopatra .... Wie witzig ist Gott« ....

Mehr noch als in Constantinopel hat in der modernen Pharaonen-Residenz der lebhafte Verkehr zwischen Eingebornen und Europäern dazu beigetragen, jene Schleierhüllen zu durchbrechen, welche das moslimische Haremsleben umspannen. Auch hier waren es die abendländischen Damen, denen das kaum hoch zu veranschlagende Vergnügen zu Theil wurde, in die sogenannten Geheimnisse des intimeren ägyptischen Frauenlebens einzudringen; wir glauben aber, daß die Ausbeute gleichwohl eine bescheidene war, und noch immer ist, da weder die gewählte Zeit noch der Ort der

Digitized by Google

Zuſammenkünfte zwiſchen europäiſchen und ägyptiſchen Damen darnach angethan ſind, über die wahren Verhältniſſe Aufſchluß zu geben. Bei den üblichen Feſtlichkeiten, wie ſie namentlich Ismaïl Paſcha gerne arrangirte, bekamen die europäiſchen Damen faſt immer nur das zu ſehen, was ſie ſehen ſollten: Tänze und Maskeraden, von einem weiblichen Orcheſter begleitet, Schmauſereien, Gelage und Aehnliches. Es war überdies eine überflüſſige Prahlerei, wenn der Khedive die vice-königlichen Prinzeſſinnen dazu abrichtete, daß dieſe die ankommenden Gäſte mit kleinen Goldmünzen bewarfen. Ein ſolcher Goldregen wäre gewiß am befruchtendſten auf die elenden Fellah-Dörfer niedergegangen, welche die khedive'ſchen Steuerbüttel Tag für Tag ausraubten .... Von den ſonſtigen Herrlichkeiten des Harems wiſſen ſelbſt erfindungsreiche Beſucherinnen desſelben wenig Erfreuliches mitzutheilen. Ja, es wird berichtet, daß ſelbſt Prinzeſſinnen, nachdem ſie ihren weiblichen abendländiſchen Gäſten alle ihre Herrlichkeiten an Schätzen haben durchmuſtern laſſen und namenloſe Bewunderung dafür ernteten, zerknirſcht eingeſtanden, daß all' dieſer Tand ſie nicht befriedige, und daß ſie ihn gerne opfern würden, wenn ſie nur einen Bruchtheil jener Freiheiten genießen könnten, die in ihren Augen die europäiſchen Damen zu den Glücklichſten unter den Sterblichen machen .... Und dies begreift man leicht. Sind doch ſelbſt die Frauenlogen der ausgezeichneten Kairenſer Oper nach dem Zuſchauerraume zu mit geſticktem Tüll überzogen, damit ja kein fremdes Auge die Leibesherrlichkeiten jener ſtaubgebornen Engelsgeſtalten, welche ihre Eigenthümer ſo eiferſüchtig hüten, zu Geſicht bekomme.

Ueber die äußere Erſcheinung der ägyptiſchen Araberin läßt ſich wenig Bemerkenswerthes mittheilen. In Sachen orientaliſcher Frauenſchönheit gehen nämlich die Anſichten ziemlich auseinander. Strenge Schönheitsrichter, denen auf Schritt und Tritt das althelleniſche Schönheitsideal vorſchwebt, legen mit Vorliebe an alle Geſichter, die ihnen unterkommen, den claſſiſchen Maßſtab an und finden dann natürlich allerlei auszuſtellen. Sie fragen auch achſelzuckend: Was iſt ſchönes an einer Aegypterin? Iſt ihr Antlitz nicht ſo rund wie die Scheibe des vollen Mondes, und gleicht ihr Gang nicht dem einer vollgefreſſenen Ente? Die Frage, oder richtiger die mit dieſer Frage verbundene Negation, hat ohne Zweifel ihre Berechtigung. Aber mit dem Camper'ſchen Geſichtswinkel oder dem übrigen

anthropologisch-ästhetischen Apparat ist der Sache blutwenig gedient. Es braucht ein Antlitz nicht sonderlich ideal geschnitten zu sein und kann dennoch einen Reiz besitzen, der alle normalen Schönheitslinien des alt-hellenischen Typus übertrifft. Dies gilt ganz besonders von den arabischen Frauen Aegyptens, deren Köpfe selten nach einem bestimmten Modelle geschnitten sind — obgleich der Gesammteindruck immer ein vortheilhafter bleibt. Fast alle Aegypterinnen haben feingeformte, zierliche Hände und Füße; ihr Gang verräth angeborne Grazie, wenn auch vielleicht jene eigenthümliche Schwingung der Hüften, welche die Araber »Ghung« nennen, nicht allen Weibern wohl ansteht. Bezaubernd ist das tiefdunkle, zuweilen mystisch bannende, dann wieder mild anziehende Auge, dem häufig ein feuchtes Lustre eigenthümlich ist. Dies Auge kann ebenso fieberisch glühen, als umschleiert schmachten, und dieses Wechselspiel kommt um so frappanter zur Geltung, wenn die Verschleierung eine vollkommene, das heißt: der Yaschmak nicht so dünn ist, daß man durch dessen zartes Gewebe jeden Gesichtszug deutlich erkennt ....

Sonst kommen auf der Straße die Schönheiten und Vorzüge des weiblichen Körpers kaum zur Geltung. Die Straßentoilette ist nämlich in Aegypten so gut wie anderwärts im Oriente dazu geschaffen, ihre Trägerinnen möglichst zu entstellen, ja, ihnen ein höchst drolliges Aussehen zu geben. Man vergegenwärtige sich nur das Bild von einer arabischen »Sitt« (Dame), wie man sie auf der Muski zu Dutzenden auf Schritt und Tritt begegnet: eine Gestalt in ein grelles seidenes Untergewand gehüllt, darüber einen sackartigen Ueberwurf, den jeder Luftzug ballonartig aufbläht, und den dichten Kopfschleier, der häufig durch eine Roßhaarblende ersetzt wird. Diese Gesichtsmaske läuft von den unteren Augenlidern bis zum Knie herab. Denkt man sich nun diese unförmliche Gestalt rittlings auf einem geduldigen Grauthiere reitend, so wird man zugeben, daß die Phantasie des Nordländers von dem naturgetreuen Bilde einer modernen Aegypterin kaum berauscht zu werden vermag .... Ein vortheilhafteres Bild geben jene hochgestellten Damen ab, welche sich öffentlich nur im Wagen zeigen. Bei dieser ist der Schleier von so dünner Gaze, daß er die Gesichtszüge kaum mehr verbirgt, und so dem aufmerksamen Beobachter immerhin so manches schönes Gesicht verräth — ein Detaileindruck, der

Digitize

diesfalls weder durch jene unförmliche Gesammterscheinung noch durch drolligen Toilettenballast geschmälert wird.

Was sonst Aegypten an typischen Frauengestalten bietet, ist in wenigen Worten zu erschöpfen. Die Nubierin erkennt man an ihrer goldbemalten Brust und an ihren massiven silbernen Lippen- und Nasenringen. Die Beduinen-Frauen sind förmlich mit Schmucksachen behängt und an der Gesichtsmaske flimmern zahllose kleine Goldmünzen. Eine typische weibliche Staffage im Kairenser Straßengewühle ist das abessinische Blumenmädchen. Mit Goldblech, Korallen, oder bunten Glasperlen um Hals und Armen, treibt sich die braune Schöne Gondars oder Massauas von Früh bis Abend auf der Muski herum, und von ihrer duftenden Waare nimmt fast jeder Effendi vorlieb, sei's für sich, sei's für die Auserwählte seines Herzens.

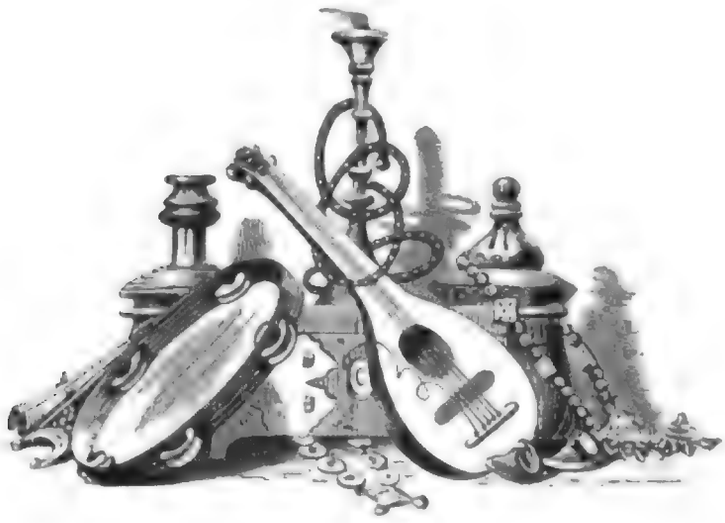
Neben der Nubierin, dem Beduinen-Weibe und dem Blumenmädchen fallen am meisten die mit Geschmeide beladenen »Ghawazi« oder Tänzerin und die »Almeh« oder Sängerin auf, zwei Typen der heutigen Khalifenstadt, die bei keiner Volksbelustigung fehlen dürfen. Manche der Sängerinnen erfreuen sich eines bedeutenden Renommés, doch nimmt nur das Volk Antheil an ihrer Kunst, während sie von der vornehmen Kairenser Welt vollständig ignorirt werden. Vor zwei Decennien war eine gewisse Sakna berühmt, und ihre »Mauâls« (Romanzen), die sie mit Mohrentrommel-Begleitung hinter den Gittern der Frauengemächer bei Hochzeiten oder Beschneidungsfesten improvisirte, machten die Runde im Volke.

Auffallend ist der Mangel an berühmten ägyptischen Frauen. Wir haben gelegentlich unseres Besuches in Constantinopel gesehen, daß gar manche osmanische Sultansgenossin, trotz ihrer Isolirung hinter Muscherabi und Vorhang, in der Tradition oder Geschichte Berühmtheit erlangt hat und selbst im schüchternen Liede fortlebte. Aus Aegyptens Vergangenheit leuchtet nicht eine weibliche Oriflamme hervor, und was hin und wieder einen Namen hat, bewahrte denselben im Volksmunde aus Gründen von höchst zweifelhaftem Werthe .... Ein solches Frauenbild aus neuester Zeit, das man eher ein berüchtigtes, als berühmtes nennen könnte, ist Nazly, die Lieblingstochter Mohammed Ali's. Sie hatte zwar, wie die ganze

Digitized by Google

rumeliotiſche Dynaſtie, nur ſehr verſetztes arabiſches Blut in den Adern, da ſie aber im Volksmunde fortlebt, gehört ſie wohl hierher.

Der Orientreiſende C. v. Vincenti hat ſie zur Heldin einer längeren Novelle gemacht und ihr Bild auch an anderer Stelle ſcharf und intereſſant gezeichnet. Er erzählt: »Bei Foſtat am Nil, oberhalb Kairo, liegt ein verfallenes Gemäuer, von Schlingpflanzen umwuchert. Der Schiffer ſtreckt die Hand aus und murmelt ſcheu: »Dort wohnte Nazly« .... Ihr Vater nannte ſie die »große« Prinzeſſin, obwohl ſie klein und ſchmächtig war, wie Jezabel. Mit zehn Jahren war ſie Weib, dichtete Madrigale,



Aegyptiſche Geräthe.

las die perſiſchen Poeten und componirte eine Tanzpantomime zum Beiramfeſte. Ein Jahr ſpäter ſendete ſie dem Sultan Mahmud ſechs weiße und ſechs ſchwarze Tänzerinnen, welche ſie ſelbſt in allen pantomimiſchen Künſten unterwieſen hatte. Sie bewohnte damals im Winter nicht weit von der »Moſchee der Mädchen« ein kleines Palais, welches mit dem nahegelegenen »rothen Bade« in Verbindung ſtand. Ein Jude war Badehalter, er ſtarb als reicher Mann, und es gab Leute, welche ihn mit Liebeshändeln der Prinzeſſin in einen gewiſſen Zuſammenhang brachten. Palais und Badehaus ſind längs der Spitzhaue zum Opfer gefallen, die Fenſter des Palaſtes waren jedoch auf Befehl Mohammed Ali's lange vorher zugemauert worden .... Mag's nun Nazly getrieben haben, wie ſie wollte, das Ende war, daß ihr Vater ſie dem Defterdar Mohammed

Fig. 1. — Locomotive à voie normale.

Fig. 2. — Locomotive à voie étroite.

Mädchen wächst die Fellahin fast ganz und gar mit dem lieben Hausvieh auf, dann mit einem Schlage verwandelt sie sich in ein berückendes Frauenbild, voll natürlicher Grazie und von bezauberndem Körper-Ebenmaß. Daß unter den Fellahinnen durchwegs nur Schönheiten zu finden sind, wird gleichwohl Niemand behaupten. Vincenti zeichnet das Ideal eines Fellah-Mädchen wie folgt: Die Haut ist wie helles Erz, die Stirne schmal und niedrig, aber ausdrucksvoll, die Nase sphinxenhaft, leicht gestülpt, das dunkle, große Auge tiefliegend, schön geschnitten, im Glanze schwimmend .... Dieses Idealbild trifft leider nur selten zu. Fast alle Fellahinnen besitzen einen übermäßig hageren Körper und an dem kreisrunden Gesichte fallen Ohren und Mund durch übertriebene Proportionen auf. Wenn sich aber die Lippen dieses unschönen Mundes öffnen, dann freilich schimmern die tadellosen Zähne »gleich frischgeschälten Mandeln«, und ein Lächeln ist von geradezu besiegendem Zauber ....

Damit hätten wir die weibliche Typen-Gallerie Aegyptens erschöpft und unsere nächsten Schilderungen gelten nun den Bewohnern und Bewohnerinnen der afrikanischen Mittelmeer-Länder: Tripolitanien mit dem dahinter gelegenen Sahara-Gebiete, Tunis, Algier und Marokko .... Die Bevölkerung Tripolitaniens, eines im Großen und Ganzen höchst trostlosen Landes, besteht aus mehreren Elementen, unter denen die berberischen Urbewohner, dann das semitisch-nigritische Mischlingsvolk der Tebu und die freien Araber-Stämme die hauptsächlichsten sind. Der Beschäftigung nach giebt es eine seßhafte und eine nomadisirende Bevölkerung. Ueber die Eigenschaften der ersteren, speciell über die Bewohner der großen Oase Fessan mit der palmengeschmückten Capitale Murzuk, gehen die Ansichten der Reisenden, wie Barth, Rohlfs, Richardson, Nachtigal, v. Barry und Anderer, erheblich auseinander. Sicher ist, daß die Frauen Fessans zu jenem Schönheitsideale zählen, das »in's Gewicht fällt«. Sie besitzen nämlich von Jugend auf äußerst üppige Formen, und da sie meistens von kleiner Statur sind, nehmen sie mit den Jahren eine fast kugelrunde Gestalt an. Ihr einziges Kleidungsstück ist der Burakan, den sie um den Körper schlingen und irgendwie festmachen. Wer nicht barfuß einhergeht, bedient sich aus Palmreis geflochtener Sandalen. Natürlich kann, trotz aller Primitivität der Toilette, keine Fessanerin des Schmuckes — ob nun

aus Meſſing oder Edelmetall — entbehren, und eine Feſſanerin wäre nicht landesüblich reizend, wenn ſie ihre Haare nicht tüchtig mit zerlaſſener Butter inprägnirte. Da dieſe Pomade raſch ſtockt und überdies der Wüſten- oder Oaſenſtaub ſich in den Kopfſchmuck einniſtet, ſo ziert die Schönen ſchließlich kein »glänzendes Haar«, ſondern eine ekelhafte, verfilzte und verkruſtete Maſſe.... Hand in Hand mit dieſen Aeußerlichkeiten gehen die ſittlichen Zuſtände, die eben zu keiner Schilderung verlocken.... Culturell und ſittlich viel höher als dieſe ſeßhafte Bevölkerung ſteht die nomadiſirende des Küſtengebietes und der »Hamada«, jenes öden Tafellandes, das ſich zwiſchen dem Geſtade und Feſſan lagert. Dieſe Nomaden ſind durchwegs Araber, und obwohl wir ihre Stammesbrüder bereits andernorts behandelt haben, ſo fordern gewiſſe Eigenthümlichkeiten in den Sitten und in der Lebensweiſe gleichwohl zu eingehenderen Mittheilungen heraus....

Die nomadiſirenden Araber Nord-Afrikas und des Sahara-Gebietes präſentiren ſich, ſofern ſie keine Blutmiſchungen mit den berberiſchen Urbewohnern und den Neger-Völkern eingegangen haben, was natürlich ſehr häufig der Fall iſt, noch ganz ſo wie ihre älteſten Vorfahren. Das Stammesverhältniß iſt nichts Anderes als ein Familienverband im weiteren Sinne; urſprünglich mögen die überſchüſſigen Kinder eines Familienzeltes mit ihren Eltern ſich in der Nachbarſchaft des Stammzeltes niedergelaſſen haben, und ſofort, bis aus der Familie eine Sippe, aus dieſer ein Stamm und aus mehreren Stämmen ein Großſtamm ward, dem das gemeinſchaftliche Familienhaupt als unumſchränkter Gebieter vorſtand. So prägte ſich mit den Jahrhunderten das Gefühl der Blutsverwandtſchaft tief im Charakter des nomadiſirenden Arabers aus.

In ſocialer Hinſicht entwickelte ſich bald eine Art von Ariſtokratie aus, die ſich bis auf den Tag erhalten hat. Dieſe Ariſtokratie iſt eine dreifache: jene der Geburt (Scherif — Schürfa), die Militär-Ariſtokratie (Dſchuad) und die religiöſe Ariſtokratie (Marabuts). Edel von Geburt wird nur Derjenige erachtet, welcher ſeine directe Abſtammung von Mohammed's Tochter Fatma, der bekannten Gemalin des vierten Khalifen Ali, nachweiſen kann. Trotz der in die Augen ſpringenden genealogiſchen Schwierigkeiten in dieſer Stammes-Ableitung iſt die Zahl der »Schürfa« eine unverhältnißmäßig große.

Digitized by Google

Ein Grundzug des Arabers ist sein hoch entwickelter Familiensinn. Gleichwohl ist die Stellung der Frau — im Gegensatze zu jener des berberischen Tuaregs — keine beneidenswerthe. Zwar findet die Polygamie in Folge der dürftigen Verhältnisse, wie sie unter den arabischen Nomaden gewöhnlich herrschen, nur sehr beschränkte Anwendung; auch sonst lebt das Nomaden-Weib verhältnißmäßig freier; im Uebrigen aber ist es kaum mehr als die Sklavin seines Gebieters, zumal dann, wenn diesem die Mittel fehlen, wirkliche Sklavinnen in's Zelt zu nehmen. Neben der täglichen Beschäftigung fallen dem Nomaden-Weib fast alle nützlichen Arbeiten zur Last. Es webt das Zelttuch, dann die Decke, auf der sein Herr von seinen Wüstenritten auszuruhen pflegt, die Satteldecke, den Burnus und Barakan und noch manch' anderes Stück. Die einzige Garantie, die Neigung des Herrn der Schöpfung länger rege zu halten, ist ein hübsches Gesicht; doch darf kein Nomaden-Weib hoffen, diesen Talisman mehr als zwei Decennien zu conserviren.

Ein Araber-Mädchen ist, wie Maltzan treffend bemerkt, nur kurze Zeit vollendet schön; aber in dieser Zeit ist sie würdig, eine Braut für Göttersöhne zu sein, sie ist ein Stück Wüstenpoesie. Es wäre paradox, anzunehmen, ein so feuriger Geselle, wie der jugendliche Wüstennomade, hätte kein Verständniß für Frauenreiz und Leibesschönheit. Der Goldton des weiblichen Incarnats, die phosphorescirende schwarze Haarfluth mit dem schönen Stich in's schillernde Blauschwarz — der tiefdunkle, sehnsuchtumhauchte Blick mit der sammetnen Wimpern-Gardine, und nicht zuletzt die geschmeidig-edle, wohlgerundete Gestalt: das Alles sind Reize, wozu es nicht des Culturmenschen bedarf, um einen würdigen Kenner aufzutreiben. Wie sehr der Nomade all' diese Eigenschaften zu schätzen versteht, das entnimmt man am besten aus jenen Rhapsodien, die speciell dem Weibe gelten. So singt ein ungenannter Wüsten-Troubadour:

„Mein Herz mit seinem Feuer glüht
Für ein Weib, dem Paradies entstammt.
O ihr, die ihr Myriem nicht kennt,
Die Wunder Gottes, des Alleinigen,
Ich will ihr Bild euch malen ....
Myriem ist eine Stute edler Art,
Die ein glückselig Leben führt
In einem reich vergoldeten Palast ....

Myriem, das ist der Mond der Sterne,
Der jeden Dieb verräth.
Noch eines ist sie — ist die Palme
Im Land der Beni-Mzab,
An der so hoch die Früchte hängen,
Daß man sie nicht berühren kann.
Myriem ist die Gazell' vielmehr
Wenn sie dahineilt in der Wüste ....
— — — — — — — — — — — —
Sie hatte mir ein Stelldichein gegeben
Für Montag Nacht.
Es schlug mein Herz — sie kam
Ganz eingehüllt in Seide,
In meine Arme sich zu stürzen.
In keinem Theile dieser Erde
Hat Myriem eine Schwester."

Des Sängers Lob reicht indeß noch viel weiter. Die schönsten Städte des »Maghreb« (Westens), wie: Tunis, Algier, Tlemsen und Maskara, wiegt die Holde auf. Ihr Werth ist unschätzbar, denn sie gilt noch mehr als all' jene Fabel-Fahrzeuge zusammen, auf welchen einstens der Weltschöpfer die Reichthümer der Erde herbeigeschafft hatte. Ja, noch mehr — sie wiegt fünfhundert Stuten auf, und das will beim Araber gewiß etwas heißen.

„Es schmückt ihr Haupt die reinste Seide,
In wallendem Gelock befreit sich d'raus
Ihr schwarzes Haar, von Bisam duftend
Und von dem Ambra von Tunis.
Die Zähne, Perlen sind sie zu vergleichen,
In hochrothen Korallen eingerahmt;
Ihr Augenpaar, durchglüht von heißem Blut,
Verwundet, wie die Pfeile
Der Wilden, welche Bornu bewohnen."

Damit nicht zufrieden, singt der Rhapsode — wie in Fieber-Phantasien lallend, weiter:

„Ihr Speichel — ich habe ihn genossen —
Der Zucker ist's der trocknen Traube —
Der Bienen Honig gleichet er,
Wenn rings der Frühling blüht."

Indem der Sänger die Leibesherrlichkeit seiner Schönen in allen ihren Details schildert, versteigt er sich zu Salomonischen Bildern. Er nennt ihren Hals einen Mastbaum, ihre Kehle einen Pfirsich, ihre Schultern Elfenbein; die Rippen vergleicht er mit jenen »stolzen Säbeln,

Digitized by Google

die die Dschuad aus der Scheide ziehen, wenn sie vom Pulverdampf ermüdet sind«.

„Wie viele tapf're Reiter
Sind im Gefecht für sie gestorben!
Wie gerne, ach — möchte ich besitzen
Das beste Pferd der Erde,
Um einsam und gedankenvoll
Zu reiten neben dem Kameel, dem weißen, das sie trägt;
Dies Pferd, es würde wohl in Wuth versetzen
Die jungen Männer der Sahara ....“

Wenn wir einen Blick auf eine ethnographische Karte Afrikas werfen, so fällt uns nichts so sehr auf, als die regelmäßige, zonenartige Aufeinanderfolge der großen Racengruppen. Dies gilt speciell von den drei großen Verbreitungsbezirken Mittel- und Nord-Afrikas, welche identisch sind mit dem Sudan, dem Sahara-Gebiete und den afrikanischen Mittelmeer-Ländern. Im Sudan hausen die zahlreichen Stämme der »afrikanischen Neger« im engeren Sinne, in den Mittelmeer-Ländern, ein Theil Marokkos ausgenommen, Araber in überwiegender Majorität. Die Mittelzone aber — das Sahara-Gebiet — ist die Heimat des berberischen Urvolkes. Die Berber oder Imoschach (Einheit Amoschach), auch Tuareg (Einheit Targi) genannt, sind ein weit ausgebreitetes, nomadisirendes Volk, welches das ganze westliche Nord-Afrika bewohnt, namentlich alle Oasen zwischen den arabischen Staaten Nord-Afrikas und den Neger-Ländern inne hat. Alle älteren Völker des umschriebenen Gebietes, wie: Lybier, Gratuler, Mauretanier und Numidier gehörten zu diesen Imoschach. Zu den Berbern gehörten auch die Mauren des Mittelalters, sowie die heutigen gleichnamigen Bewohner der nördlichen und nordwestlichen Küstenregionen, welche aber ein Mischvolk sind. Das Wort Maure bezeichnet übrigens einen sehr dehnbaren Begriff, und Robert Hartmann verwahrt sich gegen »die liederliche Namengebung unserer bisherigen Völkerkunde«, welche mit obigem Namen auch rein berberische Stämme und Gemeinschaften belegt hat. Berberischen Stammes sind auch die sogenannten »Kabylen« des Atlas-Gebietes, auf die wir später zurückkommen werden.

Zunächst die Tuareg. Die besten Schilderungen über dieses Volk, über seine Abstammung, das innere häusliche Leben, die religiösen Anschauungen, die socialen Verhältnisse und über die Gebräuche und Sitten,

Digitize

verdanken wir dem verdienſtvollen Reiſenden Henri Duveyrier. Joſef Chavanne hat in ſeinem ausgezeichneten Werke »Die Sahara« dieſe Mittheilungen zu einem überſichtlichen und intereſſanten Totalbilde vereinigt, das wir hiermit in knapperer Form wiedergeben .... Die Inſtitutionen des Mittelalters, in den ſocialen Rangunterſchieden zwiſchen Edelmann und Leibeigenen in Europa gänzlich erloſchen, ſpielen unter den Tuareg aoch heute eine große Rolle. Es giebt Tribus edler Abkunft (Ihaggaren), und ſolche, welche als Leibeigene jenen vollſtändig unterthan ſind (Imrhad). Nur die Edlen ſind im Beſitze politiſcher Rechte und haben Machtbefugniſſe im eigenen Stamme. Dieſer ariſtokratiſchen Auffaſſung gemäß iſt auch die Stellung des Weibes unter den Tuareg eine weſentlich andere als bei den Arabern und anderen afrikaniſchen Völkern. Nach dem Grundſatze der Tuareg: »daß der Mutterleib das Kind färbt«, iſt der Sohn eines Sklaven oder Leibeigenen und einer edlen Frau ein Edler, hingegen der Sohn eines Edlen mit einer Leibeigenen — Sklave. Unter den marokkaniſchen Berbern herrſcht, wie wir ſpäter ſehen werden, gerade die entgegengeſetzte Anſchauung.

Vollends verſchieden von arabiſcher Anſchauung, ſind Stellung und Verhältniſſe, welche das Targi-Weib in der Familie einnimmt. Es iſt dem Manne faſt gleichgeſtellt und in der ehelichen Gemeinſchaft verwaltet ſie ſelbſtſtändig ihre Mitgift, ihr Vermögen; die Erziehung der Kinder obliegt ihr ausſchließlich, was begreiflich, wenn wir obigen ariſtokratiſchen Grundſatz vor Augen behalten. Uebrigens ſprechen mancherlei Gründe für die Bevorzugung des weiblichen Geſchlechts unter den Tuareg. Die Targi-Frau ſoll nämlich hervorragende Eigenſchaften beſitzen, ſie gilt als aufrichtig und gerecht und giebt häufig auch in den Rathsverſammlungen der Männer ihr Urtheil ab. Der ſprechendſte Beweis ihres bedeutenden Einfluſſes iſt unbedingt der, daß ſie, obwohl der Islam, dem die Tuareg angehören, die Polygamie geſtattet, den Mann zur Monogamie zu beſtimmen wußte, und zwar derart, daß ſich aus der urſprünglichen Gewohnheit mälich ein ſociales Geſetz herausbildete, das faſt ausnahmlos beobachtet wird. Die Folge dieſer Einrichtung iſt ein ſcharf ausgeprägter Familienſinn und eine unzweifelhafte höhere Sittlichkeit, die den targiſchen Gemeinſchaften eigenthümlich ſind. Auch in phyſiſcher Beziehung kommt dieſerhalb

ein greifbarer Vorzug zum Ausdruck, denn das Targi-Weib verblüht viel ſpäter als die Araberin, und iſt in einem Alter noch lebensfriſch, in welchem die letztere längſt verwelkt iſt. Intereſſant iſt, daß die Tuareg-Frauen das gebildetere Element im Volke repräſentiren, wie denn auch der Unterricht der männlichen und weiblichen Jugend nur von den Frauen beſorgt wird. Vollends unter den Edlen iſt es eine Seltenheit, eine unwiſſende Frau anzutreffen. Damit findet auch die Ritterlichkeit der Tuareg ihre Erklärung, die ſie ihren Frauen entgegenbringen und der große Asdſcher-Stamm hat für ſeine Genoſſinnen den ſpeciellen Titel »Timanokalin« (königliche Frauen) creirt, den ſie auch in der That, ihrer Schönheit und ihrer beſonderen Kenntniſſe halber, verdienen. Ueberdies erinnert Mancherlei aus dem Verhältniſſe, das zwiſchen den Männern und Mädchen (oder Frauen außer der Ehe) herrſcht, an das mittelalterliche Minneleben, wie die Sitte, daß das Targi-Weib auf den Litham ſeines Ritters einen Lobſpruch ſticken, oder auf ſeinen Schild einen Glückwunſch ſchreiben darf, während der Ritter ſeinerſeits den Namen ſeiner Schönen in den Felſen eingräbt und ihre Tugenden und Vorzüge öffentlich preiſt. Zweideutigkeiten ſind hier gänzlich ausgeſchloſſen, denn der Targi erklärt ſtolz: »Der Freund und die Freundin ſind für das Auge und für das Herz, und nicht blos für die Begier, wie bei den Arabern« ....

Araberin aus Tunis.

Gehen wir nun auf das eheliche Verhältniß über. Gegenüber den Frühheiraten aller morgenländiſchen Völker fällt es auf, daß die Tuareg ſelten vor dem dreißigſten und ihre Mädchen faſt nie unter dem zwanzigſten Lebensjahre heiraten. Zwar verſtößt auch der galanteſte Targi ſeine Frau, wenn er begründete oder unbegründete Urſache hierzu hat, aber er iſt dennoch edel genug, die zweite Erkorene erſt dann in ſein

Kabylen-Frauen.

Zelt zu führen, wenn er das weitere Schickſal der verſtoßenen erſten Frau geregelt hat, was dem arabiſchen Nomaden niemals in den Sinn kömmt. Uebrigens iſt jede Verſtoßung ein Grund zum Vorwurfe. Unbedingten Gehorſam iſt auch die Targi-Frau ihrem Gatten ſchuldig, im häuslichen Leben aber iſt ſie der Araberin gegenüber eine Fürſtin; ſie iſt weder genöthigt, das Korn zu mahlen, oder ſonſtige ſchwere Hausarbeiten zu verrichten, für welche ausſchließlich Sklaven oder Dienerinnen beſtellt ſind. Dadurch finden ſie Zeit und Gelegenheit, auf die Erweiterung ihrer

Kenntniſſe und Fertigkeiten bedacht zu ſein, wie Muſik, Lectüre, Schreiben, Stickereien ꝛc. . . . .

Die Hochzeits-Feierlichkeiten weichen kaum weſentlich von jenen unter den Arabern ab, und ſo dürfen wir von deren Schilderung wohl abſehen. Intereſſanter iſt das targiſche Erbrecht. Es hat in der ganzen Geſchichte nicht ſeinesgleichen, denn es beſteht in der mütterlichen Erbfolge und dem politiſchen Erbrechte des Sohnes der älteſten Schweſter in der Familie. Man nennt dieſes Erbfolgegeſetz Beni-Ummïa. Die Beſtimmung des älteſten Sohnes der älteſten Schweſter als Erben ſoll die Fortpflanzung und Reinhaltung des Blutes und der Tradition conſerviren. Die Annahme, daß dieſe vorſichtigen Beſtimmungen etwa deshalb getroffen ſein könnten, der möglichen Untreue der Frau zu ſteuern, iſt ausgeſchloſſen, da die Tuareg-Frauen im Rufe ſtehen, ebenſo ſtreng über ihre Pflichten, wie über ihre großen Rechte zu wachen.

Die Kleidung der Targi-Frau beſteht in ihren hauptſächlichen Stücken aus einer oder mehreren weißen Baumwollblouſen, welche um die Hüfte durch einen langen rothen Gürtel aus Schafwolle in Falten gelegt werden; dazu kommt ein einfaches Oberkleid, ein farbiges, oft weißroth geſtreiftes, das übergeworfen wird. Als Beſchuhung dienen Sandalen aus Kameelleder. Schmuckgegenſtände ſpielen unter den Tuareg-Frauen, wie ſich nach all' dem Mitgetheilten leicht vorausſetzen läßt, nur eine untergeordnete Rolle. Man bedient ſich einiger Ringe, dann gläſerner oder ſilberner Armſpangen und Glasperlenſchnüre als Halsſchmuck. Trotz dieſer Beſcheidenheit ſind die Tuareg-Frauen ſchöne, ja, hoheitsvolle Geſtalten, denen die Kunſt, mit ihren geringen Toilettemitteln Effect zu machen, keineswegs abgeht. —

Damit hätten wir das Weſentlichſte über die Targi-Frau, welche unter dem weiblichen Theil aller benachbarten afrikaniſchen Völker eine fremdartige Erſcheinung abgiebt, ſo ziemlich erſchöpft. Die Gebiete unſerer nächſten Schilderungen ſind Tunis und Algier, die, obwohl politiſch getrennt, in ethnographiſcher Beziehung nicht die geringſten Unterſchiede aufweiſen. Nur die Tracht der tuniſiſchen Judenſchaft, ſpeciell des weiblichen Theiles, bildet ein Curioſum für ſich. Die Körperfülle der Frauen, die ſchreiendſten, brennendſten Farben der Kleider, dazu die Verſicherung,

daß die alten Juden der Ueberlieferung zufolge genau so gekleidet gewesen sein sollen, dies Alles zusammen läßt den Fremden, welchem diese Tracht zum erstenmale unter die Augen kommt, mit erklärlichem Erstaunen und Ueberraschung betrachten .... Die übrigen Bevölkerungs-Elemente in beiden Ländern sind Mauren und Araber (und ihre Mischlinge) in den Städten, Berber in den Gebirgen. Letztere, schlechtweg »Kabylen« genannt, verdienen weitaus unser größtes Interesse. Die Bezeichnung ist eine höchst banale, da »Kabyleh« (Mehrheit: Kabaïl) im Arabischen schlechtweg »Stamm« bedeutet. Trotz dieser Begriffsverwechslung hat sich der Name Kabyle, namentlich in Frankreich, gewissermaßen als Volksbezeichnung eingebürgert.

Nichts ist interessanter, als die frappanten Gegensätze zwischen Arabern und Kabylen wahrzunehmen. Schon ihr Aeußeres unterscheidet sie wesentlich; während der Araber schwarze Augen, schwarzes Haar, ovales Gesicht auf langem Halse hat, erscheint der Kabyle mit viereckigem Kopf, mehr in den Schultern steckend, und oft blauäugig und rothhaarig. Der Araber bedeckt den Kopf und womöglich die Füße; der Kabyle hat Kopf und Füße nackt, trägt ein langes, wollenes Hemd, Gamaschen, Schurzfell und einen Burnus, schmutzig und zerlumpt, den er vom Vater und Großvater geerbt. Der Araber lebt unter dem Zelte, das er weiter trägt; der Kabyle im Hause und haftet am Boden. Der Araber ist arbeitsscheu, der Kabyle ausdauernd, fleißig und Trägheit ist bei ihm eine Schande. Wenn jener nur nothgedrungen sich zum Ackerbau versteht und am liebsten seine Heerde weidet, baut dieser seine Thäler gartenmäßig (Oliven als Hauptnahrung) und ergiebt sich mit gleichem Eifer dem Handwerke als Schmied, als Bergmann und von altersher als Falschmünzer. Doch scheint der letztere Betrug der allein landesübliche, denn während der Araber sich sehr auf's Lügen versteht und auch im Kriege den Verrath liebt, ist die Lüge für den Kabylen eine Schmach, und seinem Angriffe schickt er die Kriegserklärung voraus. Der Araber läßt sich den Mord abkaufen, im Kabylengebirg muß der Mörder sterben; der Araber verträgt Schläge, der Kabyle nicht .... Der Kabyle ist stolz, seinen Schutz (Annaya) auch über Unbekannte zu üben. Selbst wenn ein Weib den Mörder seines Mannes umbringen sieht und er ruft noch: »Ich rufe Dein Annaya an!« wirft es seinen Schleier über ihn und er ist gerettet ....

Digitized by Google

Was das Kabylen-Weib anbelangt, ist sein Bau entschieden proportionirter, als der der Araberin. Charakteristisch ist die stumpfe, an der Spitze ein wenig aufgestülpte Nase und das runde, zurückweichende Kinn. An den Gliedmaßen ist die Muskulatur meist gut ausgeprägt; die Hand- und Fußgelenke sind fein, die Finger und Zehen wohlgeformt, nicht selten von großer Schönheit. Leider altern die Weiber frühzeitig und der ursprünglich anmuthige Wuchs geht in Korpulenz über, während die Züge platt und ausdruckslos werden. Auffallend ist beim Weibe, wie beim Manne, die Verschiedenheit in der Hautfarbe und dann auch jene der Augen und des Haares. In Bezug auf das letztere kommen alle Abstufungen vom Hellblonden bis zum Tiefschwarzen vor. Ein Nationalgebrechen ist die beispiellose Unreinlichkeit, die unter den Kabylen herrscht. Die Häuser haben keine andere Oeffnung als die Thüre, und von einem Rauchfange ist keine Rede. In einer solchen Wohnung leben durchschnittlich neun bis zehn Menschen gemeinschaftlich mit den Hausthieren. Die Leute schlafen, in schmutzige Lumpen gehüllt, auf dem nackten Boden, denn auch Fußmatten bilden ein äußerst seltenes Inventarstück. Um die Gesundheitspflege der Kinder kümmert sich Niemand, deshalb findet man unter ihnen so viele Augenkranke, die sich als Erbübel von einer Generation auf die andere fortpflanzen. Gleichwohl können die Frauen als gute Mütter gelten, da sie ihre Sprößlinge unverhältnißmäßig lang säugen (oft bis in's fünfte Jahr) und ihnen auch sonst nichts abgehen lassen.

Die Kabylen-Frau besitzt eine große Schwäche für Schmuckgegenstände, mit denen sie sich über und über behängt. Welcher Art dieser Tand ist, ersieht der Leser am besten aus der beigegebenen Schlußvignette. Im Uebrigen sind die Weiber, gleich ihren Männern, fleißige und unermüdliche Arbeiterinnen. Kommt die Ernte, so haben sie alle Hände voll zu thun. Sie sitzen dann im Kreise und schlagen taktmäßig auf die Aehren; ihr Werkzeug ist ein hölzerner Hammer oder Klöpfel, etwa von der Form einer Weinflasche. Andere reutern das gewonnene Korn und auf der Tenne selbst figurirt ein, nur mit dem Lendenschurz und einem riesigen Strohhut bekleideter Kabyle als Aufseher. Eine solche ländliche Scene bildet offenbar ein recht hübsches Bild; ringsum blühen Aloëen und Cacteen, und im Hintergrunde erheben sich, im blauen Dufte schwimmend,

die phantastisch geformten Berge .... Eine besondere Geschicklichkeit entfalten die Kabylen-Frauen im Tragen der großen, ungemein schweren Wasserkrüge, die einen so kleinen Boden haben, daß sie, frei hingestellt, umfallen müßten. Die Frauen tragen dieses monströse Gefäß auf dem Rücken, und zwar derart, daß der spitze untere Theil am Gürtel festhaftet. Gehalten wird diese, oft einen halben Centner überschreitende Last mit dem einen oder anderen, stark nach rückwärts gekrümmten Arm. Schon Kabylinnen von zwölf Jahren müssen täglich zweimal Wasser aus den Schluchten holen und auf die Höhen schleppen. Dadurch sind sie von Jugend an gewöhnt, das Gleichgewicht zu halten und die, nach unserer Vorstellung, so ungewöhnte Arbeit fast spielend zu verrichten ....

Ueber die gesellschaftlichen Einrichtungen unter den Kabylen wäre Folgendes zu bemerken. Die Gesammtheit einer Familiengruppe, einer Sippe (wir können sagen eines Clans) wird als Charuba bezeichnet. Jede Charuba, aus welcher die Dorfschaft, die Dorfgemeinde (Dehera) besteht, erwählt aus der Mitte ihrer Angehörigen ein Oberhaupt (Dhaman), das als ihr Sachwalter im Gemeinderathe fungirt. Mehrere Deheras bilden ein »Arch«. Auch aus diesen gehen Vorstände durch eigene Wahl hervor; das Haupt eines Stammes (Amin el umena) aber wird direct von der französischen Regierung ernannt. Im Uebrigen sind sowohl die Partei-, wie die Familienverhältnisse wenig erquicklich. Häusliche Angelegenheiten geben oft Veranlassung zu Parteistreitigkeiten, zum Beispiel die Ehescheidungen. Der Kabyle kauft seine Frau. Ein junger Mann will ein Mädchen heiraten, kommt mit dem Vater desselben hinsichtlich des Preises überein und die Angelegenheit wird im ganzen Dorfe bekannt. Inzwischen, und bevor die Verbindung zum Abschlusse gelangt, schickt der Mann der Schwester des Verlobten, der auf diesen neidisch ist, seine Frau fort, ohne sich von ihr, wie der Ausdruck lautet, »abzuscheiden«, und bietet für das seinem Schwager versprochene Mädchen ein höheres Kaufgeld. Der Vater desselben läßt sich auch in den Handel ein und bricht sein gegebenes Wort. Nun aber nimmt der Stamm des in solcher Weise beleidigten und beeinträchtigten jungen Mannes Partei für diesen, und die Angelegenheit führt zu bedenklichen Streitigkeiten, häufig zu blutiger Fehde. Der benachtheiligte Bräutigam kann zwar bei der nächsten Behörde klagen, dann ist

Digitized by Google

aber häufig schon Blut geflossen, und wenn die Angelegenheit endgiltig auch zu Gunsten des Klägers geschlichtet wird, so leuchtet gleichwohl ein, daß die ganze Vorfallenheit den Keim zu weiterem Haus-, Familien- oder Stammeszwist in sich schließt ....

Ist das Leben in den Bergen abwechslungsarm und reizlos, so bieten die Oasenstädte ihrerseits wieder alle Freuden und Genüsse, wie sie sich die Phantasie des Nord-Afrikaners, ohne Unterschied der Race, ausmalt. Eine gewisse Berühmtheit genießt in dieser Richtung die Stadt Biskra, die mit ihren Palmenhainen, in denen sie förmlich begraben liegt, für den wenig verwöhnten Wüstenbewohner allerdings eine Art irdisches Paradies abgeben mag. So nennen denn auch die Bewohner Biskras ihr Heim mit stolzem Selbstbewußtsein das »Paris der Wüste«. Und ein Paris ist es in seiner Art, denn wie nirgends im Atlas-Gebiete findet in dieser Oasenstadt der Lebemann im Burnus oder Barakan Alles, was sein Herz zu entzücken vermag. Die Leichtlebigkeit der Biskris prägt sich schon in der Feiertagsstimmung aus, die fast beständig in der palmenbeschatteten Capitale des Oasen-Archipels Zibar herrscht. Araber und Berber, Städtler und Nomaden, Tuareg, Kabylen und der ganze Schwarm jener kleinen Mischstämme, der sich zwischen Mittelmeer und Sahara tummelt, kennen nur die eine Sehnsucht: in Biskra Erholung von der Nüchternheit des Wüstenlebens zu finden. Besondere Anziehungskraft besitzen die weit und breit berühmten Tanzmädchen von Biskra, die sogenannten Naïlijah. Es sind die Töchter vom Nomaden-Stamme der Uled Naïl, und ihr Beruf ist gerade kein sehr ehrenvoller, obwohl die lebenslustigen Leute, welche des Vergnügens halber nach Biskra strömen, wie es in der Natur der Sache liegt, gerade nicht von moralischen Gedanken geplagt werden. Die Naïlijah gehen alle unverschleiert und sind reich mit seltsamem Geschmeide behangen. Ihr Haar fällt lose in langen dunklen Wellen auf den entblößten, in mattem Bronzeton schimmernden Busen herab, und ihr Costüm besteht aus bunten, reich verzierten Stoffen.

Josef Chavanne schildert uns als Augenzeuge recht farbig die Erscheinung und das Gebaren dieser Tänzerinnen im »Paris der Wüste« .... Wenn eine Schaar leichtfüßiger Naïlijahs einem arabischen Kaffeehause ihren Besuch abstattet, mag dies allerdings ein verlockend prächtiges Bild

Digitized by Google

abgeben .... »Dieſe leichten, ſchlanken Mädchen werfen ſich wie ein Zug von luſtigen Sommervögeln, die vom Fluge müde ſind, in launiger Weiſe auf die Strohmatte des Fußbodens hin; hier ſchlürfen ſie den ihnen von allen Seiten gereichten Kaffee. Wie von einer Inſpiration ergriffen, ſchnellen ſie unerwartet empor und beginnen zu hüpfen und zu ſpringen, endlich zu tanzen. Aber was für ein Tanzen! Die Bewegung fängt zuerſt oberhalb der Füße an und pflanzt ſich von da in aufſteigender Linie fort bis zum Oberkörper, wo ſie ihren Gipfelpunkt erreicht; dann nimmt ſie wieder ab, wird leichter und ſanfter, bis ſchließlich um Kopf und Bruſt kaum mehr ein merkliches Zittern ſpielt. Der Paroxismus dieſer Bewegungen iſt faſt unheimlich zu nennen, mit förmlicher Wuth und bacchantiſchem Wahnſinn drehen und wenden die Mädchen ihre zarten Leiber, daß man zu glauben verſucht wird, ſie wollen aus ſich ſelbſt hinaushüpfen — gleichſam als fänden ſie die irdiſche Hülle zu zart und zu ſchwächlich, um noch länger den Vulcan glühender Leidenſchaften in ſich zu beherbergen. Alle dieſe Mädchen, kaum älter als vierzehn Jahre, ergeben ſich dieſem traurigen Gewerbe aus Gehorſam gegen den väterlichen Willen, denn der Stamm der Uled Naïl iſt eben derjenige, deſſen Männer alle ihre Töchter nach Biskra ſchicken, um mit ihnen Geld zu verdienen« .... Dieſe Art des Tanzens iſt übrigens nicht arabiſchen Urſprungs, ſondern uralt. So »tanzten« bereits die in Rom ſo berüchtigten und beliebten »Gaditaniſchen Mädchen« (Juvenal 11, 162; Martial 5, 78; 6, 71 ꝛc.) und auch die Hebräerin des hohen Liedes ſcheint nur auf dieſen Tanz ſich verſtanden zu haben ....

Indem wir uns nun der berberiſchen Bevölkerung von Marokko (Marrakeſch — Maghreb ul Akſa) zuwenden, beſchließen wir unſere Schilderungen, ſoweit ſie ſich auf den dunklen Erdtheil beziehen. Viel Neues werden unſere Schlußbetrachtungen nicht bringen, denn die allgemein bekannten Erſcheinungen berberiſchen und arabiſchen Lebens wiederholen ſich in Marokko. Auch hier ſtehen ſich Berber und Araber fremd, wenn nicht feindlich gegenüber, und an dieſem Antagonismus haben ſelbſt die vielen Jahrhunderte gegenſeitigen Verkehrs nichts zu mildern vermocht. Wie bei allen Völkern berberiſcher Abſtammung genießt auch die Marokkanerin größere Freiheiten, als ſonſt unter den Völkern des Islams Sitte

Digitized by Google

oder Geſetz iſt. Gleichwohl weicht die Auffaſſung hinſichtlich der Blutverwandtſchaft, wie ſie unter den Marokkanern gang und gebe iſt, auffallend von jener ab, zu der ſich die Tuareg bekennen — ja, es kommen hier complete Gegenſätze zur Geltung. Während nämlich bei den Tuareg, wie wir geſehen haben, die Reinheit des Blutes am Weibe gemeſſen wird und die Abkunft des Gatten niemals hinſichtlich der Blut-Qualification des Kindes etwas entſcheidet, liegen die Dinge in Marokko gerade verkehrt. Unter dem marokkaniſchen Adel — Schürfa (Einheit: Scherif) — gilt die Regel, daß das Scherifthum nicht erblich durch die Frau iſt; heiratet zum Beiſpiel ein gewöhnlicher Marokkaner eine Scherifa, ſo ſind die Kinder keine Schürfa; aber ein Scherif kann eine Frau aus jedem Stande nehmen und die aus der Ehe entſpringenden Kinder werden alle Schürfa. Dieſe Regel findet ſogar auf Jüdinnen, Chriſtinnen und Heiden Anwendung, und es iſt bemerkenswerth, daß diesfalls nur die letzteren ihren Glauben wechſeln, das heißt Mohammedanerinnen werden müſſen.

Araberin aus Algier.

In Marokko iſt die Monogamie die faſt ausſchließliche Art der Ehe. Selbſt die Araber huldigen ihr und nur einige Vornehme unter ihnen machen von der Koran'ſchen Satzung Gebrauch. Liebesheiraten ſollen nicht ſelten ſein, doch ſind in der Regel faſt alle Ehebündniſſe Angelegenheiten, die zwiſchen den beiderſeitigen Eltern oder Verwandten abgeſchloſſen werden. In der freien Wahl des Bräutigams, wo ſolche ſtattfindet, entſcheidet hier faſt einzig der Umſtand, daß die Mädchen unverſchleiert gehen und der heiratsluſtige Jüngling ſonach nicht auf Mittels- und Vermittlungsperſonen

angewieſen iſt. Auch wird kein eigentlicher Kaufpreis erlegt, denn die Summe, welche der Werber ſeinem künftigen Schwiegervater einhändigt, dient lediglich zur Anſchaffung von Toilette- und Schmuckgegenſtänden für die Braut .... Das Familienleben, obwohl nach patriarchaliſchem Zuſchnitt und nicht ohne ſittlichen Halt, weiſt weniger ſchöne Seiten auf, wie unter den Tuareg. Die Kinder erhalten kaum die oberflächlichſte Erziehung und bleiben von zarteſter Jugend an faſt ganz ſich ſelbſt überlaſſen .... Sind ſie hinlänglich herangewachſen, ſo unterſtützen die Mädchen ihre Mütter bei der häuslichen Arbeit, während man die Jungen auf's Feld oder die Viehweide ſchickt. Jede Familie hat ihr beſonderes Zelt, das aus Stücken dunklen Kameelhaar-Stoffes beſteht und mittelſt zweier Pfähle emporgehalten wird. Tritt die kalte Jahreszeit ein, ſo wird die Zeltdecke bis auf den Boden herabgelaſſen, während man im Sommer die Luft frei hindurchſtreichen läßt. Ein ſolches Zelt beſitzt übrigens zwei Abtheilungen, die eine für die Eltern, die andere für die Kinder und die übrigen Familienglieder, wodurch das Schicklichkeitsgefühl offenbar weniger verletzt wird, als es ſonſt unter Zeltbewohnern der Fall iſt .... Die Frauen genießen überdies Achtung genug, um ſelbſt in der Phraſeologie des täglichen Verkehrs eine Rolle zu ſpielen, denn viele Höflichkeitsformeln des Marokkaners beziehen ſich ganz und gar auf die Frau. So ſagt der Marokkaner, wie Rohlfs berichtet, bei einer Verheiratung: »Gebe Gott, daß ſie (die Frau) dein Zelt fülle (mit Kindern)« .... Oder: »Das Kind möge dir Glück bringen« .... Oder beim Tode der Gattin: »Halte deinen Schmerz an, Gott wird dieſen Verluſt erſetzen« ⁊c. ....

Mauriſche Frau aus Tanger.

Die Marokkanerinnen ſind durchſchnittlich phyſiſch gut geartet. Im beſonderen Rufe der Schönheit ſtehen die marokkaniſchen Jüdinnen, Grund genug, daß ſie in den Harems der Großen und des Sultans ſehr geſucht ſind. Zur Beſſerung des Loſes ihrer Glaubensgenoſſen hat indeß dieſer Vorzug nichts beigetragen, und dieſes Los iſt ein wahrhaft erbärmliches. Erſt neuerdings hat eine diplomatiſche Action platzgegriffen, um in dieſen, das Jahrhundert der Aufklärung ſchändenden Verhältniſſen eine Aenderung herbeizuführen. Mit welchem Erfolg, das muß die Zukunft lehren ....

Schmuckgegenſtände der Kabylen-Frauen.

Digitized by Google

1. Die romanischen Frauen.

Das abendländische Culturleben. Vermittelnde Analogien zwischen Nordwest-Afrika und Südwest-Europa. Die Portugiesen und Spanier. — Portugiesischer Frauentypus. Nüchternheit in den alltäglichen Beziehungen, in der Familie und im Heim. Die Senhora der lusitanischen Residenz. — Spanisches Frauenthum. Mannigfaltigkeit der Typen. Die Granadinerin, die Sevillanerin, die Malagueña. Ein fashionables Bild aus dem Madrider Prado. Die Madrileña in der Stierkämpfer-Arena. Auf der Rambla zu Barcelona. — Die Französinnen. Allgemeine Charakteristiken. Provinz-Typen. Die Pariserin. Aussprüche berühmter französischer Schriftsteller über das Weib. Sprichwörter, die Frauen betreffend. Modernes Erziehungssystem und Familienleben. „Ihre Hoheit die Frau." Ein Bild aus dem Pariser high life. — Die Italienerinnen. Ihre geringe Bedeutung im socialen Leben früherer Zeit. Die Frauen der Renaissance. Charakter-Eigenschaften der Italienerin. Die Venezianerinnen des XVII. und XVIII. Jahrhunderts. Gelehrte Frauen aus dem vorigen Jahrhundert. Lord Byron in Venedig.

Doppelt erquickend sind die Eindrücke, die wir nach so mühevoller Wanderung durch vier Erdtheile beim Betreten europäischen Bodens erhalten. Die Cultur und Gesittung, welche selbst in den relativ zurückgebliebenen Ländern des Südens und Ostens allen Erscheinungen des Lebens ihren Stempel aufdrücken, wirken belebend auf die Phantasie, die sich bis dahin mit so vielen traurigen, zum Theile abschreckenden und häßlichen Bildern begnügen mußte. Das zweite Moment, welches unsere Wanderlust neu auffrischt, ist die heimische, mehr oder weniger gut gekannte Welt, die uns nun entgegentritt. Mögen immerhin Sitten und Gebräuche, Racen-Eigenthümlichkeiten und die Aeußerungen des Culturlebens bei den Völkern des europäischen Erdtheiles verschiedenartig sein: ein gemeinsames

Digitized by Google

Band umſchließt ſie Alle — das der gemeinſamen civiliſatoriſchen Beſtrebungen. Und dasſelbe Licht der Aufklärung durchtränkt alle Schichten, derſelbe Zug nach Neugeſtaltung und Vervollkommnung des geiſtigen Lebens beſeelt alle Elemente im Norden und Süden, im Weſten und Oſten, wenn auch der erlöſende Strahl nicht in alle Tiefen eingedrungen iſt. Inmitten des ewigen Drängens und Tobens, der fortſchrittlichen Arbeit und der ſittlichen Entwicklung ſteht das Weib. Es dient dem Erdtheile, der die Heimſtätte aller Cultur und Geſittung iſt, zur blendenden Folie, und ſeines Zaubers ſind ſie Alle voll, denen die Erden-Exiſtenz mehr als blos harter Kampf um's Daſein iſt ....

Und in dieſe neue Welt gelangen wir nicht unvermittelt. Indem wir Afrika an ſeinem nördlichſten Küſtenſaume, an dem bereits die ſpaniſche Flagge weht, verlaſſen, und das gegenüberliegende portugieſiſche Gebiet betreten, ſehen wir um uns noch allenthalben ein Leben ſich entfalten, welches mit demjenigen jenſeits der Straße von Gibraltar vielfach verwandte Züge aufweiſt. Der Ocean, der ſich zwiſchen beide Ländermaſſen hindurch windet, hat die Reſultate hiſtoriſcher und cultureller Wandlungen nicht völlig zu verwiſchen vermocht. Speciell im ſüdlichen Portugal, wie auch im ſüdlichen Spanien, haben die Bewohner ſowohl den mauriſchen Typus conſervirt, als auch an Einrichtungen praktiſcher Natur — wie in der Bauart und im inneren Arrangement der Wohnungen — feſtgehalten. Man findet in Portugal Ornamente, die unleugbar mauriſchen Urſprunges ſind; die Damen tragen Schmuckgegenſtände, Pantoffel u. dergl., deren orientaliſche Façon unverkennbar iſt, und ſelbſt ihr Leben ſpielt ſich in einem Cirkel ab, der ſich kaum ſchroff zu der nordafrikaniſchen Welt ſtellen dürfte.

Die Portugieſin unterſcheidet ſich weſentlich von der Spanierin, auf die wir in zweiter Linie zu ſprechen kommen. Sie iſt weniger mobil und lebensfreudig, weniger aufgeweckt und von der Luſt beſeelt, ganz und gar im öffentlichen Leben aufzugehen. Die luſitaniſche Schöne liebt es vielmehr — und wir haben dieſe Beobachtung bereits früher, im fernen Braſilien gemacht — innerhalb ihrer vier Pfähle zu verbleiben und des Lebens tägliche Mühe auf ein wenig Handarbeit, Plaudern und beſcheidene Toilettekünſte zu beſchränken. Verläßt ſie ihr Heim, dann gilt dieſer Gang faſt allemal der — Kirche, denn die Portugieſin iſt das Sinnbild

Digitized by Google

der Frömmigkeit. Weniger ſinnlich als die Spanierin, kann ſie auch jener Liebesromantik keinen Geſchmack abgewinnen, der dieſe mit Verve und Ausdauer ſich hingiebt. Dazu gebricht es aber gleichzeitig an der entſprechend gearteten Männerwelt. Die jungen Portugieſen ſind ein nüchternes Geſchlecht. Sie wandern zwar den ganzen lieben Tag die Straßen auf und ab, im Sommer mit aufgeſpanntem Schirm, im Winter mit maleriſch drappirtem Shawl, es fällt aber nur ſelten Jemanden ein, von der ihn umgebenden ſchönen Welt Notiz zu nehmen. Die Damen ſehen gelangweilt auf die Straße hinab, dem Tummelplatze jener verzweifelten Bonvivants, deren Unternehmungsgeiſt ſich höchſtens dahin verſteigt, daß der Eine oder Andere ſich gleich einer Statue an eine Straßenecke poſtirt und nach den auslugenden Damen gafft.

Dieſelbe Nüchternheit finden wir im Heim und in der Familie wieder. In Portugal iſt der Mittelſtand ſehr zahlreich, und das iſt wichtig zu wiſſen, wenn man eine zutreffende Vorſtellung von dem hieſigen ſocialen Leben gewinnen will. Die Repräſentanten dieſes Mittelſtandes ſind weder arm, noch reich; ſie beſitzen gerade ſo viel, um kümmerlich fortexiſtiren zu können und ihre Familien vor Entbehrungen zu ſchützen. Nach unſeren Begriffen iſt allerdings das Leben, wie es die größere Hälfte der Portugieſen führt, ein überdiemaßen beſcheidenes. Das Haus eines ſolchen Bürgers entbehrt faſt allen Comfort. Die Möbel ſind auf das allernothwendigſte beſchränkt, auf ſchmuckloſe hölzerne Seſſel und Tiſche, Betten und einige Etagèren. Wer in ein ſolches Heim tritt, den überraſcht nichts mehr als die entſetzliche Nüchternheit desſelben, denn ſein Auge gewahrt nichts als leere Wände. Kein Bild, kein Luxusmöbel, weder eine Uhr, noch ein Blumentiſch, weder Bücher, Vaſen, Nippes, noch Teppiche, Vorhänge, Portièren, Gobelins und die zahlloſen Kleinigkeiten, die bei uns die Phantaſie des Einzelnen in geſchmackvolles Arrangement bringt und ſo der Wohnung gewiſſermaßen die Individualität ihres Eigners aufdrückt, tritt dem Suchenden in den Blick. Erſchreckende Nacktheit, traurige Oede überall. Die befremdendſte Thatſache iſt aber jedenfalls die, daß hier ſelbſt die Mode nicht ihre univerſelle Macht äußert. Wie die Männer keine Bücher und keine Zeitungen leſen, ſo findet ſich auch kaum eine Frau des Mittelſtandes, die ſich der Mühe unterzöge, ein Mode-Journal zu ſtudiren. Selbſt die

Muſik findet nur ungenügende Pflege, ſo muſikaliſch ſonſt das Landvolk iſt. Wenn man durch Portugal reiſt, überraſcht nämlich nichts ſo ſehr, als der ſchöne rhythmiſche und einſchmeichelnde Geſang der Feldarbeiter. Ein engliſcher Reiſender hat große Länderſtrecken Portugals deshalb ein Arcadien voll lieblicher Eindrücke und bezaubernder Stimmungsbilder genannt. In den Städten iſt indeß von dieſem Arcadien nichts zu verſpüren, denn hier ſpielen weder die im Laube ſchimmernden Weinkrüge, noch die heiteren Winzerinnen eine Rolle, ſondern die braune Senhora, die fleißig betet und ihre ohnedies wenig erregten Nerven in der Kühle uralter Kathedralen abkühlt.

Eine glänzende Ausnahme von dieſem Durchſchnittsleben, wie es ſelbſt in den größten Provinzſtädten typiſch geworden iſt, macht die Reſidenz-Bewohnerin, die ſtolze Schöne des ſtolzen Liſſabon. Wo Pracht und Glanz im Ueberfluſſe ſich entfalten, da findet auch beim Individuum die Schablone, oder vollends die Nüchternheit keinen Platz. Und prächtig iſt in der That die luſitaniſche Capitale mit ihren Burgen, Kathedralen und dem endloſen, zwiſchen Himmelblau und Meeresſilber ſchimmernden Häuſermeer. Der Anblick Liſſabons vom Tejo aus, der ſich hier buchtartig zu einem weitläufigen Hafenbecken erweitert, iſt ſo bezaubernd, ſo imponirend, daß Jene Recht haben mögen, die es zu den ſchönſten Städte-Anlagen der Welt zählen. Und vornehm-prächtig, wie die Capitale, iſt auch ſeine Geſellſchaft, ſind vorzüglich die Frauen. Man will die Bemerkung gemacht haben, daß Liſſabons ſchöne Welt den Stempel des Verblühens, des Vergehens anhaften habe. Das wäre bezeichnend für den Rückgang, der ſich auch hinſichtlich der Capitale, ſo großartig ſie ſich noch immer präſentirt, nicht leugnen läßt. Jedenfalls ſind die Frauen Liſſabons die ſchönſten des Landes zwiſchen Minho und Algarve. Der Schimmer des Vergehens und Verblühens, der ſie ſtreift, giebt ihnen einen Reiz, der viel Aehnlichkeit mit dem hat, den uns ein verblaſſendes Kunſtwerk, ein durch die Jahrtauſende verwitterter antiker Prachtſchmuck einflößt.... Eine geläuterte Phantaſie erlabt ſich auch an dieſem verglimmenden Glanze. — —

Wenn wir rückſichtlich der Portugieſin in der Lage waren, ein möglichſt zutreffendes Bild zu zeichnen, ſo erſcheint derlei gegenüber der

Digitized by Google

Figure 1.2 Architecture as a system. The Apple Watch Series 3 is a wearable device that has a number of subsystems, including a display, a processor, a battery, and a wireless communication system. Each of these subsystems has its own architecture, and the overall architecture of the Apple Watch Series 3 is the combination of these subsystems and their interactions.

Figure 1.3 Architecture as a system. The Apple Watch Series 3 is a wearable device that has a number of subsystems, including a display, a processor, a battery, and a wireless communication system. Each of these subsystems has its own architecture, and the overall architecture of the Apple Watch Series 3 is the combination of these subsystems and their interactions.

so ziemlich der gleiche sein, das Nebensächliche wechselt ganz entschieden. Den phantastischsten, bezaubendsten Eindruck macht unzweifelhaft die Granadinerin. Welch' eine Meisterschaft in der Art, die Mantilla zu falten oder zu lüften! Welch' ein beredtes Mienenspiel, wenn sie aus dem niedlichen Vogelkäfig blickt, den man im andalusischen Damaskus »Balkon« nennt! Wie die Purpurrose in ihrem Haar, so glühen diese Lippen, wenn sie dem Geliebten im Menschengewühle der Straßen zulächeln, und der Schleier umkost wie ein Zauberschatten das leichtbronzirte Gesicht mit dem unvergleichlich funkelnden Augenpaar. Ein altspanisches Sprichwort sagt: »A quien Dios le quiso bien, en Granada le dio de comer« (wen Gott liebt, dem gestattet er, in Granada zu verweilen). Man braucht nur von der alten Brücke nach dem Alhambra-Berge zu wandern, um die Wahrheit des citirten Spruches vollauf bestätigt zu finden. Da ertönt allenthalben die Mandoline, oder die Zembomba, als herrschte in der ganzen Welt ein ewiger Festjubel. Der zerlumpteste Tamburinschläger weiß seinen defecten Mantel mit Grazie zu tragen, und heiter blickt er in den Kreis, wo andalusische Mädchen mit unvergleichlicher Verve dem Fandango huldigen. Nur so glühende Herzen, wie sie unter dem Sammtjäckchen der Granadinerinnen schlagen, vermögen ihre heiße Leidenschaft auch dem Körper, jeder Geste, jeder Gliederbewegung mitzutheilen. Jeder Pas dieses an sich einförmigen Tanzes verräth eine ganze Welt heimlicher Freuden und poetischer Reizbarkeit. Von Berechnung ist keine Spur, denn dem Charakter der Granadinerin fehlen alle milderen, sanfteren Seiten, und ihr Dasein ist ein unbegrenztes, unstillbares heißes Begehren .... Man mag derlei für übertrieben erklären, in der That ist es nur die blanke Wahrheit. Wenn die Fandango-Tänzerin am Schlusse der Production allen anwesenden Männern wie berauscht der Reihe nach in die Arme fällt, so mag das diesen Glücklichen als etwas Gewöhnliches erscheinen — den Fremden bezaubert der Anblick allein, ohne auch nur der flüchtigsten Berührung theilhaftig zu werden .... Aber nur die Granadinerin in der Mantilla schmiegt sich ganz und voll jenem Bilde an, das unsere Phantasie völlig ausfüllt und das von der Wirklichkeit noch wesentlich überboten wird. Wenn die Andalusierin in die Modekleider schlüpft, ihren glänzenden Haarschmuck zu einem babylonischen Thurme aufbauscht, und

vollends, wenn ſie einen vertrackten, geſchmackloſen Hut auf ihr ſchönes Haupt ſtülpt, dann iſt dieſes Götterbild urplötzlich zur Caricatur degradirt und jede Anmuth iſt ſpurlos verſchwunden. Es darf daher bei ſo bewandten Umſtänden gar nicht befremden, wenn man unter den Frauen des Volkes eher ſein ſpaniſches Ideal findet, als unter jenen ſtolzen Granden-Frauen, die phantaſtiſch, aber pompös-geſchmacklos aufgeputzt in vorſündfluthlichen Caroſſen lehnen und mit einem befrackten Sohne Andaluſiens gelangweilt plaudern ....

Von der Granadinerin zur Sevillanerin iſt's noch eine Stufe höher hinauf. Wenn die Natur und der architektoniſche Charakter einer Stadt dem Volksleben einen prägnanten Zug aufzudrücken geeignet ſind, dann tritt dies bei einer Parallele zwiſchen Granada und Sevilla ganz entſchieden zutage. Die altersgrauen Reſte der Alhambra mit ihrem noch immer märchenhaften Detail ſind ein wunderbarer Hintergrund zu der ſtolzen, etwas pathetiſchen Art der Frauen Granadas .... In Sevilla, der »Stadt des Weines und der Geſänge«, iſt das Leben der Maſſen, unbekümmert um die proſaiſche Dürftigkeit, die nur zu häufig an die Thüren der Armen klopft, ein einziger, ungeſchmälerter Jubel. Wenn die Sevillanerin die Spitzenmantille umwirft, dann iſt dieſe Bewegung an ſich ein Gedicht. Und ſie trägt dieſes ungeſchriebene Gedicht in der That in den Falten ihres Ueberwurfes, denn der phantaſievolle Südſpanier ſagt: »Ticune la Sevillaña en su Mantilla un lestrero que dice: viva Sevilla!« .... Die Mantilla, in der dies ungeſchriebene »Es lebe Sevilla!« zu leſen iſt, hat einen ſpeciellen Localnamen und heißt »La Mantilla de tira«. Sie führt dieſe Bezeichnung, weil ſie an den Rändern nicht glatt, ſondern ausgezackt iſt. Wenn eine Sevillaña durch die Straßen wandelt, das fragliche Kleidungsſtück mit der unnachahmlichſten Zwangloſigkeit um die runden Schultern geworfen, dann findet man jenes reizende Volkslied verkörpert, in welchem die »Maja« (Stutzerin) ſich ſelbſt als unüberwindlich hinſtellt. Man findet dann begreiflich, was ſie ſingt: »Eil' ich mit meiner Mantilla de tira durch die Straßen, dann ſind alle Herzen mein und alle Augen fliegen mir zu; treffe ich einen Franchute (Franzoſen), ſo entflamme ich ſein Herz, ich verdrehe ihm den Kopf und er muß Litaneien ſingen« ....

Digitized by Google

Machen wir noch eine Etappe nach dem Süden. Wir meinen Malaga. Die Spanier nennen die Stadt »die Zauberin mit dem ewigen Frühling, zwiſchen Jasmin und Orangen, und vom Meere beſpült«. Und Malaga iſt in der That eine reizende Stadt, und ganz ihr angemeſſen ſind ihre Frauen. Die Malagueña hält die Mitte zwiſchen den beiden eben gezeichneten Typen. Sie hat nicht die etwas ſtarren Züge der Granadinerin und iſt im Ganzen nicht ſo mobil — ſo queckſilbern möchte man ſagen — wie die Sevillaña. Ihr Teint iſt entſchieden dunkler, als der ihrer nördlichen Schweſtern, das Auge aber, wenn auch nicht ſo feurig, dennoch entzückend, in Folge der außerordentlich dichten Brauen, welche dem Blicke etwas tief Durchglühendes, unwiderſtehbar Feſſelndes verleihen. Dabei ſind die Wimpern ungemein lang, und ein Blick, verſtohlen unter denſelben hervorgeſchoſſen, iſt von ganz unbeſchreiblicher Wirkung .... Es iſt wohl die Nähe Afrikas, welche auf den nahezu arabiſchen Typus dieſer Schönen von überwiegend local-ethniſchem Einfluſſe ſein dürfte. Im Süden Spaniens hat übrigens das Meiſte ein mauriſches Gepräge; viele Häuſer haben einen offenen Hof mit Springbrunnen, und auf die plätſchernden Strahlenbündel ſchatten Orangen und Bananen herab. In dieſen Höfen findet man Kühlung, und man tanzt und muſizirt, und ſingt alte Romanzen zur Guitarre, oder die populären Liebeslieder Süd-Spaniens. Der Inhalt dieſer Lieder iſt von wunderbarer Feinfühligkeit und entzückender Bildnerei. So ſingt ein ſchwärmeriſcher Jüngling:

»Echame, ninna bonita,
Lagrimas en tu pannuelo,
Y los ilevaré a madrid
Que los engarze un platero.«

»Zeige mir, liebreizende Kleine, die Thräne in deinem Taſchentuche; nach Madrid hin will ich ſie tragen, daß ein Goldſchmied ſie faſſe« .... oder:

»Son tus labios dos cortinas,
De terciopelo carmesi;
Elitre cortina y cortina
Estoy esperando el »si«!«

Die deutſche Sprache iſt zu nüchtern, um dies Gleichniß-Spiel mit ſeinem ganzen Dufte wiederzugeben. Es iſt, als ob ein Kuß auf keuſchen Lippen verrauſchte, eine glühende Roſe ihren Duftathem kniſternd von ſich

Digitiz

gebe .... Verſuchen wir denn die Verdeutſchung: »Gleich zwei Gardinen aus carmoiſinrothem Sammt ſind deine Lippen; zwiſchen Vorhang und Vorhang erwart' ich dein »Ja«!« ....

Bei ſolcher Ueberſchwänglichkeit könnte man leicht in den Verdacht blinder Schönfärberei kommen, wäre eine derartige Vorausſetzung nicht von vornher ganz und gar ungeziemend. Im Gegentheile, wer wollte ſeine Feder an der Beſchreibung einer Malagueña erproben, ohne von Zaudern und Befangenheit beherrſcht zu werden? Wer ſchildert uns dieſen verſchleierten Blick, dieſes unbeſchreibliche ſchillernde Blauſchwarz der Haare, in denen Tag für Tag friſche Blumenknoſpen aufblühen und hinwelken? Wer vollends traut ſeinem Gänſekiele die Macht zu, das Bild einer im Blüthendickicht ihres Balkons in den Tag hinein träumenden Malagueña mit ſeinem berückenden Reize in feſte, naturgetreue Contouren zu bannen? Eitles Streben der dürftigen Phantaſie! .... Und wie ſtolz klingen ihre Namen! Kennſt du ſie nicht, die mildlächelnde Pilar, deren Zähne wie feuchte Mandeln ſchimmern; die gluthäugige Aſuncion, deren Kuß tödtlich berauſcht; die ſchlankhüftige Alegria, die wie ein Dithyrambus durch die Roſengärten am Guadalquivir wandelt? Oder die ſchwärmeriſche Dolores, die im Liebesleide eine Heldin iſt; die leichtfüßige Ines, deren Liebesgeflüſter dem Kniſtern der Fliederblüthe gleicht; oder Angela, bei deren Geburt eine Sternſchnuppe vom Himmel fiel? ....

Genug des tollen Entzückens! Wir wollen vom Geſtade des Guadalquivir nordwärts hin entfliehen, vielleicht finden unſere Sinne Kühlung und Beruhigung .... Wir ſind in Madrid. Wenn die letzten Abendlichter über den Prado hinweggleiten, drängt ein Menſchenſtrom nach den ſchattigen Laubgängen hinaus. Fröhliche Kinder hüpfen umher, während es da und dort in den endloſen Reihen von Rohrſeſſeln wie von tauſend Klapperſchlangen raſſelt .... Was iſt das? Das ſind die ſtolzen Señoras mit den nachläſſig drapirten Mantillen, die ſich im Fächerſpiele üben. Welch' köſtliche Augenparade ſowohl für die Sitzenden, wie für die Vorübereilenden! Wagen, Reiter und Reiterinnen — Letztere mit entzückender Verve die andaluſiſchen Schimmelſtuten zügelnd — rauſchende Seidenroben, glühende Blicke und flackerndes Gaslicht, deſſen Flammen kaum den Purpurſchimmer zu ertödten vermögen, der ſich vom Weſten her durch die

Digitized by Google

dichten Ulmenkronen ſtiehlt. Und im Dunkel, dort, wo ein Orcheſter gerade die Riego-Hymne zum Beſten giebt, bewegen ſich tauſende winzige Glühwürmchen. Das ſind die Cigaretten der Madrileñas, der koketten Frauen aus den Paläſten der Alcala de Henares, die nach den ſchmucken Reitern auslugen. Spät erſt, wenn die Sternbilder der Reihe nach erglimmen und die letzten Accorde verhallen, ſchweigt das unbeſchreiblich bunte Getriebe, und dann plätſchern die Marmorfontainen melancholiſch in die ſtille Nacht hinaus, die nur hin und wieder von muthwilligem Frauengekicher unterbrochen wird .... Der eigentliche Zauber Madrids fängt freilich erſt in dieſen Stunden an, ſeine Verlockungen wie Fallnetze auszuſtreuen, denn in Spanien überwiegt, ſo gut wie in Italien, das Nachtleben.

Und nicht nur unter Blumen, auch unter rohen Stierkämpfern iſt die Madrileña eine berückende Staffage. Ein jeder Blick, ein jedes Zucken der Geſichtsmuskeln dieſer holden Zuſeherinnen in der Arena verräth, wie wonnig ſie der Kampf der Toreros mit den wilden Beſtien durchſchauert. Nur hin und wieder zerknittert die Eine oder die Andere ihre Mantilla mit krampfhaften Fingerbewegungen, oder ſie preßt das Ende des Schleiers zwiſchen ihre brennend rothen Lippen .... Was geht vor? .... Ein ſtattlicher Torero, wohlgebaut wie Mars, ſchön von Antlitz wie Apollo und gewandt wie Achill, ſprengt gegen den im Fechtraum erſchienenen Bullen. Seine »Incarnation« iſt ein feuriger Andaluſier; man ſieht es an dem gemeſſenen Galopp, den großen funkelnden Augen und dem prachtvollen Mähnen- und Schweifhaare. Der trotzige, ſtarknackige Gegner weiß aber ſolchen Adel nicht zu würdigen und mit einem Satze nimmt er das Pferd in der Rippengegend auf ſeine Hörner. Einen Moment ſteigt es kerzengerade auf — ſchon wankt der Reiter — eine ängſtliche Bewegung geht durch die Zuſchauermenge, die ſchließlich wie zu wildem Wogenbrauſen anwächſt. Nur wenige Minuten währt dieſe Scene. Von des Pferdes Gebiß ſpritzt der weiße Schaum; dann knickt das Thier auf die Hinterbeine zuſammen und wirft ſich dröhnend auf die Seite, den Reiter unter ſich begrabend .... Das iſt der Moment, wo ſo mancher gellende Aufſchrei von ſchönen Lippen durch den menſchenerfüllten Raum hallt. Und dieſes Herzklopfen, um den gefeierten Torero — welch'

Digitized

ein ſchauerlich-wonniger Schmerz für die zarte Verehrerin des grauſigen Sports!.... Werden ſie ihn der Wuth der Beſtie entreißen oder nicht? calculirt ſie zwiſchen den einzelnen Schlägen ihres Herzens. Wird man ihn todt oder lebendig vom Platze tragen? Die nächſte Secunde — eine Ewigkeit voll prickelnder Erwartung — muß es zeigen. Schon flattern die rothen Tücher der Espaderos, das Thier ſpringt grimmig ab, und während das Pferd unter convulſiviſchen Zuckungen verendet, windet ſich der Picadero unter der ſchweren Laſt hervor — von brauſendem Jubelrufe der Menge gegrüßt....

Ein anderes Bild. Wir ſind in Barcelona und wandern wohlgemuth die glänzendſte aller ſpaniſchen Promenaden — die Rambla — auf und nieder. Es iſt eine ſteinerne Pracht, die man ſelbſt in Madrid nicht kennt, ein Menſchengewühl, wie nur in irgend einer europäiſchen Großſtadt — ein Stimmengewoge, als brandete das Meer bis zu dieſem Boulevard herauf, wo unter buſchigen Baumkronen Marmorbilder ſchimmern und fabelhafter Luxus aus allen Palaſtfenſtern herableuchtet.... Und wieder treten ſie, die betäubenden wandelnden Blumen, uns in den Weg! Vollends Abends, wenn die Gascandelaber Bäche von Licht zwiſchen die Akazienkronen hindurchfließen laſſen. Der Fremde aber, der den leichtfließenden, wohlklingenden Reden lauſcht, kommt zu einem gar ſonderbaren Ohrenſchmaus.

Sind dieſe geputzten Pflaſtertreter etwa ſammt und ſonders Freier, da ſie ihren geflüſterten Schmeicheleien weder Schranke, noch Ziel ſetzen? Nein, das iſt — Sitte in Barcelona. Die Frauen und Mädchen ſind ſchön, und obwohl ſie es zur Genüge wiſſen, laſſen ſie ſich dennoch ihre Vorzüge jeden Promenade-Abend hundert- und hundertmal zuflüſtern — eine Freiheit des Verkehrs, die nur auf ſpaniſchem Boden möglich iſt.... Und ſo wandelt eine der viel Gefeierten im Lichterſchmucke auf und nieder, und ſüße Muſik träufelt in ihr Ohr.... »Deine Schönheit blendet mich, Holdſelige«, tönt's hier;.... »Glück und Schmerz brennen Deine Augen in meine Seele«, flüſtert's dort.... Der Eine preiſt der Erkorenen Haar, der Zweite ihre Taille, der Dritte ihren leichtfüßigen Gang. Junge Verehrer fühlen einen Schauer durch ihren Körper rieſeln, wenn die Mantilla ſie ſtreift, während der Gereifte erſt beim Händedruck

Digitized by Google

ſich begnügt .... Es iſt ein Bild, wie es nur in Spanien möglich iſt, nur nach Spanien gedacht werden kann ....

* * *

Eine völlig andere Atmoſphäre iſt's, die uns umfängt, wenn wir bei dem zweiten der romaniſchen Culturvölker — den Franzoſen — einkehren. Zahllos ſind die Federn, welche ſeit Decennien thätig ſind, franzöſiſches Weſen und Sitte, und nicht minder das franzöſiſche Familienleben mit ſeinem glänzenden Mittelpunkte, der Frau, bis in's kleinſte Detail zu zerfaſern. Ein Ueberblick, oder eine kritiſche Sichtung des enormen literariſchen Materials würde zwar eine intereſſante, eine lohnende Arbeit ſein, keineswegs aber in den Rahmen dieſes Buches paſſen, das nur in großen Zügen ſeiner Aufgabe gerecht werden ſoll. Auch wäre zu bedenken, daß auf keinem Gebiete der Völkerpſychologie die Anſchauungen ſo ſehr auseinandergehen, wie auf jenem, dem das Franzoſenthum angehört. Carus, der dem Volke nicht ganz grün iſt, hat als ſeinen Grundzug die Kindlichkeit hingeſtellt, die ſich in ihrer Abart kindiſch zeigt. »Der Franzoſe hegt leichte Entzündbarkeit ohne Tiefe, entzündbaren Enthuſiasmus und darum Frohſinn, der ihn bei Wenigem heiter und im Unglück zufrieden macht. Daher rührt ſeine Singluſt, daher ſeine Tanzluſt und frühe Gewandtheit im Tanze. Ihm erſcheint die Welt eine Schaukel; er ſteht unter der abwechſelnden Herrſchaft der Plaiſanterie und des Scherzes. Mit dem Kinde theilt er die Unruhe im Gefühle, wie er aufbrauſend und leicht aufrühreriſch iſt. In ihm lebt das Gefühl für das Schöne, beſonders das Zierliche und Niedliche — als Glänzendes noch meiſtens im Putze. Geſchmack hat er als ſinnliche Vollkommenheit, dabei Anmuth und Gefühl für das Schickliche, welches als ſchneller Ton eine Leichtigkeit der Anſchmiegung und Gefügigkeit hervorbringt. Das Gefühl des Graziöſen hat oft das ärmſte, wie das üppig erzogene Kind; ſo auch der Franzoſe. Seine Sache iſt: Artigkeit des guten Tones, Unverlegenheit in den Sitten; höflich zeigt er ſich nicht aus Eigennutz, ſondern aus Geſchmacksbedürfniß, daher er Muſter des Converſations-Geſchmackes wird. Auch im Begehrungsvermögen zeigen die Franzoſen die leichte Entzündbarkeit des Kindes; daher alle Veränderlichkeit der Beſtrebungen, durch die ſie meiſtens für den Augenblick leben. In ihrer Kindlichkeit finden wir den Leichtſinn,

Digitized

welcher vergeßlich iſt, die Flatterhaftigkeit, welche von einem Extrem zum anderen leicht übergeht und wichtige Dinge als Scherz behandelt. Liebe zum Wechſel und zum Neuen ſticht in ihnen hervor, daher auch Modeſucht, Sinn für Neuigkeiten und Anekdoten. Es wird der Franzoſe mehr durch den Stoff bewegt, und darum iſt er entzündbar für Leidenſchaften, leicht zu elektriſiren durch Phantaſie-Producte .... Aus ſeiner Naivetät und ſeiner Oberflächlichkeit entſteht Witz, durch den leicht Erfindungen gewonnen werden. Seine Leichtigkeit offenbart ſich in allen Geiſtesäußerungen, wie ſeine Rachſucht zur leichteſten der Satyre oder des bon mot wird .... Franzoſen haben nicht eigentlich Geiſtesbildung, wohl aber belles lettres und savoir faire: und wollen ſie einmal gründlich verfahren, ſo paßt dies nicht für ſie, da ſie abſprechend oder pedantiſch werden. In ihnen zeichnet ſich aber lebhafte Phantaſie aus, welche ſich mit ihrer fröhlichen Laune und dem Sinne für den Schein, wie in Kindern, vereint.«

Ob dieſe Charakteriſtik in allen Theilen eine zutreffende iſt, mag dahingeſtellt bleiben. Mit Recht weiſt Friedrich von Hellwald darauf hin, daß, ſanguiniſchen Temperaments ſein, nicht auch gleichzeitig in ſich ſchließt, oberflächlich, flatterhaft, unſittlich, leichtſinnig und kindiſch zu ſein. Auch der Engländer Marſhall, dann Schmidt-Weißenfels, Max Nordau und vollends der treffliche Karl Hillebrand liefern in ihren reſpectiven Schilderungen und Abhandlungen und Werken den Beweis, daß durch das ganze franzöſiſche Leben zwar ein ſtarker rationaliſtiſcher Zug gehe, derſelbe aber ſtets auf Ordnung und ſtrengſter Redlichkeit fuße, was den ſittlichen Werth des franzöſiſchen Volkes in unſeren Augen ungemein hoch zu ſtellen geeignet iſt. Selbſt in den Laſtern weiß der Franzoſe Schranken zu halten, wenn er die Grenzlinien zu überſchreiten meint, die der geſellſchaftlichen Ordnung gefährlich werden könnten. Im Großen und Ganzen gewinnen wir nach Hillebrand das Bild, daß die Franzoſen mit ungemeinem Scharfſinne alle ihre hervorragenden Eigenſchaften, wie: Heiterkeit, Witz, Leichtlebigkeit, Feinheit und Egoismus, derart den Geſellſchafts-Verhältniſſen anzupaſſen wußten, »daß alle dieſe Eigenſchaften Spielraum darin haben, ohne gegenſeitig aufeinander zu prallen« .... Darnach wäre auch unſere deutſche landläufige Anſicht von dem wenig idealen Zug in der franzöſiſchen Ehe, oder im Familienleben zu modificiren. Erwieſen

Digitized by Google

zum mindeſten iſt, daß die meiſten franzöſiſchen Ehen, obwohl ſie Vernunft-Ehen ſind, ſich ebenſo glücklich anlaſſen, wie die Mehrzahl unſerer Neigungsheiraten.

Und die Franzöſin? Welche Fülle von Bildern ſtürmt auf uns ein, an deren liebevoller Durchgeiſtigung ſich die gewandteſten, geiſtreichſten Federn erprobt haben! Wir machen auch gar keinen Verſuch, das heitere Bild, welches uns vorſchwebt, in feſte Contouren zu bannen. Man würde es kaum Allen genehm zeichnen und ſchließlich das Verdict der Parteilichkeit über ſich ergehen laſſen müſſen .... In der allgemeinen Faſſung »Franzöſin« würde ſich das Thema auch viel zu weitläufig anlaſſen. Es iſt ein Anderes, von der Reſidenzdame und den Provinzlerinnen zu ſprechen; ein Anderes, wenn es ſich um die reſolute und freimüthige Bewohnerin der Picardie, oder um das feurige, erregbare Mädchen der Provence handelt. Die Gascognierin brillirt durch ihren Witz, während die Auvergnatin ihre Temperamentloſigkeit mit ſpießbürgerlicher Behaglichkeit zur Schau trägt. Man weiß, daß das Weib aus der Betragne ehrlich und treu, aber dickköpfig, jenes aus der Normandie aber ſtreitſüchtig iſt. In den nördlichen Departements hat das vlämiſche Blut ſelbſt in den franzöſiſchen Charakter eine gewiſſe Schwerfälligkeit verpflanzt, während im Pyrenäen-Gebiete Leben und Treiben, Sitten und Anſchauungen ganz und gar an das benachbarte Spanien gemahnen.

So verſchwimmen all' die leuchtenden, glänzenden Farben, welche am franzöſiſchen Volksthum haften, kaleidoſkopartig ineinander. Der franzöſiſche Frauentypus aber, wie ſich ihn unſere Phantaſie ausmalt und wie wir ihn entweder aus eigener Anſchauung, oder aus den zahlreichen Schilderungen kennen, iſt und bleibt die Pariſerin, das Weib, deſſen Charakter, Weſen und Gebaren für die Feder des Fremden beinahe unfaßbar iſt .... Wir ſetzen daher einen beſonderen Werth darauf, den Ausſprüchen franzöſiſcher Schriftſteller über das Geſchlecht, das ſo ganz ihr Herz und Hirn erfüllte und immer wieder erfüllt, einen beſchränkten Raum anzuweiſen. Mag auch Vieles einem biſſigen Peſſimismus zugeſchrieben werden, im Großen und Ganzen aber zeichnet nichts ſo frappant und geiſtreich das franzöſiſche Frauenthum, als jene ſchillernden und blendenden Apercus, die, wie ein koſtbares Geſchmeide an dem lieb-

Digitize

lichen Bilde funkeln, das heiter belebt aus dem vielverläſterten Seine-Babel emporſteigt ....

Wir eröffnen die Reihe mit Balzac, dem feinen Frauenkenner. Er ſagt: »Die einfachſte Frau der Welt verlangt ſelbſt von dem bedeutendſten Manne ein wenig Charlatanerie, und die beſte Liebe iſt den Frauen nichts, wenn ſie nicht aufgeputzt iſt; ſie verlangen Inſcenirung, feinen Schliff, kurz, ſchöne Ciſelirarbeit.« Von der Ehe behauptet er zwar, ſie ſei ein gerichtlicher Proceß, in der eine Partei immer unzufrieden ſei, dagegen giebt er zu, daß die Frauen ein unfehlbares Mittel beſitzen, den Mann zu verkleinern — durch die Größe ihrer Aufopferung. Andernorts freilich fragt er: »Habt Ihr jemals die Haltung und Manier der Frauen bei einer Lüge aufmerkſam beobachtet? — Bei ihnen iſt nichts Geborgtes, der Betrug fällt ihnen ſo leicht und natürlich wie der Schnee vom Himmel« .... Und dieſer verbiſſene Hohn auf das roſige Geſchlecht der jungen Mädchen, von denen Dumas ſo ſchön ſagt: »Das Erröthen iſt bei ihnen bald Viſitenkarte, bald — Todesanzeige der Unſchuld!« Balzac meint: »Gewiſſe junge Mädchen ſind ſo falſch, daß es unmöglich iſt, ihren Charakter durch etwas anderes, als durch ihren Tanz zu errathen. Nur ihre Taille und ihre Bewegungen können nicht immer lügen.« Und von den Damen meint er, daß ſie ihren Fächer nimmer bedürfen, da ſie nicht mehr zu erröthen, ſich nicht mehr zu verbergen brauchten, nichts mehr zu flüſtern hätten. Dennoch meint er, daß die Weiber die Kunſt verſtänden, die ganze Schwerkraft der ſittlichen Welt nach ihrem Willen zu neigen, indem ſie einen Strohhalm in die Wagſchale werfen — und das will doch etwas heißen .... Dazu paßt freilich kaum ein anderer Ausſpruch dieſes ſchillernden Geiſtes, der da lautet: »Die Frauen möchten am liebſten den Mann gewinnen, der ſchon einer anderen gehört. Cupido iſt im weſentlichen ein Dieb« .... Ueber die »Discretion« bemerkt Balzac ſehr fein, daß es eines der geſchickteſten Manöver der Frauen ſei, ihre Manieren zu verſchleiern, wenn die Worte zu deutlich werden, und die Augen ſprechen zu laſſen, wenn die Unterhaltung ſtockt. Dieſe, ihrer Liebes-Muſik eingelegten Diſſonanzen, bewirken unwiderſtehliche Anziehungskraft. Weniger ſchmeichelhaft klingt, wenn Balzac behauptet, die Geiſtesrichtung der Frauen präge ſich dadurch aus, daß ſie bei talentvollen Männern nur ihre Fehler, bei Dummköpfen

Digitized by Google

aber nur ihre Vorzüge zu ſehen pflegen. Auch ſagt er: Lieben uns die Frauen, ſo vergeben ſie uns Alles, ſelbſt unſere Verbrechen; lieben ſie uns nicht, verzeihen ſie uns nichts, ſelbſt unſere Tugenden nicht. Dem Manne gegenüber aber, den ſie von Grund ihrer Seele haßt, weiß das Weib doch immer noch das Lächeln hervorzuzaubern, welches die Tänzerinnen dem Publikum zeigen ....

Weniger zahm, als die Ausſprüche des ſchillernden, liebenswürdigen Balzac, ſind die anderer Franzoſen. Die größte Inſulte hat offenbar Montesquieu ſeinen Landsmänninnen zugefügt, indem er bemerkte: in Frankreich ſprechen die Männer faſt nie von ihren Gattinnen, aus Furcht, vor Leuten davon zu reden, denen ihre Frauen beſſer bekannt ſind, als ihnen ſelber. Daß übrigens der größte Geiſt — und das iſt höchſt bezeichnend — gegenüber dem Weibe arg irren kann, das hat Niemand ſo eclatant bewieſen, wie J. J. Rouſſeau. Von den unzähligen Widerſprüchen, in die ſich derſelbe allenthalben verſtrickt, heben wir, zur Probe, nur den folgenden hervor. Im »Lettre à M. d'Alembert« ſchreibt jener: »Die Frauen im Allgemeinen lieben keine Kunſt, verſtehen keine Kunſt und haben kein Genie.... Die Frauen ſchreiben hübſch und kalt, wie ſie es ſelbſt ſind; ſie werden ſo geiſtreich ſein, als nur beliebt, nie aber ſeelenvoll; ſie ſind hundertmal eher vernünftig, als leidenſchaftlich. Sie können die Liebe ebenſowenig beſchreiben, als ſie ſie zu fühlen im Stande ſind«.... Dagegen heißt es im »Emile«: »Die Herrſchaft der Frau iſt eine Herrſchaft der Sanftmuth, der Geſchicklichkeit und der Gefälligkeit; ihre Befehle ſind Liebkoſungen, ihre Drohungen ſind Thränen. Sie ſoll im Hauſe regieren, wie ein Miniſter im Staate, — indem ſie das befehlen läßt, was ſie thun will.« Wem dieſer Widerſpruch zu wenig tief geht, der vergleiche die folgenden Ausſprüche desſelben Dichters, Philoſophen und Schriftſtellers. Im »Discours sur l'inégalité« behauptet er: »Das Moraliſche in der Liebe ſei ein künſtliches, von der Geſellſchaft erfundenes Gefühl, welches die Frauen mit vielem Geſchick und mit großer Hingebung feiern, um ihr Reich zu begründen, und das Geſchlecht, welches gehorchen ſollte, zum herrſchenden zu machen«.... Dagegen heißt es in »Les Confessions«: »Nur das Herz ſpricht zum Herzen, und die ganze Moral eines Pädagogen wiegt das liebevolle, zärtliche

Digitize

Geplauder einer verſtändigen Frau nicht auf, der man aufrichtig zugethan iſt« ....

Dem berühmten Pascal iſt die Liebe ein großes »Weiß nicht was«, das auf die Urſachen und Wirkungen der menſchlichen Eitelkeit zurückzuführen iſt. Aber dieſes Unbekannte, ſo unſcheinbar, daß man es kaum zu erkennen vermag, hat gleichwohl die ganze Erde in Aufruhr gebracht, und wäre »die Naſe der Cleopatra nur um Weniges kürzer geweſen, ſo hätte ſich die ganze Oberfläche der Erde verändert« ....

Auch Voltaire giebt die Herrſchaft der Frau zu. Er ſagt: (L'Ingénu): »Il faut convenir que Dieu n'a créé les femmes que pour apprivoiser les hommes« (es iſt ausgemacht, daß Gott die Weiber nur erſchaffen hat, um die Männer zu zähmen); gleichwohl klingt es verdächtig, wenn er im »Dictionnaire philosophique« folgende Grundſätze aufſtellt: »Es giebt ſo viele Gattungen von Liebe, daß man nicht weiß, wohin ſich wenden, um ſie zu definiren. Man nennt friſchweg Liebe die Laune einiger Tage, eine Verbindung ohne Anhänglichkeit, ein Gefühl ohne Achtung, die Plattheit eines Cicisbeo, eine kalte Gewohnheit, eine romantiſche Einbildung, eine Neigung gefolgt von baldiger Abneigung — man giebt dieſem Namen tauſend Chimären.«

Molière geſteht, daß, was man auch dagegen einwenden möge, der große Ehrgeiz der Frauen darin liege, Liebe einzuflößen. »Alle ihre Sorgen richten ſich nur dahin, und man findet keine ſo ſtolze Frau, die ſich im Herzen nicht Beifall zollte über die Eroberungen, die ihre Augen gemacht haben« .... Und Diderot iſt der Anſicht, es beſtehe ein geheimes Band zwiſchen den Frauen, wie zwiſchen den Prieſtern einer und derſelben Religion. Sie haſſen einander, aber ſie nehmen einander in Schutz .... Von Weibertreue hält er nicht viel, denn er ſagt: »Es giebt keine ſo treue Frau, die nicht, wenigſtens durch den Gedanken, aufgehört hätte, es zu ſein.«

Nicht ſonderlich ſchmeichelhaft klingt, was La Rochefoucauld über die vielverläſterten Frauen zu ſagen weiß. Wenn er erklärt, daß die meiſten tugendhaften Frauen verborgene Schätze wären, die nur in Sicherheit ſeien, weil man ſie nicht ſuche, ſo iſt das noch lange nicht ſo grob, wie der folgende Satz: .... »Die meiſten Frauen beweinen den Verluſt ihrer Liebhaber nicht ſo ſehr deshalb, weil ſie dieſelben etwa wirklich

Digitized by Google

geliebt hätten, als deshalb, um ſo viel würdiger zu erſcheinen, von Anderen geliebt zu werden« .... Und ein anderer: »Man iſt oft weniger unglücklich von einer Frau getäuſcht, als enttäuſcht zu werden.«

Wie die modernen franzöſiſchen Poeten und Schriftſteller über ihre Lebensgenoſſinnen denken, darüber wären wohl kaum Worte zu verlieren. Dumas fils hat den Ton angegeben, und der übrige ſchöngeiſtige und nicht-ſchöngeiſtige Schwarm zwitſchert ihm gläubig nach. Die moderne Doctrin concentrirt ſich in dem nachfolgenden Dumas'ſchen Glaubensſatz: »Der Menſch iſt einfältig, man darf es ihm nicht verhehlen; er, deſſen Exiſtenz zwiſchen heute und morgen eingeſchloſſen iſt, will, daß ſeine Gefühle von ewiger Dauer ſeien. Es giebt deren eins, das ſüßeſte, aber das unfreiwilligſte und flüchtigſte — man nennt es Liebe, welches die Stimme und die Flügel eines Vogels hat. Sobald der Menſch es errungen, ſperrt er es in einen Käfig und ſagt ihm: Du wirſt nur mehr für mich ſingen, und du wirſt nicht höher mehr fliegen, als an meine Hand. Selbſtſüchtiger! Entweder ſtirbt der Vogel aus Mangel an Freiheit und der Menſch ruft aus: Warum iſt er geſtorben, ſein Käfig war doch vergoldet! oder der Vogel ſingt, ſo gut er nur kann, und der Menſch geht davon indem er ſagt: Immer dieſelbe Melodie — wie langweilig!« (Ami des femmes.)

Alfred de Muſſet meint: »Ich kenne ſie, ich kenne dieſe reizenden, räthſelhaften Weſen! Seid überzeugt, ſie lieben »Sand in die Augen« und je mehr man ihnen hineinwirft, deſto weiter werden ſie ſie aufreißen, um noch mehr zu ſchnappen.« — De Maiſtre: »Die Frauen wollen, daß man ſich mit ihnen beſchäftige; ihr natürlicher, ausgezeichneter Verſtand lehrt ſie, daß eine triviale Phraſe, welche nur dazu dienen ſoll, um ſich ihnen zu nähern und die Unterhaltung anzuknüpfen, tauſendmal mehr werth iſt, als eine, durch Eitelkeit inſpirirte, geiſtvolle Bemerkung oder gar als ein — Widmungsgedicht« .... Und an anderer Stelle: »Die heutigen ſchlechten Späße über die Gefahren der Ehe haben die guten Leute derart erſchreckt, daß ein Neuvermälter einem Menſchen gleicht, der einen fürchterlichen Sturz erlitten, ohne ſich irgendwie dabei zu verletzen, und den der Schreck und die Befriedigung darüber ſo verblüfft machen, daß er faſt lächerlich ausſieht« ....

Digitized

Boshafter klingt, wie E. About das Bild von einer modernen Salondame mit flüchtigen Strichen zeichnet: .... »In faſt allen civiliſirten Ländern — ſagt er — exiſtirt eine Claſſe, die ſich von den anderen auszeichnet unter dem Namen der Ariſtokratie. In dieſem Allerlei der menſchlichen Geſellſchaft haben die Frauen kleine weiße Hände, weil ſie nicht arbeiten und Handſchuhe tragen; matte Geſichtsfarbe, weil ſie nicht an die Sonne kommen; krankhaftes Ausſehen und ſchmale Geſichter, da ſie vier Wintermonate lang auf Bällen ſind. Daraus folgt, daß die »Diſtinction« in mattem Teint, krankhaftem Aeußeren, ein Paar weißen Händen und ſchmalem Geſicht beſteht. Die Jungfrauen Raphael's ſind nicht »diſtinguirt« und der Venus von Milo fehlt es gleichfalls ſehr an Diſtinction!« ....

Auf derſelben Pfeife bläſt Théophile Gautier: .... »Ich wundere mich immer darüber — meint er — daß Frauen, welche dreißig Jahre alt geworden oder die Blattern gehabt, ſich nicht vom erſten beſten Thurm herunterſtürzen.« Und ein andermal macht er die Bemerkung: »Einer Frau ſind die Romane, die ſie ſelbſt »macht«, intereſſanter, als die, welche ſie lieſt.«

Und um Allem die Krone aufzuſetzen, laſſen wir V. Hugo das Schlußwort, welches da lautet: »O! dieſe erhabene Vorſehung! Sie giebt Jedem ſein Spielzeug: die Puppe dem Kinde, das Kind dem Manne, den Mann der Frau und die Frau dem — Teufel« ....

Da auch das Sprichwort in Frauen-Angelegenheiten etwas mitzureden hat, ſo geben wir hier eine kleine Auswahl wieder, wie ſie im franzöſiſchen Volksmunde gang und gäbe ſind.

Die zankſüchtige Frau iſt ſchlimmer als der Teufel.

* * *

Die Zunge der Frauen iſt ihr Schwert, das ſie nicht roſten laſſen.

* * *

Was der Teufel nicht kann, bringt die Frau fertig.

* * *

Drei Frauen machen einen Jahrmarkt.

* * *

Digitized by Google

Wer eine ſchöne Frau, ein Schloß an der Grenze, einen Weinberg am Wege hat, erlebt nie das Ende des Krieges.

* * *

Die Ehe iſt das Grab der Liebe.

* * *

Es giebt wenig Frieden, wo die Henne kräht und der Hahn ſchweigt.

* * *

Frauenzärtlichkeit — Katzenzärtlichkeit.

* * *

Frauen und Oefen gehören in's Haus.

* * *

Selbſt einer todten Frau iſt nicht zu trauen.

* * *

An einer Mühle, einer Uhr und einer Frau giebt es immer zu repariren.

* * *

Bewölkter Himmel und geſchminkte Frauen ſind nicht von langer Dauer.

* * *

Die Frauen haben Queckſilber im Gehirn und Wachs im Herzen.

* * *

Ganz im Sinne der vielen Ausſprüche bedeutender franzöſiſcher Schriftſteller iſt nun in Frankreich eine Unterrichtsreform im Gange, die eine Umgeſtaltung der Geſellſchaft bewirken ſoll, in welcher die Frau dominirt. Zu Beginn dieſes Jahres (1880) brachte nämlich Camille Sées im Abgeordnetenhauſe einen Antrag vor, betreffend die Errichtung von Mädchen-Gymnaſien. Man beginnt in Frankreich die Frage des Mädchen-Unterrichts als eine ſocial-politiſche Angelegenheit von höchſter Wichtigkeit zu betrachten, als eine Lebensfrage für den Beſtand der liberalen Inſtitutionen. Die Abſicht der Geſetzgeber iſt klar. Die Kloſterſchule übernahm bis jetzt das Mädchen vom zehnten Jahre an und ſie entließ es wieder in die Familie als Vorpoſten der ſtreitenden Kirche. Die ehrenwerthen Legislatoren haben ſonach den Gegner bei ſich zu Hauſe — als Gattin oder Tochter — und da ſie ſich deren Einfluß nicht allemal

Digitized by

A CHILD'S BOOK OF LIFE AND DEATH. By Sarah Doudney. Illustrated by Frederick Noel Paton. London: Nisbet & Co. 1 vol. 4to.

Miss Doudney's verses are pleasant enough, and Mr. Paton's illustrations are very pretty, but the book is not a good one. Children should not be taught to look upon death as a matter of course, and to be familiar with it. Nor should they be taught to look upon it as a matter of sentiment. Death is a solemn thing, and should be treated as such.

gewesen, und so öffnet die Republik die gelehrte Laufbahn nicht als Ausnahme, sondern als Regel.

Was zwischen dieser Maßnahme und der bisherigen Pensionats-Erziehung liegt, leuchtet wohl von selbst ein. Es wird ein regelrechter Unterricht in den humanistischen und Realfächern beabsichtigt, wie er in den Mittelschulen für Knaben ertheilt wird, und man geht speciell von dem Gesichtspunkte aus, beide Geschlechter gleichzustellen. Neben der Rücksicht auf die Ausbildung zu einem gelehrten Berufe, ist dabei auch die Absicht unverkennbar, die Frauen an methodisches Denken zu gewöhnen. Einer der Vertheidiger des Gesetzes meinte in leicht verständlicher Ideen-Association, eine derart gebildete und erzogene Frau werde in der Liebe nicht minder stark sein wie bisher, nur werde diese Liebe noch aufgeklärter sein. Wie weit der Calcul zutrifft, kann freilich nicht jetzt, und auch in der nächsten Zukunft nicht entschieden werden. Jedenfalls werden die Franzosen selber zusehen müssen, mit der classischen weiblichen Generation, die ihnen in Aussicht steht, sich zurecht zu finden. Sicher ist, daß ihnen das Experiment schwerlich nachgemacht wird, und daß die alten Römer und Griechen eventuell der Autorität des Mannes noch gefährlicher werden könnten, als die Wallfahrtsgeschichten von Lourdes.

Die Möglichkeit einer solchen Wendung liegt nahe genug, wenn man das Zeugniß eines deutschen Culturhistorikers in Anschlag bringt. »Die Französin verdient zu regieren,« schreibt derselbe, »denn sie ist sittlich und geistig dem Franzosen überlegen; ehrgeizig und im höchsten Grade leidenschaftlich unter dem äußeren Anscheine der Nüchternheit, gewandt im Betragen, elegant im Aeußeren, von der Natur mit einer Grazie ausgestattet, welche eine darauf gerichtete Erziehung sorgfältig ausgebildet, charakterfest vor Allem und willensstark, leitet sie den Mann, den Bruder, den Sohn, bringt ihn vorwärts, ebnet ihm die Wege, thut sie für ihn die Schritte, welche nothwendig, aber peinlich sind — kurz, sie erobert ihm seine Stellung in der Welt und hilft ihm, sie zu behaupten. Die Französin herrscht noch heute im Salon, in den Bureaux der Ministerien, in der Familie, ja, im Handel, wie früher am Hofe, und diese ihre hervorragende Rolle trägt mit dazu bei, der französischen Gesellschaft, wie dem Staate die ihnen eigenthümliche Richtung zu geben.«

Digitiz

Es war Balzac, der die galante Phraſe erfunden: »Ihre Hoheit die Frau«. Und eine Hoheit iſt in der That das junge Mädchen, welches von dem Augenblicke an, wo es den erſten Schritt in ſein Reich thut, wie eine Königin behandelt wird. Nichts beweiſt dies beſſer, als ein Blick in die ceremoniöſen Umſtändlichkeiten, mit welchen der Brautſtand eines Mädchens aus der Pariſer eleganten Welt umwoben iſt, und ſo ſei es uns vergönnt, unſere Leſerinnen an der Hand der Schilderung eines Pariſer Blattes in dieſe Welt voll Duft und Glanz einzuführen.

Die Ehen ſind nicht immer Vernunftheiraten, wie wir meinen, und häufig genug hat auch der Roman ſeinen redlichen Antheil an dem Lebensbunde, den zwei junge Leute ſchließen. Zur erſten Begegnung wählt man gewöhnlich ein neutrales Terrain, wie zum Beiſpiel das Haus einer Freundin, ein Concert, ein Diner, oder eine religiöſe Ceremonie. Als noch die Marſchallin Mac Mahon im Elyſée Feſte gab, war ſie überhäuft mit Bitten um Einladungen, die auf den Vorwand einer ehelichen Verbindung begründet waren. Und die Marſchallin ſchlug in einem ſolchen Falle niemals ab .... Die Theater dienen gleichfalls für Zuſammenkünfte zu ehelichen Zwecken. Von der eleganten Welt wird die Oper vorgezogen, während die Opéra comique die Gunſt der Bourgeoiſie und der Provinzler beſitzt. Man ſchmückt das Mädchen auf das beſte, indeß der Freier im Parterre Platz nimmt. Bald ſpielt die Lorgnette ihre Rolle, und wenn das Gefühl den jungen Mann bewältigt, begiebt er ſich in die Loge der Erkornen und läßt ſich vorſtellen. Am nächſten Tage richtet er ſeine Bitte an den Vater, der dieſelbe der Gattin und Tochter übermittelt. Wird er günſtig aufgenommen, ſo ſchickt er der Braut ſein tägliches Bouquet und die »Cour« beginnt.

Ueber dieſe Blumenſpenden hätten wir Folgendes zu bemerken. Es herrſcht hinſichtlich derſelben eine beſondere Beſtimmung, über welche die Pariſer Blumenhändler ſehr gut orientirt ſind. Am Verlobungstage beſteht das Bouquet nämlich aus weißen Blüthen, am folgenden zeigt es eine matte Nuance in Roſa oder Roth, welche in den nächſten Tagen eine immer dunklere wird. So kommt es ſchließlich, daß die Blumen am Hochzeitstage ganz und gar in Purpur prangen. Der Leſerin wird unſchwer die ſinnige Anſpielung entgehen, welche in dieſes charmante

Digitized by Google

Arrangement gelegt iſt und durch das der Verlobte die Steigerung ſeiner Gefühle für die Braut, je näher er dem erſehnten Ziele ſteht, ausdrücken will. Freilich drängt ſich hierbei die Frage auf, ob ſolche Verpflichtung nicht unendlich viel Unbequemes für den Geber hat, zum Beiſpiel bei jahrelanger Dauer des Verhältniſſes. Darauf wäre zu entgegnen, daß dieſe Sitte faſt ausſchließlich nur in den Elite-Kreiſen der Geſellſchaft herrſcht, die auch gleichzeitig die des Reichthums zu ſein pflegt, und in denen es Brauch iſt, die Brautzeit niemals unter drei, aber auch ſelten über acht Wochen währen zu laſſen.

Und nun zurück zur »Cour« .... Der junge Mann wird täglich von den Eltern ſeiner Zukünftigen empfangen, als gehörte er bereits zur Familie. Am Tage nach der Unterzeichnung des Ehevertrages bietet er der Braut einen Ring an, der bei den Katholiken unveränderlich derſelbe iſt: eine oder zwei Perlen und zwei Diamanten. Der ſehr koſtbare Saphir-, Rubin- oder Smaragdring wird erſt an dem Tage vor der Hochzeit überreicht und dann beſtändig getragen. Die Bouquets ſind häufig aus den ſeltenſten Blumen zuſammengeſetzt und mit Spitzen umſchlungen; wenn ſtatt der Spitzen ein Moireband gewählt wird, muß in dem letzteren der Name des Mädchens eingeſtickt ſein.

In den ariſtokratiſchen Familien iſt die erſte Perſon, der die Ehe verkündet wird, der Papſt. Man erbittet ſeinen Segen und dieſer ſendet ihn telegraphiſch am Hochzeitstage. Wer über Bekanntſchaften in fürſtlichen oder ſouverainen Kreiſen verfügt, richtet an ſie beſondere Briefe, und erfordert es hierbei die Sitte, daß ſolchen Perſönlichkeiten, welche in dem gleichen Domicile wohnen, die Schreiben nicht durch die Poſt, ſondern durch Boten übermittelt werden. Dieſe hochofficiellen Briefe müſſen überdies mit dem Wappen oder dem Monogramm des Abſenders verſehen ſein und dürfen niemals ſchwarz geſiegelt werden, auch im Trauerfalle nicht, da es die alt-franzöſiſche Etiquette verbietet, eine an Perſonen von königlichem Geblüte gerichtete Botſchaft ſchwarz zu ſiegeln. Wo das Verhältniß mit ſolch' hochgeſtellten Perſonen ein intimeres iſt, wird der Vater des Mädchens nie verabſäumen, ſich bei jenen perſönlich einzufinden und die glückliche Kunde mündlich zu überbringen .... Dann folgen die verſchiedenen Beſuche von Mutter und Tochter bei befreundeten und verwandten

Digitize

Familien, doch wird der Schwiegerſohn nur zu nahen Verwandten und zu Perſonen, denen die Familie Achtung ſchuldet, mitgenommen.

Ein beſonderes Capitel bildet die »Ausſtattung« einer Braut aus dem Pariſer High life. Zwar wird auch anderwärts in ſolchen Fällen mit dem Gelde nicht geſpart, da aber eine Pariſer Brautausſtattung durchwegs den Stempel der Originalität trägt, ſo dürften die diesbezüglichen Details zumal für unſere Leſerinnen von beſonderem Intereſſe ſein .... Man giebt der jungen Frau gewöhnlich ein Dutzend vollſtändige Roben mit. Die Strümpfe, die Schuhe, die Schirme und Hüte ſind den einzelnen Toiletten angepaßt, was mit Hinzuziehung der Wäſche einen durchſchnittlichen Werth von fünfzigtauſend Francs repräſentirt. Die feinſten Batiſte, ätheriſche Spitzen bilden die »intime Wäſche« der jungen Frau. Die Seiden-Hemden, die man kürzlich verſucht hat, in Mode zu bringen, haben keinen Anklang gefunden, mit Ausnahme eines »Phantaſieſtückes«: des blaßrothen oder türkisblauen Ueberwurfes, überſäet mit weißen Spitzen. Man bedient ſich dieſer koſtbaren Hülle bei kaltem Wetter, indem man ſie über dem Nachthemde trägt. Die kleinen Morgen-Capuchons aus Roſa- oder Azur-Seide, mit Spitzen beſetzt, ſind wohl ſehr geeignet, um das jugendliche Antlitz einer ſo ſplendid ausgeſtatteten Königin einen reizenden Rahmen zu bilden.

Was die Sacktücher betrifft, ſo variirt der Preis des Dutzends der Gala-Sacktücher zwiſchen ſechshundert und tauſend Francs. Ein ſolches Tüchelchen iſt ein faſt unbemerkbares Stück Batiſt, garnirt mit altvenetianiſchen oder Brabanter-Spitzen. Von den zwölf Dutzend Strümpfen ſind zehn Dutzend aus Seide, der Reſt aus ſchottiſchem Leinen. Man hat bei uns kaum eine Idee von der ſinnigen und prächtigen Ausſtattung dieſer Stücke: ſchwarz geſtickte mit Schmelzglas, ſchwarze mit Goldſtaub, blaue mit Silber, roſarothe mit echten Perlen u. ſ. w.

Die Beſchreibung der verſchiedenen Roben übergehen wir, da dieſelben einerſeits fort und fort der wechſelnden Mode ausgeſetzt ſind, andererſeits aber zu ſehr in's Detail der Toilettenkünſte einſchneiden, was nicht Zweck und Aufgabe dieſer Zeilen ſein kann. Man glaubt den franzöſiſchen »Fachmännern« gerne, wenn ſie verſichern, eine ſolche Robe ſei »ein Hauch, ein Wölkchen, berufen zahlreiche Madrigale zu inſpiriren« ....

Digitized by Google

Nun zu den Brautpräſenten. Sie werden heute nicht mehr, wie in der guten alten Zeit, in einem mit bunten Bändern und Schleifen geſchmückten Korbe verborgen. Der »Corbeille de mariage« iſt heute ein ernſtes Möbel und nur ſein Genre iſt alt: ein Schrank à la Gloffrin, ein Koffer à la Pompadour, ein Schubladentiſch à la Marie Antoinette. In dieſe Möbel giebt der Bräutigam einige Geſchenke und dazu eine mit Gold gefüllte Börſe, deren Inhalt aber nur für die Armen beſtimmt iſt. Im Uebrigen enthält aber der »Korb« nicht mehr den claſſiſchen Kaſchmir, der neueſtens durch prächtige Spitzenroben (eine weiße und eine ſchwarze) verdrängt wurde. Dazu gehören ferner noch zwei, drei Seidenroben und zwei Phantaſieroben, und die eigens von der Braut beſtellten Manteaux und Ballüberwürfe. Die unerläßlichen Kleinigkeiten für den Brautkorb ſind: elegante Fächer zur großen Toilette, Fächer zu Geſellſchaftstoiletten, Flacons, ein Arbeitsneceſſaire und ein Täſchchen für Viſitenkarten. Auch Nippes dürfen, althergebrachter Gewohnheit gemäß, nicht fehlen. Das Capitalſtück bildet aber ein altmodiſches, mit Spitzen garnirtes und mit Sammt ausgeſchlagenes Käſtchen, in welchem ſich beſonders werthvolle Geſchenke befinden, als: Fächer aus bemaltem, mit Goldplatten eingelegtem Elfenbein und Bildchen à la Watteau, die ſie freilich mit einem Schlage in all' die Koketterien vornehmer Damen der Vergangenheit einweihen. Sie wird ſich das Emailcollier um den Nacken hängen, welches vielleicht einſt den Schwanenhals einer Prinzeſſin ſchmückte, und am Gürtel eine ſilberne Kette aus der Zeit Ludwig's XIV. befeſtigen. Und an dieſer Kette baumeln gar ſonderbare Requiſiten: ein Bleiſtift, ein niedliches Flacon mit dem Lieblingsparfüm der Braut, eine Scheere, ein kleiner Spiegel und ein ſilbernes Ei mit Poudre de rix. In ein altes Körbchen aus Meißner-Porzellan wird das letzte Bouquet, welches ſie als Mädchen erhält, gelegt. Die großen wappengeſchmückten Handſchuh-Kaſſetten ſind in matten Farben gehalten, gleichſam als hätte man ſie dem Schranke einer Ahnfrau entnommen. Eine Theeſervice à la Louis XV. iſt ſpeciell »für Madame« zur Stelle, neben wappengeſchmückten Servietten, die für ihren privaten Lunch beſtimmt ſind. Das iſt das ſogenannte »intime Service«. Schließlich darf auch irgend eine koſtbare Reliquie nicht fehlen, etwa ein Schmuck, eine Taſſe, oder ein Ringlein, das einer Königin vergangener

Zeiten angehörte: Maria Leczinska oder Marie Antoinette u. ſ. w..... Alle dieſe Siebenſachen tragen entweder das Wappen oder Monogramm, oder — wie in allerneueſter Zeit — die Deviſe der Braut. Was den Schmuck anbelangt, ſo iſt es Brauch, zwei Garnituren zu Gala-Toiletten, eine Uhr mit Kette, einen Phantaſieſchmuck und einen alten Schmuck zu ſpenden. Neueſter Zeit ſind beſonders Perlen beliebt, und in vornehmen Kreiſen koſtet ein ſolches Kleinod oft die Kleinigkeit von fünfhunderttauſend Francs und darüber.... Außer dieſen Geſchenken, die der Braut einzig nur vom Bräutigam zukommen, erhält erſtere noch von ihren Verwandten und Freunden vielerlei und koſtbare Gaben. Zu erwähnen wäre, daß die frühere, aus England ſtammende Gepflogenheit, Geſchenke und Ausſtattung öffentlich auszuſtellen, nicht mehr geübt wird; die Braut dankt jedem Spender einzeln für ſein Präſent und damit iſt die Sache abgethan. Am Hochzeitstage darf übrigens die Braut nur denjenigen Schmuck tragen, den ihr ihre Eltern oder ihr Bräutigam zum Geſchenke gemacht haben. Die Mutter giebt ihrer Tochter allen Phantaſieſchmuck, den ſie beſitzt, und manchmal auch einen Theil ihrer Diamanten.

So entſteht und entfaltet ſich im raffinirteſten Luxus jenes glänzende und duftige Bild, das man eine »Pariſer Hochzeit« nennt. Das junge Mädchen iſt in der That eine Königin, und als ſolche gebührt ihm das Balzac'ſche Compliment: Ihre Hoheit die Frau! Und wenn ſie dann in die Welt tritt, giebt ſie wohl einen Bruchtheil der erhaltenen Galanterien wieder zurück — Almoſen an ihre Unterthanen. An Huldigungen und Weihrauch fehlt es ihr übrigens auch ſpäter nicht, angeſichts der Thatſache, daß in Frankreich die Frau herrſcht und wohl auch — regiert....

* * *

Weder ethniſch noch räumlich unvermittelt iſt der Uebergang von der Franzöſin zur Italienerin, mit der wir uns nun zu befaſſen haben. Wer die Gebiete des Mittelmeer-Geſtades vom liguriſchen Littorale bis hinab zum lebensfreudigen und ſonnigen Südfrankreich in Betracht zieht, der wird ſich des Scenenwechſels kaum bewußt werden. Doch das iſt nur in den Grenzſtrichen ſo. Eine andere Welt iſt's aber, die uns umfängt, wenn wir die erſten großen Städte Italiens betreten. Weder die modernen ſocialen Erſcheinungen, noch die Thatſachen der Geſchichte laſſen hier einen

Digitized by Google

Vergleich zwiſchen italieniſchem und franzöſiſchem Frauenleben zu. In hiſtoriſcher Richtung iſt es intereſſant, die Wahrnehmung zu machen, daß in dem ſonnigen Lande der Hesperiden, der Heimat unvergleichlichen künſtleriſchen Schaffens, in dem Paradieſe, wo die Reize der Natur und die glückliche Laune der Bewohner zu idealem Leben aneifern — die Frau in ſocialer Beziehung ſeit jeher faſt gar keine Rolle ſpielte. Wir finden nicht eine hervorragende weibliche Erſcheinung, will man von den edlen Frauen der kleinen Fürſtenhöfe abſehen, die irgendwie in die Schickſale des Volkes und des Landes entſcheidend eingegriffen hätte. Geſtalten wie die düſtere Mediceerin der Bartholomäusnacht, oder die ſattſam bekannte Lucretia Borgia, oder Beatrice Cenci, geben den Beweis ab, daß die Italienerinnen, die zur Macht gelangten, nicht fördernd, ſondern zerſtörend dieſelbe ausnützten. Man hat geltend gemacht, daß die jahrhundertelange Zerſplitterung des Geſammtvolkes in ſtaatliche Einzel-Exiſtenzen Schuld an dieſer, in der Geſchichte der abendländiſchen Culturvölker einzig daſtehenden Erſcheinung geweſen ſei. Eine gewiſſe Berechtigung hat dieſe Annahme allerdings, es wäre aber gleichwohl einzuwenden, daß der frühere ſtaatliche und nationale Particularismus gerade auf gewiſſe Seiten des ſocialen Lebens fördernd wirkte und das Auftauchen großer weiblicher Geſtalten dieſerhalb nicht eben ausgeſchloſſen war.

Italien iſt reich an edlen Frauen, die, wenn auch nicht die Träger, ſo doch die idealen Mittelpunkte des Culturlebens in gewiſſen Zeitepochen waren. Man denke an den Muſenhof zu Ferrara und das liebesfreudige Treiben der della Rovere's in dem lieblichen Peſaro. Im nun vereinſamten Palazzo dieſes Geſchlechtes floſſen von Torquato Taſſo's Lippen die ſüßen Rhythmen ſeines Schäferſpieles »Aminta«. Vom nahen Urbino kamen kunſtbegeiſterte und liebeſelige Mediceerinnen, Glückeskinder mit ſonnigem Lächeln und feuriger Begier nach romantiſchem Zeitvertreib .... Der blühende Roſenbuſch ſchauerte auf unter dem Klange der Mandolinen und im blaſſen Mondlichte verglommen die milchweißen Marmorbrüſtungen, an denen die jungen Kunſtjüngerinnen träumten .... Dann flüſterten ſie ſchlaftrunken und in dämmeriger Tiefe, wo goldbefranzte Kiſſen zum Schlummer luden, erſtarb gedämpfter Minneſang .... Es war der Zauber eines orientaliſchen Märchens.

THE PRINCE OF WALES'S VISIT TO THE ROYAL ARSENAL, WOOLWICH: THE PRINCE AND PRINCESS OF WALES AT THE GUN-CARRIAGE FACTORY.

nationalen Poeten und Künſtler von ſo glücklichem Einfluſſe waren, ſind ganz individuelle Erſcheinungen. Sie ſind nicht Träger der jeweiligen Kunſtepochen geweſen, ſondern wurden vielmehr von dieſen emporgehoben. Sie waren keine Typen, ſondern vom Volksleben abgetrennte Individualitäten. Für die Maſſe war und blieb das Weib der Gegenſtand materiellen Zeitvertreibes, nicht einmal von jenem Schimmer idealerer Werthſchätzung umwoben, die ſonſt in der italieniſchen Literatur mit großer Feinfühligkeit zur Geltung kommt.

Das Volk denkt und ſpricht auch heute noch ziemlich reſpectlos über das zarte Geſchlecht. Es ſagt: »Chi ha moglie, ha doglie — wer das Weib hat, hat die Noth«; oder: »Tre figlie e una madre, quatro diavoli per un padre — drei Töchter und eine Mutter, vier Teufel für einen Vater«; oder: »La donna è come la castagna, de fuori è bella, e dentro è la magagna — die Frau iſt wie die Kaſtanie, auswendig ſchön, inwendig nichtsnutzig« .... Der Italiener meint: »Wenn Frauen ledig ſind, haben ſie ſieben Hände und eine Zunge, ſind ſie verheiratet, ſieben Zungen und eine Hand.« Er kennt die Virtuoſität ſeiner Schönen im Klatſchen und läſtert demgemäß: »Zwei Frauen und eine Gans machen einen Markt«. Wer den italieniſchen Liebenden ſich typiſch nicht anders vorſtellen kann, als mit der ſanfttönenden Mandoline in den Händen, der wird mit Befremden erfahren, daß die ſaitenmeiſternden Finger auch zu anderem zu brauchen ſind; das Sprichwort behauptet nämlich: »Donne, asini e noci vogliono le mani atroci — Frauen, Eſel und Nüſſe brauchen harte Hände«. Der Italiener weiß ſo gut wie ein anderer Sterblicher, daß Liebe koſtſpielig iſt und räth daher: »Chi non ha denari, non faccia all' amore — wer kein Geld hat, mache ſich nicht an's Lieben!« .... Ja, er verſteigt ſich vollends zu der lächerlichen Verſicherung: »Alle Dinge kommen von Gott, nur nicht die Frauen« .... Sein Spott trifft die heiratsluſtigen Mädchen, denen er zuruft: »Sie ſind noch nicht geboren, und ſchon ſehen wir ſie verheiratet«, und verſchont auch den Ehemann nicht, von dem er lakoniſch ſagt: »Verheirateter Mann — Vogel im Käfig« .... Wenn aber für den Spötter ſelbſt die entſcheidende Stunde geſchlagen hat, dann iſt er auf Alles gefaßt, denn »beim Pferde-Kaufen und beim Frauen-Nehmen ſchließe die Augen und empfiehl dich dem Himmel«. Und dann

Digitized

kommt die Ehe mit ihren Widerwärtigkeiten, denn »die Frauen ſind krank — dreizehn Monate im Jahre«, und »wenn die Liebe vergangen iſt, kommen die Schmerzen« ꝛc. . . . .

Im Großen und Ganzen war und iſt die Italienerin, ohne Rückſicht auf ihre Heimat, ein mehr zur Paſſivität hinneigendes Geſchöpf. Ein modernes italieniſches Mädchen iſt das aufopferndſte Weſen von der Welt. Durchſchnittlich geiſtig beſcheiden beanlangt, iſt es gefühlsſtark, ohne dieſe Eigenſchaft durch die Macht des ſittlichen Einfluſſes zu erhöhen. Es iſt ganz und gar ein Weſen der augenblicklichen Inſpiration. Es iſt nur in der Reflexion ſtark, und die Fäden ihrer Gedankenwelt laufen alle in's Herz zurück, das eine geöffnete Pforte für das Zauberwort »Amore« iſt . . . . Bei der Italienerin vermißt man nichts ſo ſehr, als die Herrſchaft der Extreme, die ja bei anderen Südländerinnen ſo beſtimmend auf den weiblichen Charakter zu ſein pflegen. Energie iſt ihr faſt ebenſo fremd wie die moraliſche Kraft der Entſagung. Daher kann es auch kaum auffallen, daß die italieniſche Geſchichte, wie wir ſchon hervorgehoben haben, ſo arm an heroiſchen oder mild-frommen Geſtalten iſt. Italien hat weder eine Jeanne d'Arc, noch eine Eliſabeth von Thüringen hervorgebracht; die Kronen drückten ſeine Schönen zu ſehr und zur tragiſchen Selbſtopferung iſt ihnen das Leben zu ſchön. Der ſonnige Himmel, der die Phantaſie der Italienerin zur feurigen Flamme entfaltet, macht die Triebkräfte verſiegen, die zur Selbſtſtändigkeit führen. Die Paſſivität des Charakters hat freilich Erſcheinungen zur Folge, die ſich minder vortheilhaft anlaſſen, ſo eine gewiſſe Gedankenträgheit, einen Mangel an lebendigem Intereſſe für die Erſcheinungen des Culturlebens, und nicht zuletzt jene ſprichwörtliche Vernachläſſigung der Bildung und Arbeit, welch' letztere Unterlaſſung dem italieniſchen Heim den Stempel der Verwahrloſung aufdrückt. Daraus reſultiren Mangel an Ordnungs- und Reinlichkeitsſinn, an regelmäßiger Lebensweiſe und Dispoſition nach Geiſt und Empfindung belebender Abwechslung. Nichts iſt unausſtehlicher als die troſtloſe Monotonie des italieniſchen Familienlebens. Dazu geſellen ſich mitunter noch Unterlaſſungsſünden in rein ſittlicher Beziehung und die Großziehung einer ſchrankenloſen Naivetät, die natürlich nichts weniger als eine ſolche iſt. Im Uebrigen haben die Charakterſchwäche und leichte Lenkbarkeit der

Digitized by Google

Italienerin auch auf historischem Gebiete mancherlei traurige Erscheinungen aufzuführen. In Venedig waren die Frauen im XVII. und XVIII. Jahrhundert fast ausschließlich die Werkzeuge der politischen Intriguanten, welche im Dogenpalaste als Schicksalslenker figurirten. Ebenso ließen sich die Frauen im päpstlichen Rom zu Intriguen und selbst zu Mordthaten gebrauchen. Nur hier konnte sich eine Frau nach und nach zu jenem Scheusale entwickeln, welches den Namen Lucretia Borgia führt!.... Der venezianische Carneval, jener vermeintliche Typus einer spontanen Volksbelustigung, war eigentlich nur ein Mittel zur Intrigue. Prinzen stiegen aus ihren Marmorsälen in's Volksgewühl nieder, und es war gewiß mehr die Politik, als Lust zur Freude, welche sie hierzu trieb. Während in den Boudoirs galanter Frauen der eine lockere Vogel die Zeit vertändelte, ereilte dort im Prunkgemache des Senators der gedungene Dolch den anderen. Wir können uns eine venezianische Staatsintrigue in früheren Jahrhunderten gar nicht anders vorstellen, als mit vermummten Bravos, maskirten Spionen, Häschern in weiblichen Dominos und Verrätherinnen in knisternden Pagenkleidern.... Der verderbliche Einfluß der Frauen auf alle öffentliche Angelegenheiten hat sich in Venedig immer verhängnißvoll und tragisch kundgethan. Man denke nur an die Familien-Feindschaften mit ihrer fanatischen Vernichtungswuth unter dem Dogen Pietro Tradonico, der auf dem Wege zur Kirche S. Zaccaria sein blutiges Ende fand! Dann kam Pietro III. Candiano und mit ihm der berüchtigte Raub der Bräute. Memno bot der Cabale neues Terrain und als Rimiero Zeno die Dogenwürde erlangte, durchwühlten die liederlichen Troubadours und ihre hochgeschürzten Beschützerinnen die Traumstille des Familienlebens mit ihrem frechen Liebescult. Die Foscari's und Loredan's lagen in Hader. Patrizier und Senatoren spannen die Fäden der Intrigue, aber den Hauptantheil an ihr hatte wieder das Weib. Seine verkleideten Pagen lockten die Jünglinge aus den Palästen zu Lustfahrten mit ihren Gebieterinnen, um nie wieder zurückzukehren.... Aber es kam noch besser. Die blinkenden Goldducaten, welche zuerst Giovanni Dandolo hatte prägen lassen, waren im Besitze der Genuesen, Griechen und Türken, und die Patrizier kauten an den Nägeln. Keine Diamant-Diademe mehr in der prächtigen Haarfluth, keine goldflammigen Armspangen am marmorweißen

Digitize

Handgelenke — die Dürftigkeit grinſte durch die ornamentgezierten Bogenfenſter und die Liebe wurde käuflich. Antonio Grimani verlieh ſeine Ehrenſtellen nur zahlungsfähigen Individuen; wenn ein ehrgeiziges Weib ihrem Gatten eine ſolche Stelle verſchaffen wollte, fand ſie ſich mit dem reichen Nachbarsconte ab. Die Energie des Meſſalinenthums war erſchlafft, das Stilet roſtete in der ſilbernen Scheide und die Patrizier-Frauen wurden liebewillige »Gondelnymphen«.

Es wäre indeß ungerecht, wollte man auf die heilloſen Zuſtände hin, die ſich in Venedig im XVII. und XVIII. Jahrhundert in der eben ſkizzirten Weiſe abſpielten, ein abſprechendes Urtheil über alle italieniſchen Frauen fällen. Es gab viele unter ihnen, die kein Talent zur Politik hatten, und da ſie diesfalls ſocial wenig oder nichts galten — wie immer im ſchönen Italien — warfen ſie ſich auf das geiſtige Gebiet. Gegenüber der heutigen Gedankenträgheit unter der italieniſchen Frauenwelt, überraſcht nichts ſo ſehr als die große Zahl gelehrter Frauen in früherer Zeit. Wir erwähnen Helena Lucretia aus der Familie Cornaro-Piscogia, die ſich 1678 an der Univerſität zu Padua die Doctorwürde erwarb — alſo zwei Jahrhunderte früher, als unſere modernen gelehrten Streberinnen. Ein Jahrhundert ſpäter glänzte Laura Baſſi († 1778), vielleicht die gelehrteſte Frau Italiens. Sie war eine Gelehrte im wahren Sinne des Wortes und hatte an der Univerſität zu Bologna eine öffentliche Lehrkanzel für phyſikaliſch-mediciniſche Fächer inne. Ferner ſind berühmt Maria Amoretti als Juriſtin und Luiſa Cicci als Dichterin. Erwähnenswerth iſt übrigens, daß nur die Frauen Ober-Italiens ſich vordem durch ſolche geiſtige Regſamkeit auszeichneten, während im übrigen Italien das geiſtige Gebiet, ſoweit das weibliche Geſchlecht in Betracht kommt, ganz und gar brach blieb. Es war auch hier der Particularismus, der immer wieder zum Durchbruche kam. Er beherrſchte alle geſellſchaftlichen Verhältniſſe, und daß dieſe auch in ſittlicher Beziehung Vieles zu wünſchen übrig ließen, entnimmt man am Beſten aus dem liederlichen Treiben, das in den venezianiſchen Salons herrſchte, als der Feuergeiſt Lord Byron deren Löwe war. Der Ruhm der »italieniſchen Staël«, Signora Abrizzi, erweiſt ſich, genau betrachtet, als erborgt; er verdeckt nicht das zügelloſe Treiben einer Segati oder Guiccioli, am wenigſten aber die Thatſache, daß Byron

im Hause seines Gastfreundes in aller Form als Cicisbeo auftrat und als solcher auch anerkannt wurde .... Das war im zweiten Jahrzehnt unseres Säculums. Seitdem haben sich auf politischem Gebiete große Wandlungen vollzogen, daß aber auch die Gesellschaft in sittlicher Beziehung erheblich vorgeschritten sei, wäre schwer zu behaupten. Damit soll nicht gesagt sein, daß die Gesellschaft durch jeden anderen Kitt, nur durch keinen sittlichen zusammengehalten werde. Was wir namentlich vor Augen haben, das ist die geistige Hebung des weiblichen Geschlechtes, das Bestreben, es mündig zu machen und es in allen Formen und Gestalten in das moderne Culturleben zu verflechten. Zieht man die Frauen zu dieser Rolle heran, so werden sie sich individualisiren, der frühere Particularismus wird schwinden und das Weib in Bälde fühlen, daß es mehr ist, als blos der Gegenstand eines reizvollen Zeitvertreibes, das vielbegehrte Mittel zu sinnlicher Erregung.

2. Südost-Europa.

Die Albanesen. Ihre Stellung in der europäischen Völkerfamilie. Primitives Familienleben. Unwürdige Behandlung des weiblichen Geschlechtes. Desorganisation der Familien-Verhältnisse durch die Blutrache. Aeußere Erscheinung der Albanesin. Liebeslieder. Das Heim. Todtenklage. — Die Griechin. Allgemeine Bemerkungen und Charakteristiken. Die eigentliche „Hellenin". Andere Typen. Züge aus dem griechischen Frauenleben. Verlobungs- und Hochzeitsgebräuche. Die Perotin und die Absonderlichkeiten levantinischer Fashion. — Die Rumänin. Allerlei Zerrbilder. Das conservative Bojarenthum. Ueppigkeit und Luxus im täglichen Leben. Contraste. Ein fashionabler Tummelplatz. Das rumänische Landvolk. Poetische Anlagen des Bauernweibes. Die „Dragica" und „Papaluga". — Die Magyarin. Ihre inneren und äußeren Vorzüge. Charakteristiken. Ein anmuthiges Bild. Das Weib aus dem Volke. Hochzeits-Gebräuche.

Die Völkergruppe, der wir uns nun zuwenden wollen, begreift jene Elemente in sich, welche die Balkan-Halbinsel und die sogenannten »Donau-Fürstenthümer« besiedeln, einschließlich der Magyaren, welche ihrer ethnischen Sonderstellung halber außerhalb jeder anderen größeren Völkergemeinschaft Europas stehen. Die osmanischen Türken, welche geographisch gleichfalls in das so begrenzte Gebiet fallen würden, haben wir, da sie ihrer Mehrzahl nach das anatolische Stammland bewohnen, bereits in einem der ersten Abschnitte behandelt .... Ebenso werden wir die Süd-Slaven, als zur großen slavischen Familie gehörend, dem Capitel, welches über diese berichtet, einbeziehen. Dadurch beschränken sich unsere diesmaligen Schilderungen auf die Albanesen, die Griechen, die Rumänen und die Magyaren.

Die Albanesen oder Arnauten (sie selbst nennen sich Schkipetaren) sind ein autochthones Volk der Balkan-Halbinsel. Rings um sie haben Völker verschiedener Racen gesiedelt und sind wieder von anderen verdrängt worden oder sonstwie verschwunden. Nur die Albanesen, die Epigonen der byzantinischen »Arwaniti« und wahrscheinlich auch jenes Stammes, aus

Digitized by Google

dem Alexander der Große ſeine Kerntruppen bildete, ſind, wie ein eratiſcher Block auf den höchſten Zinnen der Balkan-Halbinſel — auf dem Hochlande zunächſt des Drin — feſt und unverrückbar ſitzen geblieben. Die Sprache der Albaneſen läßt ſich mit keiner der lebenden Idiome vergleichen, und trägt deren Charakter weſentlich dazu bei, in jenen ein ureignes, autochthones Volk der illyriſchen Halbinſel zu erkennen. Trotz des hohen Alters der Albaneſen, ſtehen dieſelben auch heute noch auf der unterſten Culturſtufe, ſoweit europäiſches Gebiet in Betracht kommt. Alle Mittel und Ergebniſſe der Civiliſation erſchienen ihnen bisher unverſtändlich oder überflüſſig; ſie kennen keine Geſetze, nur Traditionen; keinen Staat, ſondern nur die uralte Conſtitution der Stämme. Die Albaneſen verſtehen deshalb auch nicht, was Recht und Unrecht in unſerem Sinne iſt, und befinden ſich mit dieſer Erkenntniß nicht einmal auf der Stufe der Osmanen. Jenen iſt, ihrer Anſicht nach, Alles erlaubt, woran ſie ein Anderer phyſiſch nicht hindern kann. Dadurch wird es erklärlich, daß in Albanien Fauſtrecht und Blutrache die Stelle des öffentlichen und Kriegsrechtes vertreten. Alles in Allem iſt der Albaneſe — wie G. v. Gyurkovics ſagt — »Hirte, Kriegsmann und Räuber«. Den Ackerbau betreibt er nur des nothwendigen Unterhaltes halber.

Eine Geſellſchaft, die ſo geartet iſt, kann natürlich auch in ſocialer Beziehung nur traurige Erſcheinungen darbieten. In der That weiſt das Familienleben der Albaneſen Seiten auf, die kaum den geſitteteren Gebieten Aſiens oder Afrikas, geſchweige Europas anzupaſſen wären. Die Frauen ſtehen ſittlich ſo tief, daß ihnen ihre wahrhaft ſklaviſche Stellung als eine ganz natürliche erſcheint; ſie würden eine beſſere Behandlung einfach als eine Schwäche ihrer Gebieter auslegen. Früh, oft ſchon im zarten Alter von zwölf Jahren, in's Ehejoch gezwängt, ſpielt des Weibes Leben in einer Reihe von Demüthigungen und Bedrückungen ſich ab, wie man ſie bei keinem Volke Europas wiederfindet. Der treffliche v. Hahn hat uns eine ſolche Exiſtenz genau geſchildert, und wir können nicht umhin, dieſelbe hier in Kurzem mitzutheilen .... Die Neuvermälte muß ihren Mann als unbeſchränkten Herrn anerkennen, der ſie nach Laune prügeln, ja, wegen des geringſten Vergehens gegen Erlegung einer durch das Herkommen feſtgeſetzten Summe wegſchicken kann. Sie darf nichts ohne ſeine Erlaubniß

unternehmen. Aber auch ihren Schwiegereltern hat ſie die größte Demuth und Aufmerkſamkeit zu erweiſen, denn bei der Jugend ihres Mannes geht in der Regel die väterliche Gewalt ſo weit, daß ſie die Schwiegermutter, auch gegen den Willen ihres Eheherrn, wegſchicken oder behalten kann. Daher iſt die junge Frau ihren Schwiegereltern gegenüber äußerſt dienſtfertig und liebenswürdig. Sie begleitet ſie zur Ruhe und bleibt ſo lange vor dem Lager ſtehen, bis ſie Erlaubniß erhält, ſich zu entfernen .... Im erſten Ehejahre, ja, bis zur Geburt des erſten Kindes, im Beiſein Anderer oder gar der Schwiegereltern zu plaudern, iſt gegen allen Anſtand. Sie darf ihren Gatten nicht einmal beim Namen nennen und ſchämt ſich häufig, Andere, die ebenſo heißen, wie er, namentlich zu rufen, oder im Geſpräche anzuführen. Befremdend iſt der Brauch, daß die junge Frau, die ja ohnedies gegen Jedermann die größte Demuth an den Tag legt, jedem Begegnenden, ſei er wer immer, die Hand küſſen muß. Sie darf ältere Frauen nur mit »Herrin« und ſelbſt die unreifſten Buben nur mit »Herr« anſprechen.

Der Albaneſe weiß noch viel weniger als der Osmane, was »Liebe« iſt. Gewöhnlich wird ein Weib durch Kauf erworben, und da dieſes keine Mitgift, ja nicht einmal die allernothwendigſte Ausſteuer mitbringt, ſo glaubt der Albaneſe ſchon auf Grund dieſer Thatſachen die Rechte eines Sklavenhalters ausüben zu dürfen. Da ſich die Albaneſen religiös in zwei Lager ſpalten, Chriſten und Mohammedaner, erſtere übrigens noch zwei verſchiedenen Confeſſionen, der katholiſchen und griechiſch-orientaliſchen, angehören, ſo erhellt, daß in Albanien nicht allerorts dieſelben Bräuche herrſchen. Die nördlichen, meiſt katholiſchen Bergſtämme üben mit großer Vorliebe den Mädchenraub aus, da ihren kriegeriſchen Velleitäten dieſe Art der Braut-Erwerbung am meiſten zuſagt. Da aber die Erkorene meiſt aus einer mohammedaniſchen Familie ausgehoben wird, ſo zieht eine ſolche Entführung — kraft des beſtehenden Rechtes der Blutrache — immer einige unangenehme Auseinanderſetzungen mit Handſchar und Arnautka nach ſich. Eine wunderliche Verlobung das, an der, zur höheren Würze, Blut kleben muß! .... In Nord-Albanien ſind auch die Familienbande viel ſtrammer, man könnte ſagen: patriarchaliſcher, als in Süd-Albanien, wo beiſpielsweiſe das Alter von den jungen Gewaltmenſchen in der Fuſtanella ſehr

Digitized by Google

deſpectirlich behandelt wird. Die Blutrache, welche Differenzen ſo gut und gründlich löſt, daß ganze Generationen durch den Mordſtahl bedroht werden, und ihre Scheußlichkeiten durch viele Jahre aneinanderreiht, erhält im Eheleben die verſchärfte Form, daß Treubrüche keine Vergebung zulaſſen. Der Rächer ſeiner Ehre iſt berechtigt — ganz wie es der jüngere Dumas haben will — ſowohl ſeine Frau, wie den Buhlen ſofort niederzuſchießen. Gnade iſt, wie erwähnt, niemals zuläſſig, es wäre denn, es handelte ſich nicht um die Gattin, ſondern um die Schweſter oder ein ſonſtiges weibliches Mitglied der Familie.... In Albanien entwickeln übrigens die Weiber oft die gleiche Rohheit und kriegeriſche Energie wie ihre Männer. Sie ſtehen häufig, namentlich wo Stammesintereſſen oder Politik mitzuſprechen haben, hinter den blutigen Thaten der Bluträcher, und die Großmutter des dermaligen Mirditen-Fürſten war bekannt dafür, daß ſie ihre Schwiegertochter aus dem einfachen Grunde niederſchoß, weil die Ehe eine kinderloſe war. Die Mirditen bekennen ſich nämlich zum Katholicismus, und Bib Doda (der Aeltere), der eines legitimen Stammhalters bedurfte, hätte keine Ehe eingehen können, würde er ſich von ſeiner Frau haben ſcheiden laſſen.

Aus ſolchen und ähnlichen Thatſachen leuchtet ein, daß unter den Albaneſen von einem Familienleben nach unſeren Begriffen nicht die Rede ſein kann. Die Blutrache mordet ganze Familien, ganze Stämme aus, und ſelbſt die friedlichſte Familie kann durch die Mordgelüſte eines ihrer Angehörigen an den Bettelſtab gebracht, oder in Noth, Elend und Verzweiflung geſtürzt werden. Namentlich leiden die Bande der Verwandtſchaft unter dieſer entſetzlichen Unſitte, denn häufig begeht ein ſolcher Geſelle nur deshalb eine Mordthat, um ſich auf dieſe Weiſe an ſeinen wohlhabenden Verwandten, deren Blut er nicht vergießen darf, zu rächen. Uebrigens iſt die Familie des Gemordeten nicht nur berechtigt, ſondern gewiſſermaßen verpflichtet, für das ihr zugefügte Leid an dem Mörder oder deſſen Familie Vergeltung zu üben. Das Executionsrecht ſteht immer dem nächſten Verwandten des Getödteten zu, und iſt das Opfer nicht erreichbar, was häufig der Fall, da derart Bedrohte ſich flüchten, ſo kommt die Tour an den nächſten (natürlich zumeiſt ganz unſchuldigen) Verwandten des Mörders.... Wachſen ſolche Scheußlichkeiten zu einer endloſen Kette an, ſo bekommt

Digitize

man einen ſchwachen Begriff von der durchſchnittlichen Exiſtenzfreude, welche eine albaneſiſche Familie zu genießen vermag.

Die albaneſiſchen Frauen verfügen ſelten über äußere Vorzüge. In den Gebirgsdiſtricten ſind ſie grobknochig gebaut und die Geſichter weiſen harte, männliche Züge. In Süd-Albanien gelangt der griechiſche Typus hin und wieder zum Durchbruche, doch ſind auch hier die Frauen faſt durchwegs unſchön. Ihre Tracht richtet ſich ſehr nach dem Landbezirke und beſitzt demgemäß in den nebenſächlichen Details mannigfache Abwechslung. Die Hauptſtücke, die allemal die gleichen ſind, beſtehen in einem langen Oberkleide mit Gürtel und ohne Aermel, Buſentuch und einer kurzen, oft reich goldgeſtickten Jacke; den Kopf bedeckt ein Fez oder ein loſes Tuch, unter welchem die in den Haaren als Schmuck angebrachten Münzenketten flimmern.

Wir haben früher erwähnt, daß der Albaneſe das Wort »Liebe« in unſerem Sinne nicht kennt. Wenn ſie dennoch Liebeslieder beſitzen, ſo erklärt ſich dies dahin, daß dieſelben weniger im pathetiſchen Sinne, als vielmehr zu erotiſchen Scherzen dienen. Beliebt iſt der Wechſelgeſang, im Style der beiden angeführten Proben.

Er:

Freundin, mit dem Kopftuch auf einer Seite,
Langſam, denn du verbrennſt das Dorf.
So viel Burſchen darin ſind,
Haben ſie Liebe zu dir.

Sie:

Was thue ich in dem armen Dorfe,
Wenn ich hin und her wandle?
Was haben ſie? Mögen ſie Böſes finden,
Daß ſie mich Aermſte nicht (in Ruhe) laſſen.

Ein Wechſelgeſang, wie er unter den mohammedaniſchen Pulati gang und gäbe iſt, lautet:

Er:

Ein albaneſiſches Mädchen
In köſtlichem Gewand
Geht einher mit reizender Anmuth.
Mädchen mit den dunklen Augen
Gieb mir einen Kuß.
Du küſſeſt mich und verläßt mich?

Digitized by Google

Sie:

Wenn ich dich geküßt,
Was haſt du gewonnen?
Meine Seele wird vom Feuer verzehrt!

Die Mädchen vom Stamme der Clementi ſingen melancholiſch:

Wenn ich, eine Jungfrau, ſterbe,
Begrabe mich unter dein Lager.
Wenn du zur Ruhe gehſt,
Ruhe ich an deiner Bruſt.

In mehr friſchem, naivem Tone iſt auch ein bekanntes albaneſiſches Werberlied gehalten, in welchem es heißt:

Lo, lo, lo, lo, lo....
Ich komme, ſei ſtill
Und ſchweig!
Ich komme, ich laufe,
Oeffne die Thüre,
Daß ich eingehe. — — —
Klariotte mit den dunklen Augen,
Oeffne, daß ich eingehe,
Ich will zu dir kommen — — —
Lo, lo, lo, lo, lo....
So höre doch, meine Seele!

Damit iſt aber auch der höchſte poetiſche Effect erzielt. In der Regel iſt der Albaneſe nicht von blaſſer Sentimentalität angekränkelt und ſein Liebesſchmerz ſcheint in pathologiſcher Beziehung zu ſeinem Magen zu ſtehen, wie nachſtehende Probe deutlich darthut.

Ach, was muß ich doch ertragen!
Meine ganze Sippſchaft bringt
Mir Mehlſpeiſen her und ringt
Ihre Hände, zu beklagen
Mich, damit ich nur geſunde
Von dem Jammer und der Pein,
Die du mir machſt, du allein,
Mädchen mit dem Schachtelmunde!

Von häuslichen Sorgen bedrückt, mißachtet und den ewigen Gefahren der Blutrache ausgeſetzt, welche ihr Heim vernichten, ihre Familie in alle Winde verſprengen kann, verbringt die Albaneſin ihr kümmerliches Leben zumeiſt daheim in ihrer Hütte. Dieſes iſt ein einſtöckiger Steinbau, mit der Vorrathskammer oder dem Stalle im Erdgeſchoſſe, über welchem der Wohnraum liegt. Hier ſitzt ſie tagelang bei ihrem Webſtuhl, oder bei ihrer

Digitize

Korbflechtarbeit. Zieht der Mann in den Kampf, so begleitet sie ihn, schafft die Verwundeten fort und trägt Schießbedarf oder Wasser zu. Die Sorge einer Kinder-Erziehung drücken sie nicht, und mit zwanzig Jahren — zur Matrone eingeschrumpft — wird sie zum überflüssigen Hausmöbel .... Den einzigen Tribut der Zärtlichkeit erfährt sie auf der — Bahre. Er wird ihr von den Frauen dargebracht, die ein Klagelied anstimmen. In einem solchen heißt es:

Schöne, goldene Gerte, wie die Frauen der Stadt.
O, Schöne von Gesicht, wie das Steinhuhn auf der Spitze des Felsens.
O, du schnelle, wie ein Weberschiffchen, wo wirst du dein Leben zubringen?
Steinhuhn auf dem rothen Felsen, Brautschatz, zurückgelassen in der Truhe,
Wo wirst du den Sommer zubringen, geschieden von deinem (Ehe-)Herrn?
O schöne, leichte Rede, du warst eine Braut mit Züchtigkeit.
O du Aufgeschossene wie der Grashalm und geläutert wie das Gold —
Freudenlose, die du dich nie gefreut, die du dein Leben nicht vollbracht hast ...

* * *

Viel interessanter und abwechslungsreicher gestaltet sich das Frauenleben der Griechen, dem culturell hervorragendsten Volke der Balkan-Halbinsel. Es ist bekanntlich eine mißliche Sache, von einem berühmten Vater abzustammen. Bei Trägern gefeierter Namen pflegt man in der Regel nach irgend einem leuchtenden Vorfahr den geistigen Maßstab anzulegen, und wenn dann der bescheiden geartete und nicht minder bescheiden beanlagte Epigone den hohen Erwartungen nicht entspricht, dann bricht man über ihn den Stab, wenn er im bürgerlichen Leben auch einen ganz tüchtigen Durchschnittsmenschen abgiebt. Die Welt hat sich in gewisse Vorstellungen eingelebt und opfert nur ungern die gewonnene Illusion; sie rümpft im Falle der Täuschung hochmüthig die Nase und sagt: »Welch' trauriges Mißverhältniß!«

Wie die Individuen, so die Völker. Speciell jene, an denen hochclassische Erinnerungen haften, sind übel daran; denn eine gewisse Gattung von Völkerkundigen sträubt sich mit seltener Beharrlichkeit gegen allen Wechsel in den Erscheinungen, und sie will die Völker immer nur im Lichte ihrer respectiven Glanzepochen sehen. Das giebt aber selten eine gute Beleuchtung, weil der classische Zopf die Dinge in ganz anderem Zustande erblickt, als er sie seinen theoretischen Voraussetzungen nach erblicken sollte. Daß zwei- bis dreitausend Jahre vollkommen geeignet

Digitized by Google

ſind, eine Welt umzuformen, ficht ihn nicht an, denn der Claſſiker iſt unerſchütterlich conſervativ .... In dieſem Sinne hat kein Volk ſo viel Böſes erfahren, als die Neu-Griechen, denen bekanntlich der gelehrte Fragmentiſt J. Ph. Fallmerayer ihre helleniſche Abſtammung ſchlechtweg abſtritt. Moderne Linguiſten (darunter der treffliche Dr. Fr. Miklosich) haben freilich überzeugend nachgewieſen, daß die Annahme, das griechiſche Idiom wäre durch die ſlaviſchen Invaſionen beeinflußt worden, auf einem groben Irrthume beruhe. Das konnte aber für das große Publikum nur eine ſehr problematiſche Ehrenrettung ſein, denn dieſes kümmert ſich wenig um gelehrte Unterſuchungen und deren Reſultate, wenn allgemeine Vorurtheile und der lebendige Eindruck des Beſtehenden, Gegenwärtigen, ſeine Vorſtellungen beſtimmend beeinfluſſen. Seitdem der philhelleniſche Furor, der vor mehr als einem halben Jahrhundert die ganze civiliſirte Welt mit elementarer Gewalt erfaßt hatte, mehr und mehr verrauſcht war, mußte man ſich bald das demüthigende Selbſtgeſtändniß machen, daß die hausbackene Schulweisheit und der Profeſſoren-Idealismus hier ziemlich über das Ziel hinausgeſchoſſen hatten. Man hatte für die edlen Epigonen des Epaminondas und Pelopidas geſchwärmt, und fand ein verwahrloſtes, durch Knechtung entwürdigtes Geſchlecht; man ließ ſich vom Schimmer eines Apelles, Pindar und Praxiteles beſtricken und ſah viel zu ſpät die kymmriſche Finſterniß, die Volk und Land umhüllte. Wohl konnte man auch ſpäterhin dem nach Freiheit ſtrebenden und mit vorzüglichen kriegeriſchen Tugenden ausgeſtatteten Griechenvolke die Achtung nicht verſagen; näher betrachtet, ging aber dieſe Tapferkeit faſt bei jeder Gelegenheit in unmenſchliche Grauſamkeit über, und hält man diesfalls die Griechen ihren Bedrückern, den Türken, vergleichsweiſe gegenüber, ſo gelangt man zu dem Schluſſe, daß beide Gegner einander werth waren.

Seitdem iſt ein halbes Säculum verſtrichen und die Civiliſation ließ langſam, aber conſtant ihre Segnungen auch auf Hellas niedergehen. Die claſſiſchen Geſtalten konnten nicht gefunden, auch nicht wiedererweckt werden, denn andere Zeiten ſchufen andere Menſchen. Die heutigen Griechen ſind eben nicht mehr und nicht weniger als das Product ihrer eigenen halbbarbariſchen Vergangenheit und der abendländiſchen Cultureinflüſſe. Dies eine betrübende Erſcheinung zu nennen, wäre entſchieden ungerecht, denn

Digitized

unser modernes Culturleben verträgt nicht jene classischen Reminiscenzen, mit denen die Theoretiker sich und den Gegenstand ihrer Betrachtung drapiren und so von einem Anachronismus in den anderen fallen. Die Doppelerscheinung der autochthonen Halbcultur und der fremden civilisatorischen Einwirkung läßt sich auch bei den Griechen am besten dort beurtheilen, wo eben diese Erscheinung unmittelbare Eindrücke hervorbringt — in der Familie, deren Mittelpunkt, wie überall in der Welt, das Weib ist....

Wer über griechische Frauen ein selbstständiges und zutreffendes Urtheil sich bilden will, muß sich vor nichts so sehr hüten, als vor Aufstellung eines allgemeinen Typus. Es ist immer etwas ganz Anderes, je nachdem man eine »Hellenin« oder Bewohnerin des Königreiches vor sich hat, oder eine Insel-Griechin, oder vollends eine vornehme Repräsentantin jenes Geschlechtes, das dem Christenviertel am Goldenen Horn, Pera, seinen ganz eigenthümlichen socialen Stempel aufdrückt. Die Griechin des Festlandes steht sittlich verhältnißmäßig am höchsten; sie fühlt die Hand eines meist sehr strengen und nicht minder eifersüchtigen Gemals auf sich lasten, und fügt sich willig einem unter Umständen selbst tyrannischen Hausregimente. Ersatz für solch' harte Stellung findet sie in den lauten und zahlreichen Lustbarkeiten, für die der Nord-Grieche eine ganz ungewöhnliche Leidenschaft hat.... Die Peloponnesierin genießt entschieden größere Freiheiten wie ihre festländische Schwester. Sie fühlt weniger hart das Ehejoch, und bei dem allgemein herrschenden liebenswürdigen Verkehre, bei den feinen Manieren, die den Peloponnesier auszeichnen, drücken auch auf die Frauen die alltäglichen Sorgen nicht so sehr, wie dort. Der merkbarste Unterschied besteht übrigens darin, daß eine peloponnesische Familie ihre Kinder so rasch als möglich in die Fremde schickt, während der Nord-Grieche, wie beispielsweise der Athener, seine Familienglieder stramm beisammen hält, um ihnen daheim die Wege zu Besitz und Stellungen zu ebnen.... Noch lockerer gestalten sich die Familienbande auf den griechischen Inseln. Hier lebt ein im steten Kampfe mit den Menschen und den Elementen aufgewachsenes, wetterhartes Geschlecht, das in Folge der Zugänglichkeit seiner Heimatsbezirke früh die Barbareien und schweren Schläge zahlloser Kriege über sich ergehen lassen mußte. Dafür traten die Insel-Griechen viel

Digitized by Google

früher als alle übrigen mit den Europäern in Verkehr, der bis auf den Tag von wohlthätigstem Einflusse war. Die Insel-Griechin ist viel stolzer als ihre festländische Schwester; lebhaften Temperaments und von Kindheit auf fremden Einflüssen ausgesetzt, entwickelt sich ihr Charakter viel selbstständiger, und ihre Strebungen durchbrechen sogar zuweilen den engen Kreis des Familienlebens. Die Jonierinnen beispielsweise sind bekannt für ihre Liebe zur Musik und ihre sonstige höhere geistige Regsamkeit. In den großen Städten der Inseln hat sich allerdings mit der Zeit ein soziales Leben von jener eigenthümlichen Localfarbe entwickelt, das wir specifisch »perotisch« nennen möchten, das heißt: es zeigt fast alle jene Zerrbilder moderner Fashion und des europäischen Culturlebens, wie sie an der vornehmen griechischen und levantinischen Gesellschaft zu Pera zum Ausdrucke gelangen. Dadurch wird die Perotin zu einem Typus für sich, den wir weiter unten flüchtig skizziren werden.

Nach dem unumstößlichen Grundsatze, daß die soziale Stellung des Weibes der betreffenden Gesellschaft, oder dem Volke, dem es angehört, seinen sittlichen Werth giebt, können wir die Griechin, trotz der löblichen Culturbestrebungen, die in ihren Heimatsgebieten zum Durchbruche gelangt sind, von den Orientalen nicht trennen. Verhältnißmäßig besser als die Süd-Slavin und Türkin gehalten, und hoch über ihrer Stammverwandten, der Albanesin, stehend, spielt in der Familien-Gemeinschaft gleichwohl nicht sie, sondern ihr Gatte die dominirende Rolle. Er ist ihr »Herr« und vor dem Hausgesinde wird sie ihn nie anders als »unseren Gebieter« nennen. Specifisch orientalisch ist die Sitte, daß die Frau den Mann während der Mahlzeit bedienen muß. Natürlich haben wir hier nur das Weib aus dem Volke vor Augen. Diese gewohnheitsgemäße Dienstbeflissenheit geht so weit, daß die Hausfrau ungebeten ihrem Gatten zu jeder Cigarrette das Streichhölzchen oder die Kohle zu reichen pflegt. In Nord-Griechenland, wo das Landvolk allezeit kriegerischer Art war und jedes Wohnhaus einem kleinen Arsenale gleicht, obliegt den Frauen auch die Sorge für die Instandhaltung der Waffen. Dafür ist in Griechenland mehr als sonstwo die Eltern-, Kindes- und Geschwisterliebe entwickelt, und nichts wirkt auf den Fremden, neben aller sonstigen patriarchalischen Sitteneinfachheit, die ihn umgiebt, wohlthuender als die Hochschätzung der Familienbande.

Digitized

Three-quarter length figure of Christ in Majesty, from the Abbey Church of Conques, France, c. 1120–30. Christ is shown with the symbols of the Four Evangelists.

Relief Sculpture in which the figures project from a background. In **high relief** the figures project more than half their depth; in **low relief** they project less than half their depth.

faſt ausnahmslos Alle, namentlich die blauäugigen Peloponneſierinnen am Taygetos, deren goldige Lockenfluth ſo maleriſch an den weißen Obergewändern herabfließt, nachdem ſie ſich der Feſſel des blauen goldgelb gemuſterten Kopftuches entwunden hat. Aber dieſe lieblichen Geſchöpfe ſind ſcheu wie die Gazellen. Kaum, daß ſie ſich dazu finden, dem fremden Gaſte einige ihrer melancholiſchen, meiſt im näſelnden Tone vorgebrachten, im Uebrigen aber gefühlsinnigen Nationallieder vorzutragen. In dieſer Beziehung unterſcheiden ſie ſich ganz weſentlich von ihren weſtlichen ſüdländiſchen Schweſtern, den Italienerinnen und Spanierinnen, deren naive Ungebundenheit und entzückende Schelmerei ſo oft das Hauptthema frauenkundiger Reiſebriefſteller bildet. Auch hinſichtlich dieſer faſt linkiſchen Schüchternheit möchten wir den Einfluß orientaliſcher Sitten und Lebensanſchauung geltend machen. Wo die europäiſchen Einwirkungen weniger fühlbar geworden ſind, prägt ſich im Lebenslauf des Mädchens viel orientaliſches Weſen aus. Die Jungfrauen, wie überhaupt die Frauen im Allgemeinen ſind ſo ſehr auf die vier Pfähle des elterlichen Heims beſchränkt, daß die junge Welt kaum in intimere Beziehungen zu treten vermag. Auch die Romantik, die bekanntermaßen ſelbſt in dem viel nüchternen Europa ſehr oft allen Plänen der bedachtſamen Eltern energiſch vorgreift, ſpielt im ſonnenheiteren Hellas keine Rolle. Directe Brautwerbungen kommen höchſt ſelten vor; meiſt übernimmt ein Freund oder Verwandter, ganz ſo, wie es bei den meiſten übrigen morgenländiſchen Völkern der Fall zu ſein pflegt, die Vermittler-Rolle. Ferner iſt die Gepflogenheit (die namentlich auf der Inſel Chios ſehr im Schwange iſt), noch gar nicht geborne, oder im zarteſten Alter ſich befindende Kinder einander zu verloben, entſchieden aſiatiſcher Provenienz. Da es in manchen Gebieten Griechenlands noch heute Brauch iſt, daß ein junger Mann nur dann die Hand der Tochter erhält, wenn er deren Vater weſentliche Dienſte erwieſen hat, ſo läuft diesfalls die Ehe eigentlich auf ein Kaufgeſchäft hinaus. Thatſache iſt, daß beiſpielsweiſe in Meſſenien und Lakonien das junge Ehepaar keine Mitgift ſeitens der Eltern der Braut erhält, ſondern dieſelbe vielmehr der Bräutigam beſchaffen muß. Wo ſolche Einrichtungen nicht beſtehen, wie in den meiſten Gebieten Nord-Griechenlands und auf den Inſeln, beſteht die Mitgift ſelten in klingender Münze oder in geſchloſſenen Liegenſchaften;

Digitize

es sind dann so und so viele Oelbäume (wie in Attika) oder Citronenbäume (wie im poriotischen District), die dem Paare zur Nutznießung zugewiesen werden.

In den Hochzeits-Gebräuchen verräth sich gleichfalls die orientalische Lebensanschauung, namentlich in dem Uebermaß von Symbolik, die hierbei zum Ausdrucke gelangt. Die Ehen sind fast immer auf einen bestimmten Bezirk, ja sogar auf ein Dorf beschränkt, dem nationalen Sprichworte gemäß: »Nimm den Schuh aus deinem eignen Dorfe, mag er auch geflickt sein« .... In manchen Dingen sind die Griechen viel strenger — was jedenfalls überrascht — als die sittigen Nord-Europäer. Mädchen, die Fehltritte begangen, sind förmlich geächtet und laufen Gefahr, ihr ganzes Leben in Abgeschiedenheit vertrauern zu müssen. Orientalisch ist die Einrichtung, daß Ehen spielend gelöst werden können; dagegen kommen — was wieder nicht orientalisch ist — illegitime Verhältnisse gar nicht vor, da solche von der Gesellschaft verpönt sind, allerdings erklärlich, wenn man bedenkt, daß in Griechenland selbst der ärmste Schlucker und Jünglinge ohne Stellung, Geld und Erfahrungen heiraten. Die auffallendste und härteste Sitte ist aber zweifellos die, daß Witwen, seien sie noch so jung, an eine Wiederverheiratung niemals denken. Eine Witwe legt ihr ganzes Leben die Trauerkleidung nicht ab; sie wird weder bei Versammlungen noch an öffentlichen Orten gesehen und schließt sich in ihr Haus ein, wo sie für ihre Kinder sorgt. Verwitwete Frauen, die kinderlos geblieben sind, suchen oft die Einsamkeit eines Klosters auf, wo sie ihre letzten Lebenstage freudlos verbringen ....

Damit hätten wir das Wichtigste aus dem Leben der National-Griechin erschöpft. Eine ganz andere Pflanze ist aber die Perotin, die fashionable Repräsentantin der levantinischen und griechischen Cirkel zu Pera. Nichts ist für den Europäer erheiternder als die Art, wie Mode, Umgangsformen, Conversationston und der ganze complicirte Apparat des gesellschaftlichen Verkehrs nach europäischem Muster in den levantinisch-griechischen bon ton umgemünzt werden. Jede Perotin, oder Levantinerin überhaupt, spricht französisch; sie spricht es mit einer gewissen Nonchalance, ohne die Härten der landesüblichen Aussprache zu verdecken. Sie bewundert übrigens Alles, was französisch ist, freilich ohne die Gegenstände oder

Digitized by Google

Angelegenheiten ihres Enthuſiasmus ſelbſt zu kennen. Die Levantinerin rührt nämlich nie ein Buch an; ſie lieſt nicht, weil ihre ſchönen Augen, wie wir gleich ſehen werden, den ganzen lieben Tag zu thun haben, und weil ſelbſt in dem geiſtreichſten franzöſiſchen Buche jene Welt nicht zerfaſert iſt, in der ſie ausſchließlich lebt. Dieſe Welt aber iſt eben wieder die ſpecifiſch levantiniſche — ein Mikrokosmos, der an Beſcheidenheit hinſichtlich ſeiner räumlichen Ausdehnung das großartigſte leiſtet.

Die Welt, in der die Levantinerin herrſcht, iſt das »Schahniſchin«. Auf dieſem »Königsſitz« iſt ſie die wahre Königin, indem ſie über die endloſe Schaar ihrer Anbeter Tag für Tag, vom Sonnenaufgange bis zum Untergange, Muſterung hält. Schahniſchin nennt man jene ſtark ausladenden Vorbauten an den Häuſern in Pera und in den übrigen großen Städten der Levante, die ihnen ihr charakteriſtiſches Ausſehen verleihen. Es ſind Erker, aber nicht von der traulichen Beſchaffenheit gleich jenen an altdeutſchen Bürgershäuſern. Das Schahniſchin iſt hoch und weit; es beſitzt mehr Fenſterfläche als Mauerwerk, ja, es iſt eigentlich nur ein winziges Gewächshaus, in der die levantiniſche Blume knoſpet, blüht und verwelkt .... Im Schahniſchin verbringt nämlich die Levantinerin ihr ganzes Leben. Sie ſchwärmt von Paris, ſie läßt ſich von dort ihren koſtſpieligen Toilettebedarf kommen, und läßt ſich von ihren Galans erzählen, wie eine Soirée beim Präſidenten der Republik ausgefallen, und daß Gambetta noch immer nicht geheiratet habe. Sie gelangt aber nie in dieſes Mekka ihrer irdiſchen Wünſche, es wäre denn, ſie gehörte einer diplomatiſchen oder überhaupt einer Familie an, die mit dem Abendlande regere Beziehungen unterhält .... Im anderen Falle — und er iſt die Regel — iſt das Schahniſchin ihre Welt. Als junges Mädchen lugt es von Früh bis Abend nach den drolligen Pflaſtertretern aus, die von Erker zu Erker blicken, und keiner dieſer Einfaltspinſel erſcheint ihr ſo lächerlich, daß ſie ihn nicht eines aufmunternden Blickes, einer verliebten Geſte werth hielte. So wächſt ſie heran, ſie wird immer ſchöner und reizender, ein wahres Ebenbild Aphroditens, aber die Blüthe, die ſich da vor hundert gierigen Augen entfaltet, iſt faſt immer duftlos. Dennoch iſt ſie umſchwärmt; ſie bekommt die erſten Anträge, je mehr, deſto beſſer, denn die Wahl iſt ſchwer und materieller Beſitz ausnahmslos entſcheidend. Rückgängig gemachte

Digitized

Verlobungen gehören zur Tagesordnung und ſie ſtören nicht im geringſten den geſellſchaftlichen Verkehr der betroffenen Individuen oder Kreiſe. Ein Bräutigam erſetzt den andern, eine Braut die andere. So geht dieſes Spiel fort, bis ſich die richtigen treffen und der Prieſter den Bund einſegnet.

Damit beginnt die zweite Lebens-Etappe der Levantinerin. Wenn ſie bis dahin im Schahniſchin ſaß, um ihr Glück zu erhaſchen, ſo poſtirt ſie ſich nun in die Erkerniſche, um Bewunderer anzulocken. Sie will geſehen werden, und ſie wird geſehen, denn ſie hat eine große Clientel von Hausfreunden, die ihr ebenſo geiſtlos den Hof machen, als ſie — geiſtlos iſt. Wird ſie älter, ſo nimmt die Zahl ihrer Verehrer natürlich ab, ihre Zungenfertigkeit aber zu. Sie mediſirt nun und an Thema kann es ihr nicht fehlen, denn wie ihr Haus, iſt auch das gegenüber-, neben- und entfernterliegende gebaut, das heißt: jedes hat ſeinen Glaserker, in die man eben ſo gut hinein- als herausſieht. So werden die unglücklichen jüngeren Opfer nachbarlicher Schahniſchins Tag für Tag abgeſchlachtet, natürlich mit zunehmender Grauſamkeit, denn jede enteilende Stunde ſetzt ein — neues graues Haar in die einſt ſo prächtige blauſchwarze Lockenfluth. Obwohl die Levantinerin von Kindheit auf bis in ihr reifſtes Alter nie das beſeſſen hat, was man »Herz« nennt, giebt ſie gleichwohl nie die Hoffnung auf, Eroberungen zu machen, wenn dieſe auch nur darin beſtehen ſollten, daß der gefangene Hecht ihr zierlich und manierlich — einige friſche Oliven credenzt. Andererſeits iſt ein Mann nie zu alt, um nicht auf ein heiratsfähiges Mädchen, namentlich wenn er reich iſt, unnennbare Anziehungskraft auszuüben. So iſt der Jungfrau ſchließlich jeder willkommen, der ſie zum Altare führt — der Frau jeder Galan, der Lackſtiefletten und Glacéhandſchuhe trägt und in der chronique scandaleuse bewandert iſt .... C'est la vie d'une Levantine ....

* * *

In unleugbarer Geſchlechts-Verwandtſchaft mit der Levantinerin ſteht die moderne Rumänin. Auch bei ihr überwiegt der Schein, das Beſtreben, jenes Cultur-Modell aus der fernen Seineſtadt nachzuäffen, an dem ſie freilich nur den äußeren Schimmer wahrnimmt, nicht aber den inneren Gehalt, das Gefühls- und Geiſtesleben mit Allem, was damit

Digitized by Google

zusammenhängt. Wenn man sieht, wie die vornehme Rumänin ihre französische Schwester copirt, wird man förmlich zum Widerspruche herausgefordert. Eine Pariserin ist am Ende doch etwas mehr, um der Schönen an der schlammigen Dumbowitza zum Modelle schaler Aeußerlichkeiten zu dienen. Wir denken auch, daß jener weit mehr damit gedient sein dürfte, an ihr, neben den glänzenden Seiten ihrer physischen und geistigen Erscheinung, auch die ihr anhaftenden Mängel zu beleuchten, anstatt — wie die Rumänen es thun — aus dem köstlichen Originale lächerliche Zerrbilder herauszuschneiden. Ein Deutscher darf aber solchen Frevel nur leise aussprechen, will er nicht, daß die dacoromanische Pseudo-Französin ihren köstlichen Mund zu einem verächtlichen »l'ours allemand« öffne.

Gleichviel, wir müssen der Wahrheit gerecht werden. Zunächst ist es ein Affront für die französische Familie, wenn die Rumänin sich erdreistet, die ihre auf gleiche Stufe zu stellen. Die häusliche Erziehung ist hier ganz anders zugeschnitten, das heißt: sie besteht eigentlich gar nicht, oder ist so bescheidener Art, daß selbst wir germanische Barbaren uns für dieselbe bedanken müßten. Dies ficht aber die Rumänin kaum an, denn — gleich der Französin ist sie Herrin in ihrem Heim, um die sich alle Unterhaltung, alles Gefühls- und Geistesleben dreht. Daß das erstere nicht in die Tiefe geht, das letztere nicht nach der Höhe strebt, ist wohl glaublich. Was die Rumänin Gefühlsleben nennt, ist nichts weiter als seichtes, sinnliches Getändel. Ein französischer Schriftsteller, der bei seiner Ankunft in Bukuresicht bei einer jungen Dame Anfrage hielt, mit was die schöne Welt in der »Freudenstadt« sich eigentlich den ganzen Tag über beschäftige, erhielt die bezeichnende Antwort: »Nun, man beschäftigt sich mit der Liebe, oder spricht doch davon« ....

Wie überall im Oriente — und Rumänien darf man wohl noch dazu rechnen — sind die conservativen Elemente die besten. Wo sich in den alten Bojarenfamilien noch das ursprüngliche patriarchalische Leben geltend macht, vermißt man wenigstens gewisse Haustugenden nicht, und die Rohheit der Sitten gelangt weniger scharf zum Durchbruch. Die Bojarenfamilie nach altem Schlage ist im hohen Grade gastfreundlich, und zwar nicht dem Fremden allein gegenüber. Wo Reichthum ist, da wuchert das Unkraut der Schmarotzer-Bojaren wild empor. Der Gastgeber aber

kennt die Tugend der Sparſamkeit nicht, und ſo träufelt der Goldregen in allen Geſtalten dem Naſchenden in den Schooß, ganz abgeſehen von den Summen, die jener dem Spielteufel Nacht für Nacht opfert. Die Spielwuth beherrſcht aber auch ganz Jung-Rumänien, und neben ihr erweiſt ſich für ein geordnetes, ſittliches Familienleben höchſtens noch ein zweites nationales Gebrechen als hochgradig ſchädlich — die lockeren ehelichen Beziehungen. Das geſammte Rumänenthum zeichnet ſich durch eine hochgradige Ueppigkeit aus. Dieſe Ueppigkeit manifeſtirt ſich in erſter Linie in der notoriſchen Lernfaulheit beider Geſchlechter, dann in der unerſättlichen Lebensluſt und zuletzt in all' jenen ſocialen Ausſchreitungen, die für Rumänien ſprichwörtlich geworden ſind. Der Sinnenkitzel der Rumänin muß ſogar durch ihre todte Umgebung ſtets wach gehalten werden, das heißt: jene darf in ihrem Heim nichts vermiſſen, was ihre Phantaſie — die freilich allemal ausſchweift — rege erhält. Daher auch dieſe pompöſe Pracht in den Bojarenhäuſern, die nur den einen Fehler hat — fabelhaft geſchmacklos zu ſein. Einer echten Rumänin iſt ihr Boudoir niemals überladen, mögen auch die Etagères mit den koſtbaren Porzellanvaſen und Nippes brechen, die Smyrnaer Teppiche den Salon in ein Magazin verwandeln, und Gold und Damaſt auf Schritt und Tritt im Wege ſtehen. Bezeichnend iſt übrigens auch, daß zwar, was Silber und Gold anbetrifft, unerhörter Luxus getrieben wird, dagegen Kunſtobjecte, wie Bilder, Statuen, Bronzen, Majoliken, Antiken — alſo lauter Gegenſtände, die nicht durch ihre äußere Pracht wirken, ſondern dem Beſitzer in Folge ihres inneren Werthes theuer ſind — faſt ganz fehlen. Da die pſeudo-künſtleriſchen Velleitäten jedes geſunde Behagen an den Schönheiten der Natur total paralyſiren, ſo findet man in Rumänien leider wenig anheimelnde, erquickende Gärten. Ja, wenn es Bäume aus Gold — wie der fabelhafte abbaſſidiſche Chalifenbaum zu Bagdad — oder Jasminhecken aus Silber gäbe, dann freilich wäre die Rumänin die erſte, die ſich hinter ihrem Prachtkäfig, das man ein Bojarenpalais nennt, derartige Lauſchplätzchen anlegen ließe, um ſich »mit der Liebe zu beſchäftigen, oder doch von ihr zu ſprechen« ....

Vollends zügellos iſt die Rumänin im Punkte des Toilettenluxus. Aber auch hier geht die Sucht, ſeinen Reichthum zu zeigen, häufig, oder faſt immer, dem guten Geſchmacke vor. Es iſt der einzige Fall, wo man

ſich nicht gar ſo ängſtlich an das Pariſer Vorbild hält, dem man hinſichtlich der Wahl der Stoffe, des Schnittes der Kleider und Arrangement des Schmuckes doch wohl nicht den Vorwurf der Geſchmackloſigkeit machen kann; da wird die Mode »corrigirt«, wie im Spiele — das Glück .... Das Zerrbild geſtaltet ſich aber noch viel häßlicher, wenn man die an ihm vorkommenden Contraſte etwas greller beleuchtet. Wenn in den Pariſer Salons Unſummen daraufgehen, ſo ſind zur Beſtreitung ſolches Luxus am Ende Millionen Hände thätig. Der Reiche vergeudet — allerdings weniger barbariſch protzig als der Bojar — der Bourgeois arbeitet, verdient entſprechend und lebt in verhältnißmäßig beſcheiden-glücklichen Verhältniſſen. Conſumtion und Production gerathen nie in ein Mißverhältniß, ja, letztere iſt immer ein Beträchtliches voraus. In Rumänien liegen aber die Dinge gerade verkehrt; man braucht aus irgend einem Bojaren-Salon, in welchem üppig getafelt wird, berauſchende Muſik erklingt und ein Diamantenhimmel eine lebensluſtige und flott vergeudende Geſellſchaft feenhaft überſchimmert, nur auf die Straße hinabzublicken, um ſich dieſer faulen Situation ſofort bewußt zu werden. Hier iſt vom Reichthum zum traurigen Elend nur ein Schritt .... Im Bereiche des üppigen Glanzes hungern tauſend Niedergeborne und ihr Lager ſind keine Roſenpfühle, ſondern harte, mattenloſe Bretter. Das wäre freilich nur ein ſociales Gebrechen, dem man in jeder Großſtadt auf Schritt und Tritt begegnet. Ganz abgeſehen davon aber, daß Bukureſcht nichts weniger denn eine Großſtadt iſt, braucht man nur einen Rundgang durch die Straßen zu machen, um überall auf die Zeugen orientaliſcher Schmutzwirthſchaft zu ſtoßen. Die Straßen ſind krumm, voller Löcher und Pfützen; oft

Rumänin.

ſtrauchelt der Fuß an einem faulenden Pfoſten, den zu entfernen Niemand einfällt, oder man ſtößt mit dem Kopfe an einen baufälligen Vorbau. Etwas Unfläthigeres als eine Bukureſchter oder Galatzer Straße kann man ſich gar nicht vorſtellen .... Und an dieſe Cloaken ſtoßen nicht nur die Paläſte, nein, ſie bilden ſogar einen befremdenden Uebergang zu dem faſhionablen Rendezvousplatz der Bukureſchter Welt, dem Kiſſelew'ſchen Parke. Er dehnt ſich nur wenige Schritte vor der Barrière Podu mogoſcheu. Wer dieſen Park betritt, ohne vorher Bukureſcht geſehen zu haben, glaubt, ſich in einer Großſtadt des Occidents zu befinden, und ahnt nicht, daß die rumäniſche Capitale eigentlich nur ein großes Dorf iſt. Auf der die Gartenanlagen durchſchneidenden Chauſſee rollen in zwei Reihen nebeneinander die Equipagen der Bukureſchter vornehmen Welt. Ueberall Licht und Glanz, prächtige Frauenköpfe, Diamanten und funkelnde Augen — nirgends anheimelnde Natürlichkeit, ein naiv blickendes Mädchengeſicht, ein ſchmuckloſes Haar, eine beſcheidene Blume. Wem dieſe farbige Welt poetiſch anmuthen kann, der möge in einem Juwelierladen Dienſte nehmen und dort ſein Leben zubringen. Dem Culturmenſchen aber, der zwar die ſchöne Form, ſchon ihres äſthetiſchen Werthes halber, liebt, dabei aber auf den inneren Gehalt nicht verzichtet — dem iſt das Bukureſchter Leben nichts mehr als ein Carneval, eine langweilige Komödie ....

Um nicht mißverſtanden zu werden, wollen wir ſogleich hinzuſetzen, daß die Zahl der vornehmen Familien, auf welche dieſe Schilderung nicht paßt, in Rumänien eine ziemlich anſehnliche iſt. In ſolchen Fällen wird man gerne Geſellſchaft ſuchen, umſomehr, da die Rumäninnen faſt durchwegs ſich durch große Körperſchönheit und Anmuth der Erſcheinung auszeichnen. Dieſe phyſiſchen Vorzüge finden wir auch bei dem Landvolke, deſſen Leben und Treiben keineswegs ſympathiſcher Züge entbehrt. Die Rumänin iſt körperlich ſehr früh entwickelt und beſitzt dann alle Vorzüge ihrer Race, die man bekanntlich in ethniſche Verwandtſchaft zu den alten römiſchen Coloniſten, oder doch zu den romaniſirten Dakiern ſtellt. Beim Landmädchen kommen Anmuth und Schönheit in Folge der maleriſchen Tracht noch weit vortheilhafter zum Durchbruche als bei der modernen Städtlerin. Dabei iſt jenes die Trägerin aller poetiſchen Empfindungen, die dieſer faſt fremd ſind. K. E. Franzos ſagt: »Das rumäniſche Weib

Digitized by Google

iſt Dichterin! Das Lied freilich, das es in dem einen Momente hinaus-ſingt in die blühende Flur des Südens, um es im nächſten wieder zu vergeſſen, iſt ſehr kunſtlos, ſehr einfach — aber es lebt mehr, weit mehr urſprüngliche Poeſie darin, als in den Verſen ſo manches deutſchen oder franzöſiſchen Modedichters. Dieſer Gabe, die natürlich je nach der Indi-vidualität der Einzelnen mehr oder minder intenſiv iſt, verdankt die Rumänin vielleicht die Elaſticität ihres Weſens; vielleicht müßte ſie ohne dieſelbe verkommen, oder zum Thiere herabſinken. Dieſe Schöpfungen des Augenblicks verſtieben freilich zumeiſt; aber die verhältnißmäßig wenigen, die im Volksmunde fortleben, bilden in ihrer Vereinigung eine ſo reiche, ſo anmuthige Volkspoeſie, wie ſie, als in der Gegenwart blühend, vielleicht keine andere Nation aufzuweiſen vermag.« Auch die Muſik liebt die Rumänin, aber die Geſänge ſind faſt immer tief traurig, klagend — der wahre, untrügeriſche Ausdruck des rumäniſchen Volksgeiſtes. Ganz das-ſelbe gilt vom Nationaltanze, der Hora. Tänzer und Tänzerinnen bewegen ſich ſo gemeſſen und leidenſchaftlos, unzähligemale dieſelbe Figur wieder-holend, daß ein zuſehender Weſt-Europäer leicht Gefahr liefe, hierbei einzuſchlafen.

Die über dem geſammten rumäniſchen Volksleben brütende Melan-cholie dürfte die Grundurſache der großen Trägheit ſein, die dieſem Volke innewohnt. Die Arbeit bürdet der Rumäne faſt ganz dem Weibe auf, dem er freilich die Entlohnung zukommen läßt, ſich, gleich ihm, am Sonntage einen tüchtigen Schnapsrauſch antrinken zu dürfen .... Eine große Rolle ſpielt der Aberglaube im täglichen Leben, ſoweit das weibliche Geſchlecht in Betracht kommt. In Rumänien ſteht das Hexenweſen noch in voller Blüthe, und nicht das naive Landmädchen allein iſt es, das ſich bei einer zahnloſen Sybille das Zaubermittel holt, die Männer zu berücken. Auch die Bojarin holt ſich Rath, doch ruft dieſe mitunter die Polizei zur Intervention, welche gegen die mißliebige Nebenbuhlerin einſchreitet, ſofern ein triftiger Grund ſich auftreiben läßt. Mit ſolchem Wahnglauben ſtehen auch zwei wohlbekannte Volkstypen in Verbindung, die Dragica und die Papaluga. Erſtere, eine ſchöne Jungfrau, phantaſtiſch mit Aehrenkrone, Bändern und Spangen geſchmückt, zieht zur Zeit der Kornreife unter Pauken und Trom-peten und mit großem Convoi auf die Felder, um für ſie den Segen vom

Himmel herabzuflehen. Die Dragica, welche möglichſt viele Dörfer und Felder beſucht, figurirt an dieſem Tage als eine Art gütige Fee, und wer ſie geſehen, iſt davon überzeugt, daß ſeine Feldfrüchte vorzüglich gedeihen werden .... Zur Papaluga, welche in den Zeiten großer Dürre in Action tritt, wird keine erwachſene Jungfrau, ſondern ein Kind gewählt. Man legt dem Mädchen ein aus Gras, Blüthen und Kräutern geflochtenes Hemd an und drückt ihm einen grünen Zweig in die Hand. Der Convoi beſteht nur aus Kindern, und wo die Papaluga hinkommt, wird ſie mit Waſſer beſprengt, während der Zug ein Lied abſingt, in welchem um Regen gefleht wird ....

* * *

Am Schluſſe dieſes Abſchnittes hätten wir nun noch einige Bemerkungen über die Magyarin zu machen. Daß es uns nicht möglich iſt, bei dem überaus knapp zugemeſſenen Raume ein erſchöpfendes Bild von der vielgefeierten »ungariſchen Frau« zu zeichnen, liegt in der Natur der Sache, und die Leſerinnen mögen ſonach mit den wenigen flüchtigen Strichen vorlieb nehmen. Bis zu einem gewiſſen Grade werden ſie auch genügen, denn ſo weit die Vollblut-Magyarin dem modernen Culturleben angehört, das heißt: ſo weit ſie in derſelben Atmoſphäre athmet, wie ihre übrigen europäiſchen Schweſtern und von den gleichen ſittlichen Einflüſſen beherrſcht wird, wären charakteriſtiſche Seiten kaum anzuführen. In einer gewiſſen Beziehung iſt und bleibt aber die Magyarin ein Typus für ſich, der zum Theile fremdartig anmuthet, faſt immer aber in ſeinen Repräſentantinnen einen beſtrickenden Zauber von ſich giebt. An der Magyarin gelangen die Eigenſchaften ihrer Race in viel höherem Grade zur Geltung, als beim männlichen Theile derſelben. Selbſtbewußt und ſtolz in ihrem alltäglichen Auftreten, mehr von der Phantaſie als vom kalten Verſtande gegängelt, iſt ſie hauptſächlich ſinnlichen Regungen zugänglich und allen unmittelbaren, durch ihre elementare Gewalt wirkungsvollen Einflüſſen. Sie beſitzt Geiſt, weil das Leben reger in ihr pulſt; ſie hat Gefühl, weil das warme Blut für die ſtete Wachhaltung reger Empfindung Sorge trägt. Mit dem Manne theilt die Magyarin ein lebhaftes Intereſſe für Alles, was ihr engeres Vaterland betrifft, und die Geſchichte ihres Volkes iſt reich an Zügen aufopfernden Frauenthums. Wir wollen nur nach-

Digitized by Google

folgende Namen nennen: Elizabeth Szilágyi, die Gemalin Janos Hunyady's, Anna Bornemisza (geb. 1626), Helene Zrinyi (geb. 1643), die berühmte Tochter des Grafen Peter Zrinyi und Gemalin Franz Rakóczys; dann Cäcilie Rozgonyi, die »ungarische Jeanne d'Arc«, Clara Székely, Anna Tarczay, die heldenmüthige Vertheidigerin von Tarkö, u. s. w. Nächst der Liebe giebt es kein Gebiet, auf dem die ungarische Frau mehr zu Hause wäre als die — Politik. Hierbei will es uns freilich bedünken, daß auch hier nur der unmittelbare lebendige Eindruck, die Macht des Augenblickes oder die Verve einer momentanen Inspiration bestimmend sind, nicht aber das ernste Raisonnement, die kühle Berechnung und die geschäftsmäßige Speculation. Spontaner Drang durchbricht häufig die Grenzen, welche in solchen Fällen die Besonnenheit zieht. Charakteristisch für die magyarische Frau ist ihr Auf- und Niederschwanken zwischen den Extremen. Wie der echte Ungar die ernstesten Staatsfragen über Bord wirft und jeder Zumuthung in dieser Richtung energischen Widerstand entgegensetzt, wenn irgend ein äußerer Anlaß seine Gefühlswelt entfesselt — wie beispielsweise die nationalen Weisen eines Zigeuner-Orchesters — so opfert auch die Frau der Macht eines momentanen Zaubers ihre Würde, ihren Stolz und den kühlen Gesellschaftston. Dabei streift dieses wunderbare, halb kindliche, halb räthselhafte Wesen oft eine leichte Melancholie, die sie vielleicht noch von ihren ältesten Vorfahren, die echte und rechte Steppenbewohner waren, conservirt hat .... Ein solches Bild zieht erinnerungsheiter durch unser Sinnen .... Bei einsamen Linden, auf deren sanften Zweigen keine honigsuchende Biene mehr schaukelt, schiebt ein brauner Pußtensohn vorsichtig ein marmorbleiches Frauenbild im sammetgepolsterten Rollstuhl über den knirschenden Kies. Abgrundtiefe, fieberfeuchte Augen offenbaren eine fremdartige Gefühlswelt, und die milchweiße Hand, die das schöne Haupt stützt, zeigt feines, himmelblaues Geäder, gleich matten Ultramarinfäden auf Cararamarmor gehaucht. Sonnenstrahlen ziehen flammende Lichtbüschel über die zitternden Haarspitzen des Zobelpelzes, und in den violettsammtenen Falten des schmiegsamen Gewandes schimmert's wie von flüssigem Erze .... So ist sie — ein echtes Kind Ungarns! .... Sonnenhelle Träume umgaukeln sie und zeitweise bebt die Lippe, als flüstere sie ein Petöfi'sches Gedicht. Sie beugt sich zurück und schließt

Digitized

die feuchten Augen, indeß der ſilberverſchnürte Leibhußar das zierliche Vehikel in gleichmäßig trägem Gange über den von zerriebenem Katzenſilber durchſprengelten Granitſand vorwärts bewegt....

Ein anderes Capitel bietet uns das Weib aus dem Volke. Wer den echten Ungar kennt und ſeine guten Eigenſchaften, wie Biederkeit, unbegrenzte Gaſtfreundſchaft, Ehrlichkeit in Geſinnungen und Handlungen — den wird auch das Leben des magyariſchen Bauers auf ſeinen einförmigen Steppen und Culturebenen ſympathiſch anmuthen. Das magyariſche Landvolk iſt phyſiſch und intellectuell prächtig geartet. Ein romantiſcher Zug geht ſelbſt durch ſein alltägliches Leben, und ſeinen Gemüthsäußerungen haften allemal übermäßig Feuer und Leidenſchaft an. Die Mädchen und jungen Frauen ſind Erſcheinungen voll pikantem Reize, Muſterbilder von körperlicher und ſeeliſcher Geſundheit. Dazu geſellt ſich eine ungemein maleriſche Tracht: ein faltenreicher, nicht zu tief herabreichender Rock von rother, dunkelblauer oder ſchwarzer Farbe, darüber eine Schürze, dann ein enges Leibchen mit darüber kreuzweiſe gefaltetem Buſentuche aus weißem Linnen, ein Häubchen oder loſe flatterndes Kopftuch. Charakteriſtiſch iſt die Fußbekleidung: ſchwarze Röhrenſtiefel. Ein natürlicher Schmuck aller Ungarinnen iſt das reiche Haar, das die Frauen um den Kopf gewunden tragen, nachdem ſie es zuvor zu einem Zopfe geflochten, während bei

Magyariſches Landmädchen.

Digitized by Google

den Mädchen die an ihrem Ende mit einer Schleife geſchmückte Flechte zwanglos herabhängt.

Wie bei allen Landbewohnern unſeres Erdtheiles ſind auch für die Ungarin die Mädchenjahre die ſchönſten. Sorglos in die Welt blickend und von ſchmucken Freiern umworben, eilen ihre Jugendtage wie ein ſonniger Traum dahin, bis der richtige Burſche kommt und ſie dem Zauberkreiſe entführt. Die Brautwerbung erfolgt allemal erſt nach vorausgegangener Verſtändigung der jungen Leute unter ſich, und zwar wird jene durch eine eigens hierzu vom Bräutigam beſtellte Perſönlichkeit erwirkt. Es iſt ſtets ein älterer verheirateter Mann, der gerade nicht in einem verwandtſchaftlichen Verhältniſſe zum Bräutigam zu ſtehen braucht. Hat die Vorbeſprechung ſtattgefunden, ſo begiebt ſich der Werber, der entweder von ſeiner eigenen Frau oder von einer Verwandten des Bräutigams begleitet iſt, in das Haus der Erkornen, um ihre Eltern mit dem Zwecke des Beſuches bekannt zu machen. Erfolgt die Einwilligung, ſo erſcheint der Werber nochmals im Hauſe der Erwählten, diesmal aber in Begleitung des Bräutigams, dem ſich auch deſſen Eltern anſchließen. Damit ſind die Hauptſchwierigkeiten, falls ſolche von Anbeginn her vorhanden waren, beſeitigt, und nun folgen einige Formalitäten, die wenig Charakteriſtiſches haben. Der eigentliche Verlobungstag wird erſt jetzt feſtgeſetzt; an dieſem Tage wechſeln die Brautleute die Ringe und ſpenden ſich gegenſeitig kleine Geſchenke, worauf ein intimer Familienſchmaus ſtattfindet .... So weit die Verlobungs-Ceremonie. Bei der Hochzeit geht es etwas origineller her. Schon einige Tage früher haben ſich die zwei, vom Bräutigam beſtellten Brautführer, von denen in der Regel der eine ledig, der andere verheiratet iſt, zu den verſchiedenen Nachbarn und Freunden begeben, um ſie zur Hochzeit zu laden. Mittlerweile ſind auch die mit einem Blumenkranz oder der »Parta« geſchmückten Brautjungfern zur Stelle und der gewählte Hochzeits-Vorſtand übernimmt mit Beginn der eigentlichen Feier die Rolle eines Ordners mit unbeſchränkter Autorität. Alles gehorcht ſeinen Anordnungen. Zur Trauung findet ein doppelter Auszug, aus dem Hauſe der Braut und aus dem des Bräutigams, ſtatt und beide Colonnen treffen erſt vor der Kirche zuſammen. Die Braut iſt möglichſt pompös aufgeputzt, und wenn ſie nicht den einfachen Blumenkranz trägt,

Digitize

ſo ſchmückt das Brautdiadem (Glasperlen und Goldſpitzen oder ſonſtige Stickerei) ihren Scheitel. Alle übrigen Aſſiſtenten beiderlei Geſchlechts ſind gleichfalls mit Blumen, Bändern oder Tüchern geſchmückt. Nach der Trauung geht es zum Hochzeitsſchmauſe, an dem ſich natürlich auch alle Dorf-Honoratioren betheiligen. Einem derſelben fällt auch die Aufgabe zu, die mittlerweile umgekleidete und mit dem Frauen-Häubchen angethane Neuvermälte in gebundener Sprache zu begrüßen. Die junge Frau nimmt zeitweilig neben ihrem Gatten am Ehrentiſche Platz, im Uebrigen aber will es der Brauch, daß ſie perſönlich jede Speiſe den Gäſten unter Abgabe eines Spruches oder Verſes vorſetze. Daß auf den Schmaus der Tanz folgt, braucht wohl nicht beſonders erwähnt zu werden. Es iſt der Cſárdás, jener feurige, wild-leidenſchaftliche, Jugendgluth und überſchäumende Lebensluſt bekundende Nationaltanz, der ſo prächtig die kernige und agreſſive Individualität des Magyaren zum Ausdrucke bringt. In dieſem Wirbel raſt auch die junge Frau wie eine Mänade. Ihre Augen glühen, ihr eingezwängter Buſen wogt, als wollte er die Feſſeln ſprengen, und die ganze elaſtiſche Geſtalt ſchwingt in unvergleichlichen Rhythmen .... Dann ſenkt ſich die Nacht über die unbegrenzte Pußta und melancholiſch ertönt das heimatliche Liebeslied, bis es auf den kußbegehrlichen Lippen erſtirbt und das flimmernde Sternenlicht geiſterhaft in die ſtille Brautkammer des vereinſamten Steppenhauſes fällt ....

Und dieſe Steppe — wie eigenartig iſt ſie, und welch' überraſchende Contraſte ſind in ihrer Natur verkörpert! .... Nur in ihr iſt der Magyar jene lebensvolle Erſcheinung, die ſich, in völkerpſychologiſchem Sinne genommen, kaum irgendwo auf unſerem Erdtheile wiederfindet. Wer die Steppe mit ihrem geheimnißvollen Zauber begreift, dem iſt auch das Volksthum dieſes Stückes Erde wie ein offenes Buch, in welchem nichts Räthſelhaftes, nichts künſtlich Gemachtes zu finden iſt. Die erhabendſten Contraſte prägen ſich in dem Wechſel von erdrückender Einförmigkeit und großartigen Naturſchauſpielen aus. Morgen- und Abendröthen, Gewitter und Luftſpiegelungen bringen in das einförmige Bild Farbe und Bewegung — gerade ſo, wie ein freudiger Anlaß beim Steppler das Einerlei ſeines Daſeins mit elementarer Gewalt durchbricht und ſeine Lebensfreudigkeit entfeſſelt. Gewiß iſt, daß die Formloſigkeit der Pußta jene Melancholie

veranlaßt, die den magyariſchen Volksweiſen eigenthümlich iſt, und die urplötzlich in wilde Ausgelaſſenheit umſchlägt .... Und wenn dann den feurigen Sohn der Haide die Liebe umſtrickt, iſt ſeine Wildheit urplötzlich gezähmt. Wie ſingt doch Petöfy? ....

Meine Phantaſie iſt nicht aus Staub erkoren,
Donner hat erzeugt ſie, Blitz hat ſie geboren; ....
— — — — — — — — — — — — — —
Und wie ein Komet durchſauſte ſie die Haide,
Fand im Wald, auf Felſengipfeln ihre Freude;
In der Wälder Dickicht riß ſie aus die Eichen,
Im Gebirge brachte ſie den Fels zum Weichen.

Wo iſt jetzt der Wildfang? — Neben einer Blume,
Neben dir, o Mädchen, girrt er, dir zum Ruhme,
Wie der kranke Abendwind an blum'gen Borden —
Wilde Phantaſie, wie zahm biſt du geworden! ....

Digitiz

3. Die slavischen Frauen.

Der Familiensinn unter den slavischen Völkern. Die Serben. Zadruga, Domatschin, Domatschiza. Geschwisterliebe und Pathenschaft. Eheschließungen und Entführungen. Die Gattin. Charakter-Eigenschaften der Serbin. Ihre äußere Erscheinung und das Costüm. — Die Montenegrinerin. Unwürdige Behandlung und Mißachtung derselben. Tracht und Typus. — Die Bulgarin. — Die Russin und ihre freie sociale Stellung. Das Leben der vornehmen Russin. „Lediges Witwenthum." Ehe-Angelegenheiten. Formfehler bei der Trauung als Mittel zur Scheidung. Familien-Angelegenheiten. Der „Mir". Der „Domostroi", ein Hausbuch aus dem XVI. Jahrhundert. Eine Sitte aus der Zeit der Leibeigenschaft. Typen und Trachten. Zur Charakteristik der vornehmen Russin. Die geheime Diplomatin. Studentinnen. — Die Polin. Deren leibliche und sociale Vorzüge. Die Polin als Hausfrau. Typische Charakterzüge.

Die große slavische Welt, welche den gewaltigen Erdraum vom Weißen Meere bis zu den Aegäischen Gestaden einnimmt, ist unstreitig die typenreichste unter den Völkergemeinschaften unseres Erdtheiles. Sie zerfällt in zwei große Gruppen, in die Süd- und Ost-Slaven einerseits und West-Slaven andererseits; die Stämme dieser Gruppen scheiden sich indeß ethnographisch nicht immer scharf genug von einander, trotzdem deren Zahl keine unerhebliche ist. Man unterscheidet Serben, Montenegriner, Bosnier, Bulgaren, Kroaten, Raizen, Slavonier, Wenden, Dalmatiner; dann Groß-, Klein- und Weiß-Russen (Ruthenen), schließlich Tschechen, Mährer, Slowaken, Polen, Obotriten, Drowanen und Polaben.

Gewisse Sitten und Gebräuche sind fast allen slavischen Völkern gemeinsam eigen. Hervorzuheben wäre namentlich der ausgeprägte Familiensinn und die damit verbundenen patriarchalischen Einrichtungen, sowie die ziemlich untergeordnete Stellung des Weibes. Das lebendige Interesse an dem Familienwohle findet bei den Serben — mit denen wir uns

Digitized by Google

zunächſt beſchäftigen wollen — ſeinen Ausdruck in der Einrichtung der Hausgenoſſenſchaft (Zadruga). Sie iſt die traditionelle Verbindung einer Reihe von Familiengliedern oder ſelbſt mehrerer verwandter Familien zu gemeinſamer Haushaltung und Güterverwaltung bei Untheilbarkeit des unbeweglichen Vermögens, ohne indeſſen den Nebenverdienſt des Einzelnen zu verhindern. An der Spitze der Zadruga ſteht der von der ganzen Familie gewählte Domatſchin, der jene in allen ihren auswärtigen Angelegenheiten vertritt. Ihm zunächſt ſteht in der ſocialen Rangordnung ſeine Gattin, die Domatſchiza, der es obliegt, die internen Angelegenheiten der Hausgenoſſenſchaft oder Communion zu führen. Sie iſt die Hausfrau im patriarchaliſchen Sinne, die Erzieherin der Kinder und maßgebende Beratherin der älteren Mädchen u. ſ. w. Trotz der beſtehenden Gleichheit der Rechte und Pflichten giebt es gleichwohl einzelne Gegenden, wo die Frauen und Mädchen im Familienrathe keine entſcheidende Stimme beſitzen .... In der Regel iſt die Achtung, welche der Domatſchin genießt, ſehr groß, und die Mitglieder der Zadruga nennen ihn in vielen Gegenden Gospodar (Herr) und küſſen ihm die Hand. Ihm gebührt der Ehrenplatz und der beſte Biſſen an der Familientafel; betritt er die Hütte, ſo erheben ſich Alle; man raucht vor ihm nur mit ſeiner Erlaubniß, Muſik und Tanz dürfen in ſeiner Abweſenheit nicht beginnen.

In gewiſſem Zuſammenhange mit der Hausgenoſſenſchaft ſteht die ſchöne ſerbiſche Sitte der Geſchwiſterliebe, ſpeciell das Verhältniß zwiſchen Bruder und Schweſter. Die Serbin hängt mit wahrer Begeiſterung an ihrem Bruder, und parallel mit dieſer Zuneigung läuft wieder eine andere, der Freundſchaftsbund nämlich, den zwei Männer oder zwei Mädchen aus freier Neigung mit einander ſchließen. Die Wahl zur Bundesbruderſchaft (Probratimſtvo) oder Bundesſchweſterſchaft (Proſeſtrimſtvo) geſchieht in der Regel bei freudigen Anläſſen, bei Hochzeiten, Taufen oder ſonſtigen Familienfeſten. Ein ſolcher Bund, der mittelſt eines Schwures auf Gott und den heiligen Johannes abgeſchloſſen wird, iſt heilig, und der Treubrüchige, oder die Treubrüchige, iſt allemal der Rache des anderen Theiles ausgeſetzt.

Dieſe feſtgefügten patriarchaliſchen Sitten, zu denen ſich noch die gleich heilig gehaltene Pathenſchaft (Kumſtvo) geſellt, bilden die einzigen

Lichtſeiten in der Exiſtenz der ſerbiſchen Frau. Ihre ſonſtige Stellung iſt nämlich eine ziemlich untergeordnete, und gewiſſe Gebräuche beweiſen dies zur Genüge. Solche Gebräuche ſind: der den Frauen auferlegte Handkuß, das übliche Aufſtehen derſelben beim Eintritte des Mannes, die Rolle der Dienſtboten, welche die Frauen bei Gaſtereien ſpielen, bei denen ſie direct nicht theilnehmen dürfen u. dergl. m. Auch in der Wahl des Gatten entſcheidet beim ſerbiſchen Mädchen der eigene Wille gar nichts. Heiraten hängen aber, ſo gut wie alle anderen Angelegenheiten der Hausgenoſſenſchaft, nicht von den Entſchließungen der Eheluſtigen ab, ſondern werden mit Rückſichtnahme auf die Familiengemeinſchaft geſchloſſen. Natürlich bleibt das Recht der Entſcheidung in erſter Linie dem Vater des heiratsluſtigen Sohnes gewahrt. Nicht immer, ja, äußerſt ſelten weiß aber ein junger Mann, welche Pläne man mit ihm vorhat. Sein Vater, dem es daran liegt, in dieſer Richtung einen entſcheidenden Schritt zu thun, ſetzt ſich mit dem Vater des von ihm erwählten Mädchens in Relation, und finden beide Theile die Verbindung für paſſend, ſo werden die jungen Leute hiervon verſtändigt und ſie bilden dann officiell ein Brautpaar. Daß bei ſo ſouveräner Entſcheidung der Väter nicht immer das Glück der jungen Leute begründet wird, liegt in der Natur der Sache. Manches Volkslied weiß von ſo traurigen Zwangsbündniſſen zu berichten, die häufig genug zu Gewaltmaßregeln führen. Die beliebteſte dieſer Art iſt die Entführung.... Sie unterliegt in Serbien der Modification, daß das Mädchen eventuellen Falles mit ſeinem Geliebten nicht das Weite ſucht, ſondern ſich in deſſen Hütte flüchtet. Man nennt dies den »Zulauf«, der faſt immer zu einem Ausgleiche führt, der die jungen Leute befriedigt, das heißt: ſie zu einem Ehepaare macht. Dennoch bleibt an dieſer Art von ehelicher Verbindung ein Makel haften, der in den nationalen Verſen ſeinen beredten Ausdruck findet:

Weh' den Mädchen, die von ſelbſt zugreifen!
Wärſt was werth, wärſt nicht von ſelbſt gekommen!....

In den normalen Hochzeits-Gebräuchen iſt nichts von vorwiegendem Intereſſe. An die Feier ſchließt noch eine officielle Ceremonie, von welcher F. Kanitz Folgendes berichtet: »Am Morgen nach dem Hochzeitstage macht die junge Gattin (Mlada) in Begleitung ihrer Jugendfreundinnen

Digitized by Google

einen feierlichen Gang zum Bache oder Brunnen, um Waſſer zu holen. Sie erſcheint bei dieſer Gelegenheit in einem merkwürdigen Kopfputze. Große Roſen, aus Silbermünzen kunſtvoll angefertigt, natürliche und künſtliche Blumen und Pfauenfedern bedecken den rieſigen, hufeiſenförmigen Kranz aus Pappe, welcher ſenkrecht über dem Scheitel mit Bändern unter dem Kinn befeſtigt wird« .... Es iſt im Allgemeinen Sitte, daß die junge Frau dieſen abenteuerlichen Aufputz bei allen feſtlichen Gelegenheiten trägt, bis ſie Mutter geworden iſt.

Die Serbin iſt, trotz ihrer wenig bevorzugten Stellung in der Familie, ein heiteres, lebensfrohes Weſen. Sie liebt den Geſang über Alles, obwohl die nationalen Weiſen eher melancholiſch als herzerfriſchend ausklingen. Es giebt Hochzeits-, Pagen- und Königinnen-Lieder, die alle nur von Frauen geſungen werden. Ihrem Inhalte nach ſind ſie durchwegs weltlich und in vielen klingen heidniſche Reminiscenzen durch. Dies gilt ganz beſonders von den ſogenannten »Königinnen-Liedern«, welche zu Ehren der altſlaviſchen Ehe- und Liebesgöttinnen (Lel und Polel) executirt werden. Die Mädchen, welche dieſe anmuthigen Lieder vortragen, beſchenken dabei die einzelnen Familienglieder mit Blumenſträußen. Uebrigens giebt es neben dieſen uralten poetiſchen Ergüſſen auch moderne Lieder, welche die Liebe, das Haus- und Familienleben und andere Erſcheinungen des Daſeins zum Gegenſtande haben. Auch hier iſt der Grundton eine unleugbare Weichheit der Empfindung, und ſelbſt in jenen Piecen, welche getäuſchte Hoffnungen oder betrogene Liebe behandeln, waltet die melancholiſche Stimmung den leidenſchaftlichen Ausdrücken der Rache oder Klage vor .... So mögen jene Forſcher der ſerbiſchen Nationalpoeſie Recht haben, welche, wie beiſpielsweiſe die treffliche Talvj, behaupten, das tägliche Leben der ſerbiſchen Jugend ſei mit Geſang und Poeſie förmlich durchwoben ....

Hinſichtlich der äußeren Erſcheinung der Serbin wäre zu bemerken, daß wirkliche Schönheiten nicht zu dicht geſäet ſind. Zwar trifft man in den Städten oft tadellos hübſche, regelmäßig geſchnittene Geſichter, dafür ſind dieſe bei den Landfrauen um ſo grobknochiger. Nur das ſchöne braune Auge verleiht dem Kopfe mitunter einen pikanten Reiz, keineswegs aber die Geſtalt, die etwas gedrungen iſt, und der faſt alle Elaſticität der Bewegung abgeht. Alle Serbinnen haben ſchönes ſchwarzes Haar, nach

Digitized by Google

dem die ſerbiſche Frauenſchönheit faſt ausſchließlich taxirt wird. Ihr Teint iſt nicht ſehr zart, auch nicht ſehr hell, und ſo muß die alleinſeligmachende Schminke die natürlichen Schönheitsfehler gut machen. Das Färben der Haare und Schminken des Geſichtes geht daher allgemein im Schwange .... Das ſerbiſche Frauencoſtüm iſt ſehr farbig und reich, verſchwindet aber in den Städten immer mehr und mehr, um einer Verquickung von Nationaltracht und Modetoilette Platz zu machen. Dieſe letztere beſteht der Hauptſache nach aus einem geſtickten, durchſichtigen Hemde, das, nebſt einem bunten Tuche, den Oberkörper umſchließt. Um die Hüften wird ein ſchwerer Gürtel aus Brokat geſchlungen, ſo daß die reich ornamentirten Enden nach vorne über den Rock fallen, welch' letzterer nach europäiſchem Schnitte iſt und aus buntem Seidenſtoffe beſteht. Zur Vervollſtändigung dieſer Toilette werden Münzen- und Perlenketten um den Hals gelegt und ein kleines, mit Blumen, Federn oder Münzen geſchmücktes Fez auf den Kopf geſtülpt. An anderen abenteuerlichen Kopf-Aufſätzen giebt es keinen Mangel, doch würde deren Beſchreibung zweifellos ermüden .... Bei der Bäuerin iſt natürlich der Anzug weniger koſtſpielig; ja, er beſchränkt ſich eigentlich nur auf das lange, am Halſe geſchlitzte Hemd, über das um die Hüften zwei Schürzen, eine nach vorne, eine nach hinten, angelegt werden. Selten geſellt ſich ein offenes Jäckchen, ein Gürtel, oder ein ärmelloſer Rock dazu. Die Fußbekleidung beſteht aus bunten Strümpfen und Opanken. Glitzernden Tand muß aber auch die ſerbiſche Bauersfrau anhängen, und manche von ihnen ſeufzt unter der Laſt von werthloſem Firlefanz ....

Unter allen ſüdſlaviſchen Frauen ſteht es in ſocialer Beziehung mit keiner ſo ſchlimm wie mit der Montenegrinerin. Sie iſt nicht mehr und nicht weniger als die Hausmagd, ja, häufig das — Haus- und Laſtthier. Schwere Arbeit und ſchlechte, unwürdige Behandlung ſind ihr tägliches Brot. Während der Montenegriner als echter Herr der Schöpfung mit ſeinem langen Tſchibuk einherſchreitet und höchſtens an ſeinem Gürtel-Arſenale zu tragen hat, muß ſein Weib Brennholz und Bretter ſchleppen, und manchmal noch das Gewehr ſeines Gebieters dazu, wenn es dieſem zu beſchwerlich wird .... Die Mißachtung des Weibes geht ſo weit, daß der Montenegriner demſelben ſeine Anweſenheit in der Geſellſchaft

verbietet. Will es der Zufall, daß es einem Gaste in die Quere kommt, so wird die Frau entweder verleugnet, oder der Mann wird sie mit den Worten vorstellen: »Entschuldigen Sie, es ist meine Frau« .... Mann und Frau sieht man öffentlich niemals zusammen. Sie gehen selbst in die Kirche getrennt, und ein gemeinsamer Spaziergang wäre eine Lächerlichkeit, der sich kein Sohn der Schwarzen Berge auszusetzen wagt .... Es scheint übrigens, daß der wohlthätige Einfluß seitens des Hofes von Cettinje auf die Hochländer auch deren rohe Sitten zu modificiren beginnt, wodurch auch das sociale Elend des Weibes gemildert zu werden Aussicht hat.

Es wäre freilich ein Irrthum, wollte man annehmen, daß die montenegrinischen Frauen ihre Lage beklagten, oder auch nur begriffen. Im Uebrigen findet auch die Montenegrinerin für ihr gedrücktes Dasein als Gattin Ersatz in der Geschwisterliebe, die, wie in Serbien, auch in Montenegro hoch gehalten wird .... Die Sitte des Mädchenraubes (Otmitza) ist aus den Schwarzen Bergen gänzlich geschwunden. Dafür ist die Montenegrinerin auch heute noch die treue Gefährtin des Mannes im Kriege; sie besorgt den Proviant und schleppt die Munition und betheiligt sich wohl auch an blutiger Fehde, wie man aus so manchem czernagorzischen Heldenliede entnimmt .... In Sachen der übrigen gesellschaftlichen Zustände, namentlich aber was die Familiengebräuche betrifft, besteht zwischen Montenegro und Serbien kaum ein auffallender Unterschied .... Etwas abweichend ist die Frauentracht, die in vielen Stücken dem höchst malerischen Costüme der Männer ähnelt. Die Montenegrinerin ist nur in den ersten jungen Jahren schön. Einmal verheiratet, welkt sie unter der schweren Bürde von Sorge und Arbeit rasch dahin, ihre Züge werden hart und wettergebräunt, die Gestalt aber behält noch viele Jahre eine gewisse Sehnigkeit und Elasticität, wodurch sich auch die älteren Montenegrinerinnen als Erscheinungen voll Ernst und Würde präsentiren. —

Ein weiteres Glied der Süd-Slaven sind die Bulgaren. Wir wüßten kaum einen Zug aus dem Frauenleben dieses Volkes mitzutheilen, der nicht im Großen und Ganzen bei den Serben und den anderen Süd-Slaven wiederzufinden wäre. Auch die Bulgarinnen verfügen über ein wenig vortheilhaftes Aeußere. Als Mädchen nicht unschön, altern sie früh unter der Last schwerer Arbeit. Auffallend ist übrigens bei den Bulgaren

Digitize

die ſeltene Gleichſtellung zwiſchen Frau und Mann, Mutter und Sohn. Bei dem paſſiven Charakter des Bulgaren findet man nicht ſelten die größere Energie auf Seite des Weibes. Natürlich iſt auch bei dieſem Volke, wie bei allen Slaven, der Sinn für das Familienleben tief eingewurzelt. Eheliche Treue wird ſtreng gefordert und bewahrt. Witwen verheiraten ſich ſelten zum zweiten Male....

Obwohl die Süd- und Nord-Slaven ein und derſelben Völkerfamilie angehören, beſtehen ſowohl in cultureller, als in ethnographiſcher Hinſicht gleichwohl fühlbare Unterſchiede, die ſich namentlich in den erheblich abweichenden Sitten und Gebräuchen documentiren. Noch größer zeigt ſich der Abſtand, wenn wir die vornehme ruſſiſche und polniſche Geſellſchaft in Betracht ziehen. Die Ruſſin iſt, nach der Amerikanerin, ganz gewiß die unabhängigſte unter allen Frauen geſitteter Völker. Sie ſieht — ob mit Berechtigung, bleibt freilich dahingeſtellt — nicht ohne Anflug von Mitleid auf die deutſche Frau herab, deren Exiſtenz ſie als eine ſorgenbelaſtete, alſo unwürdige betrachtet. Das Gefühl der perſönlichen Freiheit und Ungebundenheit geht unter den Ruſſinnen ſo weit, daß ſelbſt die Frauen des Mittelſtandes die Führung eines Hausweſens für eine Beeinträchtigung ihrer ſouveränen Daſeinsfreude anſehen. Sorgen um die Wirthſchaft und Alles, was drum und dran hängt, ſind ihr abſolut fremd. Die vornehme Ruſſin iſt die typiſche Trägerin des feinen Ruſſenthums, jenes Ruſſenthums, das in der Nachahmung deſſen, was man europäiſchen Culturſchliff nennt, ſo Außergewöhnliches leiſtet. Wie allen, nach dem Schimmer der Civiliſation, nicht aber nach ihrem Kerne lüſternen öſtlichen Völkern, ſchwebt auch den Ruſſen alles Franzöſiſche als muſtergiltiges Vorbild vor, zumal der Ruſſin, die ſich in ihr Ideal — die Pariſerin — förmlich verſenkt. Und man muß geſtehen, es fehlen dieſen nordiſchen Copien des genial angehauchten franzöſiſchen Frauenthums weder Witz noch Geiſt, ja, hinſichtlich des Raffinements, den äußeren Menſchen möglichſt vortheilhaft zur Geltung zu bringen, dürfte die Ruſſin die Franzöſin noch um Einiges übertreffen, nicht aber in Sachen des guten Geſchmackes.

Das Leben der vornehmen Ruſſin bewegt ſich faſt ausſchließlich zwiſchen Toilette und Geſellſchaft. So lange ſie ledig iſt, beſchäftigt ſie,

Digitized by Google

MRS. ELIZABETH CADY STANTON
From a photograph taken in 1854

fehlgeschlagen, alle Anziehungskünste das Beharrungsvermögen spröder Männerherzen nicht zu überwinden vermocht. In der Gesellschaft, in der sich die Unglückliche bewegt, macht sich bereits die Befürchtung geltend, es könnte dem armen Geschöpfe das Unerhörte passiren — eine alte Jungfer zu werden. Dagegen giebt es aber ein Recept, das freilich der Betheiligten kaum Befriedigung gewähren dürfte, und dieses Recept führt zum »ledigen Witwenthum« .... Eines Tages vernimmt die Gesellschaft, Fräulein Tatjana oder Wjera, oder Nadeschda habe eine Reise, oder eine Wallfahrt in's Ausland angetreten. Hat die Betreffende Vermögen, so wird sich an diese fromme Fahrt wohl auch eine kleine Vergnügungsreise schließen, die dann, mit einem vorübergehenden Aufenthalte in Paris oder Nizza, Alles in Allem zwei bis drei Jahre beanspruchen wird. Nach Ablauf dieser Zeit erscheint der weibliche Flüchtling unversehens wieder inmitten seiner alten Bekannten, und zwar weder als Mädchen, noch als Frau, sondern als — Witwe. Wer ihr Mann gewesen und welchen Schicksalsschlägen sie mittlerweile ausgesetzt war, bildet in der guten Gesellschaft Rußlands niemals den Gesprächsstoff, wodurch die »ledige Witwe« der Unannehmlichkeit, die Wahrheit eingestehen zu müssen, in allen Fällen entgeht. Daß in den betroffenen Kreisen gerechte Zweifel über das Witwenthum der Wallfahrerin und Vergnügungsreisenden obwalten, braucht wohl nicht erst besonders hervorgehoben zu werden. Neben der eingebürgerten Sitte mag hier wohl auch in erster Linie das gut-altdeutsche Sprichwort Geltung haben, welches sich auf die beiden Krähen bezieht.

Groß-Russin.

Digitized by Google

Nach ſolchen Vorausſetzungen iſt es begreiflich, wenn in Rußland die Ehe-Angelegenheiten faſt ausſchließlich das Geſellſchafts-Intereſſe abſorbiren. Fürſtinnen — deren Zahl größer iſt als die Sterne am Himmel — Bürgersfrauen, Zwiſchenträgerinnen, und nicht zuletzt die ehrwürdigen Popen: Alles beſchäftigt ſich mit dieſer Angelegenheit. Sie hat ſogar dem Bauer, dem durch die Knute regierten Muſchik, die Freiheit der Entſchließung geraubt, denn er muß ſich in dieſer Hinſicht der Anordnung des Popen fügen. Er und die Gelegenheitsmacherin ſchließen das Geſchäft ab, ohne daß die jungen Leute ſich auch nur kennen. Das auserwählte Mädchen hat zu einer beſtimmten Stunde in der Kirche zu erſcheinen, wo ihm die prieſterliche Entſchließung kundgegeben wird. Auch in der Geſellſchaft ſpielen die Prieſter faſt durchwegs die Rolle von Heiratsvermittlern, und daß es ein einträgliches Geſchäft iſt, begreift man unſchwer, wenn man den Einfluß der Popen im Allgemeinen kennt und nebenher weiß, daß ſie in dieſem Sinne auch weltliche Functionen ausüben. Für die höhere Geiſtlichkeit ſind die Eheſchließungen eine unverſiegbare Quelle bedeutender Nebeneinkünfte. Ganz abgeſehen von den werthvollen Geſchenken, die ihr durch den Bräutigam und die Braut zufließen, entwickeln die Prieſter in den ihnen zukommenden Manipulationen mit der Mitgift eine ſo hohe Vertrautheit, daß allemal von dem Gelde ein hübſcher Bruchtheil abhanden kommt. Solche Manipulationen findet man im heiligen Rußland ganz natürlich. Ja, im Gegentheile; von frommer Stimmung beherrſcht, beeilt ſich die glückliche Braut, dem Kloſter oder der Kirche, der ihr Ehevermittler angehört, Prachtgewänder oder Juwelen — je nach Maßſtab ihres Vermögens — der Jungfrau Maria zu ſpenden, deren Altarſtandbild dann mit dieſen Koſtbarkeiten geſchmückt wird. Auf ſolche Liebesdienſte pflegt man in Rußland um ſo größeres Gewicht zu legen, als man hier Ehen ebenſo raſch löſt, wie ſchließt. Zur Löſung einer Ehe iſt aber allemal wieder die Intervention des Popen vonnöthen, der faſt immer erfolgreich ſeines Amtes waltet, obwohl im Czarenreiche die Eheſcheidungen geſetzlich verboten ſind. Die verſchiedenen Talarträger ſind auch gar nicht deshalb da, um das Geſetz ſchlankweg zu verletzen, ſondern vielmehr, um es möglichſt gewandt zu — umgehen. Es ſind immer Formfehler, welche ſeinerzeit bei der Trauung begangen wurden, welche die erwünſchten Hand-

haben abgeben, und manche Sitte unter dem Volke iſt geradezu darauf angelegt, ſolche Formfehler officiell in die Heiratsceremonien einzuſchmuggeln, um hinterher über die Scheidungs-Schwierigkeiten leichten Herzens hinübergelangen zu können. Und weit entfernt, ſittliche Bedenken hervorzurufen, werden geſchiedene Frauen, mögen ſie nun ein- oder mehreremale von ihren Gatten geſchieden worden ſein, in der Geſellſchaft immer mit der größten Auszeichnung behandelt, was freilich wenig bedeuten will, wenn man erwägt, daß dieſelbe Dame ihren galanten Launen häufig genug dadurch alle Hinderniſſe aus dem Wege räumt, daß ſie ſich ihres Gatten (oder ihrer Gatten) mittelſt Abfertigungsſummen entledigt. Es iſt eben die freie Stellung der Frau in Rußland, welche ſolche ſociale Auswüchſe hervorbringt, wobei wir natürlich immer nur die vornehme Welt vor Augen haben.

Anders liegen die Dinge im Volke. Hier herrſchen bis zu einem gewiſſen Grade eigentlich ganz und gar orientaliſche Zuſtände, wie die hermetiſche Abſperrung der Bürgersfrau von der Außenwelt, das brutale Recht des Muſchik über ſein Weib, das ſich ſelbſt auf leibliche Züchtigung und Arreſt erſtreckt, u. dergl. m. zur Genüge beweiſen.

In dieſem Schattenbilde, das nicht verfehlen kann, auf den Mittel- und Weſt-Europäer einen befremdenden Eindruck hervorzurufen, fehlt es gleichwohl nicht an Lichtpunkten, und einer derſelben iſt der ausgeprägte Familienſinn und die Autorität des Familienvaters. Die Glieder einer Familie entwickeln ſich nicht ſelbſtändig, ſondern ſtehen immer in einem Abhängigkeits-Verhältniſſe zum Vater oder dem älteſten Bruder, der deſſen Stelle vertritt. So beſteht auch die Sitte, daß der Vater über ſeine Tochter auch dann noch eine unalterirbare Autorität ausübt, wenn ſie getraut und aus dem elterlichen Hauſe fortgezogen iſt. Sie iſt verpflichtet, eventuellen Falles ihren Vater, bei Vernachläſſigung aller übrigen Pflichten, zu pflegen, und nach dem Ableben ihres Gatten ſammt ihren Kindern, über welche der Vater die geſetzliche Vormundſchaft übernimmt, in's elterliche Haus zurückzukehren .... Im Volke hat der ausgeprägte Familienſinn zu einer ganz eigenthümlichen Gemeinde-Organiſation, dem ſogenannten »Mir«, geführt, der im gewiſſen Sinne identiſch mit der ſüdſlaviſchen »Zadruga« iſt. Dem »Mir« haftet freilich der Krebsſchaden an, daß alle adminiſtrative

und ökonomische Gewalt in den Händen der »Aeltesten« (Staroſten) liegt und das russische Princip der Knechtung hier auf den Mikrokosmus eines »Dorf-Staates« übertragen wird. Eine Folge solcher Gewaltwirthschaft sind die Zwangs-Ehen, deren wir weiter oben erwähnten. Der Zwang erstreckt sich übrigens nur auf die Eheschließung, nicht aber auf die Ehe-Verweigerung. Nach Eintritt eines gewissen Alters, das beim Manne mit dem dreißigsten, bei Mädchen mit dem vierundzwanzigsten Lebensjahre beginnt, steht selbst den Eltern das Recht nicht zu, blos aus persönlicher Antipathie einem ehelichen Bündniß ihre Zustimmung zu versagen. Einen stichhaltigen Grund bilden nur Besitz- und Erbschaftsverhältnisse, doch ist es selbstverständlich, daß gerade in solchen Fällen, in denen ein Theil, oder beide Theile, welche die Ehe schließen wollen, directe oder indirecte Besitz-Aussichten haben, das Votum des Geistlichen immer im positiven Sinne ausfällt. Die Angelegenheit stellt sich auch dann kaum anders, wenn nicht der Pope, sondern die höhere Autorität, der Adelsmarschall der betreffenden Provinz, die Entscheidung zu fällen hat.

Eine Fundgrube zur Beweisführung, wie unwürdig die Stellung des russischen Weibes in früheren Zeiten war, ist die wenig bekannte, aber ihrem Inhalte nach culturhistorisch hochinteressante Schrift »Domostroi« des Geistlichen Sylvester. Der »Domostroi« ist ein Hausbuch aus dem XVI. Jahrhundert und wurde erst im Jahre 1849 als Handschrift entdeckt. Sein erster Herausgeber war Golochwastow, sein zweiter (1872) Nekrassow. »Domno Istroi« sehen wir die ganze Barbarei, wie sie sich zur Zeit Iwan des Schrecklichen im russischen Familienleben geltend machte, in systematische, theoretische Formen gegossen, und das brutale Recht ist förmlich paragraphirt. Dem altrussischen Grundsatze gemäß: »Ich liebe dich wie meine Seele und schlage dich wie meinen Pelz«, besaß der Hausherr seit jeher das Recht der körperlichen Züchtigung, welche sich ebenso auf die letzte Magd wie auf die eigene Gattin erstreckte. Als erster und oberster Grundsatz galt, daß das Weib »wie ein Handelsschiff stets thätig« zu sein habe, und »seine Leuchte selbst in der Nacht nicht auslöschen« solle. Die Familie mußte mit der Peitsche im Zaume gehalten, das Weib zu ununterbrochener strengster Hausarbeit angehalten werden. Daß solche Auffassung noch in unsere Zeit hineinreicht,

Digitized by Google

ließe ſich unſchwer nachweiſen, wenn derlei überhaupt von erſprießlichem Nutzen wäre.

Mit der Aufhebung der Leibeigenſchaft wurde in die alte Barbarei zum erſten Male Breſche gelegt. Einem Gutsherrn alten Styls ſtand es jederzeit frei, ſo viele Dorfmädchen, als ihm beliebte, nach ſeinem Anweſen abführen zu laſſen, wo ſie ihm Mägdedienſte leiſten mußten. Die Ruſſen machen freilich geltend, daß hier weniger Tyrannei, als — äſthetiſche Velleitäten maßgebend waren, denn die Mädchen wurden nicht deshalb ihren Eltern entzogen und förmlich im Anweſen des Gutsherrn internirt, um ſchwere Arbeiten zu verrichten, ſondern vielmehr um ihrer Schönheit halber, der Familie zur Zierde zu gereichen. Man macht geltend, daß dieſe Blüthen der weiblichen Jugend eines Dorfes oder Diſtricts förmlich gehätſchelt und verwöhnt wurden; daß man ſie nützliche Arbeiten lehrte und der Wahl ihres Herzens keine Hinderniſſe bereitete. Wir denken nun, daß im letzteren Sinne nur die Sitte, die in einem ſo conſervativ gearteten Staate, wie Rußland, unankämpfbar iſt, entſcheidend war. Und dieſe Sitte beſtand darin, daß die heiratsluſtigen Burſchen ihre Erkornen förmlich aus dem Neſte herausholten, trotz Riegel und Schlöſſer. Manche Hausfrau mußte es erleben, plötzlich in der Nacht den abgeſandten Freiwerber durch verſchloſſene Thüren vor ihr Bett treten zu ſehen, mit der Bitte: Priska, oder Habka, oder Jewdocha zu beurlauben, weil dieſer Saſka oder jener Gritzko ſie heiraten wolle. Dieſe nächtliche Werbung war geſetzlich verboten, aber als uralter Volksbrauch behauptete er ſich trotz Geſetze und vielfacher Strafen....

In Sachen ruſſiſcher Frauenſchönheit gehen die Anſichten erheblich auseinander. Es kommt viel darauf an, ob man diesfalls an den Typus einer Groß-Ruſſin, oder an den einer Klein-Ruſſin, oder vollends an den einer, in das Raffinement der Toilette und Selbſtverſchönerung eingeweihten Dame der vornehmen Geſellſchaft feſthält. Die Klein-Ruſſin, dem Temperament nach viel lebendiger und feuriger als ihre nördliche Schweſter, trägt auch äußerlich die Merkmale einer mehr ſüdlichen Race. Sie iſt groß, ſchlank, hat dunkle ausdrucksvolle Augen und ſchwarze Haare, welche kokett durch ein fingerbreites goldenes Stirnband emporgehalten werden. Um den Hals laufen mehrere Strähne bunter Perlen, auf dem

Digitized by Google

Rücken pendeln geflochtene Schnüre, Troddeln und Bänder, welche durch die prächtigen Zöpfe geſchlungen ſind. Das hübſch mit rothen Figuren an den Schultern ausgenähte weiße Hemd, der bis zu den Knöcheln reichende blaue oder karrirte Oberrock verhüllen Formen von ſo ariſtokratiſcher Feinheit und Zierlichkeit, daß man unwillkürlich an das polniſche Blut erinnert wird .... Die Groß-Ruſſin iſt, obwohl kleiner von Geſtalt, viel derbknochiger als ihre ſüdliche Stammverwandte, und ihre Körperformen beſitzen die ausgeſprochene Neigung zu übermäßiger Abrundung. Das Auge iſt hell und beſitzt einen freundlichen Ausdruck; eine ſorgloſe Munterkeit ohne Schwärmerei ſpricht aus ihm, aber man vermißt auch die warme Empfindung, oder vollends die ſchwüle Leidenſchaft, die mitunter die Seele der Süd-Ruſſin durchwühlt. Neben den blauen Augen gemahnt auch noch das lichte, meiſt aſchblonde Haar an die nördlicheren Heimſitze, denen die Groß-Ruſſin angehört .... Im Großen und Ganzen macht auch ſie keinen unvortheilhaften Eindruck, will man von dem etwas breitknochigen, nicht ſehr fein modellirten Geſichte abſehen.

Was ſoll man über die vornehme Ruſſin ſagen? Iſt ſie ſchön? Beſitzt ſie wirklich jene bezaubernde Liebenswürdigkeit, die man ihr nachrühmt, oder iſt's blos der äußere Schein, das Streben, dem Fremden gegenüber für »weſtländiſch gebildet« zu gelten? .... Die Antwort iſt nicht ſo leicht. Vor Allem iſt an der ruſſiſchen Dame, wie am geſammten Ruſſenthum zweierlei zu unterſcheiden: der äußere, meiſt ſehr vortheilhafte Schein, und das innere, meiſt ziemlich urwüchſige Weſen. Die vornehme Ruſſin beſitzt eine unglaubliche Virtuoſität im savoir faire. Das Geld hat für ſie nur dann Werth, wenn es in einem fabelhaften Toiletten-Luxus, für Spiel und Bäder, Vergnügungsreiſen und romantiſche Zerſtreuungen aufgeht. Edlere Paſſionen kennt ſie kaum; zwar bewundert ſie die Kunſt, aber das wahre, innige Verſtändniß für deren Schöpfungen geht ihr faſt ganz ab. Auch hier entſcheidet nur die Mode, und wenn die vornehme Welt in St. Petersburg der Diva Adelina Patti zujubelt, ſo geſchieht es weniger der herrlichen Stimme und des bezaubernden Spieles halber, ſondern einfach nur deshalb, weil die Patti eine — gefeierte Künſtlerin iſt .... Daß die Ruſſin übrigens dem Modeteufel mit Geiſt zu huldigen verſteht, das beweiſt ihre faſt unbekämpfbare Anziehungskraft,

Digitize

die sie draußen in der Fremde, in guter Gesellschaft ausübt. Ihre Erscheinung hat immer etwas blendendes an sich; sie ist tadellos elegant, sie spricht correct fremde Sprachen, namentlich Französisch, fast ohne merklichen nationalen Accent. Keine Nuance des fashionablen Lebens wird von Jemandem pikanter interpretirt, als von der großen Dame der St. Petersburger »Welt«. List und kühle Berechnung sind hervorragende Züge an ihrem Charakter, dem die milderen Seiten fast ganz abgehen. Im Bedarfsfalle kostet es ihr freilich wenig Ueberwindung, eine unglaubliche Gefühlsarmuth — wenn nicht Schlimmeres — zur Schau zu tragen und sich als vollendete Asiatin zu geberden. In jeder Russin von Geburt und besserer Erziehung steckt übrigens etwas von dem »Geist, der stets verneint«, und es ist kein bloßer Zufall, wenn das Nihilistenlager über so viele, oft den höchsten Kreisen angehörende Mitkämpferinnen verfügt. Was übrigens im heiligen Czarenreiche das »ewig Weibliche« zu leisten im Stande ist, darüber giebt die Geschichte die beste Auskunft.

Eine Specialität der russischen Frauenwelt ist die geheime Diplomatin. Das Czarenreich verfügt über eine erkleckliche Zahl derselben. Ihre Aufgabe besteht darin, im westlichen Europa bei unschuldigen geselligen Zusammenkünften, in Cercles und eventuell auch bei Hofe, für Rußland und alles Russische in der liebenswürdigsten Form Reclame zu machen. Fast alle Agentinnen sind von hoher Geburt, oder es wird dieselbe doch vorgeschützt. Auch sind es immer Frauen, obwohl man sie nie in Gesellschaft ihrer Gatten sieht, wenn nicht vollends über die Existenz und den Verbleib dieser letzteren ein mystisches Dunkel schwebt. Natürlich ist eine solche »Fürstin« allemal steinreich; sie besitzt mindestens ein halbes Gouvernement und in allen fashionablen Rendezvous-Plätzchen des Nordens und Südens comfortable Villen, wo sie in der Saison »unversehens« mit ihren diplomatischen Freunden zusammentrifft. Neben den Glücksgütern ist eine bedeutende Dosis von Patriotismus ihr größter Schatz; sie umgiebt sich mit Vorliebe mit solchen Elementen, die von den Einrichtungen und Verhältnissen im Czarenreiche weniger entzückt sind, und an deren Bekehrung ihr gelegen ist. Warmherzige Slavophilen sind ihr unbequem, und war ihre Wahl unglücklich, dann — nun dann wird sie mit den Achseln zucken und malitiös lächelnd sagen: »Je n'ai pas eu la main heureuse cette

Digitized by Google

ſois-ci.« Sie liebt Widerſprüche in der Politik, denn ihre hauptſächlichſte Sorge beſteht darin, peſſimiſtiſche Gemüther durch ihr bezauberndes Lächeln zu bekehren und den ruppigen »Liberalen« einen Einblick in den Seelenzauber, der einem kaltfeuchten nordiſchen Augenpaare entſtrömt, zu geſtatten .... So gewinnt ſie mit der Zeit eine große Anzahl von Verehrern, ohne daß dieſe allemal ſich zu ihren politiſchen Anſichten bekehrten. Einige freilich, die ſich von dem beſtechenden Auftreten der »Fürſtin«, von ihrer geiſtreichen Converſation, ihrem Schatze von — ſagen wir: etwas oberflächlicher — Bildung bezaubern ließen, werden anderen Sinnes. Sie treten in ihre Fußſtapfen und machen in ihren Kreiſen Propaganda für die Geſellſchaft jenes Reiches, dem der ſchöne Wander-Apoſtel angehört.... Uebrigens geht der Ruf dieſes letzteren hinſichtlich ſeiner Liberalität, ſeines leuchtenden Geiſtes und ſeiner glänzenden ſocialen Bildung noch viel weiter. Die ſchöne Fürſtin ſchriftſtellert nämlich, und wenn es gerade keine Geſellſchaftsabende beim Thée à la Russe giebt, verbringt ſie Tage und Tage in ihrem niedlichen Arbeitscabinete mit Abfaſſung von — Briefen. Und die Geduld der blauäugigen Schreiberin — ach, ſie geht in der That über alles Maß!.... Für wen übrigens dieſe Briefe beſtimmt ſind, iſt unſchwer zu errathen; offiziell gelten ſie wohl dem Gemale, der ſie aber kaum je zu Geſicht bekommen dürfte. Ein jedes ſolches Schreiben iſt eine getreue Chronik der kleinſten und allerkleinſten Vorfallenheiten in der betreffenden Geſellſchaft, ein wahres Schatzkäſtlein von Mediſance, liebenswürdigen Indiscretionen und geiſtreichen Charakteriſtiken. Zahlloſe wohlklingende Namen ſpielen darin eine Rolle; es ſind diejenigen hochgeſtellter Perſönlichkeiten, wohlaccreditirter Diplomaten, zweifelſüchtiger Politiker, raſender Liberaler u. ſ. w. Zuweilen greift die Berichterſtatterin mit zarten Fingern in das Privatleben von Prinzen von Geblüt und ſtreift zum Schluſſe ſelbſt den Hof....

Wenn man in dieſem Typus übrigens den Ausbund einer Emancipirten erblicken wollte, ſo ginge man ſehr irre. Das emancipirteſte weibliche Völkchen Rußlands ſind die Studentinnen. Man ſchätzt die Zahl aller jungen Damen, welche gegenwärtig an der Univerſität von St. Petersburg ihren mediciniſchen und philoſophiſchen Studien obliegen, auf mindeſtens ſechshundert. Es ſind lauter lebensluſtige, kecke Dämchen,

die mit ihren männlichen Commilitonen redlich die Zeit todtſchlagen, indem ſie in den Cafés herumlungern und bei dampfenden »Papiros« (ſo nennt man in Rußland die Cigaretten) politiſche und unpolitiſche Themen durchhecheln. Der Ruf dieſer Studentinnen iſt ſo ſchlecht, als ein weiblicher Ruf nur immer ſein kann, obwohl ſie faſt ausnahmslos den beſten Familien angehören. Uebrigens tragen die Eltern zumeiſt ſelbſt die Schuld an ſo wenig ſittlichen Zuſtänden, denn ſie ſelbſt ſind es,

Ruſſiſche Typen.

welche die jungen Damen nach St. Petersburg ſchicken. Die ruſſiſchen Studentinnen, und namentlich die ärmeren mit hübſchen Geſichtern, werden ſehr bald die Beute von Garde-Officieren, oder von den bekannten älteren Herren mit großen Glatzen und großen Portemonnaies, während die Solide irgend einen Studien-Collegen, zu dem ſie ſich hingezogen fühlt, ehelicht, ohne inzwiſchen die Studien zu unterbrechen. Später etablirt ſich der Studentengatte vielleicht als Advocat, und ſie hängt ein weißes Porzellanſchild vor die Thüre, worauf in ſchwarzen Lettern zu leſen iſt: »Doctorin Anna Iwanowna X, praktiſche Aerztin und Geburtshelferin« .... Oder er wird »Herr Rath« und ſie »Frau Doctorin«. Und wenn dann der Herr Rath Abends aus dem Miniſterium ſeine Schritte heimwärts

Digitized by Google

lenkt und müde und abgespannt den häuslichen Herd betritt, hungrig nach Thee und Abendbrot, dann findet er seine Frau noch nicht von der »Visite« zurückgekehrt, oder gerade ihre Sprechstunden abhaltend ....

Wir schließen nun unsere slavische Frauengallerie mit einer ihrer glänzendsten Repräsentantin, der Polin. In diesen wenigen Zeilen wird es freilich nicht möglich sein, den Licht- und Schattenseiten des polnischen Frauenthums und Allem, was damit direct oder indirect verknüpft ist, gerecht zu werden. Wir denken aber, daß sich auch in knapper Form das uns vorschwebende Bild in sichere und getreue Contouren wird fassen lassen, ohne überschwänglich, oder — was offenbar schlimmer wäre — ungerecht zu werden .... Einem im Großen und Ganzen so vorzüglich beanlagten, ritterlichen, weniger von dem Scheine befangenen, als durch ehrliche Offenheit sich auszeichnenden Volke wie die Polen, konnten warmfühlende Lobredner niemals fehlen. Dennoch hat es zu jeder Zeit genug objective Beurtheiler gegeben, welche so manche traurige oder befremdende Erscheinung des socialen oder volksthümlichen Lebens und Wesens schonungslos bloßlegten. Unbestreitbar ist, daß die Polen unter allen slavischen Völkern sich durch eine besondere Lebhaftigkeit des Temperaments, durch Freiheits- und Unabhängigkeitssinn, sowie durch eine, durch romantische Erregbarkeit gekennzeichnete glühende Vaterlandsliebe auszeichnen. Man hat deshalb den Polen unter den slavischen Völkern eine ähnliche völkerpsychologische Bedeutung zugeschrieben, wie den Franzosen unter den romanischen.

Leider sind die allgemeinen Culturverhältnisse weniger rosig, als man nach der landläufigen Vorstellung meinen sollte. Zwar ist es selbstverständlich, daß eine so geistig aufstrebende, bewußt arbeitende und mit fast leidenschaftlicher Energie die nationale Bildung fördernde Gesellschaft nicht ohne die wirksamsten Einflüsse auf die allgemeinen Culturverhältnisse sein konnte. Der russische Entnationalisirungs-Apparat gegenüber den Polen ist aber ein zu großartiger, um jenen Strebungen größere nationale Bedeutung unterschieben zu können. In Warschau allein giebt es sechs russische Gymnasien, dazu eine Universität, Real- und Special-Bildungsanstalten verschiedener Art. Die polnischen Geisteskräfte wirken fast nirgends offiziell, da die Russen auch das Schulwesen in der Hand haben und Sprachen-

zwang ausüben. Gleichwohl ist und bleibt die polnische Lebenskraft unzerstörbar. Ihre Träger sind namentlich die aristokratischen Salons, die, wie jener des Grafen Kossakowski zu Warschau, ein Rendezvousplatz der Gelehrten, Künstler und aller geistigen Capacitäten sind. Bedauerlich ist nur der große Einfluß des Clerus auf den Adel, wodurch sich die allgemeinen Culturbestrebungen fast gar nicht fruchtbringend nach unten verwerthen lassen.

Die Polin zählt anerkanntermaßen zu einem der europäischen Schönheits-Ideale. Ihre Erscheinung besitzt in der That etwas Blendendes, namentlich durch den ruhigen, fast classischen Schnitt der Gesichtszüge. Sie ist viel graziöser als die Russin und ihre Eleganz verräth jedenfalls mehr Geschmack, als wir bei dieser wahrzunehmen in der Lage sind. Dabei ist sie durchschnittlich viel zarter gebaut, der Teint ist durchsichtiger und feiner, das dunkle Auge verräth große Lebhaftigkeit, ohne jenen sinnlichen Schmelz zu besitzen, der beispielsweise an den blauen Augensternen der Nord-Russin haftet. Alles in Allem präsentirt sich die polnische Dame als ein Bild von hervorragender Racenschönheit, zu der sich eine natürliche Anmuth gesellt, die man sonst nur bei romanischen Frauen anzutreffen pflegt .... Es ist bekannt, daß nicht nur alle Polinnen, sondern auch alle Polen mit den übrigen Slaven eine unbegrenzte Vorliebe für alles Französische theilen. Dennoch wäre es ein Irrthum, wenn man diesfalls in den Schwächen und Launen eine blinde Nachäfferei erblicken wollte, wie wir sie in so lächerlichem Maße bei Griechinnen und Rumäninnen antreffen. Zwar unterliegt auch die Polin, so gut, wie die Damen aller übrigen civilisirten Völker, den Einflüssen der Pariser Mode, aber ganz knechtisch folgen sie diesen Einflüssen nicht. Im Gegentheile, auch hier kommt der Cult des Nationalen entschieden zur Geltung, und eine vornehme Warschauerin würde es verschmähen, ihren Toilettenbedarf à tout prix aus Paris zu beziehen. In der Hauptstadt Polens existiren die glänzendsten und reichsten Magazine, die Alles enthalten: Stoffe, Modelle, Schmucksachen, Handschuhe, Fächer, Blumen ꝛc., nach denen das Herz einer Salonkönigin gelüstet. Dazu kommt noch das gewisse Toilette-Artikel, wie beispielsweise das Pelzwerk, nur einheimischer Provenienz sein können, und gerade in diesem Artikel entfaltet man möglichsten Luxus.

Digitized by Google

Die westländische Gepflogenheit, kostbare Pelzarten nur als pretentiöse Verbrämung zu tragen, fordert den Spott der Polin heraus. Wenn man in Warschau zu einer Winterpromenade sich einfindet, sieht man alle Damen in schwere Pelze eingehüllt, deren Schnitt und Verbrämung kaum ahnen lassen, wie kostbar jene sind. Nur der obere Kragenumschlag verräth die solide Qualität des schönen Nerz- oder Zobelfutters unter der schweren Sammethülle.

Eine glänzende Seite am Polenthum ist sein soziales Leben. Trotz der ungezwungenen, fast saloppen Umgangsmanieren ist der polnische Salon die Heimstätte feiner Sitte. Die Thatsache, daß das fashionable polnische Leben einen starken sinnlichen Zug trägt, wäre zwar kaum zu leugnen, doch erscheint die Damenwelt in Folge des angebornen Taktes und unalterirbarer Noblesse der Männer vor Ungebührlichkeiten, die anderwärts im Salon und auf der Straße immerhin häufig genug vorkommen, bestens geschützt. Selbst die Medisance bewegt sich nur in bescheidenen Grenzen, da der Pole nichts so sehr verschmäht, als andere Namen zu verunglimpfen. Natürlich wollen wir damit nicht gesagt haben, daß hier die Sitte die — Gesittung decke. Temperament und Lebenslust dürften häufig genug gegen diese verstoßen, wo jene, des äußeren Scheines halber, mit peinlicher Sorge hochgehalten wird. Das soziale Leben hat übrigens die Schattenseite, daß der Fremde, trotz der Liebenswürdigkeit und fast aufdringlichen Gastfreundschaft, die eine Cardinaltugend der Polen ist, in der Gesellschaft fast nie über die, für oder gegen ihn, herrschende Stimmung sich klar wird. Man hat als Nicht-Pole immer das Gefühl, daß man in diesem oft glänzenden Kreise von jeder Intimität ausgeschlossen ist, und das nationale Leben doch nur seinen banalen Aeußerlichkeiten nach kennen lernt. Andererseits freilich darf nicht vergessen werden, daß gerade die Berührung so verschiedenartiger Nationalitäten, wie sie beispielsweise Warschau beherbergt, in den Lebensgenuß Reiz und Abwechslung bringt, was immerhin ein soziales — wenn auch kein ernst-sittliches — Moment ist.

Wir haben früher erwähnt, daß es ungerechtfertigt ist, die polnischen Liebhabereien für alles Französische mit jener Maßlosigkeit in eine Linie zu stellen, deren sich andere östliche und südöstliche Völker-Repräsentanten

Digitiz

befleißen. Zwar ſpricht in Polen jeder Vornehme beiderlei Geſchlechts franzöſiſch, doch dominirt im Hauſe, wie in der Geſellſchaft durchwegs das Polniſche. Man iſt zu ausgeprägt national, um zu einem fremden Idiome Ausflucht zu nehmen, und letzteres geſchieht nur dann, wenn eine vielköpfige und vielſprachige Geſellſchaft den Gebrauch eines allen Perſonen geläufigen Idioms nothwendig macht .... Zu Hauſe iſt die Polin vor Allem — Polin. Sie iſt liebenswürdig und geiſtreich, ohne ſich hierzu zu animiren, denn beides iſt ihr angeboren. Dabei verſchmäht ſie in intimer Geſellſchaft alles Geflunker, und in der Kunſt, Sand in die Augen zu ſtreuen, dürfte ſie wohl kaum ſehr bewandert ſein. Die Polin iſt eine viel beſſere Hausfrau als die Ruſſin und ihre Gaſtlichkeit iſt weit weniger berechnend. Der äußere Apparat, mit dem jene daheim arbeitet, namentlich der vielköpfige Dienertroß, ſind der vornehmen Polen-Familie fremd. Selbſt Reiche ſtellen keine allzu hohen Anforderungen an materielle Genüſſe, obwohl das polniſche Heim, ſchon ſeines comfortablen inneren Arrangements halber, ein äußerſt behagliches iſt. Es iſt ein Vorzug dieſes Heims, daß eine hermetiſche Abſchließung der einzelnen Wohnräume nicht beſteht, ſondern vielmehr eine freie Circulation von Licht und Wärme damit erzielt wird, daß man die Corridors heizt .... In dieſem behaglichen Heim waltet die vornehme Dame ihres Amtes mit jener Ungezwungenheit, die ein hervorragender Zug am Charakter der Polin iſt. Es giebt nichts Gekünſteltes, nichts Gemachtes — es ſind aber auch die Schranken der Etikette nicht ſo enge gezogen wie anderwärts, ohne daß deshalb der gute Ton irgendwie verletzt würde .... Energiſchen Charakters, in Liebe und Haß wenig verlegen um die richtigen Mittel und Wege, geiſtig friſch und in allen Lebenslagen eine ſeltene Elaſticität bewahrend: ſo zeigt ſich die Polin mit ihrem Ueberſchuß von rein menſchlichen und ſinnlichen Freuden des Lebens, als ein treues Abbild jenes Volkes, dem ſie angehört ....

Wie im Heim, ſo kommen auch im öffentlichen Leben manche Züge des Polenthums zu vortheilhafter Geltung, namentlich in Bezug auf die Frauen. Um ſich hierüber ein Urtheil bilden zu können, iſt es nothwendig, einen Sonn- oder Feſttag zu einer Promenade durch die Krakauer Vorſtadt von Warſchau zu benützen, wo ſich ein charakteriſtiſches Leben entfaltet. Allenthalben ſtößt man hier auf elegante Conditoreien, die beliebteſten Rendez-

vousplätze der vornehmen Welt, an deren Fenſtern man die typiſchen Repräſentanten des Polenthums gewahrt: den etwas verlebten Edelmann, die Erwähltesten der jeunesse dorée — ſchlanke junge Männer mit eigenthümlich fein modellirten Zügen und edlen Geſichtsprofilen — dann markirte Soldatengeſichter, Officiere in der maleriſchen Tracht der kaukaſiſchen Hochländer u. ſ. w. Natürlich iſt auch in dieſer Geſellſchaft die anmuthige Polin der Brennpunkt, die Sonne, um die die übrige Welt ihren freiwilligen Kreistanz vollführt. Und welch' bezaubernder Contraſt zwiſchen dem blaſſen Teint und der Glut, welche uns aus den großen ſchwarzen Augenſternen entgegenleuchtet; welch' biegſame, in edlem Rhythmus ſich bewegenden Geſtalten! Man muß dieſe kleinen, elegant chauſſirten Füßchen geſehen haben, um jenen nationalen Dichter zu begreifen, der den Pflaſterſtein glücklich preiſt, den der Sylphidenſchritt der Polin berührt ....

Digitized

4. Die germanischen Frauen.

Völkerpsychologisches. Zur Charakteristik der germanischen Völker. Die Skandinavier. Aus dem schwedischen Frauenleben. Norwegische Trauungs-Ceremonien. Das norwegische Heim und die Cultur im höchsten Norden. — Die Niederländer. Die holländische Frau in ihrem Heim. Behagliches Familienleben. Sociales. Clubwesen. — Die Engländer im Allgemeinen und das Wesen des englischen Gesellschaftslebens. Die Emancipations-Bewegung; ihre Begründer und Förderer. Gegenwärtige hervorragende Vertreterinnen des Frauenstimmrechtes. Die Tyrannei der Convenienz. Aus dem Londoner high life. Das Saison-Leben und die „professional beauty". Ein Kampf im Dienste der Fashion. — Die deutsche Frau. Historische Rückblicke. Culturgeschichtliches. Aus dem alltäglichen Leben. Die deutsche Hausfrau und ihre Richterin Hedwig Dohm. Schlußbetrachtungen.

Wir sind am Ziele unserer Betrachtungen angelangt. Die germanische Welt, wenn auch nicht so farbig und abwechslungsreich als die romanische, scheint uns ganz besonders darnach geartet, das weitläufige Gemälde, das wir geliefert, harmonisch ausklingen zu lassen. Wir werden in ihr weder auf absonderliche sociale Erscheinungen stoßen, noch wird sich uns das Material bieten, um die Phantasie über das normale Maß hinaus zu erregen. Bot uns der Süden heitere Lebensfreuden, sorgloses Genießen und den Zauber fremdartiger Daseinskundgebungen, so tritt uns der Norden mit seiner gesunden, markigen Lebensfülle entgegen, ein Bild voll Kraft und schwerfälliger Unbelebtheit, aber gedrungen und geschlossen in Allem und Jedem. Ein bekannter geistvoller Schriftsteller — Max Nordau — hat den Versuch gemacht, die germanischen und romanischen Völker-Individualitäten mit den Geschlechts-Unterschieden zwischen Mann und Weib in eine psychologische Parallele zu stellen. Die Gegensätze sind in der That so überzeugend dargelegt, daß wir es uns nicht versagen können, darauf aufmerksam zu machen .... Es handelt sich hier um einen

Digitized by Google

urſprünglichen, tiefen, inſtinctiven Gefühlszug, der in den intimſten Grundeigenſchaften der beiden Hauptracen der civiliſirten Welt ſeine Erklärung findet .... »In der Völkerfamilie ſtellen die Romanen das weibliche, die Germanen das männliche Element dar. Weiblich iſt am Romanen die Raſchheit, aber auch die Flüchtigkeit ſeiner Auffaſſung; ſeine nervöſe Eindrucksfähigkeit, das Wechſelnde und Sprunghafte ſeiner Launen, ſeine Leidenſchaftlichkeit in Liebe und Haß; weiblich iſt die Anmuth und Geſchmeidigkeit ſeiner Lebensformen, das Einſchmeichelnde ſeines Umganges, ſeine Freude am heitern, geſelligen, zweckloſen Geplauder, mit einem Worte ſeine Converſationskunſt, deren alleiniger und unbeſtrittener Meiſter er iſt: weiblich iſt ſein Geſchmack an den kleinen, äußerlichen Schönheiten der Dinge, die ihn antreibt, das Hübſche und Maleriſche in Kleidung und Hausrath, in Bauten und Gartenanlagen zu ſuchen. — Der Germane dagegen iſt männlich in ſeiner Starrheit und Schwerfälligkeit, in ſeiner größeren geiſtigen und phyſiſchen Langſamkeit, in ſeiner tieferen Erfaſſung des Lebens, in ſeinem regen Pflichtbewußtſein, in der ſchweren Wandelbarkeit ſeiner Gefühle und Ueberzeugungen, in ſeinem geringen Sinn für äußere Zierlichkeit, in der Schroffheit ſeiner Umgangsformen und in ſeiner wenig entwickelten Vorliebe für harmloſes Geplauder« .... Der Germane iſt Peſſimiſt, tranſcendental und Idealiſt, der Romane poſitiv, materialiſtiſch, ein Optimiſt. Der Germane faßt das Leben als ein Inſtrument der Pflichterfüllung auf, dem Romanen iſt die Erde ein Feſtſaal, das Leben eine möglichſt große Summe individuellen Glücks .... Die Gegenſätze laſſen ſich natürlich auch auf rein phyſiſche Momente zurückführen, auf Unterſchiede im Knochenbau und der Muskelentwicklung, auf die größere oder kleinere Körpergewandtheit u. dergl. m.

Auffallend iſt auch, daß die germaniſchen Völker: Skandinavier (Schweden, Norweger, Dänen), Holländer, Engländer und Deutſche (oder Germanen im engeren Sinne) zu einander faſt gar keine, oder wenig Sympathie empfinden; ſie wenden dieſe vielmehr dem Romanenthum, ſpeciell dem Franzoſenthum zu, und ſelbſt im Herzen des grimmigſten deutſchen Franzoſenfreſſers verbirgt ſich etwas wie ſtille Zuneigung in dieſer oder jener Richtung zum »Franzmann«. Die Schweden, Dänen und Holländer vollends ſind Schwärmer für alles Franzöſiſche, keineswegs

aber für die, ihnen ſo naheverwandten Deutſchen. Auch hierzu liegt die Erklärung in obigen, ſo treffend ausgeführten pſychologiſchen Gegenſätzen.

Es wäre übrigens ein Irrthum, wollte man die Exiſtenz ſolcher Gegenſätze nicht auch im Schooße der germaniſchen Völker ſelbſt zugeben. Wir finden ſie, abgeſehen von der ethniſchen und culturellen Stellung der einzelnen Gruppen zu einander, ſelbſt innerhalb einzelner dieſer Gruppen, wie beiſpielsweiſe bei den Skandinaviern. Es iſt jedenfalls allemal etwas weſentlich anderes, je nachdem man den Schweden, den Norweger oder den Dänen vor Augen hat. Der Schwede, obwohl dem europäiſchen Norden angehörend, iſt heiter und aufgeweckt, liederfreudig und lebensluſtig. Er genießt ſein Daſein nicht ohne alles Raffinement, und die feine Lebensart, die ihm eigen iſt, hat ihm den Beinamen als »Franzoſe des Nordens« eingetragen. Auch iſt unter allen ſkandinaviſchen Dialekten die ſchwediſche Sprache die klangvollſte, reichſte, zu dichteriſcher Geſtaltung wie geſchaffen. Wenn der Schwede mittheilſam, offen und vertrauensſelig iſt, ſehen wir am Norweger andererſeits als charakteriſtiſchen Grundzug ſeine Verſchloſſenheit und Excluſivität, ſowie ſein geringes Bedürfniß nach lebhafterem Verkehr hervortreten. Wie alle Skandinavier tief-religiös, iſt ſein Daſein von ſtrengſter Pflichterfüllung und Gewiſſenhaftigkeit erfüllt, und dieſer Religiöſität mag auch die Abneigung vor fremdländiſchem Weſen und eine harte Unduldſamkeit gegen Andersgläubige zugeſchrieben werden .... Der Dritte in der Reihe, gewiſſermaßen deren Mittelglied, iſt der Däne. Die politiſchen Schickſale haben die Dänen in ein ziemlich ſchroffes Verhältniß zum Deutſchthum gebracht, und ſo wird es erklärlich, wenn ſich jene heute mehr denn je an ihre nordiſchen Stammesbrüder anſchmiegen. Weniger

Norwegerin aus Tromsö.

Digitized by Google

ſchwerfällig und ernſt als der Norweger, verfügt er gleichwohl über weniger Lebensfreudigkeit als der Süd-Schwede. Dieſe Lebensfreudigkeit athmet auch die herrliche ſchwediſche Capitale, Stockholm, das »nordiſche Venedig«, mit ihrem Wechſel von Fels und Wald, von Meer und Canälen, ſeiner Ausſichts-Terraſſe Moſebakke und ſeinem lebenerfüllten »Djurgarden« (Thiergarten). In den Djurgarden muß man kommen, um die Schönheit der Stockholmerinnen zu bewundern, wie man in Venedig auf der Piazza San Marco die blaſſen Venezianerinnen, am Guadalquivir die braunen Sevillanerinnen aufſuchen muß, um ſie in ihrem ganzen Reize ſtrahlen zu ſehen .... Wie ganz anders geſtaltet ſich dieſem prächtigen Bilde gegenüber das ziemlich reizloſe und einförmige Chriſtiania! Die Geſellſchaft in den norwegiſchen Städten ſteckt noch ganz in ihren uralten Traditionen und ihr größter Stolz ſind die Erinnerungen an die alten Seekönige und kühnen Wikinger. In Norwegen überwiegt allenthalben das perſönliche Bedürfniß, in Schweden das gemeinſame; der Norweger lebt für ſich und ſeine Familie einſam in ſeinem »Gaard« (Gehöfte), der Schwede drängt ſich gerne in die Oeffentlichkeit vor und findet Gefallen an geſellſchaftlichem Verkehr. Der Norweger iſt ſtreng conſervativ, der Schwede fortſchrittsfreundlicher, der Däne ſchließlich allerlei äußeren Einflüſſen bis zum Uebermaße zugänglich. So wird es auch erklärlich, daß das Leben in Kopenhagen wenigſtens für den Deutſchen kaum irgend welche charakteriſtiſche Seiten aufzuweiſen hat.

In den nördlichen Gebieten Schwedens und Norwegens ſchwinden natürlich die im Süden, namentlich zwiſchen der Städtebewohnerſchaft herrſchenden Gegenſätze faſt ganz. Die Sitten und Gebräuche ſind noch allenthalben ſolche der urwüchſigſten Art, und mancher Brauch deutet noch auf alt-ſkandinaviſches Weſen hin, wie denn überhaupt bei den nördlichen Skandinaviern die alte Götterwelt noch nicht vollends überwunden iſt. Dazu geſellen ſich Vorurtheile und Aberglauben und nicht zuletzt gewiſſe Rohheiten in den Beziehungen zwiſchen den Geſchlechtern, die ſelbſt in der Symbolik ihren greifbaren Ausdruck erhalten. So darf beiſpielsweiſe eine nordſchwediſche Braut auf keinem Pferde zur Kirche reiten, da es ſonſt verkommt. Der Bräutigam trägt als Attribut ſeiner angehenden häuslichen Würde in der einen Hand eine Peitſche, die er ſelbſt am Altare

Digitized by Google

nicht ablegt. Barbariſch iſt es auch, der Braut, ſofern ihre Unbeſcholtenheit nicht feſtſteht, dieſe Thatſache äußerlich kenntlich zu machen, da nur unbeſcholtene, jungfräuliche Bräute die aus künſtlichen Blumen verfertigte Brautkrone tragen dürfen. Uebrigens iſt eine ſolche Auszeichnung eine ziemlich koſtſpielige Sache, denn eine ſchwediſche »Kronhochzeit« läßt ſich unter achttauſend Kronen nicht beſtreiten; ſelbſt für die in den Kirchen eigens zu dieſem Zwecke aufbewahrten Brautkronen müſſen ſehr hohe Taxen gezahlt werden, ſo daß bei Geldmangel auf die Tugendauszeichnung Verzicht geleiſtet werden muß.

Eine ſchwediſche Braut iſt die pompös-geſchmackloſeſte Erſcheinung, die man ſich denken kann. Wenn irgendwo in der Welt die Redensart: »Geputzt wie eine Bauernbraut« gilt, ſo iſt es in Schweden und überhaupt im nördlichen Skandinavien der Fall. Um das Mädchen in den gehörigen Staat zu verſetzen, müſſen oft alle Familien einer Gemeinde geplündert werden, und was ſich hierbei auftreiben läßt, wird jenem auf- und angehängt: in's Haar, um den Hals, auf Arme und Hände, ganz beſonders aber an's ſeidene Mieder. Die Taille der Braut umſchließt gewöhnlich ein mit ſilbernen Berloks behangener Gürtel und in dem einen ihrer Schuhe verbirgt ſie einen Silberring, damit ihr künftiger Hausſtand an Reichthum zunehmen möge. Dieſer Silberring verfällt Abends bei der Ceremonie des »In's-Brautbett-Geleiten« dem Knaben, dem die Ehre zu Theil wird, der Braut die Schuhe abzuziehen.

Die vorerwähnte Ceremonie bedarf übrigens einiger Worte. Nachdem das Schmauſen und Tanzen, das »Opfer an den Paſtor« und das »Rundtragen des Bräutigams« erledigt ſind, erfolgt das In's-Brautbett-Geleiten. Die erſte Scene dabei iſt der Kampf um das Brautpaar zwiſchen den Verheirateten und Unverheirateten. Die Mädchen ſchließen einen dichten Kreis um die Braut und wehren die Angriffe der Frauen ab, welche die Braut an ſich zu reißen ſuchen, und in gleicher Weiſe vertheidigen die Burſchen den Bräutigam gegen das Andrängen der Männer, um ſich ſeiner zu bemächtigen. Der Kampf endet natürlich mit dem Triumphe der Verheirateten, und im Augenblicke des von ihnen errungenen Sieges entflieht das eroberte Brautpaar in die Schlafkammer. Bald hierauf wird die Thür zum Gemache mit dem zierlichen Brautbette

Digitized by Google

weit aufgeriſſen und alsbald ſtürmt die ganze Schaar der Gäſte unter Muſik und lautem Jubel hinein, um noch hier als letzte Labung ein Glas Wein (Cognac wird vorgezogen) aus den Händen der auf dem Bettrande ſitzenden Braut zu empfangen. Dann zieht ihr der Brautjunge die Schuhe ab und läuft jubelnd mit dem gefundenen Silberring davon .... Die Hochzeitsfeier dauert in Schweden faſt immer mehrere Tage, bei reichen Parteien oft volle zwei Wochen. Als bleibende Erinnerung an das durchlebte Feſt wird der hübſche altväteriſche Brauch geübt, daß die näheren Freunde der Neuvermälten auf einer nahen Anhöhe einen Tannenbaum pflanzen. Solche Tannenbäume werden auch vor das Heim der jungen Eheleute gepflanzt, und jene dürfen erſt umgeſetzt werden, wenn die junge Frau ihren Erſtling geboren hat.

Wenn bei den Schweden eine eheliche Verbindung wenig mehr als ein Ereigniß von alltäglicher Bedeutung iſt, nehmen die Norweger ihrerſeits die Angelegenheit viel ernſter. Man hat dieſe ein demokratiſches Volk genannt, aber im Grunde iſt Norwegen nicht mehr und nicht weniger als ein demokratiſch organiſirter Staat von Ariſtokraten. Ein Kenner des Landes ſagt mit Recht: Die Norweger ſind voll von dem Hochgefühl eines erobernden und niemals eroberten Volksſtammes. Seit der Zeit Harald Harfagr's im IX. Jahrhundert, als die kleinen Könige von Norwegen entthront, einen großen Theil der europäiſchen Ariſtokraten-Familien gründeten, iſt das Land trotz ſeiner Annexirung an Dänemark und ſpäter an Schweden in ſeinen inneren Verhältniſſen faſt unberührt geblieben. Von dieſem Harald Harfagr abzuſtammen, rühmen ſich denn auch viele Familien in den fern abliegenden Thälern im Norden des Landes. Bezeichnend bleibt es immerhin, daß ein ſo demokratiſches Volk, wie die Norweger, Gewicht auf ſolche Abſtammung legt. Selten macht man unter demſelben eine Trauung mit, ohne verſichern zu hören, daß die Braut zwar in ſehr langer Linie, immerhin aber direct von den alten Baronen des Landes abſtamme, wie der Bräutigam von den Wikingern.

Der ernſteſte Lebensſchritt für ein norwegiſch Mädchen — die Trauung — iſt auch ſonſt eine ſehr umſtändliche Sache. Wär's nicht der rauhe Norden, wo ſich die nachfolgenden Dinge zutragen, man würde glauben, orientaliſche Luft einzuathmen. Gute Vorbedeutungen entſcheiden viel und

man hilft ihnen, wo's angeht, eigenhändig nach. So iſt es nothwendig, daß die Trauung während des erſten Mondesviertels ſtattfinde, da davon das Wohlgedeihen des Bundes abhängt. Die Braut nimmt überdies vor dem Hochzeitstage einen männlichen Säugling zu ſich in's Bett, damit das erſte Liebespfand ein Knabe werde .... Geht der Hochzeitszug zur Kirche, oder zu den hölzernen Kathedralen, wie ſie den nordiſchen Städten eigenthümlich ſind, ſo mögen die Spielleute wohl darauf achten, daß an ihren Violinen keine Saiten ſpringen, denn das iſt ebenſo vom Uebel, als wenn ein Pferd wieherte, oder ein unzeitiger Regen ſich einſtellte .... Wir haben den ſchwediſchen Bräutigam mit der Peitſche an den Altar treten ſehen. Die norwegiſche Braut würde auf ſolches Zur-Schau-tragen brutalen Hausregimentes wenig geben, da ſie ihrerſeits Mittel beſitzt, die Herrſchaftsgelüſte ihres zukünftigen Gatten ſchon am Altare zu paralyſiren. Sie braucht nämlich während der Trauungs-Ceremonie einfach nur ihren rechten Fuß um Weniges dem ihres Bräutigams vorzuſetzen, um ihres Triumphes ſicher zu ſein. Setzt ſie in die Wirkung dieſes Mittels Zweifel, ſo braucht ſie weiter nur ihr Taſchentuch wie aus Zufall fallen zu laſſen, worauf der Bräutigam ſich natürlich beeilen wird dasſelbe aufzuleſen. Ein Vorzeichen von beſonderem Einfluſſe der künftigen Frau innerhalb ihrer vier Pfähle iſt, wenn der Bräutigam bei der Ceremonie den Rücken gekrümmt hat. Es fragt ſich nur, ob die jungen Männer, gegen welche ſolche Zaubermittel angewendet werden, dieſelben nicht ſo gut kennen wie andere Leute, was ſie ja in die Lage verſetzen würde, dem Schabernack der herrſchſüchtigen Bräute rechtzeitig zu begegnen .... Eine gleich rührende Naivetät liegt auch darin, daß die zu Trauenden am Altare einen langen, liebeglühenden Blick wechſeln, da ihnen dies endloſes Glück einbringt. Dazu iſt aber eine innige körperliche Annäherung abſolut nöthig, da ſonſt leicht der »böſe Blick« zwiſchen Beide ſich hindurchſtehlen und ſo Zwietracht und Trennung, oder vollends den Tod herbeiführen könnte ....

Wie ſonſt das Leben in einem norwegiſchen Heim ſich abſpielt, darüber braucht man keine Worte zu verlieren. Es iſt das denkbar einförmigſte, wie eben nur dieſe einfachen Naturkinder es zu ertragen vermögen. Die Liebe zu den Kindern würzt ihnen die Exiſtenz, denn wie vielleicht nirgend anderwärts tritt die Freude an reichem Kinderſegen ſo

Digitized by Google

herzlich und warm zutage wie in Norwegen. Auch stehen die Väter darin hinter den Müttern nicht zurück, und beide werden es nicht müde, ihr »smook bürn« — hübsches Kind, wie sie naiv ihren Sprößling selbst bezeichnen — vorzuzeigen .... Dabei glaube man aber ja nicht, daß dieser patriarchalische Sinn die Blüthen des Culturlebens nicht voll und ganz zur Entfaltung bringe. Die beste Widerlegung einer solchen Annahme wäre der Hinweis auf Trondhjem (Drontheim), eine Stadt, die unter dem Breitengrade der Behringsstraße liegt! Hier findet man alle Früchte der Civilisation: ausgezeichnete Schulen, splendid ausgestattete Hospitäler, eine Kathedrale, ein Theater u. s. w. Ja, selbst in dem fernen, bereits im nordischen Eise liegenden Tromsö trifft man auf schöne, mit Spiegelglas versehene Kaufläden, auf Kleider-Modelle u. dergl. m., welche eher an eine Großstadt denn an einen Wallfischfängerhafen erinnern.

So hätten wir den sprechenden Beweis erhalten, wie der germanische Geist selbst in einem so sterilen, kalten, entlegenen Boden überall die Keime civilisatorischen Strebens legt und ihre jungen Triebe großzieht .... Einen weit glänzenderen Repräsentanten als im Skandinavier finden wir im Niederländer. Wir haben schon in den einleitenden Zeilen dieses Abschnittes darauf aufmerksam gemacht, daß die einzelnen Glieder der germanischen Völkergruppe ihre ethnische Zusammengehörigkeit nicht sonderlich gerne, ja, häufig mit Widerwillen anerkennen, wenn sie diese Verwandtschaft nicht vollends in so weite Linie stellen, daß ihnen selbst das Verleugnen nicht sonderlich schwer fällt. Thatsache ist daß die Niederländer mit ihren eigenthümlichen Sitten und socialen Erscheinungen zu ihren deutschen Nachbarn einen tiefen Contrast bilden. Sie sind in erster Linie ein Volk für sich. Will man verwandte Züge herausklügeln, so findet man im niederländischen Volke wenige derselben, zumal in Sitten und Gebräuchen, die viel mehr Verwandtschaft mit dem englischen Wesen verrathen, als mit dem deutschen. Zwar ist die Abneigung der Holländer gegen alles Deutsche lange nicht so stark, als von mancher Seite geltend gemacht wird, die Handelswelt gravitirt aber entschieden nach England, während viele vornehme Kreise noch von altersher an französischen Reminiscenzen zerren.

Dies gilt namentlich vom Haag, der niederländischen Capitale. Zur Zeit der Grafen von Holland nicht mehr und nicht weniger als ein Jagd-

Digitized by Google

gehege, erhielt der Haag zur Zeit, als Hortenſe's Gatte, der Vater des dritten Napoleon, hier reſidirte, ſeine vollen repräſentativen Rechte und galt ſeither nicht mehr als Dorf. Damit fällt auch der franzöſiſche Einfluß zuſammen. Der Unterſchied zwiſchen der niederländiſchen Capitale und den übrigen großen Städten des Landes iſt in der That auffallend. Während ſich hier überall die deutſche Bildung, deutſche Cultur und ſelbſt deutſches Weſen immerhin einer bemerkenswerthen Beachtung erfreut, dominiren dort faſt in Allem und Jedem franzöſiſcher Geſchmack und franzöſiſche Sympathien. Dennoch ſchwimmen dieſe Erſcheinungen nur obenauf und der Haag iſt ganz gewiß eine gut holländiſche Stadt.

Das Heim, in welchem die holländiſche Frau ihres Amtes waltet, iſt eine Specialität ſeiner Art. Dem Holländer iſt es — wie dem Engländer — ganz unverſtändlich, wie mehrere Familien unter einem und demſelben Dache wohnen können, ohne eine ſolche Situation unerträglich zu finden. Wo beſchränkte Mittel dennoch zu ſolch' gemeinſamer Bequartierung führen, trägt man wenigſtens Sorge, daß jede Wohnung ihren eigenen Zugang, ihre eigene Treppe habe. Im Uebrigen aber zeigt das Heim einer holländiſchen Familie ganz das engliſche Muſter, abgeſehen von einigen Eigenthümlichkeiten, der Ausnützung des Raumes und der inneren Ausſtattung. Die erſte und größte Tugend einer holländiſchen Hausfrau iſt die Reinlichkeit. Ihre peinliche Aufrechterhaltung iſt längſt zum charakteriſirenden Schlagworte geworden. Schon im Flur iſt Sorge getragen, daß der Beſucher ja kein Stäubchen der Außenwelt bis in die geheiligten Räume der eigentlichen Wohnung mitſchleppe. Eine ganze Reihe von Matten und Decken harrt der Fußbekleidung, damit dieſe ſich all' ihres Erdenſtaubes mit Muße entledigen könne. Auf den engen, ungemein ſteilen und gewundenen Treppen gelangt dann der Beſuchende in eine Art von Fegefeuer, in die »gute Stube«, wo er Nippestiſchchen unter Schleierhüllen und Möbel von Mullwolken umſchirmt findet, denn nichts wäre der Dame vom Hauſe entſetzlicher, als wenn ein irdiſches Stäubchen auf eines der Einrichtungsgegenſtände fiele .... Daß ſolche peinliche Sorgfalt den Fremden leicht beluſtigen kann, jedenfalls aber erheitern muß, liegt in der Natur der Sache .... Aber dieſer Zwang ſetzt ſich bis in die Salons fort, wo der Gaſt auf den üppig ſchwellenden Cocusfaſerngeweben fort-

Digitized by Google

ſchreitet, um vor dem Lehnſtuhle, in welchem er ſchließlich Platz nimmt, noch einen zweiten Teppich über den erſten gebreitet zu finden. Auch ſonſt wird er in den Salons Doppellagen von Teppichen finden, ſo vor den Kamins, den Spiegeln, Sofas und Thürſchwellen.

Iſt der Beſuch vorüber, ſo gilt die erſte Sorge der Hausfrau abermals der Reinlichkeit. Es wäre leicht möglich, daß der Gaſt dennoch irgend ein verſchwindend kleines corpus delicti irdiſchen Staubes während ſeiner Anweſenheit auf den oberen Schutzteppichen zurückgelaſſen haben könnte, und da muß die Säuberung ſofort auf den Fuß folgen. Trotz alledem erſcheint uns das holländiſche Heim nichts weniger denn behaglich. Wer ſeine ſchmalen Treppen auf- und abgeklettert, ſich die Fingerknöchel an den runden unpraktiſchen Thürdrückern abgeſchunden und ſeinen Eiertanz über die ſchwellenden Deventer-Fabrikate vollführt hat, wird ſich bald nach freier — ungenirter Bewegung ſehnen. In dieſem Sinne verdient das engliſche Heim entſchieden vor dem holländiſchen den Vorzug. Dabei ſind hier die Wohnräume mit nebenſächlichen Dingen förmlich überladen. Man findet zahlreiche chineſiſche und japaniſche Vaſen, Lackwaaren, Bronzen, Armleuchter, Standuhren, Luxusporzellan und eine Menge andere Dinge in faſt geſchmackwidriger Ueberladung. Sie alle unterliegen der tagtäglichen Controle der emſigen Hausfrau, die nur ſelten Zeit findet, hin und wieder auch einen Blick in die Prachtwerke und Albums zu werfen, die auf den Tiſchen übereinandergehäuft liegen. Und unbeſorgt um ihr leibliches Wohlbefinden, flattert das emſige Weſen Stiegen auf und ab, indem es ſich bald in den Wohn-, bald in den Wirthſchaftsräumen, bald in den Schlaf-, Bade- und Toilettezimmern zu ſchaffen macht. Man ſieht, die Einrichtung eines holländiſchen Hauſes iſt bis zu einem gewiſſen Grade muſtergiltig, aber die Führung des Haushaltes wird Einem nichts weniger als leicht und bequem gemacht.

Neben der Inſtandhaltung des Heims drückt die vornehme holländiſche Frau die Sorge für das leibliche Wohlbefinden ihrer Schutzbefohlenen in weit geringerem Grade. Zwar iſt die Hauptmahlzeit opulent, da aber dieſe in die Abendſtunden fällt, ſo wird während der Tagesſtunden nur wenig verzehrt. Die Familie verſammelt ſich Morgens am Frühſtückstiſche, wo Thee, alle Gattungen von Gebäck, Eier, Butter und Käſe zur

Digitized

Auswahl bereit ſtehen. Kaffee, der unſeren Morgenimbiß ausmacht, kommt erſt um die Mittagsſtunde an die Reihe, als zweites Frühſtück. Es iſt die einzige Tageszeit, wo Kaffee in einem echten holländiſchen Hauſe überhaupt getrunken wird. Wem der Kaffee nicht genügt, für den ſind abermals Brot und Käſe, Butter und mitunter auch etwas Fleiſch, eventuell auch Obſt bereit. Beliebt iſt ein Brei, der aus friſchen Erdbeeren, ſaurer Sahne, Zucker, Zimmt und zerſtoßenem Zwieback bereitet wird und ganz vorzüglich ſchmeckt. Die Bereitung dieſer Crême erfolgt allemal bei Tiſche, und zwar durch die Hausfrau ſelbſt .... Größere Sorge dieſer letzteren beanſprucht die zwiſchen ſechs und ſieben Uhr fallende Hauptmahlzeit. Die Zubereitung der betreffenden Speiſen nach holländiſchem Geſchmacke iſt derb und ſchwer, meiſt auf Sättigung berechnet, und nicht jedem Magen zuträglich.

Im Großen und Ganzen bewegt ſich das holländiſche Leben in breiter materieller Behaglichkeit, aber auch ungemein einförmig fort. Die geiſtigen Anregungen, ſelbſt in den vornehmſten Familien, ſind gering. Man cultivirt das Theater ſehr nebenſächlich, findet ſich mit mittelmäßiger Muſik ab und lieſt wenig gewählt. Am meiſten Intereſſe zeigt die holländiſche Familie, ganz im Gegenſatze zu der feſtländiſchen irgend welcher Nation, für ferne Länder und Völker, was erklärlich iſt, wenn man erwägt, daß faſt jede Familie über ein Glied verfügt, das eine Zeit hindurch in einer der überſeeiſchen Colonien der Niederlande geweilt hat. In den Salons ſind die fremdklingenden Namen des malayiſchen Archipels in Jedermanns Munde, und es iſt nichts Seltenes, junge Damen und Herren ſich miteinander in den weichen Lauten der javaniſchen Sprache unterhalten zu hören. Die Aengſtlichkeit feſtländiſcher Mütter für das Schickſal eines in der Fremde weilenden Kindes theilt die holländiſche nicht mit ihr. Sie weiß, daß der in den Tropen lebende Sohn nach einigen Jahren an Erfahrungen reich heimkehrt und entweder als Kaufmann oder als Staatsmann oder als Soldat eine ſchöne Laufbahn vor ſich hat. Arbeit, angeſtrengte Arbeit und Pflichteifer ſind überhaupt die Nationaltugenden der Holländer. Der Bettel iſt in dieſem merkwürdigen Lande ſo viel wie unbekannt, und wenn das Capital auch ausgiebig zufließt, ſo wird es unter Umſtänden doch ſchwer, jedenfalls nur auf dem Wege raſtloſen Schaffens verdient. Damit hängt auch die ernſte Lebensauffaſſung zu-

Digitized by Google

sammen. Die holländischen Familien haben fast gar keinen Sinn für auf- oder anregende Zerstreuungen. Wäre nicht das bischen Haag mit seinem herrlichen Buchendome und das originelle Seebad Scheveningen, man müßte das öffentliche Leben geradezu ein trostlos langweiliges nennen. Die wenigsten Städte, selbst die Seeplätze einbegriffen, besitzen ein Straßenleben nach mittel- oder südeuropäischem Begriffe. Wer nicht im Schoße seiner Familie weilt, ist gewiß nicht auf der Gasse oder in einem öffentlichen Locale zu finden; er unterhält sich dann vielmehr in seinem Club, der ihm Alles: Gesellschaft, Lectüre, Spiele, Zerstreuungen aller Art und einen ausgezeichneten Mittagstisch bietet. Das Clubwesen steht vielleicht in keinem Lande Europas in so hoher Blüthe, wie in den Niederlanden, und die Clubhäuser im Haag, in Amsterdam und Rotterdam gehören zu den elegantesten, comfortabelsten Gebäuden dieser Städte.

* * *

Wir stehen an der Dünenküste Nord-Hollands und haben sonach nur einen schmalen Streifen Meeres zu kreuzen, um uns binnen wenigen Stunden in eine andere, in sich völlig abgeschlossene Welt versetzt zu sehen. Der Fremde, der diese Welt — die englische — betritt, bekommt von ihr, dauerte nun sein Aufenthalt kurz oder lang, in der Regel nur den großartigen Apparat des in unzähligen Erscheinungen sich manifestirenden Culturlebens par excellence zu Gesicht. Ihm begegnen auf Schritt und Tritt die Einrichtungen und Leistungen eines Volkes, dessen imponirende Eigenschaften es zu einem weltbeherrschenden gemacht haben. Ueberall diese gigantische Arbeitsbewegung, dieses Rasen und Drängen, diese verkörperte Ausdauer bei großartiger Gesetzmäßigkeit und Ordnung! .... Die englischen Nationaltugenden: strenges Pflichtgefühl, Liebe zu seinem Vaterlande und unverbrüchlicher Freiheitssinn, sie alle prägen sich dem Fremden durch eine Reihe glänzender Erscheinungen oder Kundgebungen mächtig ein, und er steht bewundernd vor einem Bilde, das ihm die moderne Civilisation in ihrer überwältigenden Größe vorführt.

Eine solch' erhabene Einwirkung auf den Geist und den Verstand läßt nothwendigerweise eine Lücke auf Seite des Gemüths empfinden. Nicht daß die imponirenden Erscheinungen des Culturlebens in ihrer sonnenheiteren Vollkraft der Phantasie keine Anregung böten; der Flug der Ge-

Digitized by Google

danken, den ſolche Einwirkungen bei den wahrhaft Gebildeten hervorrufen und ſeine Seele wie mit Feuerſchwingen zu geläutertem Empfinden emporheben, die Reflexionsarbeit einer tauſendfach angeregten Phantaſie: das Alles überflügelt weit das ſentimentale Behagen an lyriſcher Mattblütigkeit, die ſich anderwärts nur zu häufig mit unberechtigtem Pathos vordrängt. Dieſe Art von Gefühlswelt, die man allenthalben im Getriebe des engliſchen Lebens entbehrt, iſt alſo nicht gemeint. Worauf wir anſpielen, iſt einfach nur die Thatſache, daß der Fremde in London — und dahinter verbirgt ſich ja ganz England — Alles kennen lernt, nur die Menſchen nicht. Die Zurückhaltung und die Zugeknöpftheit des Briten, ſeine auffallende Kälte und Ungeſelligkeit und vollends ſein nicht ſelten beleidigendes Selbſtbewußtſein ſind Eigenſchaften, die den lebensfrohen, mehr ungebundenen Feſtländer mit wahrem Grauen erfüllen. Wo die Welt ihre potenzirteſte Thätigkeit entfaltet, iſt der Fremde völlig einſam, individuell todt, verlaſſen — er ſieht nur Maſchinen, keine Menſchen .... Daraus hat ſich jene falſche Vorſtellung gebildet, als ſei das engliſche Leben überhaupt ein trübes Schattenſpiel, das nur äußerlich Glanz annehme, durch den Reichthum und die Größe der Nation und durch den Reichthum des Einzelnen. Der typiſche Engländer, wie man ſich ihn auf dem Continente malt, iſt ein dürres, griesgrämiges Geſchöpf; die engliſche Dame ein capriciöſes, ſteifes, anſpruchvolles, überhebendes Weſen; man ſieht nur Ueberhebung und Extravaganz, und ſelbſt das blaue Augenlicht zarter Miſſes vermag keine Wärme in die Seele des deutſchen oder romaniſchen Menſchenkritikers zu werfen. Dem Feſtländer iſt der Engländer, die Engländerin, die engliſche Familie und überhaupt alles Engliſche bis zu einem gewiſſen Grade ein Gräuel, jedenfalls aber identificirt er mit ihnen nur Ungeheuerlichkeiten und Geſchmackloſigkeiten.

Nun iſt es allerdings zweierlei, je nachdem man den Engländer nur aus den feſtländiſchen Bädern und im Coſtüm des Alpentouriſten, oder in ſeiner heimiſchen Welt kennt. Daß der Engländer mit ſeinen vielen bürgerlichen Tugenden auch die hervorragenden Familienſinnes beſitzt, iſt gewiß ebenſogut bekannt, wie ſeine Geſelligkeit, Liebenswürdigkeit und ſein feiner Humor, ſobald der fremde Gaſt deſſen Vertrauen gewonnen hat und gewiſſermaßen in den Familienkreis aufgenommen iſt. Er wird

Digitized by Google

ſich dann überzeugen, daß in der engliſchen Familie mehr ſittliche Kraft, Tüchtigkeit und Glaubensſubſtanz vorhanden iſt, als irgend ſonſtwo in der Welt. Freilich läuft in dieſem Zauberkreiſe Vieles blos auf die gute Sitte hinaus, und nicht Alles, was den Ueberraſchten entzückt, mag ſonderlich in die Tiefe gehen. In dieſem Sinne ſagt der treffliche Thackeray (Vanity Fair): »Zu Perſonen, welche in die Welt eintreten, ſage ich: Lobet Jedermann (praise everybody); ſeid nie ekel, ſondern macht euer Compliment dem Betreffenden gerade in's Geſicht, und auch hinter ſeinem Rücken, wenn ihr halbwegs wißt, daß es ihm wieder zu Ohren kommt. Laßt nie eine Gelegenheit entſchlüpfen, ein freundliches Wort anzubringen. Wie Collingwood auf ſeinem Gut nie eine leere Stelle ſehen konnte, ohne eine Eichel aus der Taſche zu nehmen und dieſelbe einzuſetzen, ſo haltet es auch euer Leben lang mit den Complimenten. Eine Eichel koſtet nichts, kann aber zu einem koloſſalen Baume werden« .... Wer ſich aber an die äußerliche Kälte, an die unerſchütterliche Ruhe der Engländer ſtoßen ſollte, dem führen wir Bulwer's Worte zu Gemüthe, welcher behauptet: »Ich habe bemerkt, daß der unterſcheidende Zug von Menſchen, die an gute Geſellſchaft gewohnt ſind, eine kalte, unerſchütterliche Ruhe (a calm, imperturbable quiet) iſt, welche allen ihren Handlungen und Zuſtänden, von den wichtigſten bis zu den geringſten, ſich mittheilt; ſie eſſen mit Ruhe, machen ſich Bewegung mit Ruhe, leben mit Ruhe und verlieren ihr Weib, ja ſelbſt ihr Geld mit Ruhe, während gemeine Leute keinen Löffel voll Suppe und keine Beleidigung einnehmen können, ohne einen fürchterlichen Lärm darüber anzufangen.« Dagegen meint freilich Pope (Thoughts on various subjects): »Der Unterſchied zwiſchen dem, was man gewöhnlich Geſellſchaft und was man gute Geſellſchaft zu nennen pflegt, liegt darin, daß man dieſelben Dinge dort in einem kleinen Zimmer, hier in einem großen Salon, dort an kleinen Tiſchen, hier an großen Tiſchen, dort vor zwei Lichtern, hier vor zwanzig Candelabern beſprechen hört« ....

Wenn wir nun auf unſer eigentliches Thema, die engliſche Dame, zu ſprechen kommen, betreten wir ein Gebiet, das die Feder mit großer Weitſchweifigkeit behandeln könnte, ein Beweis, daß dieſes Terrain nichts weniger denn ſteril ſei. Ja, es iſt kaum zu beſtreiten, daß wir nach

dem franzöſiſchen Geſellſchaftsleben in Europa kein zweites finden, das uns eine ſolche Summe von Unterhaltungs- und Beobachtungsſtoff böte, als das engliſche. Nichts wäre einfältiger, als das Leben und Treiben im Londoner high life einförmig und farblos zu nennen. Zwar iſt auch hier Alles und Jedes in gewiſſe Grenzen der Convenienz, der Sitte und des althergebrachten Brauches gezogen; ferner iſt Vieles, was uns zwanglos und aus ſpontanem Drange hervorgegangen erſcheint, beſtimmt Abgekartetes, ein Zwang in glänzender Drappirung, eine verzuckerte Pille des im gewiſſen Sinne unerträglichen bon ton in der britiſchen Geſellſchaft. Man wird in dieſem Sinne leicht begreifen, wenn der geniale Bulwer behaupten konnte, daß alle Frauen eine natürliche Empfindung hätten, welche dem Gedanken Freiheit und dem Benehmen Takt verleiht. Bei den Männern ſei dieſe Empfindung gewöhnlich etwas Erworbenes, ein Product der intellectuellen, nicht, wie beim weiblichen Geſchlechte, der moraliſchen Anlage. Alle engliſchen Schriftſteller wiſſen das Weib hoch zu ſchätzen. Buckle erklärt in einem ſeiner geiſtvollen Eſſays, der Einfluß der Frauen habe verhindert, daß das Leben zu ausſchließlich praktiſch und ſelbſtſüchtig werde, und es vor der Ausartung in einen geiſttödtenden und eintönigen Schlendrian dadurch gerettet, daß er ihm ein ideales und romantiſches Element beigemiſcht. Dieſer Einfluß milderte die Heftigkeit der Männer, veredelte ihre Sitten und verminderte ihre Grauſamkeit .... Addiſon ſchätzt die angeborne Hochherzigkeit des Weibes ſo ſehr, daß er ſelbſt die Ausbrüche der Leidenſchaft und des Haſſes mit der Bemerkung entſchuldigt: »Eine Frau iſt viel zu aufrichtig und hingebend, um den leidenſchaftlichen Eifer für ihre Meinungen durch Klugheit und Ueberlegung zu mäßigen« ....

Ein an der Spitze der modernen Civiliſation ſchreitendes Volk, wie die Engländer, mußte es logiſcherweiſe beſchämen, die Frauen thatenlos abſeits ſtehen zu ſehen. Man kennt die engliſchen Emancipations-Beſtrebungen auch bei uns mehr als genügend: den Londoner Verein zur Förderung der Erwerbsfähigkeit des weiblichen Geſchlechtes, nach deſſen Muſter ſich Vereine in anderen Städten Englands bildeten, die »Victoria Debating Society«, die »Female middle class emigration Society« u. ſ. w. Die Frauen-Zeitung »Victoria Magazine« wird heute von lauter weiblichen Setzern fertig gebracht, im Journale »The home« das Frauenrecht

Digitized by Google

tapfer vertreten. Während in Nord-Amerika die Emancipations-Bewegung faſt ganz vom anderen Geſchlechte ausging, haben in Alt-England zuerſt die Schriftſteller und Dichter die Furche gezogen, in die ſpäterhin der Same von weiblicher Hand gelegt wurde.... Schon Shelley erklärte vor faſt einem halben Jahrhundert in einer Note zu ſeinem herrlichen Poëm »Queen Mab«, daß ſich kaum ein Syſtem hätte erſinnen laſſen, welches dem menſchlichen Glücke mit raffinirterer (studiously) Feindſeligkeit entgegenträte als — die Ehe.... Das war natürlich den Frauenrechtlerinnen ein gefundener Handel. Nach mehreren Decennien erhob ſich John St. Mill und variirte den Shelley'ſchen Ausſpruch, indem er in ſeinem epochemachenden Buche »Subjection of women« (Hörigkeit der Frauen) offen decretirte: »Die Ehe iſt die einzige wirkliche Leibeigenſchaft, die unſer Geſetz kennt; es giebt keine »Sklaven« mehr, als die »Herrinnen« des Hauſes«.... War die Ehe nicht abzuſchaffen, ſo bot der Gegenſtand an ſich gleichwohl Stoff genug zu peſſimiſtiſchen Betrachtungen auf männlicher und weiblicher Seite. Derſelbe Mill mußte ſich geſtehen, daß, was man jetzt die Natur der Frauen nennt, etwas durch und durch künſtlich Erzeugtes — das Reſultat erzwungener Niederhaltung (repression) nach der einen, unnatürliche Anreizung (stimulation) nach der anderen Richtung ſei. Addiſon meinte: »Ich habe oft gedacht, daß man ſich nicht genug Mühe gegeben, paſſende Beſchäftigung und Zerſtreuung für die Frauen zu finden. Die ihnen gebotenen Unterhaltungen ſcheinen mehr darauf berechnet, daß ſie Weiber, als daß ſie vernünftige Geſchöpfe ſind«.... Noch deutlicher drückte ſich der unvergeßliche Bulwer in einer Stelle ſeines Romans »The last days of Pompeji« aus. Dort heißt es, es wäre ein großer Irrthum geweſen, daß die Männer ſich einbildeten, die weibliche Natur ſei ſo abweichend von der ihrigen, daß ſie Geſetze machten, welche den geiſtigen Fortſchritt der Frauen hemmen.... Genug, die Frauen Alt-Englands hatten einſehen gelernt, daß man ſie von Jugend auf in dem Glauben wiegte, und ihnen dieſen Glauben gewiſſermaßen anerzog, das Ideal eines weiblichen Charakters ſei ein ſolches, welches ſich im geraden Gegenſatze zu dem des Mannes befinde: kein eigener Wille, keine Herrſchaft über ſich durch Selbſtbeſtimmung, ſondern Unterwerfung, Fügſamkeit in die Beſtimmung Anderer. Jede Sittenlehre predigt ihnen,

Digitize

die Pflicht der Frau ſei, für Andere zu leben, ſich ſelbſt vollſtändig aufzugeben und keine andere Exiſtenz als in und durch ihre Liebe zu haben, und die hergebrachte Sentimentalität behauptet ſogar, daß dies der Zuſtand ſei, welche der eigentlichen Natur der Frau gemäß iſt .... Wie ſagt doch Pope? .... »Ein ſehr gutes Weib würde noch immer einen erbärmlichen Mann abgeben« ....

Die hervorragendſten Führerinnen auf dem Gebiete des Frauenſtimmrechtes ſind dermalen: die Gräfin Haberton, die Frauen Scatcherd, Arnold, Webſter, Paterſon, die Miſſes Lydia Becker, Rhoda Garrett, Helen Taylor, Tod, Craigen u. m. A. Erſt kürzlich fand in der St. James-Halle große Muſterung dieſer Vorkämpferinnen ſtatt, zu der das weibliche Geſchlecht freien Zutritt hatte, während das männliche Eintrittskarten löſen mußte. Ein ſtarkes Fräulein, von matronenhaftem Alter, entwickelte ſogar eine Stimme, die einem Major im Schlachtgetümmel alle Ehre gemacht hätte. In jener Verſammlung wurde viel von der Nothwendigkeit geſprochen, mittelſt des Stimmrechtes die Lage der Arbeiter-Frauen zu verbeſſern; aber ſonderbarerweiſe verlangte man dasſelbe nur für die wohlhabendere Claſſe — nämlich für die unverheirateten oder verwitweten Hausbeſitzerinnen. Trotzdem wurde behauptet: Das Wahlrecht ſei ein »Geburtsrecht des Weibes!« Miß Helen Taylor bewies den ſonderbaren Geſchmack, ſich an die anweſenden Damen und Gentlemen — »wenn welche da ſind« — zu wenden. Der Londoner Correſpondent der »Allgemeinen Zeitung«, der wir Vorſtehendes entnehmen, ſchließt mit der treffenden Bemerkung: die Rednerinnen hätten guten Muthes über die gegneriſchen Argumente von der unheilbaren Verſchiedenheit der Natur hinweggehen können, nachdem ſich in der Oeffentlichkeit darüber ohnedies nicht verhandeln ließe. Damit iſt ſehr viel geſagt, freilich nicht zu Gunſten dieſer widernatürlichen Bewegung.

Das berüchtigte »cherchez la femme« hat einer der geiſtvollſten engliſchen Schriftſteller — Thackeray — viel früher erfunden, freilich nicht als Schlagwort, aber in charakteriſtiſche Worte gekleidet. Im »Henry Esmond« lieſt man: »Könnteſt du Jedermanns Lebensbahn genau ſehen, ſo würdeſt du ein Weib finden, das wie ein Bleigewicht an ihm hängt, ihm im Wege ſteht und ihn aufhält — oder ihn aufmuntert und antreibt

Digitized by Google

— oder ihm aus ihrem Wagen heraus zuwinkt, ſo daß er auf ſie zuſchreitet, und die Ehre des Wettlaufens Andern überläßt, — oder ihm den Apfel bringt und ſpricht: »Iß!« — oder ihm die Dolche bringt und ihm zuflüſtert: »Stoß zu! (Kill!) dort liegt Duncan und ſeine Krone und die Gelegenheit iſt günſtig« ....

Behandeln wir ein anderes Thema .... Wir haben vorher erwähnt, daß das Leben in der vornehmen Geſellſchaft Englands, trotz der pein-

Lady and Baby.

lichen Convenienz, auf der es fußt, gleichwohl vielfache charakteriſtiſche Seiten aufweiſt. Die freie Beweglichkeit, die den gebildeten Franzoſen auszeichnet, fehlt freilich den Herren in Rotten Row oder Regent Street faſt ganz, obwohl das Londoner high life zahlreiche Klippen beſitzt, durch die ſelbſt die ſelbſtbewußteſte Tugend mit vielfacher Vorſicht ſteuern muß .... Ein Mädchen, das über die entſprechenden irdiſchen Güter verfügt, bedarf kaum beſonderer Verhaltungsmaßregeln, um ſein Glück zu machen. Anders iſt es mit jenen Miſſes beſtellt, die zwar der vornehmen Geſellſchaft angehören, die aber, ihr hübſches Geſicht ausgenommen, ſonſt über keinen

Digitized by Google

Schwäbin.

Schatz verfügen. In ſolchen Fällen, die nichts weniger denn vereinzelt ſind, bedarf das Mädchen einer beſonderen Führung, ſei's nun durch ihre Mutter ſelbſt, oder, was häufiger, durch irgend eine einflußreiche Verwandte, welche das Mädchen in den Strudel des Londoner Saiſon-Lebens zieht, das für den blauäugigen Neuling der Inbegriff aller irdiſchen Wonne iſt.

Das Londoner Saiſon-Leben iſt nach einer ſtrengen Schablone zugeſchnitten. Es umfaßt die drei Monate vom erſten Mai bis erſten Auguſt, und währt keine Stunde weniger, keine Stunde länger. Während dieſer Zeit muß die »professional beauty« (die Berufsſchönheit), wie man die junge Dame nennt, die einzig nur ihrer phyſiſchen Vorzüge halber in die Geſellſchaft eingeführt wird, ihr Glück machen, ſonſt hat ſie es für immer verſcherzt. Man wird ſo wenig in zwei aufeinanderfolgenden »Seaſons« professional beauty, als man zweimal den Nordpol oder zweimal die Nilquellen entdeckt. Sie ſteht auch ſonſt mit berühmten Männern auf einer Stufe, da ſie, wie der glorreiche Beſieger irgend eines barbariſchen Negerſtammes, der Nilquellenforſcher, der Polarfahrer, der Virtuoſe oder der Maler eines berühmten Bildes, einfach deshalb nur dem glanzvollen Kreiſe des Londoner high life einbezogen wurde, um dasſelbe, wie dieſe, zu zieren.

Der Feldzug der dreimonatlichen Seaſon beginnt mit der Vervollſtändigung der Toilette. Mentor und Zögling beſuchen die eleganteſten Magazine des Weſtends, in welcher die koſtbarſten, aber nicht immer geſchmackvollſten Roben beſtellt werden. Am Mädchen liegt es ſodann, in einer dieſer Hüllen, zu Wagen oder zu Pferde, auf irgend einer öffentlichen Promenade die Aufmerkſamkeit der vornehmen Welt auf ſich zu lenken. Iſt dies der ſchlanken Miß mit der herrlichen elaſtiſchen Geſtalt, dem friſchen Teint, den mild leuchtenden Augen und goldig ſchimmerndem Haar gelungen, ſo mag ſie in dieſem Präludium des Erfolges den erſten Tribut an ihren Ehrgeiz erblicken. Noch aber iſt der Weg zum Ziele mit Dornen gepflaſtert und es gehört wahrhaftig die Elaſticität der Jugend dazu, um dieſen Leidensweg zurückzulegen. Allen Miſſes iſt er übrigens keineswegs ein ſolcher. Wer viel Naivetät und urſprüngliche Lebensluſt mitbringt, wird dem Wirrwarr des Geſellſchaftslebens gewiß mehr freudige als läſtige Seiten abgewinnen, wenn auch ſchließlich die Ermüdung, die

Digitized by Google

Erſchlaffung, oder vollends die Ueberſättigung ganz zweifellos ſein muß. Schon bei Beginn des Tagesgeſchäftes ſtellen ſich die zweifelhaften Freuden des Saiſon-Lebens ein. Da der liebe Gott ſelbſt ſo bevorzugten Menſchen, wie die Engländer, nicht die Eigenſchaft der Allgegenwärtigkeit geſchenkt hat, ſo iſt es keine Kleinigkeit, unter den ein bis zwei Dutzend Einladungen die richtige Wahl zu treffen, da man unmöglich alle an einem und demſelben Tage erledigen kann. Iſt das Programm feſtgeſtellt und die Frühſtückſtunde vorüber, ſo ſchreitet man an die Erledigung der einzelnen Punkte desſelben. Unter den Einladungen ſind beileibe nicht alle ſolche familiärer Natur. Im Gegentheile, viele haben eine völlig ſummariſche Bedeutung, das heißt: man beſucht Kunſtausſtellungen, Muſeen, Sammlungen, man findet ſich da bei einer Blumen-, dort bei einer Hundeſchau ein, man durchmuſtert die Schatzkammern der Geſchäftswelt, die die koſtbarſten Objecte des Kunſtgewerbes oder der Kunſt dem faſhionablen Publikum vorführen. Natürlich wird hier weder Kunſtſinn noch Kunſtintereſſe ſeitens der vornehmen Beſucher verlangt. Man findet ſich einfach an dieſen Rendezvousplätzen ein, weil es die Mode haben will, und weil in den Abendgeſellſchaften Details von dieſen Ausſtellungen zur Sprache gebracht werden, über die man doch als Augenzeuge Aufſchluß geben, oder doch mitreden will.

Der Löwenantheil der Tagsarbeit fällt der »Dinner party« oder der »Evening party« zu. Um die Annehmlichkeiten einer ſolchen geſelligen Zuſammenkunft zu begreifen, muß man ſich die engliſche Etikette vor Augen halten. Das Dinner iſt eine förmliche Parade. Man entfaltet Luxus und Glanz, der weibliche Theil der Geſellſchaft entfaltet in ſeinen geſchloſſenen Reihen alle blendenden Eigenſchaften koſtbarer Gala-Toiletten, während das ſtarke Geſchlecht ſeine Bewunderung in die Grenzen vornehmer und kühler Zurückhaltung eindämmt.... Dann ordnen ſich die Schlachtreihen an den Tiſchen, oder am Tiſche mit ſteifer Förmlichkeit, denn hier iſt nicht der Tummelplatz für ungezwungene Lebensfreudigkeit oder gemüthlichen Geſellſchaftston. Die jungen Miſſes befleißen ſich einer militäriſchen Steifheit, an der ſich die Grenadiere weiland Friedrich's des Großen ein Beiſpiel hätten nehmen können. Es wird nicht gegeſſen, ſondern genippt, genaſcht; nicht geſprochen, ſondern im Lapidarſtyl geantwortet oder verneint. Der

ganze Wortschatz einer solchen Unterhaltung erschöpft sich in den Worten: yes, no — very nice, beautiful! —

Die blauäugigen Misses überwinden diese täglichen Zwischenfälle, welche man Dinners nennt, mit wahrem Heroismus. Sie stürzen sich dann in den Abendstunden neugestärkt und physisch restaurirt in die Evening parties, wo man die Gesellschaft nicht wiederkennt, so geschäftig wogt sie in den zum Bersten erfüllten Salons auf und nieder. Hier ist das Terrain, wo die Misses, zumal die »Berufsschönen«, zur vollen Geltung kommen, denn mitten in dem chaotischen Drängen, in den Ohnmachtsfällen und sonstigen events ertönt die Stimme des geladenen Tenors, die Instrumentalpiece eines berühmten Virtuosen, die Erzählung eines den Assagais grimmiger Kaffern entronnenen Officiers. Hier erntet denn auch die Berufsschöne ihre Triumphe, und wenn sie dann in fast nervenzerstörtem Zustande, betäubt und nach Luft schnappend in ihr Boudoir zurückkehrt, hat sie bereits so und so viele Löwen der Gesellschaft, darunter Goldfinken schwersten Kalibers, kennen gelernt, von denen der Eine oder Andere ihr wohl etwas zu tief in die Augen gesehen haben dürfte.

Drei Monate dauert dieser Kampf im Dienste der Fashion! Nur auserlesene weibliche Kämpfer vermögen allen seinen Strapazen zu trotzen, aber auch den Auserwählten entschwindet der Muth, wenn die Freuden der Londoner Season in den Wendekreis des Krebses treten. Zwar sind die Hauptschlachten geschlagen, aber noch ist die Zahl der Opernbesuche, der Dinners und Evening parties, der Concerte und wissenschaftlichen Vorlesungen, der Soiréen, Wohlthätigkeitsbazars und der Ausstellungen ꝛc. nicht erschöpft. In all' diesen Treffen heißt es in erster Linie kämpfen, durch Liebenswürdigkeit und Schönheit blenden, durch Geschmack in der Toilette und Geist in der Conversation fesseln, den Massenangriffen kühn widerstehen, und wenn Amor's Geschoß getroffen, züchtig die Augen von dem Sieger abwenden. Unwillkürlich fragt man sich: Wird man die Aermste todt oder lebendig vom Schlachtfelde tragen? Wird sie die feste Burg einer erträumten glücklichen Zukunft mit Sturm nehmen oder zerschellt vor der Bresche liegen bleiben, um nach vorübergerauschten Season-Freuden wieder in das Nichts ihrer früheren bescheidenen Existenz zurückzusinken? ....

Digitized by Google

Sie wird die Prüfung mit Glück beſtehen, denn die »Faſhion« iſt gnädig. Sie gewährt Ruhepauſen, in welchen ſich die zuſammengebrochenen Miſſes erholen und neu aufrichten können. Dieſe Ruhepauſen fallen auf die Sonntage, an welchen das Leben wie mit Zauberſchlag erſtirbt.... Max Nordau, deſſen Gedankengange wir uns in der vorſtehenden Schilderung hauptſächlich anlehnten, nennt die Sonntagsfeier in England »eine ſociale Nothwendigkeit und eine unvergleichliche Wohlthat für neun Zehntel der Nation. In dieſer Geſellſchaft, die das Beiwort »reſpectabel«, das heißt achtbar, blos dem Wohlhabenden zugeſteht, in deren Sprache »Subſtanz« ein Synonym von Vermögen und »Competenz« ein ſolches von Einkommen iſt, in der das Individuum nur als gleichgiltige Zugabe zu ſeinem Geldſacke betrachtet wird und der Sovereign als Legimationsmarke der anſtändigen Perſonen gilt: in dieſer Geſellſchaft herrſcht eine ſolche Gier nach Geld, ein ſolcher Hunger nach Reichthum, daß die Brotgeber den Arbeitern gewiß nicht eine Stunde Raſt gönnen würden, wenn die religiöſe Gepflogenheit ſie nicht tyranniſch dazu zwänge.« Wie tief dieſe Gepflogenheit eingewurzelt iſt, wird durch nichts beſſer als durch die Thatſache illuſtrirt, daß, als vor mehreren Jahren der Vorſchlag gemacht wurde, die Sonntagsruhe dadurch zu ſtören, daß auch an dieſem Tage Briefe ausgetheilt werden ſollten, gerade in der City der Sturm ſich dagegen erhob.

Alſo, die Sonntagsruhe bringt das Blut der jungen Damen wieder in regelmäßige Circulation; in ihr ſammeln ſie neue Kraft zu neuen Strapazen. Schon neigt die Seaſon dem Ende zu und die letzten Tage werden mit Gottes Hilfe überſtanden werden. In einer ſtillen Stunde aber ertappt ſie ſich über eine arge Illuſion, ſie findet, daß ihre Phantaſie erſchlafft iſt und eine unleugbare Leere in ihrem Herzen zurückzubleiben droht. Wenn ſie die geiſtigen Anregungen, die man ihr geboten, ſummirt, ſo wird ſie durch eine große Null überraſcht; wenn ſie die »lions of society« Revue paſſiren läßt, klingen mehr Sport- und Wettergeſpräche durch ihre Erinnerung, als ein normales Gedächtniß verträgt. Sie fühlt, daß dieſe Jagd, dieſes Raſen, dieſes Stimuliren der Lebenskraft, dieſe aufreibende Lebensfreudigkeit zwar ſpontan aus ihrem Herzen hervorgequellt war, ihre ganze Gefühls- und Gedanken-Intenſität aber einem ſchalen

Dinge — der Mode gedient habe. Nun erſt gehen ihr die Augen auf, zum Glücke am Ende des Kampfes und — nach errungenem Siege....

Miß Jenny hat die Illuſionen des high life überwunden.... Man begreift, daß es nicht der Tyrannei der Mode bedurfte, um dieſes Weſen kampfunfähig für eine zweite Seaſon zu machen. Sie hat ihr Ziel erreicht, und während der nächſten Seaſon wird ſie ſich als Miſtreß Soundſo mit der faſhionabelſten Würde von der Welt in allen Parties zu Tode langweilen.... Ihre Rolle haben dann andere professional beauties übernommen....

* * *

Indem wir unſere Mittheilungen über das Frauenleben unter allen bedeutenden Völkern der fünf Erdtheile beſchließen, hätten wir nun noch einige Worte über einen alten lieben Bekannten — die deutſche Frau — vorzubringen. Es iſt ein Bild, das uns Allen vorleuchtet, und demgemäß kaum eingehender Zeichnung bedarf. Culturforſcher und Aeſthetiker, Hiſtoriker und Tagesſchriftſteller haben ſich mit dieſem Gegenſtande befaßt und die diesfälligen Leiſtungen eines Scherr, Klemm, Arndt, Riehl, Hirt, Weinhold und Anderer ſind jedem Gebildeten bekannt. Gerade die Reichhaltigkeit der Literatur über deutſches Frauenthum legt uns gewiſſermaßen die Verpflichtung auf, jede Weitſchweifigkeit zu vermeiden und das Bild der deutſchen Frau in knappen, aber ſcharfen Umriſſen unſeren Leſerinnen vorzuführen.

Und dies geſchieht am beſten dadurch, wenn wir aus jeder der vergangenen Zeitepochen einen markanten Zug am deutſchen Frauenleben hervorheben. Das Reſultat wird und muß ein erhebendes ſein, denn wie kaum ſonſtwo auf europäiſcher Erde entrollt ſich uns hier das Bild conſtant fortſchreitender Geſittung durch den überwiegenden Einfluß des Weibes und durch die Hochachtung, welche das ſtarke Geſchlecht demſelben in allen Zeiten entgegenbrachte.... Jedermann kennt die werthvollen Stellen aus des Tacitus »Germania«, in denen die germaniſche Frau gleichſam als Tugend-Ideal hingeſtellt wird. Man darf freilich nicht vergeſſen, daß der römiſche Geſchichtsſchreiber von den ungünſtigſten ſittlichen und moraliſchen Erſcheinungen ſeiner eigenen Heimat ausging, die ſtrengen Sitten der Germanen ihm ſonach doppelt imponiren mußten.

Tacitus rühmt, daß in Deutſchland Niemand des Laſters lache, daß Verführen und Verführung nicht Zeitgeiſt ſei, die Treue alſo nicht, wie in Rom, als altmodiſch betrachtet und erachtet werde. Den Deutſchen war die Frau »etwas Heiliges und Vorahnendes« (sanctum aliquid et providum). Fehltritte wurden ungemein ernſt genommen, und Mädchen, die einen ſolchen begangen, waren für die Ehe für immer verloren. Dieſe ſelbſt galt aber als Höhepunkt in der Exiſtenz des Weibes, auf welchem angelangt, ſeine Individualität gewiſſermaßen verwiſcht ward, da die Gattin mit dem Gatten Eins ſein ſollte und in den meiſten Fällen auch thatſächlich war. Nichts beweiſt dieſe innige Zuſammengehörigkeit mehr, als die verwegene Art, mit der germaniſche Frauen ſich an den Kriegsthaten ihrer Männer betheiligten. In zahlloſen Kämpfen waren es die Weiber, welche die Krieger zum Ausharren anſpornten; dieſe, gewohnt ihre Frauen in der Nähe zu haben, um ihr aufmunterndes Geheul zu vernehmen, konnten ſich auch auf deren werkthätige Unterſtützung verlaſſen, wenn es die Umſtände erforderten. In der Schlacht bei Aquae Sextiae warfen ſich die Weiber mit Schild und Speer den anſtürmenden Soldaten des Marius entgegen, nachdem ihre Männer in die Flucht geſchlagen waren. An die Schmach der Gefangenſchaft dachte Niemand. Nur wenige waren geneigt, ſich zu ergeben, wenn man ihnen geſtatten würde, unter dem Keuſchheitsgelübde fortzuleben, das heißt: Prieſterinnen der Veſta zu werden. Als dieſem Anſinnen nicht Folge geleiſtet wurde, erdroſſelten ſich die Ueberlebenden eigenhändig im römiſchen Lager. Bekannt iſt der Bericht des Plutarch über die Frauen der Cimbern, die in der Schlacht bei Vercellä die Wagenburg mit faſt grauenerregendem Heroismus vertheidigten .... »Sie tödteten die Fliehenden, ihre Männer, Väter, Brüder; ſie erwürgten ihre Kinder mit den Händen und warfen ſie unter die Räder und unter die Hufe der Thiere — dann ermordeten ſie ſich ſelbſt.«

Gleichwohl dürfen wir uns die Stellung der deutſchen Frau in jener Epoche nicht zu glänzend vorſtellen. Wenn ſie auch hoch über der Römerin ſtand, ſo war ſie nach altgermaniſcher Auffaſſung dennoch ein Geſchöpf von untergeordnetem Werthe, etwa dem Kinde gleichzuſtellen. Sie hatte viel mehr Pflichten denn Rechte. Da die altgermaniſche Ehe ein Kaufgeſchäft war, ſo konnte auch das Selbſtbewußtſein der Frau kaum von

Belang geweſen ſein. Der Fall mit Thusnelda, welche von Armin dem Segeſt, ihrem Vater, entführt wurde, ſteht gänzlich vereinzelt da. Unheimlich wie die todestrotzige Tapferkeit der germaniſchen Frauen, war auch ihre prieſterliche Berufsthätigkeit, an der das Blut Tauſender von Gefangenen haftete. Mit dieſer Barbarei gingen andere, höchſt urwüchſige Sitten Hand in Hand. Dem Manne ſtand das Recht der Züchtigung zu, wie denn auch das Nibelungen-Lied eine ſolche Scene zwiſchen dem gefeierten Helden Siegfried und der Königstochter Krimhild vorführt. Die Blutreinheit des Weibes galt nichts, denn ehelichte ein Mädchen einen unebenbürtigen Mann, ſo war es enterbt, wie denn auch umgekehrt ein Freier ſeine Ehe mit einer Unfreien nur dann legitimiren konnte, wenn er letztere freiließ. Auf Ehebruch ſtand Tödtung. Das altgermaniſche Paradies — die Walhalla — verfügte über keine Frauen. Die Vielweiberei, welche ſehr im Schwange ging, konnte erſt im X. Jahrhundert, alſo lange nach Einbürgerung des Chriſtenthums, vollſtändig ausgemerzt werden. Man weiß auch, daß minder ſcrupulöſe Eheherren in der Bärenhaut ihre Frauen unter der Hand an Andere verkauften, oder über ſie teſtamentariſch verfügten .... Eine andere Barbarei war die Kinderausſetzung. Ein Mädchen wurde übrigens nur dann am Leben gelaſſen, wenn es ſein Vater nach der Geburt vom Boden aufhob ....

Der erſte radicale Umſchwung trat mit der Einbürgerung des Chriſtenthums in Deutſchland ein, aber es währte lange, ehe nur die haarſträubendſten Auswüchſe beſeitigt werden konnten. An Stelle der harten phyſiſchen Behandlung trat ein finſterer Aberglaube, der gerade den Frauen verhängnißvoll werden ſollte. Für verleumdete Gattinnen waren die Ordalien (Gottesgerichte) eine Plage; ſelbſt Königinnen mußten ſich bequemen, durch's Feuer zu gehen, ſo Richardis, die Gemalin Karl des Dicken, ſo Kunigunde, Heinrich's V. Gattin, welche über ſieben glühende Pflugſchaaren ging, und wäre nicht der ritterliche Graf Purchard für Editha, Gemalin Otto's I., eingetreten, ſo hätte ſie der von ihr zurückgewieſene Kono in dieſelbe Noth gebracht .... Eine noch fürchterlichere Heimſuchung kam durch die Hexenproceſſe über die Frauen. Man ſchätzt die Zahl der dieſem gräßlichen Wahne zum Opfer Gefallenen auf mindeſtens Hunderttauſend! Ein Herr von Rantzow überlieferte auf ſeinem Gute an

Digitized by Google

einem einzigen Tage achtzehn »Hexen« dem Feuer .... Dann aber wird es mälich Licht, und wenn auch Folter und Feuer bis an die Schwelle unſerer Zeit ihr grauſes Geſchäft fortbeſorgen, ſo iſt ein Umſchwung zum Beſſeren gleichwohl zu erkennen.

Als erſter milder Strahl, der in die deutſche Frauenwelt des Mittelalters fällt, mag die herrliche Gudrun gelten. Als Sinnbild felſenharter Treue zieht ihr Genius die lichte Bahn, auf der das deutſche Frauenthum durch alle Zeit fortan wandeln ſollte. Die Achtung für das weibliche Geſchlecht erweckt deſſen Arbeitsluſt, deſſen häusliche Tugenden, die Humanität und echt germaniſchen Opfermuth. Die echte Weiblichkeit entfaltet ihre prächtigſten Blüthen, und ſchon beginnen ihre Sterne zu erglimmen, wie Mathilde, die Frau Heinrich des Finklers, Editha, Otto's I. Gemalin, Kunigunde, Heinrich's II. Gemalin, die Kaiſerin Adelheid, die Nonne Roswitha von Gandersheim, die Aebtiſſin Gerberga, Nichte Otto des Großen u. A. m.

Mädchen aus der Lauſitz.

Das XII. und XIII. Jahrhundert, die Zeit des ritterlichen Frauendienſtes, brachte einen anderen Ton in das geſellige Leben, deren glänzender Mittelpunkt mit einem Schlage das Weib wurde. Zwar iſt jene Epoche arm an hervorragenden geiſtigen Erſcheinungen weiblichen Geſchlechts, der Einfluß des letzteren aber auf die ganze damalige romantiſche Dichtkunſt war aber gleichwohl ein mächtiger. In dieſer Richtung ſagt Gervinus ſo treffend: »Erſt das ritterliche Leben und die Ritterpoeſie haben dem Verhältniß von Mann und Weib bei uns ſeine Blüthe gegeben, ſo wie hernach die folgende Zeit des bürgerlichen Hausſtandes erſt die Reife hinzugab. Die Minne, welche ein rauhes Geſchlecht von Männern bereit machen konnte, von

dem edleren Geſchlechte, dem Zucht und Sitte eigener ſind, Sitte und Zucht zu lernen, milderte damals die Rohheit des Lebens, warf die erſte Freude in eine monotone Exiſtenz, und es iſt eine herrliche Seite unſeres deutſchen Lebens und unſerer Kunſt, daß dieſe Freude des Frauenverkehrs hier nicht zu oberflächlicher Luſt allein mißbraucht, ſondern innerlich bei den Edleren auf die Reinigung der Seele bezogen ward.«

Luzern. Neuenburg. Aarau. Schwyz. Wadtland.

Schweizer Typen.

Thatſächlich ſehen wir in dieſer glänzendſten Epoche des Mittelalters den Mann gewiſſermaßen verpflichtet, das ſchwache Geſchlecht zu ſchützen. Es war nicht blos das ſüße Spiel der Minne, es war auch der wahre Manneswerth, der hier zur Geltung kam. Daß damit nothwendigerweiſe eine hohe Stellung des weiblichen Geſchlechtes zuſammenhängen mußte, bedarf wohl kaum einer Beweisführung.

Befremdend und charakteriſtiſch zugleich ragt in dieſe liebeſelige Zeit ein Frauentypus herein, der in unſerer Skizze nicht überſehen werden darf — die religiöſe Dulderin. Im Entſagen und Aufopfern hat das zarte Geſchlecht auf deutſcher Erde in allen Zeiten Großes geleiſtet, und das herrlichſte Vorbild ſolcher Tugend iſt die »heilige« Eliſabeth von

Thüringen. Sie war keine Heilige im kirchlichen Sinne, ſondern deshalb mit dieſem Namen belegt, weil ſie opferwillig und aus ganz freier Wahl zu einem Leben ſich entſchloß, das von den Haupttugenden des wahren Chriſtenthums — Nächſtenliebe und Demuth — ganz und gar erfüllt war. Daß eine Erſcheinung wie Eliſabeth von Thüringen auf das Culturleben des Mittelalters von großem Einfluſſe ſein mußte, iſt ganz unbeſtreitbar. Die tiefe Religiöſität ſetzt ein reicher entwickeltes Gemüthsleben voraus, und wo dieſes vorhanden iſt, findet die Tugend allemal fruchtbaren Boden. Die humanen Strebungen göttlicher Dulderinnen haben zur Veredlung der Sitten gewiß ebenſo viel beigetragen als der romantiſche Zeitvertreib des minnigen Frauendienſtes. Ja, während das Troubadourweſen im Großen und Ganzen nur den Anforderungen und Geſetzen der Ritterlichkeit Genüge leiſtete, hatte die religiöſe Schwärmerei ſpäterhin den praktiſchen Erfolg für ſich, daß ſie, ſoweit das edle Frauenthum in Betracht kommt, die mit Luther hereingebrochene Gewiſſensfreiheit weſentlich förderte, und in der That, es hat durch die Reformation Niemand mehr gewonnen, als die deutſche Frau. Der galante Aufputz des Minnedienſtes mußte werthlos gegenüber der Thatſache werden, daß nunmehr das Weib nicht mehr das Object eines romantiſchen Herzenscultus war, ſondern die ebenbürtige Lebensgefährtin des Mannes, ſein Weib in der vollſten Bedeutung des Wortes — eine Mitkämpferin und Gefährtin, gleichwerthig mit ihm, weder romantiſch überſpannt in den Himmel gehoben (wie zur Minnezeit), noch herriſch niedergehalten, wie vor dem X. Jahrhundert ....

Auf dieſe rapide und vortheilhafte Entwicklung in Sachen des Weibes aus den primitiven Zuſtänden bis zu der fortgeſchrittenen Bildungsſtufe der Reformation folgte leider eine langwierige Reaction. Der dreißigjährige Krieg — ohnedies ein Religionskrieg der ſchlimmſten Art — hatte die mühſam herangezogenen Culturkeime niedergetreten und allerorts furchtbare Verwilderung hervorgerufen. Zwar ſchwanden mit dem Schrecken auch Rohheit und Sittenloſigkeit allmälich wieder, aber es war nicht das Deutſchthum, welches dies bewirkte, ſondern fremde, romaniſche Einflüſſe, ſpaniſche und franzöſiſche .... Welch' ungeheuerer Contraſt zwiſchen dem franzöſiſchen Frauenthum unter dem vierzehnten und fünfzehnten Ludwig

und dem der deutſchen Reformationszeit!.... Die deutſche Frau war vergeſſen, ſie war werthlos, langweilig, einflußlos und beiſeite gedrückt, ſeitdem der Moſchusdampf von jenſeits des Rheins auch deutſche Fürſten umnebelt hatte. Zu einem Aſchenbrödel degradirt, mußte es die deutſche Frau erleben, wie man ihr das ſittenloſe und unmoraliſche Völkchen aus den franzöſiſchen Paläſten vorzog, und dieſe gefährliche Giftpflanze ſelbſt auf deutſchen Boden verpflanzte.... Erſt die claſſiſche Literatur-Epoche brachte Licht in die dumpfe Dämmerung und der wiedererwachte deutſche Genius zog wieder das Weib auf ſeine lichten Höhen empor. Und dieſes kam wieder zum Bewußtſein ſeines Werthes, als die Heroen dieſer geiſtigen Bewegung, voran die Dioscuren des deutſchen Dichterhimmels, den Frauenzauber wieder zur vollſten Geltung gebracht hatten. Damals ging vom Muſenhof zu Weimar die neue Parole aus, die Parole zu neuem idealen und rein-menſchlichen Herzenscultus, wie ſich derſelbe in ſeiner edelſten Geſtalt in Goethe und Charlotte von Stein verkörperte.... Und wie durch Zauberwirkung verpflanzten ſich die göttlichen Keime eines neuen Lebens in die Herzen des ganzen deutſchen Volkes. Ein läuternd Feuer hatte es ergriffen, die Tugend geſtählt, das Herz erweitert, die Seele erhoben.

In dieſer Stimmung traf es die Napoleon'ſche Invaſion. Der jugendliche Körner mit ſeinem liebeerfüllten Herzen und ſeiner feurigen Seele war der lebendige Ausdruck jenes wiedererwachten Deutſchlands, an deſſen Spitze nicht nur Männer der That, ſondern auch opferwillige Frauen ſtanden. Sittlich emporgetragen durch die geiſtigen Strebungen jener Zeit, wurde das Weib von dem allgemeinen Enthuſiasmus auch activ fortgeriſſen.... Ein Stern, mild ſchimmernd und wie vom elyſiſchen Strahle verklärt, ſtand auf dem deutſchen Frauenhimmel — Königin Louiſe.... Sie war das Ideal einer deutſchen Frau, einer Heldin im Dulden, eine wahre Königin an Hoheit und Seelengröße. Noch zehrt unſere Zeit an dieſer hehren Erſcheinung, und nicht minder an den opferfreudigen Frauen jener Epoche. Die Opferfreudigkeit einer Ferdinande von Schmettau, der Heldenmuth der Johanna Steger, und vollends der Soldatentod der Eleonore von Prohaska — ſie alle ſind Erſcheinungen, wie ſie nur das deutſche Frauenthum auf dem Höhepunkte ſeiner Wiederbelebung, ja, ſeiner

Digitized by Google

förmlichen Neugeburt durch die claſſiſche Literatur-Bewegung hervorbringen konnte .... Seitdem hat keine elementare Erſchütterung mehr die deutſchen Frauenſtuben durchbebt. An ihren Vorbildern zehrend, üben die Frauen unſerer Heimat ihre Tugenden, und was ſie in dieſem Sinne in ſittlicher, geiſtiger und humanitärer Richtung hervorzaubern, iſt gewiß nicht minder werthvoll, als es die Thaten des Heldenmuths und der Duldung in früherer Zeit waren ....

Soweit die culturgeſchichtliche Seite des deutſchen Frauenthums. Wie ſich das alltägliche Leben anläßt, welche Beurtheilung und Werthſchätzung die deutſche Frau als Individualität für ſich im heimiſchen Schriftthum findet, darüber geben Anthologien und die geflügelten Worte unſerer bedeutenderen Schriftſteller die allerbeſten Anhaltspunkte. Man weiß, daß mancher deutſche Ritter vom Geiſte die pſychologiſche Sonde mit ſicherer Hand geführt und das Object ſeiner Unterſuchung ſcharf charakteriſirt hat .... Ein Berg von Citaten und ein Ocean von Schmeicheleien ſtünde uns zur Verfügung, um das anmuthige Bild der deutſchen Frau zu garniren! Aber es findet ſich auch manche peſſimiſtiſche Auffaſſung darunter, und da dieſelben nicht minder charakteriſtiſch, nicht minder bezeichnend ſind, ſo wäre es ſchale Lobhudelei, wollte man über dieſe Emanationen zweifelerfüllter Seelen ſtillſchweigend hinweggehen.

Es iſt wahr, der deutſchen Frau wird mitunter übel nachgeredet. Nicht einmal ihre häuslichen Tugenden haben zu widerſpruchsloſer Anerkennung geführt, und was die vielgerühmte »deutſche Hausfrau« anbetrifft, ſo mußte ſich gerade eine Richterin aus ihrer Mitte finden, welche mit geradezu boshaftem Behagen das Ideal unſeres Familienlebens von ihrer bisher unentweihten Höhe herabzerrt .... Es iſt Hedwig Dohm, die dieſer Teufelei — man entſchuldige das Wort — mit überenergiſcher Verve ſich ſchuldig gemacht hat .... Ihr iſt die deutſche Hausfrau beileibe kein Abgott, wie ſchon das nachfolgende »Glaubensbekenntniß« ein ſolches darthut .... In demſelben heißt es: »Ich, Madame Schulz, glaube von ganzem Herzen und mit allen meinen Kräften an mich und meine Küche, an meine Kinderſtube und meinen Waſchkeller, an meinen Trockenboden und meine Nähmaſchine. Alles aber, was darüber iſt, iſt vom Uebel. Ich glaube, daß, wenn der liebe Gott eine Frau hätte, ſie gerade ſo ſein müßte,

wie ich. Ich glaube, daß die Dienſtmädchen eine nichtsnutzige und zu mißhandelnde Race ſind. Jede Frau aber, die meine Unfehlbarkeit anzuzweifeln wagt, die meinen Anſchauungen entgegen iſt, oder ſich mit ſogenannten Ideen befaßt, erkläre ich für eine ſittenloſe und verabſcheuungswürdige Emancipirte, für eine Ketzerin, die von Rechtswegen geſpießt und mir zu ſüßem Duft gebraten werden müßte« .... Und die Hand begeiſtert mit dem Beſen gen Himmel ſtreckend, ſetzt ſie hinzu: »Denn ich war und bin und werde ſein — eine deutſche Hausfrau!« .... Das iſt aber noch lange nicht das Schlimmſte. Die »feindliche Schweſter« verſucht das Idealbild auf allen Seiten und mit allen Mitteln zu entgöttern. Man wird irre an ſeiner gut-altgermaniſchen Ueberzeugung, wenn man den Frevel ſchwarz auf weiß gedruckt lieſt, daß die deutſche Hausfrau ſelbſt der Wiſſenſchaft gegenüber ganz reſpectlos ſich benimmt. Ein Mann mag ein großer Sanskrit-Gelehrter ſein; aber was iſt jener Sanskrit, wie komiſch muß ihr Sanskrit vorkommen! Die Wiſſenſchaft flößt ihr nur dann Reſpect ein, wenn ſie in unverkennbarem Zuſammenhange mit einer gefüllten Wirthſchaftscaſſe ſteht. Und um das Maß der Bitterniſſe voll zu machen, wird uns klar vordemonſtrirt, daß die häuslichen Tugenden unſerer Frauen eigentlich nichts Anderes als verkappte Gebrechen ſind. Sind es etwa nicht ſolche, wenn ſelbſt die Tugend der Sparſamkeit nicht anders als dahin interpretirt wird, daß ihr zuliebe die Hausfrau ſelbſt zur Intrigue und Lüge greife? Hier umgarnt ſie einen Handwerker mit der Lüge, daß ſie bei Herrn N. N. die Stiefel um ſo und ſo viel billiger gekauft habe; dort heuchelt ſie einen Ohnmachtsanfall beim Anhören eines Preiſes, von dem ſie ſehr wohl weiß, daß er auffallend mäßig iſt .... »Man muß mit einer Hausfrau Einkäufe gemacht haben« — ruft Hedwig Dohm entrüſtet — »um ſich von ihren Flunkereien, Unverſchämtheiten und jeſuitiſchen Kunſtgriffen eine Vorſtellung zu machen. Sie ſpart an Kleiderſtoffen. Stets braucht ſie weniger Ellen als andere Frauen. Sie rühmt ſich deſſen ſehr und merkt gar nicht, daß man ihr die fehlenden Ellen anſieht.« Das wäre freilich nicht das größte Uebel, wenn es nicht zahlreiche andere im Gefolge hätte.

Die gerühmte Sparſamkeit, wird behauptet, ſei auch ſonſt ſehr fadenſcheinig. In der, wie wir meinen, ſo wohl dotirten Speiſekammer

Digitized by Google

der deutſchen Hausfrau liegen die kümmerlichen Reſte vertilgter Herrlichkeiten, die ſie um keinen Preis opfern möchte. Es giebt keinen Abfall, keinen Knochen, kein Fell, deſſen Exiſtenz ſie nicht mit Befriedigung erfüllte. Nur eine deutſche Hausfrau verſteht die Kunſt, den Schinken oder die Wurſt durch Plattdrücken in die Länge und Breite zu ziehen, nur ſie liefert Miniatur-Zuckerſtückchen, vor denen jede anſtändige Taſſe Thee oder Kaffee erröthen müßte. Dabei wird uns glauben gemacht, daß die Hausfrau nichts weniger als gaſtfreundſchaftlich ſei. Improviſirte Beſuche ſeien ihr ein Gräuel .... »Erſcheinſt du gegen Abend als unerwartete Viſite, ſo ſitzt ſie wie auf Kohlen. Sie ſieht heimlich alle fünf Minuten nach der Uhr, und die Sorge, du könnteſt zu Abend bleiben, zehrt an ihrem Herzen, und während du mit ihr von den Goethe-Büſten oder Parlamentsgebäuden plauderſt, ſetzt ſie ihre Seele mit der Speiſekammer in Rapport« .... Und als wäre des Jammers nicht genug, fällt auch die Arbeitskraft der deutſchen Hausfrau in ein Nichts zuſammen. Die Arbeitslaſt, welche auf ihren Schultern ruht, ſei eine undefinirbare; gleichwohl wird ſie darauf beſtehen, daß, wenn ſie nicht wäre, ihr armer Mann zugrunde gehen müſſe. Wie wäre er zum Beiſpiele im Stande, ohne ſie mit ſeinem Gehalte auszukommen! Und die gefühlloſe Kritikerin ſetzt hinzu: »Ob es viele Witwer giebt, die wegen Todesfalles ihrer Frauen an den Bettelſtab gekommen ſind?« ....

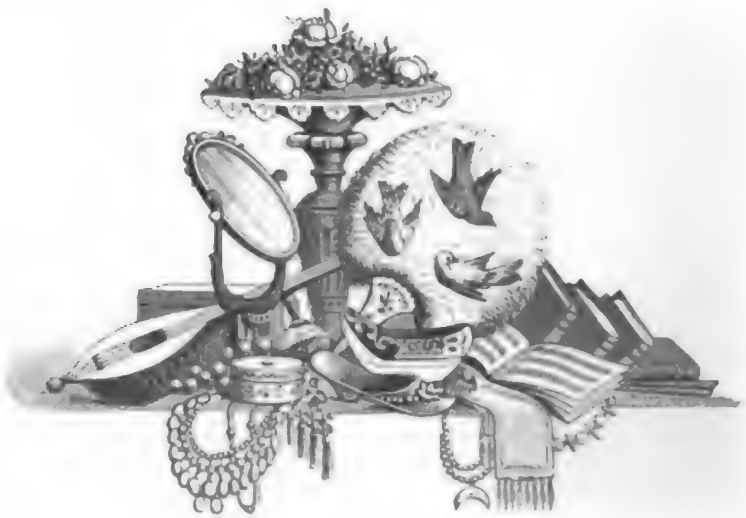
Daß die Genügſamkeit der deutſchen Hausfrau über alles Lob erhaben ſei, ſcheint ſonach nur beſchränkte Zuſtimmung zu finden. Bogumil Goltz hat behauptet, eine frugale Frau fühle ſich reſtaurirt, wenn nur die Stuben weiß geſcheuert und die Gardinen hübſch geſteckt ſeien. Der Mann erſcheine ihr als Vielfraß, Sybarite oder Sardanapal; er gilt für eine Art Einquartierung und einen prädeſtinirten Chikaneur .... Nebenher hat man unſere Frauen der Kleinigkeitskrämerei beſchuldigt. Wenn man ſich bei Kauf und Miethe bereits mit dem Manne geeinigt hat, gehe der Handel und Trödel wieder von neuem los, ſowie das Weib in das Geſchäft ſich miſche. Ihre Planloſigkeit will man damit beweiſen, daß ſie in allen ihren Unternehmungen wohl intuitiven, taktiſchen, punktuellen, aber faſt nie grammatiſchen, mathematiſchen, abſtracten und logiſchen Sinn documentiren. Mit der Logik iſt es allerdings ſchlecht beſtellt, und das Ein-

maleins, wie es Goltz durch die Frauen ausüben läßt, hat zweifellos ſein Bedenkliches. Man müſſe allemal gefaßt ſein, daß ſie behauptet: zweimal zwei iſt nicht ſechs, ſondern — ein Paar Handſchuhe .... Man geißelt auch nebenher das abſcheuliche Feilſchen unſerer Hausfrauen .... »Einem armen Kinde werden die feilgebotenen Erdbeeren, welche es den ganzen Tag bei einem Stückchen Brot — oder ohne dasſelbe — geſammelt hat, erſt beſchmeckt, dann bemakelt, um ſie zuletzt halb mit Gewalt für den beliebten Preis zu behalten. Dergleichen und viel ſchlimmere Dinge bringen ſogar die gebildeten Damen fertig, es ſchadet aber weder ihrer Bildung, noch ihrer Frömmigkeit. Sie präſentiren unmittelbar nach ſolchen Gemeinheiten homöopathiſch präparirten Thee und ätheriſche Butterſchnittchen mit gewohnter Grazie und ſanft geſäuſelter Liebenswürdigkeit«.... Daß Deutſchlands Ritter vom Geiſt oft von tiefem Peſſimismus in Sachen des Weibes angekränkelt ſind, wäre unſchwer zu beweiſen. Der Eine meint, die zarten Frauenſeelen gleichen in ihren Beziehungen zu Feindinnen, jenen Otahaitern, die ſanft und kindlich ſeien, und doch den Feind freſſen; ein Anderer iſt grimmig darüber, daß die Poeten — aus Furcht, den Weibern zu mißfallen — die geiſtreiche Frau aufgeputzt haben; ein Dritter vollends nennt das Weib »undeutlich, wie halbverwiſchte Schrift, an Leib und Seele«. Dann ergreift wieder ein Frauenzimmer das Wort und erklärt: Zu allen Zeiten hat man die Frauen mit Blumen verglichen, obwohl von der Roſe bis zur Butterblume Platz für tauſend Vergleiche iſt, welche nicht alle Complimente ſein würden. Aber heute, Dank der netten Gewohnheit, ſich das Geſicht zu bemalen, darf man ſie nur mit »künſtlichen Blumen« vergleichen. Ein anderer germaniſcher Bär hat behauptet, das Weib ſei eigentlich ein Dilemma: iſt es häßlich, ſo mißfällt es; iſt es ſchön, ſo gefällt es Anderen; iſt es reich, ſo iſt der Mann arm; iſt es arm, ſo iſt es ſchwer zu ernähren; iſt es klug, ſo will es regieren; iſt es dumm, ſo verſteht es nicht zu gehorchen. Berthold Auerbach ſagt irgendwo: »Die Frauen ſtehen noch unter dem Bann des Thieriſchen, ſie kennen die volle Mitfreude nicht und die Mediſance iſt die verfeinerte Mordgier; in der ganzen Thierwelt iſt das Weibchen das grauſamſte«.... An anderer Stelle behauptet er, die Frauen gingen nie den Gründen nach, aus denen die Dinge geworden ſind:

Digitized by Google

Alles ſei für ſie fertig geſtickt und genäht, wie ein Hut bei der Putzmacherin. . . .

Wenn nun auch alle dieſe Gebrechen nicht ſchlechtweg zu leugnen ſind, ſo beſitzt die deutſche Frau gleichwohl Vorzüge, die ihr von keiner Seite ſtreitig gemacht werden können. Die Franzöſin — ſagt ein geiſtvoller Beurtheiler — heiratet aus Berechnung, die Engländerin weil es üblich iſt, die Deutſche aus Liebe. Die Franzöſin liebt bis zu Ende der Flitterwochen, die Engländerin das ganze Leben, die Deutſche ewig. Die Franzöſin hat Geiſt und Phantaſie, die Engländerin hat Intelligenz, die Deutſche Gefühl. Die Franzöſin plaudert, die Engländerin ſpricht, die Deutſche urtheilt. Die Franzöſin bietet eine Roſe an, eine Dahlia die Engländerin, die Deutſche ein Vergißmeinnicht. Die Ueberlegenheit der Franzöſin liegt in der Zunge, die der Engländerin im Kopfe, die der Deutſchen im Herzen . . . .



Ethnographisches Register.

(Verzeichniß der im Werke behandelten oder erwähnten Völker.)

A.

Abadſe, Seite 20.
Abaſen, 20.
Abchaſen, 11, 21.
Abeſſinier, 477 u. ff.
Adige-Stämme, 11, 19.
Aegypter, 483 u. ff.
Afghanen, 124 u. ff.
Afrikaniſche Neger, 451–476.
Afrikaniſche Völker, 431–506.
Ainos, 256.
Albaneſen, 543.
Alfurus, 220.
Aliab, 472.
Anglo-Amerikaner, 331–368.
Annamiten, 208.
Araber (Aſien): 38, 71 u. ff., (Afrika): 491 u. ff.
Araukaner, 413.
Armenier, 38, 41 u. ff.
Aſchanty-Neger, 456.
Auſtralier, 303, 322 u. ff.
Auſtraliſche Coloniſten, 326.

B.

Banjari (Bandſchara), 174 u. ff.
Bambara, 461.
Bantu-Völker, 443 u. ff.
Barri, 474.
Battaks, 220.
Beduinen, ſiehe Araber.
Berber, Seite 494, 503.
Betſchuana, 447.
Birmanen, 193.
Boers (Capland), 439.
Bongo, 474.
Bornu-Neger (Kanuri), 464.
Braſilianer (Portugieſen), 422, 426.
Braſilianiſche Indianer, 423.
Braſilianiſche Neger, 423.
Bulgaren, 575.
Buſchmänner, 434 u. ff.

C.

Chaldäer, 38.
Canibo-Indianer, 425.
Chineſen, 223 u. ff.
Chineſen in Amerika, 335.
Congo-Neger, 447 u. ff.
Creolen, 379.

D.

Dageſtaner, 20.
Dahomey-Neger, 454.
Dayaks, 220.
Dänen, 593.
Denka, 474.
Deutſche, 613.
Dravida-Völker, 130, 167 u. ff.
Druſen, 39, 86.
Dſchangams, 178.
Dſchats, 135.

E.

Engländer, Seite 602.
Eweawo, 458.

F.

Fan (Congo-Neger), 447.
Franzoſen, 520 u. ff.
Fulah-Race, 462 u. ff.

G.

Gaboneſen, ſiehe Mpongwe.
Galla, 482.
Georgier, 4, 11.
Germaniſche Völker, 591.
Gondas, 131.
Griechen, 45, 549 u. ff.
Guarani-Indianer, 421.
Gurier, 17.

H.

Hawaïier, 312, 328.
Hebräer, 38.
Hellenen, 38, 549 u. ff.
Himjaren, 85.
Hindus, 136 u. ff.
Holländer, 598.
Hottentotten, 434 u. ff.

I.

Imoſchach, ſiehe Berber.
Inder, 129 u. ff.
Indianer, nordamerikaniſche, 369 u. ff.
Indianer, centralamerikaniſche, 379—382.
Indianer, ſüdamerikaniſche, 388, u. ff., 402, 423.
Ismaëlier, 39.
Italiener, 535.
Ivaros-Indianer, 402.
Jacobiten, 39, 86.
Japaner, 253—298.
Jeziden, 36, 69.

K.

Kabardiner, 11, 20.
Kabylen, 494, 499 u. ff
Kalmücken, 106, 120 u. ff.
Kambodſchaner, Seite 207.
Kanareſen, 131, 187.
Kaffern, 443 u. ff.
Kaffern, Zulu-, 445.
Kanuri, ſiehe Bornu-Neger.
Kara-Kirgiſen, 106, 116 u. ff.
Kaſchmiriten, 133.
Khonds, 131, 170 u. ff.
Kirgiz-Kaizaken, 106 u. ff.
Kurden, 38, 62 u. ff.
Kyzilbaſchen, 39.

L.

Laos-Völker, 205 u. ff.
Laſen, 12, 17.
Lesghier, 11, 15, 21.
Liberia, Neger von, 459.

M.

Magyaren, 563.
Malabaren, 131, 187.
Malayen, 211 u. ff.
Malayo-Chineſen, ſiehe Schan-Völker.
Mandäer, 39.
Mandingo, 461.
Mandſchu, 246.
Maori, 327.
Marokkaner, 503 u. ff.
Maroniten, 38, 86.
Mauren, 494.
Miao-tſe, 247.
Mikroneſier, 315 u. ff.
Mingrelier, 17.
Mittu, 474.
Montenegriner, 573.
Mpongwe (Congo), 447, 449 u. ff.
Munda, 131.
Mutavillehs, 39.
Muthen, 207.

N.

Napos-Indianer, 402.
Naſarier, 39.
Natuchaizen, 21.
Neger, afrikaniſche, 451 u.
Neger, braſilianiſche, 423.

Neger, nordamerikaniſche, Seite 372.
Neſtorianer, 39, 69 u. ff.
Nicobaren, 132.
Nogaier (Tataren), 38, 87.
Norweger, 596.
Nubier, 483.
Nuër, 474.

O.

Osmanen, 38, 49 u. ff.
Oſſeten, 11, 20.
Owa-Herero, 446.

P.

Pandſchab-Stämme, 135.
Papuanen, 221, 302, 319 u. ff.
Parſis, 176.
Patagonier, ſiehe Tehuelchen.
Pepohoanen, 251.
Perſer, 38, 89 u. ff.
Polen, 587.
Polyneſier, 304.
Portugieſen (Braſilien), 422.
Portugieſen (Europa), 510 u. ff.
Pſchaven, 21.

R.

Radſchputen, 135.
Romaniſche Völker Europas, 509.
Rumänen, 557.
Ruſſen, 575.

S.

Sabäer, 85.
Samoa-Inſulaner, 328.
Sandeh (Niamniam), 474.
Saſchen, 21.
Schamanen, 123.
Schan-Völker, 193 u. ff., 247.
Schapſuchen, 21.
Scheſſuren, 11, 20.
Schemſchys, 39.
Schilluk, 474.
Schweden, 593.
Senegambiſche Neger, 460 u. ff.
Serare-Woloſ, 461, 462.
Serben, Seite 570.
Siameſen, 198.
Sija-Poſch, 127.
Siks (Seikhs), 135.
Singhaleſen, 131, 132, 188 u. ff.
Skandinavier, 593.
Slaviſche Völker, 569.
Somali, 482.
Soninke, 461.
Spanier, 513 u. ff.
Spaniſch-Amerika, Bewohner von, 372 bis 468.
Mexikaner, 375.
Bewohner von
Guatemala, 380.
Honduras, 380.
Nicaragua, 381.
Coſtarica, 382.
Großen Antillen, 382.
Kleinen „ 385.
Venezuela, 389.
Columbien, 393.
Ecuador, 399.
Peru, 403.
Bolivia, 407.
Chile, 408.
Argentinien, 418.
Uruguay, 420.
Paraguay, 421.
Sudaneſen, 453 u. ff.
Suſu, 461.
Südſee-Inſulaner, 301.
Swanen, 11, 20.
Syrer, 38, 86 u. ff.

T.

Tadſchiks, 126.
Tagalen, 221.
Tahitier, 308.
Tamulen, 131, 184 u. ff.
Tataren, 13, 34 u. ff.
Tehuelchen, 415 u. ff.
Telingas, 131.
Tibbu (Tebu, Teda), 466 u. ff., 490.
Tibeter, 247.
Todas, 131, 168 u. ff.
Tripolitanier, 490.

Digitized by Google

Tſcherkeſſen, Seite 19, 21 u. ff.
Tſchetſchenzen, 11, 20, 27 u. ff.
Tuareg, 494 u. ff.
Turkmenen, 38, 103 u. ff.
Türken, 49 u. ff.

U.

Ubychen, 21.
Uzbeken, 115.

V.

Vedda (Singhaleſen), 132.

W.

Walachen, ſiehe Rumänen.
Wolof, ſiehe Serara-Wolof.

Y.

Ygorroten, 221.
Yuruken, 38.

Z.

Zulu-Kaffern, 445.

Verzeichniss der Vollbilder.

1. Tſcherkeſſin . . . . . nach Seite 16
2. Die Kurden-Amazone Kara Fatma . . . . . „ „ 64
3. Vornehme Araberin aus Bagdad . . . . . „ „ 80
4. Turkmeniſche Frauen im Zelte . . . . . „ „ 114
5. Kaſchmiritin . . . . . „ „ 128
6. Tänzerinnen am Hofe eines Maharadſcha . . . . . „ „ 176
7. Vornehme Malayin . . . . . „ „ 208
8. Chineſiſche Frau aus Shanghai . . . . . „ „ 240
9. Japanerin . . . . . „ „ 256
10. Japaniſche Mädchen . . . . . „ „ 290
11. Hawaïin . . . . . „ „ 320
12. New-Yorker beauté . . . . . „ „ 352
13. Gartenſcene auf Cuba . . . . . „ „ 384
14. Peruanerin . . . . . „ „ 400
15. Vornehme Chilenin . . . . . „ „ 416
16. Aegyptiſche Frauen auf der Reiſe . . . . . „ „ 480
17. Reiche Jüdin aus Tunis . . . . . „ „ 496
18. Pariſerin . . . . . „ „ 528
19. Venezianerin . . . . . „ „ 560
20. Schwäbin . . . . . „ „ 608

Quellen-Literatur.

1. Adams, O., Geſchichte von Japan (Ueberſ. von Lehmann); Gotha, 1876.
2. Agaſſiz, Louis, A journey in Brazil; London, 1868.
3. Amicis, Ed. de, Spanien (Ueberſ.); Stuttgart, 1880.
4. Andree, C., Buenos-Ayres, oder die argentiniſchen Provinzen; 1856.
5. Appun, C. F., Unter den Tropen; Jena.
6. Arendts, Dr. C., Adrian Balbi's allgemeine Erdbeſchreibung (VI. Aufl.) Wien, 1879.
7. Arndt, F., Die deutſchen Frauen in den Befreiungskriegen; Halle, 1867.
8. Auguſtin, Marokko.
9. »Aus allen Welttheilen«, illuſtrirte Monatshefte für Länder- und Völkerkunde ꝛc.
10. »Ausland«, Das, Stuttgart.

11. Badger, The Nestorians.
12. Baker, S. W., Der Albert-Nyanza ꝛc. (Ueberſ.); Gera, 1874.
13. Barker, Lady, Ein Jahr aus dem Leben einer Hausfrau in Süd-Afrika; Wien, 1879.
14. Barth, Heinr., Wanderungen durch die Küſtenländer des Mittelmeeres.
15. — Herm. v., Oſt-Afrika vom Limpopo bis zum Somaliland.
16. Baſtian, Dr. A., Geographiſche und ethnologiſche Bilder; Jena.
17. Becher, J. H., Die hundertjährige Republik; 1876.
18. Bechtinger, Dr. J., Ein Jahr auf den Sandwich-Inſeln; 1869.
19. Beck-Bernard, Die argentiniſche Republik; 1876.
20. Bellew, H. W., From the Indus to the Tigris; 1874.
21. Bickmore, Reiſen im oſtindiſchen Archipel (Ueberſ.); Gera, 1874.
22. »Bilder aus dem geſellſchaftlichen Leben Nord-Amerikas«; Reutlingen, 1835.
23. Bousquet, G., Le Japons des nos jours; 1877.
24. Braſſey, Mrs. A., Segelfahrt um die Welt (Ueberſ.); Leipzig, 1880.
25. Brown, Roß, Reiſen und Abenteuer im Apachenlande (Ueberſ.); Gera, 1874.
26. Brugſch, Reiſen in Perſien.
27. Buchner, Max, Reiſe durch den Stillen Ocean; Breslau, 1878.
28. Buſch, Wanderungen zwiſchen Hudſon und Miſſiſſippi; 1854.
29. — Geſchichte der Mormonen ꝛc.; Leipzig, 1870.

30. Cameron, V. J., Quer durch Afrika; 1878.
31. Challenger, Exped. des, deutſch von H. v. Wobeſer; Leipzig, 1877.
32. Chanikow, N. de, Mémoire sur l'Éthnographie de la Perse; 1866.

Digitized by Google

33. Chavanne, Dr. J., Afghaniſtan; Wien, 1879.
34. — Die Sahara; Wien, 1879.
35. Choiſy, Aug., L'Asie mineure et les Turcs en 1875.
36. Chriſtmann und Oberländer, Oceanien.
37. Cooper, T. T., Reiſe ꝛc. von China nach Indien (Ueberſ.); Jena, 1877.

38. Daumas, Moeurs et coutumes de l'Algérie.
39. David, J. A., Syrie moderne (Univ. pittor.); Paris.
40. Deſor, Aus Sahara und Atlas.
41. Desvergers, Noël, Arabie (Univ. pittor.)
42. »Deutſche Rundſchau für Geographie und Statiſtik«; Wien.
43. Didier, Ch., Promenade en Maroc.
44. Dixon, H., Neu-Amerika (Ueberſ.); Gera, 1874.
45. Dodge, Col., The Prairies.
46. Douglas, R, The language and literature of China; 1875.
47. Du Prel, C. v., Unter Tannen und Pinien; Berlin, 1875.

48. Ebeling, A., Bilder aus Kairo; Stuttgart, 1878.
49. Ebers, G., Aegypten; Stuttgart und Leipzig, 1880.
50. Engel, Fr., Studien unter den Tropen Amerikas; Jena, 1878.

51. Flandin, Perse moderne (Univ. pittor.)
52. — und Coſte, Voyage en Perse.
53. Forbes, F. E., Dahomey and the Dahomans; London, 1851.
54. Forſyth, J., The Highlands of Central-India; 1871.
55. Franzos, K. E., Aus Halbaſien; Leipzig, 1876.
56. Fraas, O., Drei Monate im Libanon; Stuttgart, 1876.
57. Freſhfield, Douglas W., Travels in the Central-Caucasus etc.; 1869.
58. Fritſch, G., Drei Jahre in Südafrika; 1868.
59. — Die Eingebornen Südafrikas; 1872.

60. Gerland, G., Atlas der Ethnographie; 1876.
61. Giles, H., Chineſiſche Skizzen (Ueberſ.); Berlin, 1879.
62. »Globus«, illuſtrirte Zeitſchrift für Länder- und Völkerkunde.
63. Gobineau, de, Les Religions etc. dans l'Asie centrale.
64. Golowin, Rußland unter Alexander II.; Leipzig, 1870.
65. Gopčević, Sp., Montenegro und die Montenegriner; Leipzig, 1877.
66. Graul, Reiſe nach Oſtindien.
67. Gregorovius, F., Wanderjahre in Italien.
68. Grenville-Murray, E. C., Die Ruſſen der Gegenwart (Ueberſ.); Leipzig, 1878.

69. Hahn, v., Albaneſiſche Studien; Jena.
70. Hamar-Dabanow, Moscowiter und Tſcherkeſſen; Leipzig, 1846.
71. Hamilton, Reiſe in Kleinaſien ꝛc. (Ueberſ.); Leipzig, 1843.
72. Hartmann, R., Die Nigritier; 1877.
73. — Die afrikaniſchen Völker; 1879.
74. Haxthauſen, A. v., Transkaukaſien; 1856.
75. Hazard, S., Santo Domingo etc.; 1873.

Digiti

76. Hellwald, Fried. v., Centralasien; Leipzig, 1875.
77. — Hinterindische Länder und Völker; Leipzig, 1880.
78. — Die Erde und ihre Völker; Stuttgart, 1878.
79. — und Beck, Die heutige Türkei; Leipzig 1878—1879.
80. Herhold, Böse Zungen, ein humoristisches Wörterbuch für die Frauen; Berlin.
81. Hesse-Wartegg, Nordamerika; 1880.
82. Heuglin, M. Th. v., Reise nach Abessinien; Gera, 1874.
83. Hildebrandt, Ed., Reise um die Erde ꝛc.; Berlin, 1878.
84. Hirsch, Jenny, Die Hörigkeit der Frauen; Berlin, 1872.
85. Hobrik, Fr., Wanderungen auf dem Gebiete der Länder- und Völkerkunde; Detmold, 1876.
86. Höfer, Etats tripolitains (Univ. pittor.)
87. Holub, Dr. E., Sieben Jahre in Südafrika; Wien, 1880—1881.
88. Hübner, Fr. v., Promenade autour du monde; 1873.

89. Jagor, Reisen in den Philippinen; Berlin, 1873.
90. Jebina, L. v., Um Afrika; Wien, 1877.
91. Jeppe, Die transvaalische oder südafrikanische Republik; Gotha, 1868.
92. Jonas, E. J., Schweden ꝛc.; Berlin, 1875.
93. — Norwegen ꝛc.; Berlin, 1876.
94. Jung, Dr. C. E, Australien und Neuseeland; 1879.

95. Kanitz, F., Serbien; Leipzig, 1868.
96. Kirchhoff, Th, Reisebilder und Skizzen aus Amerika; 1875.
97. Klemm, Geschichte der Frauen; Dresden, 1859.
98. Klunzinger, C B, Bilder aus Ober-Aegypten ꝛc.; 1877.
99. Koch, C., Die kaukasischen Länder.
100. Kohl, E. H., Eine Reise in Schweden und Norwegen; Berlin, 1879.
101. — J. G., Die Hauptstädte Europas.
102. Kollonitz, Gräfin Paula v., Eine Reise nach Mexiko; 1867.
103. Kremer, A. v., Geschichte der herrschenden Ideen des Islam.
104. — Aegypten; 1863.
105. Kudriaffsky, Euph., Japan und seine Literatur.
106. Kühne, Japan (A. a. W.); 1870.

107. Lane, Sitten ꝛc. der heutigen Aegypter (Uebers.)
108. Lankenau und Oelsnitz, Das heutige Rußland; Leipzig, 1876.
109. Lauser, W., Aus Spaniens Gegenwart; Leipzig, 1872.
110. Layard, H. A., Niniveh and Babylon.
111. Leclercq, Un Eté en Amerique.
112. Lefmann, S., Geschichte des alten Indiens; Berlin, 1880.
113. Lehnert, J., Um die Erde; Wien, 1878.
114. Lenz, O., Skizzen aus Westafrika; Berlin, 1878.
115. Livingstone, Neue Missionsreisen in Südafrika; Jena, 1874.
116. Loftus, Chaldäa and Susiana.
117. Lüttke, M., Aegyptens neue Zeit; 1873.
118. — Der Islam und seine Völker; Gütersloh, 1878.

Digitized by Google

119. Malcolm, Geſchichte von Perſien.
120. Maltzan, H. v., Reiſen in der Regentſchaft Tunis und Tripolis.
121. — Drei Jahre im Nordweſten von Afrika.
122. — Sittenbilder aus Tunis und Algerien.
123. Marno, E., Reiſen im Gebiete des blauen und weißen Nil; Wien. 1874.
124. Marſhall, E., A phrenologist amongst the Todas; 1873.
125. — F., Häusliches Leben in Frankreich (Ueberſ.); Berlin, 1877.
126. Martin, Dr. Ch. E., Étude éthnographique sur le Chinois etc.; 1873.
127. Meinicke, C. E., Die Inſeln des Stillen Oceans; 1875.
128. Melek-Hanum, Dreißig Jahre im Harem.
129. Michelet, J., Les femmes de la revolution; Paris, 1854.
130. »Mittheilungen der k. k. geographiſchen Geſellſchaft«; Wien.
131. »Mittheilungen der deutſchen Geſellſchaft für Natur- und Völkerkunde Oſtaſiens.«
132. Mohr, Nach den Victoria-Fällen des Zambeſi.
133. »Monatſchrift«, öſterreichiſche, für den Orient; Wien.
134. Mouhots, Travels etc. in Indochina; 1864.
135. Mounſey, A journey trough the Caucasus etc.; 1872.
136. Mullens, Twelve Months in Madagascar; 1875.
137. Murad Effendi, Türkiſche Skizzen; 1877.
138. Muſters, G. C., Unter den Patagoniern (Ueberſ.); Jena, 1873.
139. Mühlenpfordt, Mejico.
140. Müller, Fried., Allgemeine Ethnographie (II. Aufl.); Wien, 1879.

141. Nordau, M., Vom Kreml zur Alhambra; Leipzig, 1880.
142. Nordhoff, C., California.
143. Noſtitz, Pauline Gräfin v., J. W. Helfers Reiſen in Vorderaſien und Indien; 1873.

144. Oberländer, W., Auſtralien (neue Auflage); Leipzig, 1880.
145. — Weſtafrika vom Senegal bis Benguela.
146. Oeſterreicher, Th. Frh. v., Aus fernem Oſten und Weſten; Wien, 1879.
147. Oetker, Dr. F., Belgiſche Studien; Stuttgart, 1876.
148. Olshauſen, Geſchichte der Mormonen ꝛc.; Göttingen, 1856.
149. Orlich, v., Reiſe in Oſtindien.

150. Palgrave, G. W., Narrative of a years journey trough central- and eastern Arabia (Ueberſ.)
151. Paulitſchke, Dr. Ph, Die afrikaniſchen Neger; Wien, 1879.
152. Paulus, E., Bilder aus Italien; Stuttgart, 1879.
153. Pervanoglu, Dr. J, Culturbilder aus Griechenland; Leipzig, 1880.
154. Peſchel, O., Völkerkunde; 1874.
155. Petermann, Reiſen im Orient.
156. Petermann, Dr. A., Mittheilungen aus Juſtus Perthes geogr. Anſt.
157. Pietſch, L., Marokko; 1878.
158. Polak, J. E., Perſien, das Land und ſeine Bewohner; Leipzig, 1865.
159. Prokeſch-Oſten, Nilfahrt bis zu den II. Katarakten; 1873.

160. Radde, G., Die Chewſuren und ihr Land; 1879.
161. Rajatſchitſch, Das Leben ꝛc. der Südſlaven.

162. Ransonnet, E. v., Skizzen aus Singapur ꝛc.; 1876.
163. Ratzel, Fr., Aus Mexiko; 1878.
164. Rich, Narrative of Koordistan.
165. Richardson, West of the Mississippi.
166. Richter, J. J., Bilder aus den Vereinigten Staaten; 1874.
167. Riehl, Die Familie; Stuttgart, 1861.
168. Ringseis, Bettina v., Drei Monate in Spanien; Freiburg, 1875.
169. Robert, C., Die Slaven der Türkei (Uebers.); Stuttgart, 1851.
170. Roberts, Egypt and Nubia.
171. Robson, John, Hinduism and relations to Christianity; 1874.
172. Rohlfs, G., Quer durch Afrika.
173. — Land und Volk in Marokko.
174. — Reise durch Marokko.
175. Rosenberg, v., Der Malayische Archipel; Leipzig, 1878.
176. Rosenthal, Diesseits und jenseits der Cordilleren; 1874.

177. Saltikow, Skizzen aus dem russischen Provinzialleben (Uebers.); Berlin, 1860.
178. Sanders, Das Volksleben der Neugriechen ꝛc; Mannheim.
179. Sandrecky, Reise nach Mossul ꝛc.
180. Sartorius, Mexiko, 1852–56.
181. Schack, Gf. v., Poesie und Kunst der Arabier in Spanien; Stuttgart.
182. Shaw, R., Reise nach der hohen Tatarei ꝛc. (Uebers.); 1876.
183. Scherzer, C. v., Novara-Expedition; Wien.
184. — Smyrna; Wien, 1873.
185. — Einige Beiträge zur Ethnographie Chinas; Wien, 1859.
186. — Aus dem Natur- und Völkerleben im tropischen Amerika; 1867.
187. Scherr, J., Geschichte der deutschen Frauen.
188. Schlagintweit, H. v., Reisen in Indien und Hochasien; Jena.
189. — R. v., Die Mormonen ꝛc; 1874.
190. Schneider, O., Von Algier nach Tunis und Constantine; 1872.
191. Schmidt, B., Das Volksleben der Neugriechen; Leipzig, 1871.
192. Schmidt-Weißenfels, Frankreich und die Franzosen; Berlin, 1868.
193. Schweinfurth, G., Im Herzen von Afrika; 1878.
194. — Artes Africanae; 1875.
195. Seiff, J., Reisen in der asiatischen Türkei; Leipzig, 1875.
196. Semper, C., Die Palau-Inseln im Stillen Ocean; 1873.
197. — Die Philippinen und ihre Bewohner.
198. Simon, Russisches Leben ꝛc.; Berlin, 1858.
199. Sivers, Jegor v., Ueber Madeira ꝛc. nach Mittelamerika; Leipzig, 1861.
200. Spiegel, Eran, das Land zwischen Indus und Tigris; Berlin, 1863.
201. Spieß, G, Die preußische Expedition nach Ostasien (1860–62); 1864.
202. Squier, E. G., Die Staaten von Centralamerika (v. C. Andree); 1865.
203. Stanley, G., Durch den dunklen Welttheil (Uebers.); Leipzig, 1879.
204. Stark, Nach dem griechischen Orient; Heidelberg, 1870.
205. Stefan, H, Das heutige Aegypten; 1872.
206. Stein, L. v., Die Frau auf dem Gebiete der Nationalökonomie; Stuttgart, 1879.
207. — Die Frau auf dem socialen Gebiete; Stuttgart, 1880.

Digitized by Google

208. Strack, Die deutſchen Frauen; Leipzig, 1876.
209. Stuart Mill, Die Hörigkeit der Frauen.

210. Tamiſier, M., Voyage en Arabie; 1840.
211. Thielmann, Fr. M. v., Vier Routen durch Amerika; Leipzig, 1879.
212. — Streifzüge im Kaukaſus ꝛc.
213. Tſchihatſcheff, Lettres sur la Turquie.
214. Tſchudi, J. J. v., Reiſen durch Südamerika.
215. »Tour du Monde«, Le. Nouveau Journal des Voyages.

216. Vámbéry, H., Wanderungen ꝛc. in Perſien.
217. — Reiſen in Mittelaſien.
218. Van Lennep, Travels etc. in Asia minor; 1870.
219. Varigny, A. d., Quatorze ans aux îles Sandwich; 1874.
220. Verſen, M. v., Transatlantiſche Streifzüge; 1876.
221. Vincent, Fr., The Land of the white Elephant; 1873.
222. Vogel, H. W., Vom indiſchen Ocean bis zum Goldlande; Berlin, 1880.
223. Vulpius, Pantheon berühmter Frauen.

224. Wagner, M., Reiſe nach Perſien ꝛc.; 1852.
225. Waitz, Anthropologie der Naturvölker.
226. Wallace, Alf. R., The Malay Archipelago; 1869.
227. — Die Tropenwelt (Ueberſ.); Braunſchweig, 1879.
228. Wallace, D. Mackenzie, Russia; London, 1877.
229. Watſon, J. Forbes und J. W. Kaye, The Peoples of India etc.
230. Wattenbach, Algier.
231. Wellſtedt, J. R., Travels in Arabia (Ueberſ.).
232. Wernick, Fr., Städtebilder; Leipzig, 1879.
233. Wetzſtein, Reiſebericht über Hauran ꝛc.; 1860.
234. White, Drei Jahre in Conſtantinopel (Ueberſ.); Stuttgart, 1846.
235. Wieſe, Indien oder die Hindus; Leipzig.
236. — Zur Geſchichte und Bildung der Frauen; Berlin, 1872.
237. Wiley, J. D., China and Japan etc.; London, 1879.
238. Wilkinſon, Modern Egypt.
239. Williamſon, A., Journeys in North-China; 1870.
240. Willkomm, M., Spanien und die Balearen; Berlin, 1876.
241. Wrede, Adolf, Reiſe im Hadramaut (v. Maltzan).
242. Wright, India and its inhabitants; Waſhington, 1856.

243. Zehme, Dr. A., Arabien und die Araber ſeit hundert Jahren; 1875.
244. »Zeitſchrift der Geſellſchaft für Erdkunde«; Berlin.
245. Zeller, Beſchreibung des chineſiſchen Reiches und Volkes nebſt Ueberſicht der Geſchichte Chinas; Stuttgart, 1836.

Inhalt.

Seite

Vorwort V

Asien.

Im Kaukasus.

1. Georgien—Mingrelien—Gurien 3

Vorbemerkung. Die letzte georgische Königin. Tiflis, das Paradies Transkaukasiens. Die Georgierinnen. Die transkaukasischen Volksstämme. Georgisches Leben auf dem Lande. Liebe zu Gesang und Tanz. Die »Lesghinka«. Kachetischer Wein. Georgische Sklavinnen. Die Frauen Mingreliens und Guriens.

2. Bei den Bergvölkern 19

Ethnographischer Ueberblick. Tscherkessische Frauen und Mädchen. Trachten. Das Heim. Entführung und Braut-Ritt. Tscherkessische Sklavinnen. Bei den Tschetschenzen. Verlobungs- und Hochzeits-Gebräuche. Scheidung. Leichenklage der Frau eines Verstorbenen. »Der Gefangene im Kaukasus.« Unter den Tataren. Frauenwagen der Nomaden. In einem tatarischen Salon.

Vorder-Asien.

Ueberblick 37

1. Das Familienleben der Armenier 41

Allgemeines über das armenische Volk. Die Familienverfassung. Freiheiten des weiblichen Geschlechts. Die Mädchen. Stellung der Frau. Kleidung und Schmuck. Die Armenier außerhalb ihrer Heimat. Griechen und Armenier. Ein Blick in's Armenier-Quartier von Smyrna.

2. Aus den türkischen Harems 49

Das angebliche Geheimniß des Harems. Allgemeines über die moslimische Ehe. Brautwerbung und Hochzeit. Im Frauengemach. Die Polygamie und ihre Beschränkung in den höheren Ständen. Das Verhältniß der Sklavinnen. Andere sociale Gebrechen. Freiheiten im äußeren Verkehr. Sultansgenossinnen oder »Kadinen«. Berühmte Osmanidinnen. Ein Bild aus Stambul

3. Kurdisches Nomadenleben 62

Die freiere Stellung der Frau bei den moslimischen Nomaden. Ueber die Kurden im Allgemeinen. Kurdische Helden- und Liebeslieder. Mädchen- und Kinderraub seitens der Türken. Eine Romanze. Die Amazone Kara-Fatma. Aeußere Erscheinung der Kurdinnen. Ihr Typus, ihre Tracht und ihre Schmucksachen. Leben im Zelte. Die Nestorianerin. Die »Teufels-Anbeterinnen«. Nächtliche religiöse Feste. Der »Tschopi« oder Nationaltanz.

4. Die Araberin im Palast und Zelt 71

Bilder aus dem Beduinenleben. Liebeslieder und Hochzeits-Gebräuche. Die »Hadijah«. Die arabische Städterin. Unerquickliche Verhältnisse. Putzsucht, Trachten, äußere Erscheinung. Die Frauen aus dem Oman und Nedschd. Ein Cultur-Roman. Berühmte Frauen aus der arabischen Cultur-Epoche. Poeten

Digitized by Google

Seite

und Minnesänger. Aus Süd-Arabien. Die syrischen Christinnen. Drusinnen. Seltsamer Verlobungsbrauch bei den Nasariern.

Vom Taurus zum Himalaya.

1. Persisches Frauenleben 89

Einleitende Bemerkungen. Die persische Familie. Lebenslauf des Mädchens. Familien-Heiraten. »Ehe auf Zeit.« Nekdi und Sighi. Eigenthümliche Scheidungs-Formalitäten. Verlobungs- und Hochzeits-Gebräuche. Behandlung der Frauen; Familiensinn und Kinder-Erziehung. Aeußere Erscheinung der Perserin. Intellectuelle Erziehung. Das Harem des Schah. Städtebilder. Die religiöse Schwärmerin Guret-ul-Ain.

2. Oasen- und Steppenbilder aus Mittel-Asien 105

Blick auf Turkestan. Die Turkmenen. Lebensweise, Sitten, Familien-Gebräuche. Stellung der Frauen. Verlobungs- und Hochzeits-Ceremonien. Typus, Kleider und Schmuck. Häusliche Beschäftigung und Unterhaltungen. — Die Uzbeken. Hofhaltung des Khans von Chiwa. — Die Kirgis-Kaizaken. Steppenbilder. — Die Kalmücken. Das Heim eines Fürsten der Wolga-Kalmücken. Die Altai-Kalmücken und der Schamanismus. — Afghanen und Tadschiks. Die Sijah-Posch.

Vorder-Indien.

Ethnographische Uebersicht 129

1. Wanderung durch Hindostan 133

Kaschmir und seine Frauen. Die Völkerstämme des Pandschab. Der Hinduismus und seine Beziehungen zur alten Götterlehre. Alte und neue Kasten-Organisation. Ueber die Stellung der Hindu-Frauen. Die Mißbräuche der Witwen-Verbrennung, des Kindermordes und der Menschenopfer. Beschreibung einer »Satti«. Ausschreitungen der Polygamie. Statistische Daten über den Kindermord. — Städtebilder. Benares. Das Ganges-Tiefland. Kalkutta; ein Bild der indischen Hauptstadt und seiner socialen Zustände. Die Frauen und Kinder der Europäer. Misch-Ehen. Der Heiratsmarkt. Tracht und Schmuck der Hindu-Frauen. — Geistige Strebungen. Toru Dutt, die moderne Dichterin. Altindische Literatur. Das Geschlechts- und Familienleben in altvedischer Zeit.

2. Unter den Dravida-Völkern 167

Das plastische Bild Mittel- und Süd-Indiens. Der Pilgerweg nach Dschaggernaut. Menschenopfer in Khondistan. Mutterliebe. Die Frauen der Khonds. Hochzeits-Gebräuche. Arische Elemente im Dekhan. Die Schönheit der Banjari-Frauen. — Ueber's Mahadeo-Gebirge zur Westküste. Bombay. Das Familienleben der Parsis. Hochzeits-Gebräuche bei den Dschangams. Die Natsches oder Tanzmädchen (Bajaderen). Ein Blick auf Heiderabad. Die Tamulen. Die Todas. Canaresische und malabarische Frauen. Die Singhalesen. Seltsame Hochzeits-Gebräuche. Polyandrie.

Hinter-Indien und der malayische Archipel.

Uebersicht 191

1. Die Völker Hinter-Indiens 193

Birma. Die freie Stellung der birmanischen Frauen. Eigenthümliche Sitten. — Die Siamesen. Aeußeres und Kleidung der Siamesinnen. Polygamie. Ceremonie des »Haarabschneidens«. Die königlichen Frauen. Leben im Harem. Brautstand und Hochzeits-Feierlichkeiten. — Die Laos-Völker. Sociale Zustände. Aeußere Vorzüge der Laos-Frauen. Familienleben. Die Mu-theu. — Das »Kaiser-

Seite

reich« Annam. Die Annamitinnen und ihr ſchlechter Ruf. — Blick auf Nieder-Cochinchina. Die franzöſiſchen Damen der Colonie. — Malakka. Singapur.

2. Im malayiſchen Archipel 211

Die Malayen und ihre Race-Eigenthümlichkeiten. Das »Amok-Laufen«. Patriarchaliſches Familienleben. Seltſame Erbfolgegeſetze. Aeußere Erſcheinung und Kleidung der Malayinnen. — Blick auf die hinterindiſche Inſelwelt. Java. Batavia und die holländiſchen Damen. — Die malayiſchen Frauen auf Java. Miſch-Ehen. Grauſame Juſtiz auf Lambok gegenüber treubrüchiger Frauen. — Sumatra und Borneo. — Die Philippinen. Tagaliſche Frauen. Meſtizinnen. Patriarchaliſche Zuſtände unter den Ureingebornen (Igorroten).

Oſt-Aſien.

1. Das Familien- und Volksleben der Chineſen 223

Einleitende Bemerkungen. Staat und Familie. Ahnencultus und Fatalismus. Abgeſchloſſenheit der Familie. Stellung der Frauen. Kindermord und Kinderverkauf. Die Ehe. Trauungs-Ceremonien. Sociale Uebelſtände. Das Aeußere der Chineſinnen und ihre Kleidung. Verkrüppelte Füße. Putz und »Curioſitäten«. Sprüche, die Frauen betreffend. Ländliche Beſchäftigung. Freie Stellung der Mädchen und die chineſiſche jeunesse dorée. Allgemeines über den Charakter der Chineſen. Geſellſchaftliche Einrichtungen. Das Heim. Ceremonienweſen, Beſuche und Mahlzeiten. Aus dem geiſtigen Leben des chineſiſchen Volkes. Die Lieder des »Schi-king«. — Andere Völker des chineſiſchen Reiches: Mandſchu, Mongolen, Tibeter. Die Miao-tſe's. Städtebilder.

2. Das moderne Japan 253

Unſere Kenntniß von Land und Leuten in Japan. — Die Japanerin; äußere Erſcheinung, Toilette, Charakter-Eigenſchaften. Hochzeits-Ceremonien und Ehe-Angelegenheiten. Neuerungen und Wahrung gewiſſer Frauenrechte. Geiſtige Strebungen; Mädchenſchulen und Frauen-Erziehung. — Das Familienleben der Japaner. Mutter und Kind. Kinderſpiele. Das Heim. Geſellſchaftliche Zuſtände. Die Claſſenordnung. Umſchwung in neueſter Zeit. — Die Hofhaltung zu Tokio und die kaiſerliche Familie. — Das Volksleben. Improviſatoren und Sängerinnen. Theehäuſer. Jahresfeſte. — Städtebilder. Die Millionenſtadt Yeddo-Tokio. Faſhionables Leben in Yokohama. Kioto, das »Rom der Japaner«. Hiogo, Oſaka und Nagaſaki.

Auſtralien.

Unter den Völkern der Süd-See 301

Geographiſcher und ethnographiſcher Ueberblick. Die Malayo-Polyneſier. Die weiblichen Repräſentanten des polyneſiſchen Stammes. Aeußere Erſcheinung und Tättowirung. Das Geſchlechts- und Familienleben der Polyneſier. Tahiti und ſeine Bewohner. Das eheliche Leben der alten Tahitier. Höflichkeitsgeſetze; poetiſche Traditionen, Muſik und Tanz. Franzöſiſche Einflüſſe. — Der Sandwich-Archipel. Die Hawaïierinnen als Schwimmerinnen und Reiterinnen. Schönheit und Anmuth der Frauen. — Mikroneſien. — Melaneſien. — Die Melaneſier der Fidſchi-Inſeln. Neu-Caledonien. — Die Papuanen. Ihr Familien- und Geſchlechtsleben auf Neu-Guinea. — Die Auſtralier. Ihre Familienverhältniſſe. Toilettekünſte der Weiber. Beluſtigungen. Complicirte Ehegeſetze. Ein Blick auf die auſtraliſchen Colonien. — Neu-Seeland. — Fahrt durch den Stillen Ocean nach San Francisco.

Digitized by Google

Seite

Amerika.

Nord-Amerika.

1. Die Gesellschaft in den Vereinigten Staaten 331

San Francisco und sein soziales Leben. — Allgemeines über die gesellschaftlichen Zustände in der Union. Das Mormonenthum. Joë Smith und Brigham Young. Die Salzseestadt. Organisation und Wesen des Mormonismus. Mormonische Damen. Die Pluralität und das Ansiegeln. Die weltliche und himmlische Ansiegelung. Polygamie oder Polyandrie? — Andere religiöse Secten. Die Shakers und ihr System. »Mutter Anna.« Die Revivals und Camp-Meetings. Bibel-Communisten. Weibergemeinschaft oder die »zusammengesetzte Ehe«. — Allgemeines über die Frauenfrage. Spiritistinnen und Seherinnen. Elisabeth Denton. Das System der Frauenrechtlerinnen. Die Grundursachen der Emancipations-Bewegung. Statistische Mißverhältnisse. — Geistige Regsamkeit der Amerikanerin. Hervorragende Dichterinnen der Union. — Das öffentliche Leben in den großen Städten. Aufwand und Luxus. Temperenzlerinnen. — Städtebilder: New-York, Chicago, St. Louis, Cincinnati, Washington, Boston, Philadelphia, New-Orleans, Baltimore. — Aus dem Familien- und Geschlechtsleben der Prairie-Indianer. — Die Neger.

2. Central-Amerika und West-Indien 373

Seefahrt vom Mississippi-Delta nach Veracruz. Unvortheilhafte Eindrücke. Reiseweg nach Mexiko. Tropische Landschaften. Die mexikanische Hauptstadt und ihre Frauen. Beschäftigung der Damen. Die Kinder und ihre Erziehung. Die mexikanischen Landfrauen. — Central-Amerika. Ethnische Elemente. Guatemala und seine indianischen Bergbewohner. Gesellschaftsclassen. Erbauliches Eheleben in Honduras. Sociale Rangordnung in Nicaragua. Unsäthige Zustände daselbst. — Westindien. Habanah und sein glänzendes öffentliches Leben. Die übrigen großen Antillen. Frauentypen von den kleinen Antillen.

Süd-Amerika. 387

Ethnographische Einleitung. Sociales aus Venezuela. Eltern und Kinder. Seltsame Belustigungen. — Städtebilder aus Columbia. Prächtige Naturscenen. Gesellschaftliche Zustände. Fromme Frauen. Die »Aguinaldos«. — Ecuador. Quito und seine Frauen. Primitive Toiletten. Die Napos-Indianerinnen. — Peru. Anblick des Landes. Lima. Die Frauen von Lima und ihre Zerstreuungen. Oeffentliches Leben. Cuzco und der Ahnenstolz seiner Familien. Die Cusqueñas. Ihr Alltagsleben. — Bolivia. Die Frauen in La Paz. — Chile. Sympathische Seiten am chilenischen Volkscharakter. Das Heim einer vornehmen Familie. Schönheit der Frauen. Abendleben auf der »Alameda« zu Santiago. Die Liebe im Volkslied. Araukanische Frauen. Seltsame Hochzeits-Gebräuche. Aus dem Leben der Tehuelchen (Patagonier). — Argentinien. Die Gauchos. Buenos-Ayres und seine Frauen. Uruguay. Das Leben in Montevideo. — Paraguay. Guarani-Frauen. — Brasilien. Rio de Janeiro. Bevölkerungs-Elemente. Die brasilianischen Frauen. Indianerinnen vom Amazonas. Schlußwort.

Afrika.

1. Unter den Völkern Süd- und Aequatorial-Afrikas 431

Eintheilung der Völker des »dunklen Erdtheils«. Hottentotten und Buschmänner. Brautwerbung, Hochzeit, Eheleben. Das Familienheim und der »Kraal«. Häusliche Beschäftigung. — Aus den europäischen Colonien. Sociale Uebelstände.

Seite

Das Farmleben der Boers im Oranje-Freistaat und in Transvaal. Primitive Erziehungs-Methode. Lebenslauf des Mädchens. — Die Kaffern und ihre ethnischen Eigenthümlichkeiten. Familienleben und Hochzeits-Gebräuche. Umständliche Brautwerbung bei den Betschuana. — Die übrigen Bantu-Völker. Die Congo-Stämme. Die Frauen am Gabon. Sociale Sonderbarkeiten. Harte Stellung der Frauen. Gesetzlich erlaubtes Cicisbeat. Das Weib als Leih- und Pfandobject. Schlußbemerkungen.

2. **Durch den Sudan** 453

Blick auf Ober-Guinea. Der König von Dahomey und seine Amazonengarde. Die 3333 Weiber des Aschanty-Königs. Despotenwirthschaft. Milde Sitten unter den Eweawo. Die Neger-Republik Liberia. Abschreckende sociale Zustände daselbst. — Senegambien. Die senegambischen Negerinnen. Die Frauen der Wolofs. Die Fulah-Race und ihre Stellung zu den afrikanischen Negern. Sittenreinheit der Frauen; ihre Toilettekünste. — Timbuctu, »die Königin der Wüste«. Die Neger-Civilisation in Bornu, Baghirmi und Wadaï. Tibesti und seine Frauen. Raufluft der Weiber. Verlobungs- und Hochzeits-Gebräuche. Allgemeines über die Neger-Race: Typus, Charakter, Bekleidung, Beschäftigung, das Heim. Das Geschlechts- und Familienleben. Sklaverei und Menschenhandel. »Gesang der Sklavinnen in der Wüste.« — Durch den »ägyptischen Sudan«. Chartum. Baker Paschas Expedition.

3. **Die Nil- und Mittelmeer-Länder** 477

Abessinien. Allgemeine Bemerkungen. Eine abessinische Hochzeit. — Galla und Somali. — Die Nubier. — Aus dem modernen Aegypten. Ismaïl Paschas Gewaltwirthschaft und Verschwendung. Die vornehme Aegypterin. Ihr Leben und Treiben. Aeußere Erscheinung. Toilette, Straßencostüm. Andere Frauentypen. Eine berühmte Frau. Das Fellah-Weib und sein elendes Dasein. Leibliche Vorzüge desselben. — Tripolitanien. Die Frauen Fezzans. Familien-Organisation der Araber. Das Nomaden-Weib. Beduinen-Romantik. Eine Apotheose. — Weiterer ethnographischer Rundblick. Die Tuareg und die außergewöhnliche Stellung ihrer Frauen. Ehe-Verhältnisse, Hochzeits-Feierlichkeiten, Erbfolgegesetze. — Tunis und Algier. Tunisische Jüdinnen. Die Kabylen. Das Leben ihrer Frauen. Sociale Einrichtungen und Gebrechen. Biskra und seine Tanzmädchen (Naïlijah). — Marokko. Stellung des Weibes nach der Blutsverwandtschaft. Ehe-Verhältniß. Die marokkanischen Jüdinnen.

Europa.

1. **Die romanischen Frauen** 509

Das abendländische Culturleben. Vermittelnde Analogien zwischen Nordwest-Afrika und Südwest-Europa. Die Portugiesen und Spanier. — Portugiesischer Frauentypus. Nüchternheit in den alltäglichen Beziehungen, in der Familie und im Heim. Die Senhora der lusitanischen Residenz. — Spanisches Frauenthum. Mannigfaltigkeit der Typen. Die Granadinerin, die Sevillanerin, die Malagueña. Ein fashionables Bild aus dem Madrider Prado. Die Madrileña in der Stierkämpfer-Arena. Auf der Rambla zu Barcelona. — Die Französinnen. Allgemeine Charakteristiken. Provinz-Typen. Die Pariserin. Aussprüche berühmter französischer Schriftsteller über das Weib. Sprichwörter, die Frauen betreffend. Modernes Erziehungssystem und Familienleben. »Ihre Hoheit die Frau.« Ein Bild aus dem Pariser high life. — Die Italienerinnen. Ihre geringe Bedeutung

Digitized by Google

Seite

im socialen Leben früherer Zeit. Die Frauen der Renaissance. Charakter-Eigenschaften der Italienerin. Die Venezianerinnen des XVII. und XVIII. Jahrhunderts. Gelehrte Frauen aus dem vorigen Jahrhundert. Lord Byron in Venedig.

2. Südost-Europa 543

Die Albanesen. Ihre Stellung in der europäischen Völkerfamilie. Primitives Familienleben. Unwürdige Behandlung des weiblichen Geschlechtes. Desorganisation der Familien-Verhältnisse durch die Blutrache. Aeußere Erscheinung der Albanesin. Liebeslieder. Das Heim. Todtenklage. — Die Griechin. Allgemeine Bemerkungen und Charakteristiken. Die eigentliche »Hellenin«. Andere Typen. Züge aus dem griechischen Frauenleben. Verlobungs- und Hochzeits-Gebräuche. Die Perotin und die Absonderlichkeiten levantinischer Fashion. — Die Rumänin. Allerlei Zerrbilder. Das conservative Bojarenthum. Ueppigkeit und Luxus im täglichen Leben. Contraste. Ein fashionabler Tummelplatz. Das rumänische Landvolk. Poetische Anlagen des Bauernweibes. Die »Dragica« und »Papaluga«. — Die Magyarin. Ihre inneren und äußeren Vorzüge. Charakteristiken. Ein anmuthiges Bild. Das Weib aus dem Volke. Hochzeits-Gebräuche.

3. Die slavischen Frauen 569

Der Familiensinn unter den slavischen Völkern. Die Serben. Zadruga, Domatschin, Domatschiza. Geschwisterliebe und Pathenschaft. Eheschließungen und Entführungen. Die Gattin. Charakter-Eigenschaften der Serbin. Ihre äußere Erscheinung und das Costüm. — Die Montenegrinerin. Unwürdige Behandlung und Mißachtung derselben. Tracht und Typus. — Die Bulgarin. — Die Russin und ihre freie sociale Stellung. Das Leben der vornehmen Russin. »Lediges Witwenthum«. Ehe-Angelegenheiten. Formfehler bei der Trauung als Mittel zur Scheidung. Familien-Angelegenheiten. Der »Mir«. Der »Domostroi«, ein Hausbuch aus dem XVI. Jahrhundert. Eine Sitte aus der Zeit der Leibeigenschaft. Typen und Trachten. Zur Charakteristik der vornehmen Russin. Die geheime Diplomatin. Studentinnen. — Die Polin. Deren leibliche und sociale Vorzüge. Die Polin als Hausfrau. Typische Charakterzüge.

4. Die germanischen Frauen 591

Völkerpsychologisches. Zur Charakteristik der germanischen Völker. Die Scandinavier. Aus dem schwedischen Frauenleben. Norwegische Trauungs-Ceremonien. Das norwegische Heim und die Cultur im höchsten Norden. — Die Niederländer. Die holländische Frau in ihrem Heim. Behagliches Familienleben. Sociales. Clubwesen. — Die Engländer im Allgemeinen und das Wesen des englischen Gesellschaftslebens. Die Emancipations-Bewegung; ihre Begründer und Förderer. Gegenwärtige hervorragende Vertreterinnen des Frauenstimmrechtes. Die Tyrannei der Convenienz. Aus dem Londoner high life. Das Saison-Leben und die »professional beauty«. Ein Kampf im Dienste der Fashion. — Die deutsche Frau. Historische Rückblicke. Culturgeschichtliches. Aus dem alltäglichen Leben. Die deutsche Hausfrau und ihre Richterin Hedwig Dohm. Schlußbetrachtungen.

Ethnographisches Register 625

Verzeichniß der Vollbilder 628

Quellen-Literatur 629

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google